E III 12

Coburger Landes-Bücherei

14

gezeichnet von R: Palsner Breslau 1791. gestochen von S. Halle Berlin 1793.

Oekonomisch = technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Stats= Stadt= Haus= und Land = Wirthschaft,

und der Kunst = Geschichte,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz,

der k. k. ökon. Gesellsch. in Krain, der russisch = kaiserl. freyen ökon. Gesellsch. zu St. Petersb. und der kurf. maynz. Akad. der Wissensch. Mitglied, der märkischen ökonom. Gesellsch. zu Potsd. Ehren = Mitglied u. Correspondent, der kön. preuß. gelehrt. Gesellsch. in Frankf. a. d. O. Beysitzer, der Gött. deutsch. Gesellsch. der Oberlausitzer Bienengesellschaft, und der kursächs. ökonom. Soc. in Leipz. Ehren = Mitglied, wie auch der ökonom. patriot. Soc. in Schles. ordentliches Mitglied und Correspondent.

Sieben und sechzigster Theil,

von Lebens = Art bis Ledecz.

Nebst einer einzigen Fig. Friedrich's des Einzigen, u. 3 Karten.

Mit Königl. Preußischen und Kurfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1795.

in der Buchhandl. des kön. preuß. geh. Commercien = Rathes Pauli.

E III 12/14

L. L.

Lebens-Art, Lebens-Weise, die Art und Weise zu leben; L. Vitae consuetudo, s. genus, Vitae ratio & institutio; Fr. Maniere de vivre, Conduite, Genre de vie, Profession.

1. In Ansehung des Gebrauches der Nahrung und der Bequemlichkeit, ohne Plural. Eine armselige Lebens-Art. Seine Lebens-Art ändern. Eine seltsame, wunderliche Lebens-Art führen.

2. In Ansehung der sittlichen Handlungen; auch ohne Plural. Eine ausschweifende Lebens-Art. Seine Lebens-Art ist nicht die beste.

3. In Ansehung des Erwerbes seines Unterhaltes, die bestimmte Art und Weise, wie man Unterhalt und Bequemlichkeit erwirbt. Eine Lebens-Art ergreifen. Seine Lebens-Art ändern. Es giebt mancherley Lebens-Arten.

4. In Ansehung des Betragens gegen Andere im gesellschaftlichen Leben, ohne Plural. Eine gute Lebens-Art haben. Er versteht Lebens-Art, er hat Lebens-Art, sagt man von einem Menschen, wel-

welcher zu leben weis. Jezt sehe ich wohl, daß es ihm an Lebens-Art fehlt. Ein Fehler gegen die gute Lebens-Art.

Lebens-Art in Ansehung des Gebrauches der Nahrung und der Bequemlichkeit.

Die ersten Menschen führten, nach Moses Bericht, ein Garten-Leben in Eden; sie nährten sich von Garten-Früchten, die ihnen die Natur ungesucht gab. Dieser Bericht ist ganz der Natur und den Umständen gemäß, in welchen sie sich befinden mußten, da sie weder Geräthschaften zum Ackerbau, zur Jagd und Fischerey hatten, noch Bedürfniß zur zusammengesetztern Lebens-Art fühlten, ja, da ihnen selbst die Kenntniß und Erfahrung dazu mangelte. Es war der Stand der Ruhe und des Friedens. So wie sich aber die erste Familie vermehrte, so entstand auch das Hirten-Leben und der Ackerbau. Das Hirten-Leben beweiset einen schon ausgebreitetern Wirkungs-Kreis, in dem sich die Menschen in den Besitz gezähmter Thiere gesetzt haben mußten. Da sie Ackerbau trieben, mußten sie durch Säen, Pflanzen und Begatten die Vervielfältigung der Früchte schon gelernt haben. Jenes ist Cultur des Jäger-Lebens, und dieses Vervollkommnung des zerstreuten Fruchtsammlens und Wurzelgrabens. In der Entstehung dieser verschiedenen Lebens-Arten lag der Grund der Trennung der Menschen von einander, und der Verbreitung derselben auf der Erde. Hirt und Ackermann konnten sich nicht immer vertragen, wenn des Erstern herumziehende Heerden die Früchte des Fleißes des Andern in wenigen Stunden abfraßen. Der eine führt eine gemächliche, der andere hingegen eine mühsame Lebens-Art. Der Eine sucht ein ausschließendes Eigenthum des Landes,

der

der Andere uneingeschränkte Freyheit der Weiden. Dazu kommt, daß durch Vervielfältigung der Heerde, ohne dabey große Hände-Arbeit anzuwenden, der Hirt von dem Schöpfer begünstigter zu seyn scheint, als der Ackermann, dessen mühsame Pflanzungen oft von der Veränderlichkeit der Witterung leiden. Feindschaften sind dann unvermeidlich. Der ältesten Geschichte zu Folge endigte sich die erste mit dem Bruder-Morde Kains, hatte aber die wichtige Folge der weitern Verbreitung der Menschen auf der Erde. Um die Früchte der Baum-Pflanzungen zu genießen, verweilten mehrere Personen an einem Orte, so daß Dörfer und Flecken entstanden. Die Bedürfnisse der Wohnung, Sicherheit, bequemen Unterhaltes, Zeitvertreibes ꝛc. erzeugten bald mehrere Lebens-Arten, so daß die Menschen ihre Arbeiten und Producte gegen einander auszutauschen suchten. Dies legte den Grund zur Errichtung bürgerlicher Verfassungen. Eine nothwendige Folge davon mußte bürgerliche Ungleichheit werden, da der Werth der Producte zur Befriedigung der Bedürfnisse, Bequemlichkeit und des Wohllebens in einem entgegengesetzten Verhältnisse zur Entbehrlichkeit bestimmt wurde.

Von der einfältigen Lebens-Art der Alten. Man lieset in einem der Alten, daß Aeskulap, dieser so berühmte Gott der Arzeney-Wissenschaft, sich einst zu Epidaurus in einen herumziehenden Theater-Arzt verkleidet habe, und zwar aus folgender Ursache. Da er seine Mitbürger, so oft sie krank wurden, durch seine göttliche Kunst gleich wieder heilte, so verließen sich endlich dieselben so sehr auf seine Hülfe, daß sie sehr unmäßig zu werden anfingen, und ihre Gesundheit gar nicht mehr in Acht nahmen. Aeskulap, des Tag und Nacht fortdauernden Ueberlaufes überdrüssig, suchte sich durch eine Erfindung, die sei-

ner würdig war, desselben zu entledigen. Die Götter der alten Fabel haben alle das Recht gehabt, sich in allen nur möglichen Gestalten zu zeigen. Aeskulap that es also auch. Er ward auf ein Mahl unsichtbar, und man glaubte durchgehends, daß er die Unter-Welt ganz verlassen hätte. Aber nach einigen Wochen erschien er als ein alter Mann, mit einem bis auf den Gürtel herab fließenden Barte und einem langen Rocke. Niemand kannte ihn; und ein Jeder glaubte, daß dieser alte Praktikus sich der Abwesenheit des Aeskulap's zu seinem Vortheil bedienen, sich als ein aus der Mode gekommener Arzt mit seinen Curen Geld verdienen, und auf die kurze Reise des Lebens noch einen guten Zehr-Pfennig schaffen wollte. Eine jugendlich frische Röthe glühete auf seinen Wangen, und eine ausserordentliche Munterkeit belebte alle seine Minen, Geberden, Reden und alle Bewegungen seines Körpers. Er ließ einige Wochen vorher seine Ankunft, als eines Greises von 150 Jahren, in der Stadt und umliegenden Gegend bekannt machen; kein Wunder demnach, daß, da er in das Thor kam, jedermann zulief, um diesen Phönix zu sehen. Der verlarvte Aeskulap, welcher sich dieser Neubegierde seiner Landsleute zu ihrem eigenen Besten bedienen wollte, bemühte sich, dieselbe auf eine gute Art zu unterhalten. Er gab dem Geschmacke des Volkes und der Gewohnheit des Marktes in so weit nach, daß er sich entschloß, auf einer Bühne öffentlich auszustehen. Ein Par ehrwürdige Matronen, deren die eine mit einem Maße und einer Wage die Mäßigkeit, und die andere mit ihren unaufhörlich geschäftigen Händen die Arbeitsamkeit vorstellte, standen ihm zur Seite und machten Pakete. Die Verschwendung mußte die Rolle des Pickelhärings auf dem Theater spielen. Fürwahr, eine seltsame Scene! Sie erfüllte den ganzen Markt-

Platz

Platz mit neugierigen Zuschauern; ja, das Volk drängte sich; und izt fieng der steinalte Doctor seine Rede zum Lobe der Gesundheit an. Man hörte ihm einige Augenblicke zu; allein, weil die Gläschen, die er austheilte, nur mit klarem Brunnen-Wasser angefüllt waren, und in dem Zettel, den er dazu gab, nur die Worte standen: Nichts als Brod mit Schweiß vermischt, und ohne Sorgen gegessen! so erhoben einige junge Griechen, die erst kürzlich von der Universität Athen zurück gekommen waren, nicht nur ein recht wildes Gelächter, sondern sie zischten auch den ehrwürdigen Greis öffentlich aus, und nicht ein einziges seiner Pakete war er weiter zu verkaufen im Stande. Noch einige Landleute blieben da, steckten die Köpfe zusammen, und stritten sich, ob nicht der alte Mann kindisch wäre. Dieser schlechte Ausgang der ganzen Komödie bewog den Aeskulap, wieder einzupacken. Doch redete er vorher noch die wenigen Zuhörer an: „Um eure Geduld, meine „Freunde! zu belohnen, will ich euch vor meinem Ab„zuge noch ein großes Geheimniß entdecken: „Es ist „besser, die Gesundheit wohlfeil zu erhalten, da man sie „schon hat, als sie theuer wieder zu kaufen, wenn sie „einmahl verloren ist.“ Die Bauern schüttelten die Köpfe, lachten überlaut, und nahmen diese Regel mit sich aus der Stadt auf das Dorf, und erzählten sie den andern Bauern in der Schenke. Diesen kam sie so vernünftig vor, daß man noch bis auf diese Stunde in den meisten Provinzen auf dem Lande weder Doctores noch Apotheker, wohl aber die Gesundheit häufig sieht.

Da die Gesundheit ein so unentbehrliches und wichtiges Gut ist, welches einen so unbeschreiblich großen Einfluß in unsere wahre Glückseligkeit hat, so sollte sie nach dem Willen des liebreichen Schöpfers auch ein allgemeines Gut, ein Eigenthum aller

Menschen, seyn. Ich halte diese Folgerung für sehr erheblich. Eben deswegen, weil der Reichthum, weil eine hohe Geburt, weil die Schönheit und einige andere Vorzüge von dieser Art nicht allen nützlich sind, und auch nicht von allen besessen werden können, eben deswegen, sage ich, entdeckt uns die Vernunft keine gewisse Kunst, vermittelst welcher alle und jede Menschen, diese so sehr geschätzten Güter erlangen könnten. Was aber im Gegentheil die Erhaltung der Gesundheit betrifft, so behaupte ich, daß, weil die Vorsehung will, daß alle Menschen dieselbe besitzen sollen, sie uns auch dazu so leichte und so wohlfeile Mittel müsse angewiesen haben, daß sich alle dieses wichtige Kleinod der menschlichen Glückseligkeit verschaffen können; und ich glaube, daß man diese Mittel am vernünftigsten aus denjenigen ersten Zeiten der Welt erlernen könne, wo man noch der Natur folgte, und worin man keine andere Arzeney-Wissenschaft und Aerzte hatte, als die Arbeit, die Mäßigkeit, und die bey einer simplen und nichts weniger als verzärtelten Lebens-Art, so liebenswürdige Zufriedenheit. Ich werde, indem ich diese Anmerkung izt weiter ausführen will, meine Leser bald in die Hütten der Patriarchen, und bald in die Palläste, (wenn ich diese etwas bessern Häuser so nennen darf,) derjenigen Könige und Feldherren führen, welche uns der älteste Schriftsteller nach der Bibel, der große Homer, so verehrungswürdig abbildet. Dann werden wir, wenn wir diese, über unsere verzärtelnde Künsteley so weit erhobene Einfalt kennen gelernt haben, einsehen, wie es möglich sey, daß die Gesundheit in der Kindheit der Welt ein fast allgemeines Gut bey allem Mangel der Aerzte gewesen sey.

Es ist unstreitig, daß die Weichlichkeit, die Unmäßigkeit und die übrigen Ausschweifungen der menschlichen Leidenschaften, welche unsere, nunmehr epidemischen

ischen Krankheiten, zum Unglück des menschlichen Geschlechts, geboren haben, Töchter des Ueberflusses und der weichlichen Faulheit sind; diese aber haben unstreitig keinen geringen, sondern einen sehr hohen Ursprung; sie stammen nicht aus den Hütten der Armen ab, sondern sie sind ganz gewiß in den Höfen und in den Palläſten der Reichen geboren worden. Der Glanz, welcher die Großen umgiebt, breitet sich auch über ihre Laster aus; und nie würde man die Schwelgerey und die verschiedenen Arten der Unmäßigkeit, ich will nicht sagen verführerisch, sondern nur erträglich, gefunden haben, wenn nicht die Niedrigern darin überhaupt etwas vorzügliches und eine gewisse Art der Ehre suchten, worin sie die Großen sich hervorthun sehen. Wenn man deswegen diese Laster, die ihre unselige Herrschaft über das menschliche Geschlecht allein der Nahrung zu zuschreiben haben, wieder um dieselbe bringen und sie verächtlich machen will, so muß man diese Laster nicht an den Niedrigen als schändlich vorstellen, sondern man muß vielmehr zeigen, daß ehemahls die reichsten und größten Männer, die wir noch wegen ihrer großen Tugenden und ruhmwürdigen Thaten bewundern, ihre wahre Ehre und Glückseligkeit in einer reinen Tugend, in einer vollkommen vernünftigen und der schönen Einfalt der Natur gemäßen Lebens-Art gesucht haben, und daß sie also weit über diese Thorheit erhaben gewesen sind, in der Stillung niedriger Lüste und in einer lasterhaften Unmäßigkeit eine Art der Ehre und des Vorzuges zu suchen.

Die Patriarchen, diese uns wegen ihrer reinen Tugend und besondern Vertraulichkeit mit Gott so verehrungswürdige Männer, waren sehr reiche Leute; nur muß man, um sich von ihrem Reichthume einen richtigen Begriff zu machen, bemerken, daß derselbe damahls auch bey Königen mehr in ansehnlichen

Län-

Ländereyen und zahlreichen Heerden von Vieh, als in einer Menge todter Schätze, bestanden habe. Ich werde weiter unten diese Anmerkung wiederhohlen. Wenn man also nach dem Maßstabe der alten Sitten und Gewohnheit die Größe eines Abraham's, eines Isaak's und Jakob's mißt, so kann man sie den Reichsten unter unserm Adel an die Seite stellen. Es ist unnöthig, daß ich die eigentliche Anzahl ihrer Heerden aus den verschiedenen Berechnungen des göttlichen Geschichtschreibers, oder aus der Größe der Ländereyen, die sie besessen haben, genau bestimme. Ein einziger Umstand läßt uns davon sicher genug urtheilen. Als Abraham den Loth aus den Händen der Könige, die ihn gefangen mit sich fortgeführt hatten, wieder erretten wollte, zog er mit 318 Knechten aus, die alle in seinem Hause waren geboren worden. Rechnet man die Weiber und Kinder derselben und die gekauften Sclaven dazu, so kann man die Anzahl der Personen, die er täglich in seiner Familie ernährte, wenigstens auf 800 setzen. Der einzige Erbe dieses großen Reichthumes, welchen in den ältesten Zeiten die Heerden und Sclaven ausmachten, war Isaak; und es ist kein Zweifel, daß dieses ansehnliche Vermögen, bey desselben weisen und ordentlichen Haushaltung, sich nicht noch sehr stark werde vermehrt haben. Doch, es ist nicht nöthig, daß ich diesen Punct noch weiter ausführe, oder daß ich aus den Braut-Geschenken, welche Abraham der Rebecca bey ihrer Verheurathung mit seinem einzigen Sohne gegeben hat, und aus einigen andern Umständen beweise, daß Abraham auch einen ansehnlichen Vorrath an Gold, Silber, und andern Kostbarkeiten, besessen habe. Es ist deutlich genug, daß dieser, wegen seiner Frömmigkeit, und wegen seiner edeln Gesinnung, die er besonders durch sein uneigennütziges Bezeigen gegen den etwas vortheilsüchtigen Loth bewies, so berühmte

Stamm-

Stammvater der Juden nebst seinen Söhnen ausserordentlich begütert, und, welches eine fast unzertrennliche Folge von einem solchen Vermögen ist, auch ein angesehener und vornehmer Mann gewesen seyn müsse. Wir wollen vielmehr izt die Lebens-Art dieser Reichen betrachten. Da ihr größter Reichthum in der Viehzucht bestand, so lebten sie auf dem Lande und in einer weit reinern und freyern Luft, als die wir in den, mit so vielen Ausdunstungen angefüllten Städten in uns ziehen. Die Patriarchen müssen dieses Leben für das gesundeste und unschuldigste gehalten haben, weil sie sich nicht in Städte begeben haben, obgleich dergleichen damahls schon verschiedene vorhanden waren; denn wenigstens hätten sie für ihre eigene Person diesen bequemern und sicherern Aufenthalt erwählen können. Die Umstände der Welt, und besonders in Europa, haben sich geändert, und es geht nicht an, daß izt sehr viele Menschen diese patriarchalische Lebens-Art führen können; unterdessen steht es doch noch den meisten Reichen frey, sich die Gelegenheit zu einem abwechselnden Aufenthalte auf dem Lande zu verschaffen, und ich zweifle nicht, daß die öftere Entfernung von den besetzten Tafeln der Städte, und die reinern und stillern Ergetzlichkeiten des alten patriarchalischen Lebens ihnen bald die Brunnen- und andere beschwerliche Curen eben so entbehrlich machen würden, als es sie es diesen würdigen Mustern, die ich ihnen zur Nachahmung empfehle, waren. Was uns betrifft, die wir keine Land-Güter haben, so können wir wenigstens durch öftere Spaziergänge, am allermeisten aber durch die, auch in den Städten zu beobachtende ländliche und unschuldige Lebens-Art, eine Art des Freybrieses wider die gewöhnlichsten Krankheiten erkaufen; denn wenn wir auch von dem Orte des Aufenthaltes, den jene tugendhafte Männer sich erwählt hatten, abgehen, so können

nen

nen wir ihnen alle wenigstens in Absicht auf Mäßigkeit und Arbeitsamkeit ähnlicher werden.

Ich wende mich demnach sogleich zu diesem Puncte; und wie sehr wünschte ich, daß ich nichts sagen könnte, als was auch unter uns sehr gewöhnlich wäre; unter uns, sage ich, die wir uns einer besonders guten und gesitteten Lebens-Art rühmen, und die wir unstreitig von den Tugenden, die sie mit einer so schönen Einfalt ausübten, viel gelehrtere und ausführlichere Begriffe haben. Wir nähmlich wissen es, nachdem die Lehre von der Beschaffenheit des menschlichen Körpers ein eigener Theil der Gelehrsamkeit geworden ist; wir, sage ich, wissen es sehr richtig und genau zu sagen, daß die Stütze desselben allein die Mäßigkeit sey, daß die nahrhaftesten und am wenigsten durch die Koch-Kunst vermischten Speisen, daß diese Speisen, die man gleichsam schon beynahe ganz zubereitet aus den mütterlichen Händen der weisen Natur empfängt, die gesundesten sind, und daß man sie daher den zusammengesetzten, theuer aus fremden Ländern verschriebenen und gekünstelten weit vorziehen müsse; wir wissen es, daß der Hunger der beste Koch ist, und daß man, um einen gesunden Appetit zum Essen bey sich zu erwecken, nicht erst viele ausländische Gewürze nöthig habe, sondern daß man sich das Vergnügen bey der Mahlzeit durch die vorhergegangene Arbeit am wohlfeilsten erkaufe; wir wissen ferner, daß alle hitzige Getränke unsern Lebens-Säften, indem sie dieselben theils verzehren, und theils in eine widernatürliche Wallung setzen, äusserst nachtheilig sind; und wir haben endlich unsere Weisheit so weit getrieben, daß wir gleichsam das Maß, wie viel wir essen und trinken dürfen, mathematisch bestimmen können. Und doch beobachten wir, in dem so aufgeklärten Europa, nicht einmahl die vernünftige Mäßigkeit, ich will nicht sagen, jener Günstlinge des Allerhöchsten,

deren

deren unschuldvolles Land-Leben ich hier vornehmlich beschreibe, sondern nicht einmahl, wie ich unten zeigen werde, der Wilden in Amerika. Wir halten Lobreden auf diese der Natur so gemäße und der Würde eines vernünftigen Geschöpfes so anständige Lebens-Ordnung; wir hören wenigstens diese moralischen Lobreden mit Beyfall an, aber wir überlassen jenenallein die Ehre, diese große europäische Weisheit auszuüben.

Der Tisch der Patriarchen war ungefähr so, wie Adam's, wie eines Methusalem besetzt. Man beschäftigte sich nicht viel mit der Sorge, den Hunger durch künstliche Zurichtungen zu stillen; man glaubte, daß die Natur bereits dafür gesorget hätte. Man begnügte sich dagegen damit, daß man sich durch die Arbeitsamkeit ihrer mütterlichen Sorgfalt und Freygebigkeit würdig machte. Man glaubte, (und dieses unstreitig durch eine Tradition, die sich noch von der unschuldigen Kindheit der ersten Welt herschrieb), daß man nur äße, um den Hunger zu stillen, und die verlornen Kräfte zur Fortsetzung seiner täglichen Arbeiten wieder zu erlangen. Das Frauenzimmer hatte, da es die Stelle verschiedener Handwerker in den Bedürfnissen des Hauses, und vornehmlich der Kleidung, ersetzen mußte, so viel in diesen weitläuftigen Familien zu thun, daß es keine Zeit übrig behielt, lange in der Küche zu seyn. Nur sehr selten fiel ein solches Fest vor, da man Braten machte, und Kuchen buk. Ein gut ausgebackenes Brod, Milch, Butter, Kohl, Hülsen-Früchte und Obst, das waren alle Gerichte, welche Sara dem reichen Abraham gewöhnlich vorsetzte. Unter denselben stand ein Krug klaren und reinen Wassers, welches sie ohne Zweifel nicht aus der gewöhnlichen Tränke der Heerden, sondern irgendwo aus einer tiefen und frischen Quelle hatten hohlen lassen. Ich darf wohl nicht befürchten, daß

mich

mich hier jemand fragen werde, wo ich jemahls das Glück gehabt habe, diesen verehrungswürdigen Gerechten, von dem der Geist Gottes Ausdrücke voller Achtung gebraucht, speisen zu sehen? Ich kann Beweise anführen, die man bey so entfernten Begebenheiten allemahl für völlig entscheidend halten muß. Ich berufe mich zuerst auf die der Schrift so gewöhnlichen Redens-Arten, da sie, wenn sie von Mahlzeiten spricht, fast durchaus nur vom Brodbrechen und Wassertrinken redet. Ich berufe mich, zweytens, auf einige besondere Nachrichten der heiligen Geschichte, welche die von mir gemachte Anmerkung bestätigen. Was bekam Ismael, der bisher in dem Hause eines so reichen Mannes als ein Sohn ist gehalten worden, seiner Jugend ungeachtet, nebst seiner Mutter mit auf den Weg, da er in die Fremde geschickt wurde? Brod und ein Gefäß voll Wasser. Worin bestand die so gerühmte Höflichkeit, welche Boas der Ruth erwies? Er erlaubte ihr, sagt die Schrift, daß sie mit von dem Wasser trinken durfte, welches seine Leute tranken, daß sie mit ihnen essen und das Brod in Essig tunken durfte; und doch begegnete er ihr mit einer Achtung, die uns erlaubt zu glauben, daß dieses solche Ehren-Bezeigungen gewesen seyn, dergleichen wir unsern Verwandten, wenn sie uns besuchen, erzeigen. Ferner, wie theuer bezahlte nicht Esau dem Jakob ein Linsen-Gericht? Er, der natürliche Erbe und künftige Herr eines so großen Reichthumes? Und was verliere ich mich so weit von dem Hain Mamre, wo wir den großen Abraham in einer bäurischen Hütte kurz zuvor noch verlassen hatten? Eine ausserordentliche Ehre wurde izt diesem Gerechten bestimmet. Drey Männer kommen, und besuchen ihn ganz unvermuthet. Abraham, des vertrauten Umganges mit der Gottheit gewohnt, entdeckte in diesen drey Fremden etwas Göttliches; er em-

empfängt sie daher mit der tiefsten Ehrerbiethung, und von dieser und der lebhaftesten Freude durchdrungen, veranstaltete er ein ausserordentliches Fest; er bereitet, wie der heilige Geschichtschreiber sich ausdrückt, (und zwar vermuthlich, um das Ungewöhnliche einer solchen herrlichen Mahlzeit anzuzeigen,) ein großes Mahl. Worin bestand aber dieser große Aufwand in diesen Zeiten der ländlichen Unschuld und Mäßigkeit? „Eile," sprach er voller Freude zu seiner lieben Sara: „und menge drey Maß Semmelmehl, knete und backe „Kuchen." (Also mußte diese reiche Frau sich selbst mit der Zurichtuug beschäftigen.) „Er aber," (nicht ein Knecht,) „er selber lief zu den Rindern, und hohlte „ein zart gut Kalb, und gabs dem Knaben, der eilete „und bereitete es zu. Und Abraham trug auf Butter „ter und Milch, und von dem Kalbe, das er zubereitet hatte, setzte er ihnen vor, trat vor sie unter dem „Baum, und sie aßen." Und dieses war, ich wiederhohle es noch ein Mahl, ein ausserordentliches Festin. Hier sehen wir auf dem Tische nichts anders, als solche Speisen, welche der Acker und die Heerde gaben, und wir sehen auch von diesen nur wenige Arten. Hier herrscht kein ungesunder und ungereimter Ueberfluß; die Speisen sind vollkommen wohl ausgesucht, um den Appetit ermüdeter Reisenden zu vergnügen. Das, was unserm verwöhnten Geschmacke nach, bey diesen mäßigen Mahlzeiten noch fehlte, ersetzen hier die heiligen Unterredungen, und die gänzliche Verbannung des uns eben so beschwerlichen als gewöhnlichen Ceremoniels. Den Mangel des Zuckers und anderer Gewürze, die wir, um unsern Appetit zu reizen, aus den entferntesten Welt-Theilen kommen lassen, ersetzte man in diesen Tagen der Mäßigkeit durch Honig; und ich darf wohl nicht hier erst erinnern, daß wir, wenn das Honig über das Meer zu uns gebracht werden müßte, dasselbe wegen seiner nährenden, lösenden

und vortrefflichen Kraft, den Körper gesund zu erhalten, dem Zucker weit vorziehen würden. Allein, es ist längst von den größten Aerzten angemerkt worden, daß die Reichen das Vergnügen, durch natürliche und wohlfeile Mittel sich gesund zu erhalten, den Armen überlassen, und lieber solche Speisen und Getränke theuer bezahlen, die unter einem entfernten und unserer deutschen Constitution gar nicht gemäßen Klima gewachsen sind, um hernach Gelegenheit zu haben, indem sie, um wieder gesund zu werden, ausländische Arzeneyen gebrauchen, ihren Reichthum sehen zu lassen. So weit ist es nähmlich mit unserer Eitelkeit bereits gekommen, daß wir auch sogar bey den Beweisen unsers Nichts eine Art der Ambition mit einzumischen wissen.

Ich kann aber nicht umhin, hier wieder auf das Wassertrinken der Erzväter zu kommen, weil ich darin mit so vielen großen Aerzten ein besonderes Mittel zur Erhaltung einer dauerhaften Gesundheit und eines langen Lebens suche. Ich behaupte nicht, daß Abraham oder Jakob gar keinen Wein getrunken haben; aber ich behaupte doch, daß sie ihn sehr selten und sehr mäßig gebraucht haben müssen. Die heilige Geschichte bemerkt sehr sorgfältig alle Umstände von dem häuslichen und Privat-Leben der Stammväter von dem nachherigen Volke Gottes, und zwar, wie ich glaube, damit sie nicht nur ihren reichen Nachkommen, sondern auch allen nachfolgenden Zeiten, wider das nach und nach überhand nehmende Verderben der Schwelgerey, Muster von der einförmigen und vernünftigen Lebens-Art derjenigen Zeiten geben möge, worin der Geschmack mehr durch die Natur selbst gebildet, als durch die Mode und den, den Lüsten der Reichen unterworfenen Witz umgeschaffen war. Und, welches ich im Vorbeygehen bemerken will, dieses ist mit ein Beweis von dem göttlichen Ursprunge der heil. Schrift, daß sie auf das vollkommenste nach allen Arten der menschlichen Bedürfnisse, und folglich auch sogar zur Verbesserung des häuslichen Lebens, als welches unstreitig einen sehr merklichen Einfluß in unser gesammtes moralisches Verhalten

hat,

hat, eingerichtet ist. Ich kann also zum voraus setzen, daß die heilige Geschichte uns sehr sorgfältig von allen Umständen des Privat-Lebens der Erzväter unterrichte, um uns in diesen liebenswürdigen Gemählden von der unschuldigen Kindheit der Welt das Bild der Einfalt und der weisen Mäßigkeit vor Augen zu stellen. Und kann ich dieses mit Recht zum voraus setzen, so habe ich auch schon halb erwiesen, daß die Patriarchen den Wein entweder ganz und gar nicht, oder doch sehr mäßig, gebraucht haben müssen; wenigstens wird in der Patriarchen-Geschichte nur dieses als etwas Besonderes angemerkt: erstlich: daß Melchisedek dem siegenden Abraham, der mit diesem Priester mitten unter den Heiden nur Einen Gott anbetete, Wein und Brod entgegen getragen; und zweytens, daß Jakob seinem entkräfteten alten Vater etwas Wein zu seinem Wildpret vorgesetzt habe. Sehen wir hier nicht den rechten, und den Absichten der Natur vollkommen gemäßen Gebrauch von dem Safte der Trauben? Er wurde zur Erquickung nach einer großen Erschöpfung der Kräfte und zur Erweckung der Lebens-Geister bey Greisen gebraucht. Wenn im Gegentheil Abraham wirklich Wein in Mamre gehabt hätte, so ist kein Zweifel, daß, da er seine hohen Gäste ausserordentlich bewirthen und ehren wollte, er unter den Speisen, die uns so genau beschrieben werden, Wein aufgetragen hätte. Aber, ich habe noch einen andern Grund. Wenn der Wein in den Hütten der Erzväter gewöhnlicher gewesen wäre, als er es gewiß nicht war, so würden wir vielleicht, wenigstens von Jakob's ungerathenen Söhnen, so was von einer schlimmen Wirkung eines starken Getränkes lesen, wie vom Noah oder Loth. Allein, wir finden nirgends eine Spur von der, heutigen Tages so gewöhnlichen Trunkenheit, ungeachtet die heilige Geschichte, wider die Gewohnheit der weltlichen Geschichtschreiber, die Fehltritte und Sünden, auch selbst der Heiligen, nicht verschweiget, sondern sie zu unserer Warnung aufrichtig anzeigt; abermahl zu einem deutlichen Beweise, daß sie ein von Gott zum Unterricht aller Menschen eingegebenes Buch sey. Ich habe mich aber bey diesem Umstande vom Weintrinken, um deswillen etwas weitläuftiger aufgehalten, weil es unstreitig ist, daß der immer mehr und mehr überhand nehmende Mißbrauch desselben eine Haupt-Ursache von

den vielen, besonders hitzigen Krankheiten sey, die unter uns herrschen, und die nunmehr von den Aeltern natürlicher Weise auf die Kinder fortgeerbet werden, und weil uns auf der andern Seite die Lebens-Art der Patriarchen um so viel mehr in der Haupt-Sache zur Regel dienen kann, da wir wissen, daß sie bey ihrer Diät sehr gesund geblieben sind, und eben deswegen auch ein sehr hohes Alter, wie im LXVI Th., S.714, fgg. erwähnt worden ist, erreicht haben.

Ich kann aber die hier von dem Schaden des heut zu Tage allzu gewöhnlichen Gebrauches hitziger Getränke gemachte Anmerkung, die einen so offenbaren Einfluß in die Verlängerung unsers Lebens hat, noch mit andern historischen Beweisen darthun, um den Haupt-Satz zu befestigen, welchen ich in dieser ganzen Abhandlung zum Grunde lege, nähmlich: daß, je mehr wir uns der Natur und der alten ungekünstelten Lebens-Art wieder nähern würden, desto besser würden wir auch für die Erhaltung unserer Gesundheit und eines langen Lebens sorgen. Und ich glaube, daß dieses eine der vortheilhaftesten Arten des Gebrauches der alten Schriftsteller mit sey, wenn man solche gemeinnützige Regeln aus denselben herleitet. Es ist nähmlich von denen, welche die Geschicht-Bücher mit einer durch die Liebe gegen das menschliche Geschlecht erweckten Aufmerksamkeit lesen, schon längst die wichtige Anmerkung gemacht worden, daß die Beyspiele von sehr alten Leuten in der Maße unter einem Volke abnehmen, in welcher unter demselben die Handlung, und die Sänglinge derselben, ich meine die schönen Künste, zunehmen. Die Ursache von dieser schlimmen Wirkung ist leichter zu entdecken, als von dem wachsenden Flor eines Landes abzusondern. Die Handlung führt den Begierden und unordentlichen Neigungen des menschlichen Herzens aus den entfernten Welt-Theilen die Nahrung zu, und der Ueberfluß gebiert die Schwelgerey. Unterdessen bleibt die Natur der Einwohner eben dieselbe; sie wird darum nicht stärker, weil sie nun mit gefährlichern Feinden, als in den vorigen mäßigen Zeiten, zu kämpfen hat. Also ist dieser traurige Erfolg unvermeidlich; sie muß zulezt nach so vielen wiederhohlten Bestürmungen unterliegen; und was noch das Schlimmste ist, die Körper der Einwohner werden von Geschlecht zu Geschlecht

immer

immer schwächer, weil das Verderben von schwachen Aeltern ganz natürlich auch auf die Kinder sich fortpflanzt. Wo sind denn die alten Römer unter den jezigen Einwohnern von Rom und Italien zu finden? Wo sind diese eichenharte Körper, welche izt selbst unter unsern abgehärtetsten Soldaten bewundert werden würden? Man kennt die weibische Weichlichkeit der Italiäner. Hier darf ich nur eine merkwürdige Stelle aus dem Cicero hersetzen, und hernach meine Leser urtheilen lassen, ob nicht meine Anmerkung von der gänzlichen Ausartung der Körper einer Nation vollkommen gegründet sey. „Betrachtet nur," sagt Cicero: „ihr Zärtlinge, die ihr euch über die geringste Unbequemlichkeit beschweret, das römische Kriegs„Heer. Welche Mühseligkeiten erträgt nicht unser Sol„dat! Muß er nicht öfters auf 3 Wochen seinen Proviant „bey sich schleppen? Muß er nicht sein anderes Geräth „mit sich führen? Muß er nicht zugleich Pallisaden zur „Befestigung der Feld-Läger tragen? Von den verschie„denen Stücken seiner Rüstung will ich nicht einmahl et„was erwähnen; denn ein Soldat hält seinen Schild, „Helm und Degen, eben so wenig für eine Bürde, als „seine Arme, Schultern und Knochen; die Waffen, heißt „es im Lager, sind die Glieder des Soldaten. — — Wie „muß man nicht erstaunen, wenn man unsere Legionen „exerciren sieht! Wie schnell laufen sie nicht! Wie ge„schwinde schließt sich nicht die ganze Armee in Reihen „und Glieder! Was für ein Geschrey müssen sie nicht „währendem Laufen erheben! Welche Ermüdung! „Gleichwohl lehrt sie die Gewohnheit, alle diese Strapa„zen auszuhalten und Wunden zu verachten. Und daher „kommt es eben, daß sie sich im Treffen so wenig vor Ver„wundungen scheuen." Diese Beschreibung von der centnerschweren Last, welche die römischen Soldaten in einem heißen Lande und im freyen Felde tragen lernten, kann uns nicht unglaublich vorkommen, wenn wir in den alten Zeug-Häusern die Harnische und ganz eiserne Kriegs-Kleidungen sehen, welche unsere Vorfahren nebst den schweren Büchsen getragen haben; Lasten, unter welchen wir, ihre Nachkommen, zu Boden sinken würden. Ich weis es, daß die Körper der Soldaten durch lange Uebungen besonders abgehärtet werden müssen; aber vielleicht würden izt alle diese Uebungen bey denen, die in den

Städten auf eine vornehme Art erzogen worden sind, vergebens seyn.

Ich komme aber, nach dieser Ausschweifung, wieder zu meiner Haupt-Anmerkung, nähmlich: daß unter allen Völkern, unter welchen die Einführung der hitzigen Getränke noch nicht eingerissen war, die Einwohner, im Ganzen betrachtet, ein weit höheres Alter erreicht haben, als sie von der Zeit an erreichten, da mit den verschiedenen Arten von Wein und andern Getränken die Trunkenheit und Unmäßigkeit allgemein geworden sind; sie, welche die unseligen Mütter der schädlichsten Krankheiten sowohl der Seele, als des Leibes, sind. Ich berufe mich zuerst auf die ältesten Zeiten der griechischen Republik, in welchen die Griechen die mächtigste Nation ausmachten, und so zahlreich waren, daß Griechenland, ob es gleich nicht halb so groß war, als England, nach einer sehr genauen Ausrechnung eines Britten 29 Millionen Einwohner, und also 4 Mahl mehr als izt England, hatte. Diese Anzahl von Einwohnern hatte es nur in jenen Zeiten, worin die Trunkenheit vom Solon und den andern Gesetzgebern mit der Todes-Strafe belegt wurde, und worin die Reichen keinen andern Wein tranken, als denjenigen, wo zu 2 Theilen Wein 3 Theile Wasser waren gegossen worden. Und in Spanien ist es noch selbst unter Personen vom höchsten Range eingeführt, daß sie vor dem 40sten Jahr nicht reinen Wein trinken. Man hat aber die Anmerkung gemacht, daß in Spanien viele Könige sehr alt geworden sind, in Frankreich hingegen keiner, von Karl dem Großen an bis auf Ludwig XI., das 60ste Jahr erreicht hat. Doch, ich will lieber, da ich von dem Einflusse der Mäßigkeit auf die Gesundheit und das lange Leben ganzer Völkerschaften rede, auch die Beweise von ganzen Nationen hernehmen. Die Wilden in Amerika, die von Jugend auf gewohnt sind, in den Wäldern und unter freyem Himmel zu seyn, müssen unstreitig eine harte, und, gegen die unsrige, gar eine eiserne Natur haben; und gleichwohl werden sie izt so häufig krank, als die Europäer, und sterben auch eben so häufig, ehe sie das gewöhnliche Lebens-Ziel der Menschen erreichen, als die Einwohner der reichen und wollüstigen Städte in unserm Welt-Theile. Woher diese große Veränderung in ehemahls wider alle Witterungen und die rauheste Lebens-

Art

Art so sehr abgehärteten Körpern? Die Reisebeschreiber bezeugen alle, daß von der Zeit an, da die Europäer Weine, Punsch, starke Biere und andere hitzige Getränke unter ihnen eingeführt haben, die Laster und die Krankheiten eine gleich große Verheerung unter diesen, vorhin unbesiegten Nationen angerichtet, und diese vormahls stark bevölkerten Provinzen sehr verödet hätten. Dergleichen Niederlagen richtet die Unmäßigkeit von Jahren zu Jahren unter uns an, und bloß die beständige Gewohnheit macht es, daß wir uns vor dieser schleichenden Pest gar nicht mehr entsetzen. Allein, wir würden erschrecken, wenn wir, um mich der Erdichtung eines alten Poeten zu bedienen, die Todten-Listen aus dem Reiche der Schatten sehen, und daraus erkennen sollten, daß unter allen Todten kaum der hunderte Theil Alters halber gestorben sey. Ich sage noch mehr: auch die Mäßigsten können izt beynahe nicht mehr so alt werden, als in jenen goldenen Zeiten, wo in der äussern Lebens-Art noch eine große Einfalt herrschte. Der in den Städten herrschende starke Aufwand führt eine allgemeine Theurung ein, und vervielfältigt die Bedürfnisse des Lebens dergestalt, daß es auch dem arbeitsamsten Manne schwer wird, eine mittelmäßige Familie bey einem eingeschränkten Aufwand anständig zu erhalten. Will er nun den Wohlstand beobachten, und doch zugleich bey allen großen Ausgaben ein ehrlicher Mann bleiben, so muß er Tag und Nacht sorgen; gleichwohl aber schadet nichts der Gesundheit mehr, als Sorgen. O wie glückselig, und zugleich auch wie gesund, lebte man nicht in jenen Zeiten der Römer, da der Befehlshaber der Armeen, so bald der Krieg zu Ende war, wieder sein schlechtes Land-Haus bezog, das Feld mit eigenen Händen bestellte, und doch ohne Stat, ohne Gepränge, bey seinem armseligen Aufzuge, allein wegen seiner Verdienste geehret wurde! Deutschland hat vor mehr als 50 Jahren in einem State, der sich unvermerkt unter den größten Mächten empor hob, den Schatten der alten römischen Einfalt, die Rom unüberwindlich machte, gesehen. Und damahls wenigstens zweifelte niemand daran, daß die Höfe eben sowohl Schulen einer mäßigen und einfältigen, als wollüstigen und verschwenderischen Lebens-Art werden könnten. Wozu aber diese weitläuftige Nutzanwendungen über die alte Geschichte? wird man fragen.

Wer kann izt, ohne sich lächerlich zu machen, für die Gesundheit einer Familie zum Nachtheil seiner äusserlichen Ehre sorgen? Soll man etwa seine Gäste so bewirthen, wie Abraham die seinigen? Nein, lasset uns äusserlich, und bey solchen Gelegenheiten, wo ein etwas grösserer Aufwand nach unsern Sitten zur Ehre gerechnet wird, den strengen Gesetzen der Gewohnheit und des eingeführten Wohlstandes, so viel wir können, nachgeben; ausser diesen, an sich doch seltenen Fällen aber lasset uns in unsern Häusern und unter unserer Familie vollkommen diese so natürliche und schöne Einfalt der erstern, unstreitig tugendhaftern Menschen nachahmen. Und wenn die Thoren lachen, so wollen wir indessen mit Wonne und Zufriedenheit unsre dauerhafte Gesundheit geniessen. Wir können in den Städten nicht durchaus so leben, wie Abraham mitten unter seinen Heerden, unter einem Gezelte; und die Schrift äussert eben auch darin ein Merkmahl einer göttlichen Weisheit, daß sie uns nirgends auf die Nachahmung der einzelnen Stücke des patriarchalischen Lebens verweiset; aber darin müssen wir diesen verehrungswürdigen Männern folgen, daß wir mehr auf gesunde und unsrer Natur gemäße Speisen, als auf leckere, theure und sehr künstlich bereitete Mahlzeiten, sehen.

Ich komme auf die Kleidung. Diesen Punct aber darf ich nicht eher berühren, als bis ich die Absicht, warum ich davon handle, werde erklärt haben. Ein Moralist fällt allemahl in das Lächerliche, wenigstens nach dem Urtheile des weiblichen Publici, so oft er von einer Sache, die nicht vor den Richter-Stuhl der Sittenlehre, sondern allein unter die vermischte Jurisdiction des Geschmackes eines Volkes, der in der gesitteten Welt herrschenden Mode und des Wohlstandes, gehört, mit einem ernsthaften Gesichte redet. In keiner von diesen Absichten werde ich die Kleidung der Patriarchen mit unserer europäischen in Vergleichung stellen; und doch hoffte ich, ich würde diese, dem Scheine nach so unerhebliche Sache aus einem Gesichtspuncte vor Augen stellen können, daß

sich

sich ganz ungezwungen ein Par wichtige Anmerkungen darüber würden machen lassen.

Ich werde demnach den anstößigen Punct von dem Zuschnitte und der Form der patriarchalischen Kleidung, gleich anfangs, aber dabey ganz kurz, berühren. Die Kleidung der Orientaler ist von der jezigen europäischen sehr weit unterschieden. Die unsrige, die aber selbst nicht viel über 300 Jahr alt, und zuerst in Frankreich aufgekommen ist, besteht aus vielen Stücken, die auf verschiedene Art, bald so bald anders zugeschnitten werden, nach dem es die Tyranninn der artigen Welt, die Mode, in einem jeden Monathe haben will. Die morgenländischen und alle alten Völker aber hatten nur wenig Stücke. Ein Stück Leinwand oder Tuch wurde nachläßig um den Leib geworfen, so, daß der ganze Körper, bis auf die Füße, davon bedeckt wurde. Ich will hier nicht mit dem berühmten Fenelon behaupten, daß diese Kleidung etwas Ehrwürdiges habe. Dieses Urtheil hängt von dem besondern Geschmacke, den ein Jeder von so willkürlichen Dingen hat, ab. Der berühmte Verfasser des Telemachs war überhaupt ein großer Verehrer des Alterthumes. Aber so viel ist wenigstens unstreitig, erstens, daß diese Kleider-Art dem Endzwecke der Kleidung überhaupt sehr gemäß sey, indem sie den ganzen Körper von allen Seiten bedeckt; zweytens, weil sie weit war, so war sie um deswillen der Gesundheit viel zuträglicher, als unsere europäische, weil der Körper und die Glieder nicht so widernatürlich, als wie besonders bey unserm Frauenzimmer, eingepreßt wurden; und wenigstens muß sie auch bequemer seyn, weil wir sie im Hause durch unsere Schlaf-Röcke nachahmen, da uns hingegen unsere knapp angepaßten Kleider bey der Arbeit hindern. Abermahl ein Punct, der uns die Ausgaben für einen anständigen Anzug immer kostbarer macht, besonders was

die schöne Hälfte des menschlichen Geschlechtes betrifft. Drittens, war sie die wohlfeilste. Eine jede Hausmutter verfertigte dieselbe für das ganze Haus selbst. Viertens, war sie keinen Veränderungen der Mode unterworfen. Noch izt gehen die Araber eben so gekleidet, wie Abraham und die übrigen Erzväter. Und fünftens, weil die ganze Kleidung der Orientaler fast nur aus einem einzigen Stücke bestand, so war man in weniger, als einer Viertel-Stunde, völlig angekleidet. Wie viel Zeit behielt nicht demnach Rahel zu ihren Haus-Geschäften übrig, welche unser Frauenzimmer vor der Toilette verliert! Die Kleider der Reichen waren übrigens nicht der Form und dem Zuschnitte, sondern allein dem Zeuge, woraus sie gemacht waren, und der Farbe nach unterschieden. Sie trugen entweder Kleider von der reinsten weißen Leinwand, oder violet- und purpurfarbene. Bey diesem Unterschiede der Stände blieben übrigens alle übrige Bequemlichkeiten und Vortheile der orientalischen Kleidung, die ich oben auch um deswillen angeführt habe, damit man einen Theil der Ursachen begreife, warum die Propheten die Eitelkeit und den thörichten Ehrgeiz der jüdischen Weiber, welche die Kleider-Trachten der heidnischen Völker nachmachten, bestraft haben.

Ich betrachte aber nunmehr die Nachrichten, welche wir von der Kleidung der patriarchalischen Familie haben, von einer wichtigern Seite; von derjenigen Seite, da die Nachahmung derselben in der Haupt-Sache nicht wenig zu dem Flor der heutigen Staten beytragen könnte. Ich bemerke nähmlich, daß die Alten überhaupt ihre Kleider, von den Producten des Landes, von Flachs und Wolle verfertigt haben. Jenen gab ihnen ihr Acker, und diese leztere ihre Heerde. Also beförderte die durchaus herrschende Lebens-Art den Landbau und die Viehzucht, diese aber so-

sowohl als jener machte ihr Leben höchst glücklich, erhielt sie in einer für die Gesundheit zuträglichsten Beschäftigung, verminderte die Bedürfnisse, erleichterte den Unterhalt der zahlreichsten Familien, befreyete die Haus-Väter von jenen Sorgen, die izt das Leben derselben verkürzen, verschaffte den Einwohnern der Länder den Ueberfluß, verwandelte die Wüsteneyen in lachende und paradiesische Lust-Gefilde, und erhielt die Menschen im Schooße aller dieser Reichthümer, womit die mütterliche Natur den Fleiß arbeitsamer Hände belohnt, in einer sorgen- und laster-freyen Unschuld.

Glücklich sind unsere Zeiten, welche diese und noch unzählige andere Vortheile des Ackerbaues und der Viehzucht nunmehr immer deutlicher einsehen!

Wir wollen uns wieder in die Hütten der Patriarchen begeben, um darin die wahre menschliche Glückseligkeit, in so fern sie durch die Ausübung der nöthigsten Tugenden am leichtesten und gewissesten erhalten werden kann, in ihrer natürlichen und ungeschminkten Gestalt zu betrachten. Wir treffen diese reichen und angesehenen Männer, als redliche und kluge Landleute, nicht in dem wollüstigen Müßiggange der meisten jezigen Reichen, sondern mit nützlichen Arbeiten beschäftigt, an. Wer kann daran zweifeln, daß nicht ein Abraham, der so zahlreiche Heerden und Ländereyen hatte, und dessen Familie aus mehr denn 400 Knechten bestand, unaufhörlich beschäftigt seyn müsse? Wie viele Aufsicht war nicht bey einem Reichthum von dieser Art nöthig, wenn nicht eine so große Wirthschaft in kurzer Zeit in Unordnung, und endlich gar in einen gänzlichen Verfall gerathen soll! Und wenn wir nur annehmen, daß er zu gewissen Zeiten alle seine hin und her zerstreueten Heerden besuchte, so kann sein Leben nichts weniger als bequem und müßig gewesen seyn. In den alten Zeiten

ten nähmlich hielt man keine Art der Arbeit einem Reichen für unanständig, sondern man glaubte, daß die Natur dieselbe sowohl als eine Pflicht, und auch als ein unentbehrliches Mittel zur Erhaltung einer dauerhaften Gesundheit erforderte. Wir haben oben gesehen, daß Abraham und Sara die geringsten Anstalten zur Bewirthung ihrer Gäste selbst machten. Allein, wird man fragen, wofür hatte denn dieser reiche Mann so viele Leute? Ich antworte: nach der Moral, die in den patriarchalischen Hütten galt, und die von der Moral unsrer vornehmen Häuser und Palläste sehr weit unterschieden ist, sah sich ein Reicher als einen Diener der Vorsehung an, der nicht deswegen mehr Güter von derselben empfangen habe, um gemächlich und üppig zu leben, sondern der seinen ganzen Vorzug allein darin suchte, daß er die gemeinschaftlichen Güter der Familie Gottes zu ihrem Besten verwaltete, und über alle Hausgenossen des höchsten Eigenthums-Herrn die Aufsicht und Direction führte. Hieraus schloß er, daß er vornehmlich verbunden sey, ihnen ein nachahmenswürdiges Beyspiel der willigen Arbeitsamkeit zu geben; weit davon entfernt, daß er dasjenige sündlich und zur Unehre seines obersten Lehns-Herrn auf eine üppige Art verschwendete, was so viele fleißige Hände verschaffen und der Natur gleichsam abverdienen mußten. In diesen Grundsätzen waren die Patriarchen von ihren reichen Aeltern erzogen. Hätte sonst Jakob so wenig Umstände gemacht, auf das bloße Verlangen seines Vaters, ganz allein, zu Fuße, und bloß mit einem Stabe in der Hand, bis nach Mesopotamien, welches von Haran ungefähr 150 Meilen entfernt war, zu gehen, um sich eine Gattinn auszusuchen? Hätte dieser begüterte Sohn sich entschlossen, als ein gemeiner Schäfer Tag und Nacht 20 Jahr lang Laban's Heerden zu hüten, um ein glücklicher Ehemann zu wer-

werden? Und wenn nicht hernach dieser Erzvater selbst seinen Liebling, den Joseph, von aller Bequemlichkeit von seiner zartesten Kindheit an entfernet und ihn frühzeitig hart gewöhnet hätte, würde, sage ich, wohl dieser Knabe so oft zu seinen Brüdern ganz allein gewandert seyn, um sich nach ihren und der Heerden Umständen zu erkundigen?

Doch, wir wollen nur auf die Erziehung des zartern Geschlechtes sehen; dieses wurde so wenig als das stärkere, in der Jugend verzärtelt. Rebecca kam von einem ziemlich weiten Orte, um die Kamele zu tränken, und sie schöpfte nicht nur Wasser, sondern sie trug auch selbst die schweren Gefäße auf ihrem Kopfe oder ihrer Achsel. Eben diese Tochter eines sehr begüterten und angesehenen Mannes, hütete, für ihre blühende und zarte Schönheit wenig besorgt, auf freyem Felde die Schafe ihres Vaters. Ihre meisten Verrichtungen besorgten die Töchter dieser reichen und ansehnlichen Männer im Schatten der väterlichen Hütte, und diese Arbeiten waren gewiß sehr zahlreich; denn man bedenke nur, daß die Frauen und Töchter dieser Reichen, deren Familien aus so vielen Menschen bestanden, den Mangel der Bäcker, Schneider und anderer Professionen, ganz allein haben ersetzen müssen. Diese Arbeitsamkeit blieb auch sehr lange die Ehre des Frauenzimmers unter dem israelitischen Volke. Samuel, da er dem Volke Israel das Verlangen, einen König, wie die andern Nationen zu haben, wieder aus dem Sinn reden wollte, beschreibt ihnen sehr umständlich die vielen Abgaben und Hofdienste, die er von ihnen, als einem bisher ganz und gar freyen Volke, zur Formirung seines Hof-States fordern würde; „euer König," sagt er:" wird „eure Töchter nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köch„innen, und Bäckerinnen werden." David's Prinzessinnen besorgten ebenfalls die Küche, wie man aus

der

der Geschichte Ammon's und seiner Tochter sehen kann. Ausserdem aber beschäftigten sich die zartesten Hände und Finger mit Spinnen, Nähen und Verfertigung der Kleider für die Familie. In der vortrefflichen Schilderung, welche Salomo, Spr. 31, 13. von einer vollkommenen Frau giebt, macht ihre Arbeitsamkeit einige der schönsten Züge aus. „Sie geht," spricht er: „mit Wolle und Flachs um, und arbeitet „gern mit ihren Händen. Sie ist wie ein Kaufmanns-„Schiff, das seine Nahrung von ferne bringt. Sie „gürtet ihre Lenden fest, und stärket ihre Arme. Sie „fürchtet sich ihres Hauses wegen nicht vor der Kälte „und Schnee; denn ihr ganzes Haus hat zwiefache „Kleider. Sie macht ihr selbst Decken, weiße Sei-„den und Purpur ist ihr Kleid." Aus diesem leztern Umstande ist zu schließen, daß hier nicht von einer armen Hausmutter die Rede ist.

Die Beschreibungen, welche uns die ältesten weltlichen Geschichtschreiber von den Sitten der Frauenzimmer ihrer Zeiten machen, stimmen mit diesen Beyspielen der heiligen Geschichte völlig überein. Nausicae, die Tochter eines thracischen Königes, gieng, nach Homer, selber an den Bach, um ihre Wäsche darin zu waschen, unterdessen daß die Königinn, ihre Mutter, vom Morgen bis in die Nacht Garn spann. In eben dieser häuslichen Beschäftigung, und nicht vor der Toilette, trafen die benachbarten Prinzen die Penelope an, als sie um dieselbe, in der langen Abwesenheit ihres Gemahles, des Ulysses, Königs von Ithaka, freyeten. Alexander der Große trug damahls, als er des Darius Gemahlinn, und dessen ganze königliche Familie gefangen bekam, keine andere Kleider, als die ihm seine eigene Schwestern mit ihren fürstlichen Händen bereitet hatten. Eben dieses bezeugt Suetonius vom Kaiser August.

„So

„So waren," sagt Dacier, in seiner Vorrede zum Homer: „die Sitten in jenen Zeiten der Helden beschaffen, in jenen glücklichen Zeiten, worin man weder den Luxus, noch die Weichlichkeit kannte, und worin man die Ehre in nichts andern suchte, als in der Arbeit und in der Tugend, und hingegen nichts für schimpflich hielt, als den Müßiggang und das Laster. Sowohl die heilige als weltliche Geschichte lehrt uns, daß es damahls Mode war, sich selbst zu bedienen; und diese Gewohnheit war noch ein schätzbarer Ueberrest von dem goldenen Zeit-Alter. Die Patriarchen arbeiteten mit ihren eigenen Händen. Die angesehensten Töchter giengen selbst an den Brunnen. Rebecca, Rahel und die Töchter des Jethro weiden ihre Heerden. Und im Fabius Pictor schöpft Rhea selbst Wasser, und eben dieses thut auch beym Livius die Tochter des Tarpejus."

Siehe auch den Artikel Frugalität, im XV Th., S. 325, fgg. und Lebens-Ordnung, weiter unten.

Lebens-Art, in Ansehung des Erwerbes seines Unterhaltes.

Ueber die Wahl der Lebens-Art. Wenn man als allgemein anerkannte Wahrheit annehmen kann, daß die Bestimmung des Menschen dahin geht, daß er glücklich seyn soll, und nicht nur auf Stunden oder Tage, sondern auf die ganze Dauer seines Erden-Lebens; wenn man ferner als bekannt voraus setzen kann, daß nur allein die gehörige (*) Ausbildung und Vervollkommnung der Anlagen und Kräfte seiner Natur, ihm wahre und bleibende Glückseligkeit gewähren kann: so wird man auch leicht die Behauptung zugeben, daß der Mensch dieses alles nur in einer

(*) Unter der gehörigen Ausbildung und Vervollkommnung der natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen versteht man gewöhnlich die Bildung der natürlichen Anlagen, welche der künftigen Bestimmung des jungen Menschen als Mitglied der Gesellschaft, vollkommen angemessen ist.

ner gesellschaftlichen Verbindung mit mehreren Wesen seiner Art erreichen könne. So groß auch die natürlichen Kräfte des Menschen sind, so würden sie doch lange in ihm verborgen bleiben, viele sich nie, oder doch nie in dem Grade äussern, daß sie ihm wahrhaftig nützlich würden, wenn sie nicht durch andere Menschen erweckt würden, und ihre Ausbildung erhielten. Eigenes Nachdenken über die Schritte, die wir in unserer Ausbildung durch Hülfe unserer Aeltern, Erzieher und anderer Menschen, mit welchen wir in Verbindung kamen, gemacht haben; die Erfahrung an Kindern, die sich in ihrer frühen Jugend in unzugänglichen Wildnissen verloren, und erst nach vielen Jahren wieder unter Menschen geriethen; und besonders die langsame, allmähliche Fortschreitung in der Entwickelung der menschlichen Kräfte, welche die Geschichte der Menschheit uns lehrt, wird einen Jeden überzeugen können, daß der Mensch, sich selbst überlassen, und fern von aller Gesellschaft mit seines Gleichen, ohne Bildung bleibt, und kaum in vielen Jahrhunderten weder bemerkbare Schritte zur Vervollkommnung macht, noch die Glückseligkeit, deren er fähig ist, genießt.

Die Gesellschaft ernährt, erzieht, beglückt und schützt den Menschen. Die sorgsamste Pflege und Wartung erhält ihn in dem hülflosesten Zustande. Unaufhörliche neue Eindrücke der ihn umgebenden und von andern absichtlich vorgeführten Gegenstände, reizen die schlummernden Kräfte, und treiben ihn an, sie auf eine thätige Weise zu äussern. Auf diese Weise bilden sich in ihm Begriffe, die durch den Umgang und Mittheilung immer klarer und deutlicher werden. Sie macht ihn gut, dadurch, daß sie so ganz eigentlich die Empfindungen der Liebe und Dankbarkeit in ihm erweckt, und tausendfältige Veranlassung giebt, diese Tugenden in ihren mannigfaltigen

igen Zweigen und Abstufungen zu üben. So wächst täglich die Summe seiner Kenntnisse durch diese stete unaufhörliche Uebung, und er erwirbt sich Vollkommenheiten, die ihm sein Leben nützlich und froh machen, indem sie auch dafür sorgt, daß er die Freuden, die er in dieser gesellschaftlichen Verbindung findet, ohne Störung mit Sicherheit genießen kann.

So gewiß ist es also, daß der Mensch für die gesellschaftliche Verbindung mit Menschen gemacht ist; und daß er nur in ihr seine Bestimmung, glücklich zu seyn, erreichen kann. Hieraus läßt sich nun aber leicht die Folgerung ziehen, daß, da die Gesellschaft für ihn so nützlich ist, er von seiner Seite auch wieder dahin streben muß, der Gesellschaft nützlich zu werden. Es läßt sich nähmlich keine Gesellschaft denken, worin nicht auf die eine oder die andere Art, einer für den andern arbeiten, und zum Wohl der ganzen Verbindung das Seinige beytragen muß. Denn, da die Gesellschaft ein Ganzes ausmacht, welches zur höchst möglichen Glückseligkeit sich verbunden hat, so ist kein einziges Glied dieser Gemeinschaft, so geringe es auch seyn mag, von dem Vermögen nutzbar zu werden, vermöge der mannigfaltigen Bedürfnisse derselben, ausgeschlossen, so wenig wie in der ganzen Natur ein einziges, auch noch so unbedeutendes Geschöpf in der Reihe der Dinge, ganz ohne Nutzen ist. Nun scheint es aber, daß in der Gesellschaft der freye Wille aufhöre. Die Verfassung dieser Verbindung erlaubt es uns nicht, bloß nach unserer Willkür unsere Kräfte in Thätigkeit zu setzen, sondern nur so, wie es für die Bedürfnisse derselben am zuträglichsten ist. Sie schreibt vor, was geschehen soll, denn sie weis es am besten, was zu ihrem Nutzen dient. Es muß also Jeder die Arbeit übernehmen, die sie ihm aufträgt, und die Thätigkeit, die sie ihm verbiethet, unterdrücken. Es ist dies freylich

lich eine Einschränkung, die manchem lästig fallen, ja ihm wirklich schmerzhaft werden kann, da ohne Zweifel freye Selbstthätigkeit das natürliche Bedürfniß einer jeden noch ungeschwächten Seele ist; allein ohne diese Einschränkung, ohne diese Unterwerfung seiner freyen Thätigkeit unter die Vortheile und Bedürfnisse der Gesellschaft, würde er auch weder der Vortheile, welche sie ihm darbiethet, theilhaftig werden, noch sich der Pflichten, welche die Gesellschaft ihm auflegt, da sie ihn als Mitglied anerkennt, entledigen können (*).

Wer also glücklich durch die Gesellschaft werden will, der muß dazu beytragen, die Bedürfnisse derselben zu befriedigen, damit nicht nur er, sondern auch andere, durch ihn glücklich werden, und zwar auf die Art und Weise, wie es ihm die Gesellschaft aufträgt, oder mit andern Worten, er muß sich einer bestimmten Lebens-Art widmen. Der Ausdruck Lebens-Art wird hier nicht in dem Sinne gebraucht, daß er die eingeführten Gewohnheiten, hergebrachten Gebräuche, Sitten, Vergnügungen, Art und Zubereitung der Nahrung bezeichnet, sondern in der Bedeutung, daß er die für das ganze Leben zu übernehmende Haupt-Beschäftigung anzeigt. Der Ausdruck Beruf, den man auch wohl braucht, pflegt in seiner gewöhnlichen Bedeutung den innern Antrieb zu irgend einer Beschäftigung anzuzeigen, und man müßte ihn also näher bestimmen, wenn man ihn in diesem Sinne nehmen wollte.

Einer

(*) Im Grunde scheint dies auch nur so. Wenn Aeltern die Rathschläge, die ich nachher geben werde, befolgen, so wird gewiß der junge Mensch den Glauben haben, daß es sein freyer Wille sey, gerade auf diese bestimmte Weise seine Thätigkeit zu äußern. In dem Sinne ist es wahr, daß bey den mehresten Geschäften die Gesellschaft die Zeit, das Maß und die Güte der Arbeit vorschreibt, und so der freyen Thätigkeit ein Ziel setzt.

Einer solchen Haupt-Beschäftigung muß sich also ein Jeder widmen; allein, da fragt es sich hier nicht nur, worauf man vorzüglich bey der Bestimmung dieser besondern Haupt-Beschäftigung zu sehen habe, sondern auch, wer den entscheidenden Ausspruch thun soll, daß gerade dieser Mensch durch die Ausübung dieser bestimmten Geschäfte nicht nur sein eigenes Glück, sondern auch das Glück der mit ihm verbundenen Menschen am vorzüglichsten befördern werde und könne. Der erste Abschnitt der Frage scheint leicht zu beantworten zu seyn. Soll irgend ein Geschäft gut verrichtet werden, so muß derjenige, welcher es übernommen hat, nicht nur die Fähigkeit, sondern auch Lust und Neigung dazu haben. Uebernimmt jemand eine Arbeit, wozu er gar keine Fähigkeit hat, so bleibt er ewig darin ein Pfuscher, richtet nichts aus, und die Gesellschaft leidet durch seine Ungeschicklichkeit. Uebernimmt ein anderer Geschäfte, wozu er wohl die Fähigkeiten hat, es fehlt ihm aber die Lust dazu, so wird er es freylich weiter darin bringen, und sie mit größerer Geschicklichkeit verrichten, als jener erstere, auch wird die Gesellschaft Vortheile von seiner Arbeit haben können, allein er selbst wird sich unglücklich fühlen. Mit Widerwillen und Ekel unterwirft er sich der einmahl übernommenen Last, er muß der Nothwendigkeit weichen, und der Vortheil, den er stiftet, ist dennoch nicht so groß, als wenn mit seinen Fähigkeiten auch noch die Lust zu den Geschäften vereinigt gewesen wäre.

Hieraus läßt sich also leicht der Schluß ziehen, daß zu der glücklichen Verrichtung irgend einer Art von Geschäften nothwendig natürliche Fähigkeiten und Lust dazu erfordert werde, um sowohl sich die zu diesem Geschäfte nöthigen Geschicklichkeiten erwerben, als es auch auf die möglich vortheilhafteste Weise ausüben zu können.

Um aber allen möglichen Mißdeutungen vorzubeugen, und die Sache so deutlich, als es möglich ist, zu machen, muß ich noch einige Worte im Allgemeinen hierüber sagen. Wo die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten fehlen, da ist der Mensch ausser Stande, sie durch Kunst zu ersetzen, denn sein Vermögen erstreckt sich nicht so weit, daß er da, wo nichts ist, etwas schaffen könne, er vermag nur so viel, daß er den Stoff, den er einmahl vor sich findet, auf eine gewisse Weise bearbeiten, und ihm verschiedene, ihm gefällige Richtungen geben kann. Wenn man nun sieht, daß hin und wieder ein Mensch, der glücklicher Weise seiner freyen Selbstthätigkeit überlassen bleibt, mit der größten Leichtigkeit sich irgend ein Geschäft zu eigen macht, und es darin weit bringt, so kann man sehr leicht die Gedanken fassen, daß dazu in ihm gewisse, ihm natürliche Anlagen vorhanden gewesen seyn. Woraus sich denn leicht die Folgerung herleiten ließe, daß, wenn jeder Mensch die Beschäftigung ergreifen könnte, wozu er in sich die natürlichen Anlagen vorfindet, jeder die ihm zugefallene Arbeit gut, mit Leichtigkeit und Lust treiben, für die Gesellschaft es vortheilhafter seyn, und weniger Unzufriedene und Ungeschickte in den mancherley Ständen der Gesellschaft anzutreffen seyn würden.

Wie ich aber auch schon oben bemerkt habe, so hat der Mensch das Vermögen, den vorgefundenen Stoff auf eine ihm gefällige Weise zu bearbeiten, und ihm die Richtung zu geben, die er ihn zu haben wünscht. Es kommt also hauptsächlich darauf an, ob überhaupt natürliche Fähigkeiten da sind, ohne auf ihre besondere Hinneigung zu einer bestimmten Beschäftigung Rücksicht zu nehmen. Die natürliche thätige Kraft in dem Menschen, richtet sich nähmlich nach Vorstellungen, die ihm nicht mit angeboren werden, sondern die er durch äussere Gegenstände erhält. Daher

kann

kann man mit den alten Philosophen die Seele mit einer leeren Tafel vergleichen, worauf man, durch die Eindrücke der äussern Dinge, nach Gefallen diese oder jene Bilder zeichnen könne. Je nachdem ein Mensch gewisse Vorstellungen bekommt, je nachdem bekommt seine natürliche thätige Kraft eine diesen Vorstellungen angemessene Richtung. Wenn nun die Eindrücke dieser bestimmten Vorstellungen zufällig oder vorsetzlich oft wiederhohlet werden, so erhält die Richtung, welche seine natürliche thätige Kraft einmahl darnach genommen hat, durch diese Uebung eine Fertigkeit, sich nun auf diese Weise leichter, wie auf jede andere Art, zu äussern. Werden diese Uebungen nicht unterbrochen, sondern so lange fortgesetzt, bis sie dem Menschen gleichsam zur andern Natur geworden sind, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß man nicht der thätigen Kraft des Menschen eine ganz andere, und wohl gar der natürlichen entgegengesetzte Richtung sollte geben können (*). Daß aber auch hier Ausnahmen Statt finden, wird niemand läugnen, denn es hat von je her Menschen gegeben, deren bestimmte natürliche Hinneigung der thätigen Kraft zu irgend einer Beschäftigung auf keine Weise so hat unterdrückt werden können, daß sie nicht früh oder spät, nach Veränderung der Umstände sich sollte geäussert haben, mit Gewalt gleichsam hervorgebrochen seyn, und den Weg eingeschlagen haben, den die Natur ihr vorgezeichnet hatte. Aber eben

(*) Man wird ohne mein Erinnern leicht einsehen, welchen wichtigen Einfluß diese Wahrheit in die Erziehung hat, und wie sehr Aeltern und Erzieher über die ersten Eindrücke, und die dadurch bewirkten Vorstellungen, welche ihre Kinder und Zöglinge erhalten, zu wachen haben. Und doch ist dies eine Sache, warum man sich wenig oder gar nicht bekümmert, es den Wärterinnen und dem Zufall überläßt, und nur dann erst aufmerksam wird, wenn es zu spät ist.

so gern wird man auch eingestehen, daß diese Kräfte unter die Ausnahme, und nicht unter die Regel gehören.

Mit diesen natürlichen Fähigkeiten muß aber noch Lust zu der Beschäftigung, worauf sie gerichtet sind, verbunden werden, wenn sie auf eine für den Menschen und für die Gesellschaft vortheilhafte Weise ausgeübet werden soll. Ob nun diese Neigung auch schon in der Natur des Menschen gegründet sey, läßt sich auf keine Weise mit Gewißheit bestimmen; nur so viel könnte man mit einiger Sicherheit eingestehen, daß vielleicht einem Menschen, vermöge der natürlichen Bildung seiner Organe, irgend eine Beschäftigung leichter seyn könne, und also ihm angenehmer werde und ihn reize, da sie einem andern eben deswegen schwerer werde, und folglich ihn abschrecken müsse; und aus diesem Grunde mögen wohl, wie nicht zu läugnen ist, einige Menschen zu gewissen Beschäftigungen und Lebens-Arten vorzüglich geneigt seyn. Allein, es ist, zu dieser Behauptung zurück zu gehen, nicht nöthig, wenn wir untersuchen wollen, wie die Lust zu irgend einer Beschäftigung vorzüglich erweckt werden könne.

Der Mensch liebt sein Vergnügen; wenn nun, zufälliger Weise bey einer Beschäftigung eine Vorstellung in ihm erweckt wird, worin etwas Angenehmes liegt, oder womit auf mannigfaltige Weise etwas Angenehmes verknüpft werden kann — und das kann mit jedem Dinge geschehen (*) — so wird diese angenehme Vorstellung, Lust und Neigung zu der Beschäft-

(*) Dies muß aber nicht so weit ausgedehnet werden, als wenn jede angenehme Vorstellung mit jeder Sache, bey einem jeden Menschen verbunden werden könne. Dies ist die Meinung nicht. Da es aber der angenehmen Vorstellungen so viele giebt, daß uns die Wahl stets frey bleibt, so kann immer, je nach dem der Mensch ist, auf den sie wirken soll, eine

schäftigung in ihm erwecken, weil diese beyden Vorstellungen, die nun einmahl lebhaft und zu gleicher Zeit in seiner Seele vergesellschaftet waren, nun fernerhin immer so vergesellschaftet wieder in ihm entstehen, oder doch eine die andere erwecken werden. Nur Ein Beyspiel. Warum lieben wir diesen oder jenen Ort vorzüglich, und sind da gern? Die Freude, die wir da genossen haben, hat ihn uns werth gemacht, und das Andenken an sie, hat sich mit der Vorstellung von dem Platze, wo wir sie genossen haben, verbunden, und sie führt uns oft dahin. So können Kinder, die aus mehrern Gründen nicht dazu bestimmt sind, Hand-Arbeiten zur künftigen Haupt-Beschäftigung ihres Lebens zu machen, wenn sie in die Werkstätte des Künstlers, besonders des Drechslers, kommen, und da sehen, wie unter seinen Händen, ohne anscheinende große Mühe, künstliche und feine Arbeiten entstehen, große Neigung zu dieser Beschäftigung bekommen. Und die Erfahrung lehrt es auch, daß es in diesen verschiedenen Ständen der Gesellschaft mehrere Menschen giebt, die, ob sie gleich einer ganz andern Arbeit sich gewidmet haben, im Grunde nur Drechsler, Uhrmacher, Tischler, u. s. w. sind.

Ausser dieser Vorstellung des Angenehmen, kann auch die vom Nutzen, und zwar auf eine ganz verschiedene Weise eine mächtige Triebfeder werden, sich einem bestimmten Geschäfte zu widmen. Den einen bewegt die Vorstellung von der ausgedehnten Nutzbarkeit dieses Geschäftes für die gesammte Menschheit, wodurch er sich um so viele verdient machen, und ihr Wohlwollen und Liebe sich erwer-

eine andere mit der Beschäftigung verbunden werden, wenn die eine Vorstellung sie nicht angenehm für ihn machen kann.

ben kann. So kann z. B. ein Jüngling sich bloß aus dieser Rücksicht den Rechten widmen, um der Unschuld zu dienen, die gerechte Sache des Kleinen gegen die ungerechte Sache des Großen in Schutz nehmen und vertheidigen zu können. Ein anderer sieht bloß die Ehre und Achtung, die er sich durch dieses Geschäft erwerben kann, weil er vielleicht einen Mann kennt, dem jedermann, wohl nicht allein seines Amtes, sondern mehr seiner persönlichen Eigenschaften wegen, die ausgezeichnete Achtung beweiset, und dem es leicht fällt, vermöge dieser Achtung mehr auszurichten, als er sonst nicht gekonnt haben würde. Wie nützlich ist nicht ein solches Geschäft! denkt er, und sene Wahl ist bestimmt. Andere reizt der Gedanke, durch diese Arbeit in kürzerer Zeit mehr sich erwerben zu können, als durch jede andere Beschäftigung, und dann aller der Vortheile, die Reichthum den Menschen verschafft, theilhaftig werden zu können, sich schweren und oft gefährlichen Beschäftigungen zu widmen. Sie lernen die Beschwerlichkeiten ihres Geschäftes kennen, allein die Vorstellung des Nutzens überwiegt alle Hindernisse, und ihre Wahl bleibt fest.

Zu diesen beyden Haupt-Vorstellungen können nun, nach Verschiedenheit der Umstände, mehrere kommen, die diese Lust und Neigung erwecken. Der weichliche, schwache oder träge Mensch wird gewiß nur die wählen, welche ihm die wenigste Anstrengung und Mühe zu erfordern scheint, da die ganz entgegengesetzte Vorstellung des Schweren oder Künstlichen andere reizen kann. Der gute Fortgang in irgend einer Arbeit, darauf man ohne besondere Veranlassung verfiel, vielleicht nur um die Langeweile zu vertreiben, und sich zu beschäftigen; ein Lob von Personen, deren Beyfall uns werth ist, über schon erworbene Geschicklichkeiten in einer bestimm-

stimmten Anwendung unserer Kräfte, und mehrere andere, können es unwiderleglich bewirken, daß zu diesem bestimmten Geschäfte Lust und Neigung entstehe. Und da dies nun schon eine dieser Vorstellungen für sich allein auszurichten vermag, was wird dann nicht erst der Fall seyn, wann mehrere derselben zusammen treffen, und wann diese oft wiederhohlt werden, daß sie sich dem Menschen immer tiefer einprägen!

Allein, ausser diesen natürlichen Anlagen, ausser dieser Lust und Neigung zu einer bestimmten Beschäftigung, haben wir doch noch auf mehrere Umstände zu sehen, die uns bey der Wahl der Lebens-Art leiten können, und die oft dieser Wahl den Ausschlag geben werden und müssen; dahin gehören vornehmlich: die Vermögens-Umstände der Aeltern, der Stand derselben in der bürgerlichen Gesellschaft, die körperliche Beschaffenheit desjenigen, der wählen soll, und, wenn man haben will, auch die Bedürfnisse der Gesellschaft selbst (*).

Die Vermögens-Umstände der Aeltern haben einen wichtigen Einfluß auf die Wahl der Lebens-Art, ungeachtet viele es nicht zu glauben scheinen, oder es doch wenigstens als das Lezte, worauf man Rücksicht nehmen müsse, ansehen. So viel ist doch gewiß, daß die Erlernung des Gewerbes der verschiedenen Künste, oder des Kaufmannes, einen grösern Kosten-Aufwand erfordere, als die Erlernung des Gewerbes der verschiedenen Handwerke. Der Jüngling, der jene erlernen will, muß mehrere Schul-

(*) Klima, Diät, oder die gewöhnliche Nahrung, rechne ich nicht hierher. Diese scheinen nur nur in sofern Einfluß zu haben, daß, indem sie auf die Imagination wirken, nun, vermöge dieser physischen Ursachen, die Lebhaftigkeit der Vorstellungen erhöhet wird. Ueberhaupt schreibt man diesen Ursachen mehr Kraft zu, als sie wirklich haben.

Kenntnisse besitzen, als er zu diesen braucht; ja, er muß es in einigen vorzüglich weit gebracht haben, wenn er mit Nutzen seine eigentliche Haupt-Beschäftigung erlernen will. Während den Lehr-Jahren bleibt seine Unterhaltung gemeiniglich den Aeltern überlassen; der Aufwand in der Kleidung ist größer; die Reisen im Auslande lassen sich nicht, wie die Reisen der Handwerker einrichten, und die wirkliche Besetzung als Meister erfordert größere Kosten. Derjenige der sich den Wissenschaften widmen soll, muß noch mehr anwenden können. Der längere Aufenthalt auf der Schule; die Kostbarkeit des Privat-Unterrichtes zur Erwerbung so mancher Kenntnisse, die auf der Schule nicht erlernet werden können; das theure Leben auf der Universität, sowohl in Rücksicht der eigenen kostbaren Oekonomie, der mancherley Vergnügungen und Zerstreuungen, als auch der eigentlichen gelehrten Beschäftigungen; der nachherige Aufenthalt im väterlichen Hause, bis der junge Gelehrte das Glück hat, ein Aemtchen zu bekommen, das den einzelnen Mann ernährt: — dies alles kann nicht ohne eigenes, ich möchte sagen, mehr als mittelmäßiges, Vermögen bestritten werden.

Ein berühmter Gelehrter und Schriftsteller behauptet zwar geradezu, daß Armuth einen fähigen Kopf vom Studieren nicht abschrecken müsse. Er führt zwey Gründe an. Der erste: daß es ein schlechtes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung anzeige, da Gott gewiß Mittel und Wege finden würde, die redliche Absicht und dieses Vertrauen auf ihn zu erfüllen. Der andere ist aus der Geschichte genommen, daß sehr häufig aus armen Leuten die brauchbarsten Männer geworden wären. Beydes ist wahr; und man könnte noch einen dritten Grund hinzu setzen, daß es nicht nur viele Anstalten giebt, den Dürftigen zu unterstützen, sondern daß er auch auf mancherley Weise sich selbst forthelfen kann.

Ohne mich auf die Widerlegung dieser Gründe hier einzulassen, wollen wir bloß das erwegen, was die täg-

liche

liche Erfahrung uns lehrt. Den armen Gelehrten sehen wir selten glücklich. Ist er nicht ein ausserordentlicher Kopf, so kann er höchstens nur das erlernen, was er in seinem Gedächtnisse verwahren kann, und wozu er keine andere Hülfsmittel braucht. Wird er ja ein brauchbarer Mann, der der Gesellschaft auf der einen Seite nützlich ist, so schadet er ihr auf der andern, indem er gemeiniglich viel dazu beyträgt, den gelehrten, und besonders den geistlichen Stand, — denn diesen wählt gewöhnlich der arme Studierende — in der Verachtung, worin er bey den höhern Ständen steht, zu erhalten.

Hieraus scheint doch so viel zu erhellen, daß man wohl nöthig habe, auf die Vermögens-Umstände der Aeltern Rücksicht zu nehmen, ehe man seine Wahl festsetzt.

Von nicht geringerer Wichtigkeit ist auch der Stand der Aeltern bey dieser Wahl. Es wird von Vielen behauptet, daß jeder Stand seine Eigenheiten, seine eigenen Tugenden, wie seine eigenen Laster, habe, und man es den mehresten Menschen an ihrem Aeussern und ihren angenommenen Gewohnheiten ansehen könne, zu welchem Stande sie gehörten. Wie viel hiervon wahr ist, wage ich nicht zu bestimmen, allein, so viel kann man, durch die Erfahrung belehrt, nicht läugnen, daß jeder Stand seine Eigenheiten habe, die dem Menschen ankleben, daß es schwer sey, sie auszurotten, daß sie gemeiniglich in jeden andern Stand mit übergenommen werden, und da der Verachtung bloß stellen, welches am sichtlichsten wird, wenn man sich in höhere Stände einzudrängen sucht, ohne sich in die Gebräuche, Gewohnheiten der gebräuchlichen Sprache und Sitten dieser Stände finden zu können. Gewöhnung, Beyspiel, früh eingesogene Begriffe und Vorurtheile wieder abzulegen, ist schwer, gemeiniglich unmöglich, denn alles dies hat den größten Einfluß auf die Denkungs-Art des Menschen gehabt, und leitet ihn nachher, ohne daß er es selbst weis, in seinen Handlungen. Aus diesem Grunde haben schon Viele behauptet, es würde am vor-

vortheilhaftesten für die Gesellschaft seyn, wenn jeder Jüngling in dem Stande seiner Aeltern bliebe, das Gewerbe des Vaters erlernte, oder eine der andern bürgerlichen Lebens-Arten wählte, die mit denselben am meisten übereinstimmte, und ihn nicht zu weit von dem Stande der Aeltern entfernte.

Daß man auf die körperliche Beschaffenheit desjenigen, der wählen soll, Rücksicht nehmen müsse, versteht sich von selbst, und wird auch hier bloß der Vollständigkeit wegen angeführt. Einige Lebens-Arten erfordern vor andern eine starke, gesunde und dauerhafte Leibes-Beschaffenheit; andere können recht gut, wenigstens ohne großen Nachtheil, durch einen schwächlichen (aber, wohl verstanden! nicht durch einen kranken oder kränklichen) Menschen versehen werden. Ja, man könnte behaupten, daß gewisse Beschäftigungen, die einen öftern Aufenthalt in der freyen Luft erfordern, der Acker- und Garten-Bau, zur Stärkung einer schwachen Leibes-Beschaffenheit vorzüglich tüchtig wären.

Auch die Bedürfnisse des States können Einfluß auf die Wahl haben. Es giebt Zeit-Perioden, worin zu viele sich gewissen Beschäftigungen widmen, daß andere darunter leiden müssen; oder, worin die mehresten jungen Männer dem Geschmacke des Zeit-Alters nachgeben, die Beschäftigung mit dem Angenehmen der Beschäftigung mit dem Nützlichen vorziehen. Beydes ist von großem Nachtheil für die Gesellschaft, und beydes muß das rechtschaffen denkende Mitglied derselben zu verhindern suchen. Daher kann eine klare Einsicht in die Bedürfnisse des States, und die deutliche Ueberzeugung in diesem bestimmten Geschäfte der Gesellschaft größere Dienste leisten zu können, einen großen Einfluß auf die Wahl haben, zu Aufopferungen vermögen, und sie

viel-

vielleicht ganz den Wünschen des Wählenden entgegen bestimmen.

Wer soll aber den Ausspruch thun, wer soll es bestimmen, warum gerade diese Lebens-Art zu wählen sey? Der Jüngling selbst, die Aeltern desselben und die Gesellschaft, oder, mit andern Worten, die Obrigkeit, welcher die Gesellschaft die Besorgung ihrer Bedürfnisse übertragen hat; alle diese können hierauf Anspruch machen.

Könnte in jedem Falle stets der junge Mensch wählen, so würde die Sache ohne Weitläuftigkeit entschieden werden können. Er müßte es, sollte man glauben, am besten wissen, wozu er Fähigkeiten in sich fühlte, und wohin seine Neigung ihn triebe. Er hat ja seine eigene Art, an den Dingen die um ihn her sind, Antheil zu nehmen; er hat seine eigene Weise zu empfinden, zu denken; seinen Verstand, seinen Willen, sein Herz, alles hat er für sich, und zwar so, wie es auf dem ganzen Erdboden vielleicht kein anderer Mensch hat; und daher würde es gewiß billig seyn, wenn nun auch er seine Lebens-Art wählte. Rathen Andere, und er wählt falsch, so haben diese für ihren Rath, für ihre Mühe, Undank und Vorwürfe; wählt er unglücklich nach seinem eigenen Sinn, so muß es ihm ein großer Trost seyn, daß es sein eigener Wille gewesen ist.

Allein, da dies eine Sache von der größten Wichtigkeit ist, da das Glück und die Brauchbarkeit des ganzen künftigen Lebens davon abhängt, und da er gewöhnlich in der Zeit, wann es nützlich wäre, sich zu bestimmen, zu wenig Kenntnisse von den verschiedenen Beschäftigungen der bürgerlichen Gesellschaft hat, oder er unter den wenigen, die ihm bekannt geworden sind, nicht zu wählen weis, hin und her wankt — er möchte sie alle wählen, sie gefallen ihm alle, von der einen dies, von der andern jenes: —

so ist es nöthig, daß Andere seine Wahl leiten, oder sie gar für ihn bestimmen. Hätte man hierbey bloß auf die Bedürfnisse der Gesellschaft zu sehen, so wäre es freylich am besten, wenn die Obrigkeit dieses Amt übernähme. Sie weis es, was die Gesellschaft bedarf; sie weis es auch am besten, oder sollte es wenigstens wissen, welche Kräfte zu der Befriedigung eines jeden dieser Bedürfnisse vorzüglich erfordert werden, und daher könnte sie am vortheilhaftesten, nach den verschiedenen Fähigkeiten eines Jeden, die Arbeiten unter Alle vertheilen, und auf diese Weise für das gesammte Wohl am besten sorgen. Da aber, wie wir gesehen haben, noch weit mehr Umstände bey Bestimmung der Wahl in Erwegung zu ziehen sind, welche die Obrigkeit nicht bewirken, noch wissen kann: so wird wohl dieses Geschäft, wie es bisher geschehen ist, den Aeltern überlassen bleiben.

Auf die Aeltern also kommt es an, ob der junge Mensch durch die bestimmte Lebens-Art, die er ergreift, selbst glücklich, und für die Gesellschaft brauchbar werden soll, oder nicht; und in Wahrheit, sie haben es völlig in ihrer Macht, beydes zu bewirken. Den Willen dazu haben wohl alle; sie wollen gewiß das Glück ihres Kindes durch die Lebens-Art, welcher sie es widmen, gründen und sichern, wenn sie gleich dabey an das Wohl des States so deutlich nicht denken. Da aber auch die Aeltern, ihres besten Willens ungeachtet, fehlen können, daß sie ihr Kind unglücklich machen, indem sie meinen, für sein Bestes zu sorgen, wenn sie entweder seiner Neigung gerade entgegen, ihm eine Lebens-Art durch Zwang aufdringen; wenn sie aus Vorurtheilen (*), aus

fal-

(*) Dahin gehört vornehmlich, daß gemeiniglich der einzige, oder der älteste Sohn, vielleicht gar schon im Mutterleibe

falschen Begriffen von Glück, aus Eitelkeit und Ehrsucht den Knaben für Beschäftigungen, wozu er gar keine Fähigkeiten hat, bestimmen, oder wenn sie in der Wahl der Mittel, die ihn zu dieser Lebens-Art tüchtig machen sollen, irren: — so ist es gewiß nöthig, hierüber einige Bemerkungen zu machen.

In der ersten Kindheit schon, ja, ich mag dreist hinzu setzen, von dem Tage der Geburt an, müssen Aeltern dafür sorgen, daß alle Anlagen und Kräfte des jungen Menschen sich frey entwickeln können. Freyheit (†) und eigene Selbstthätigkeit, bildet und vervollkommnet die Seele. Denn nicht das, was Andere für das Kind denken oder thun, sondern allein das, was es selbst empfindet und thut, entwickelt seine Kräfte. Die Aeltern pflegen sich gewöhnlich zu viel mit ihren Kindern zu beschäftigen, wollen ihnen in allen Dingen behülflich seyn, kommen ihnen in allen Dingen zuvor, als wenn sie es wirklich darauf angelegt hätten, ihre Kinder nie zu selbsthandelnden Menschen zu erziehen. Wenn der zehnjährige Sohn des vornehmen Bürgers es auf keine Weise anzufangen weis, sich nur — man lache nicht! — die Haare auszukämmen, fährt der eben so alte Sohn des Land-Mannes einen mit vier Pferden bespannten Wagen allein zur Stadt. Auch ist es ja allgemein bekannt,

daß

leibe (*), dem Herrn geweihet wird, und dann, aller Hindernisse ungeachtet, Theologie studieren muß.

(†) Wenn diese Freyheit auf den Körper mit ausgedehnt würde, daß man ihn der vielen Fesseln entledigte, so würde es noch besser seyn. Aber das geben die Tanten und Basen nicht zu. „Man kann ja das Kind sonst nicht anfassen.“

(*) *Sam. Theod. Schmidt* diss. de Theologis in utero Deo consecratis. Lpz. 1707, 4.

Von Gelehrten, die Gott im Mutterleibe gewidmet worden sind, s. Jo. Ad. Bernhard's curieuse Historie der Gelehrten, (Frf. M. 1718, 8.) S. 27, fgg.

daß Nichtdenker, Nachbeter, Ja-Herren auf die entgegengesetzte Weise am besten erzogen werden.

Hierbey müssen sie zu verhüten suchen, daß diese Entwickelung und Bildung der Anlagen und Kräfte ihrer Kinder nicht schädlich für sie werde. Alles hier zu thun, steht zwar nicht in der Aeltern Macht; denn kein Sterblicher wird es je dahin bringen können, daß keine Empfindung und Vorstellung in dem jungen Menschen erweckt, keine Aeusserung seiner freyen Selbstthätigkeit ihm gestattet wird, als nur die, welche gerade in diesen Augenblicken zur rechten Bildung und Vervollkommnung seiner natürlichen Anlagen erforderlich war. Aber dies muß uns nicht abschrecken, muß uns vielmehr antreiben, das zu thun, was wir können; und da werden wir gestehen müssen, daß es sehr in unserer Gewalt steht, anerkannt schädliche Empfindungen, Vorstellungen und Aeusserungen der Thätigkeit zu verhindern. Nur müssen verständige Aeltern auch hier sehr behutsam verfahren, daß sie nicht gerade durch diese Verhinderung Nachtheil verursachen. Wenn sie nähmlich die Thätigkeit des Kindes auf irgend einen andern Gegenstand lenken wollen, als worauf das Kind dieselbe izt gerichtet hat, so muß dieses Umlenken so unmerklich geschehen, und so natürlich zu seyn scheinen, daß das Kind ihre Absicht nicht wahrnehme, und keine Störung seiner Thätigkeit dabey empfinde.

Endlich müssen die Aeltern sich bemühen, dem Kinde die Bildung zu geben, es zu einer solchen Aeusserung seiner Thätigkeit zu gewöhnen, welche ihnen für das Kind selbst die nützlichste, als auch künftighin für die Gesellschaft die heilsamste zu seyn scheint. Dies ist der Punct, worauf alles ankommt, wir mögen entweder dem Kinde die Wahl seiner Lebens-Art überlassen, oder sie für dasselbe bestimmen; nur muß dieses Leztere so geschehen, daß

das

das Kind fest glaube selbst zu wählen, daß es sein freyer Entschluß sey, dieser bestimmten Beschäftigung sich ins künftige zu widmen. Hat man die Fähigkeiten des Kindes erforscht, und gefunden, wozu sie tauglich seyn könnten; hat man ferner zu erfahren gesucht, auf welche Lebens-Art die Neigung desselben gerichtet ist; stimmt diese mit dem Vermögen und dem Stande der Aeltern überein, und stehen ihr sonst keine Hindernisse in Rücksicht der körperlichen Beschaffenheit des Kindes und der besondern Bedürfnisse des States entgegen: so ist die Sache leicht, man darf nur der Neigung nachgeben, ihr stets neue Nahrung verschaffen, und nur dafür sorgen, daß sie nicht unvermuthet, wenn es schon zu spät ist, einer andern Lebens-Art sich zu widmen, abspringt, oder gar auf eine Beschäftigung, die man auf keine Weise billigen kann, verfällt. Tritt aber der andere Fall ein, daß man nach seinem Stande, oder aus andern Rücksichten, auf die besondere Neigung des Kindes nicht sehen kann, sondern, ehe diese Neigung sich bestimmt äussert und festsetzt, wählen muß: so wird man, vorausgesetzt, daß das Kind gute natürliche Fähigkeiten hat, nach folgenden Vorschriften mit Nutzen verfahren können. Man suche in dem Kinde Lust und Neigung zu der Lebens-Art, wozu man es bestimmt hat, zu erwecken. Dies geschieht, wenn man irgend eine Vorstellung, entweder des Angenehmen, oder des Nützlichen, wovon man, nach der individuellen Beschaffenheit des Kindes, diese erwünschte Folge sich zu versprechen hat, mit der zu wählenden Lebens-Art verbindet. Nun verknüpft die Seele des Kindes diese beyden Vorstellungen mit einander, und nach der unläugbaren Wahrheit, daß zwey oder mehrere Vorstellungen, die auf irgend eine Weise mit einander in Verbindung gekommen sind, sich wechselseitig aufregen, wird das

Kind nie die Vorstellung von der Lebens-Art fassen können, daß nicht zu gleicher Zeit die damit verbundene auch in ihm aufsteige. Wenn man diese absichtliche Zusammenstellung öfters wiederhohlt, so wird die Seele geneigter sich diesen Vorstellungen zu überlassen, und zwar so sehr, daß sie, auch wenn sie mit andern Gegenständen beschäftigt seyn sollte, wider ihren Willen in eben diese Vorstellung zurück fallen muß. Auf diese Weise entstehen in dem Menschen Neigungen, seine natürliche thätige Kraft wird durch eine ihm unbekannte Gewalt getrieben, sich auf diese bestimmte Weise zu äussern. Damit nun aber diese Neigung noch fester gegründet, und zur andern Natur bey dem jungen Menschen werde, muß man seine Fähigkeiten üben, und bey dieser Uebung nur auf solche Gegenstände Rücksicht nehmen, die der individuellen Bestimmung desselben angemessen sind, sie also an keine andere Gegenstände anstellen, als an solche, welche innerhalb der künftigen Lebens-Art des jungen Menschen liegen (*). Hierdurch werden die

(*) Dies ist gegen die, von mehrern Gelehrten vorgeschlagene kunstmäßige Erlernung von Handwerken bey solchen Kindern, die dazu nicht bestimmt sind, einzuwenden. Es ist zu befürchten, daß die Neigung zu dem erlernten Handwerke zu groß werde, und die Uebung den Fähigkeiten eine andere Richtung geben möge, als sie haben sollen. Man hat Beyspiele von Predigern, die sich lieber an ihre Hobel-Bank stellten, als die Predigt für den Sonntag ausarbeiteten, und daher nur Schnitzwerk auf die Kanzel bringen konnten. Sonst mag dies den Nutzen haben, daß sitzende Gelehrte in diesen Beschäftigungen die nöthige Leibes-Bewegung finden, und, falls ihr Amt sie nicht ernährt, ihren Unterhalt davon haben können, wenn dies die Innungen und Gilden zugeben wollen. — Einen ähnlichen Fehler begeht man in der Erziehung der Bürger-Töchter; diese haben zu viel Gelegenheit, jede in ihrer Art, mit vornehmern Demoiselln und gnädigen Fräulein in Gesellschaft zu kommen. Hier finden sie Geschmack an den Gebräuchen und Sitten dieser Vornehmern, und verlieren den Sinn für den Stand ihrer Aeltern, daß sie bey ihrer Verheurathung immer höher zu rücken suchen.

die Fähigkeiten seiner künftigen Bestimmung so angepaßt, daß sie beynahe für jede andere verloren sind.

Bestimmtere Regeln lassen sich hierüber nicht ertheilen, sie würden ein Buch ausmachen, das noch nicht geschrieben ist, und vielleicht in einigen Jahrzehnten nicht geschrieben werden wird. So viel aber wird ein Jeder von selbst einsehen, daß die Fähigkeiten des künftigen Ministers an ganz andern Gegenständen geübet werden müssen, als die Fähigkeiten des künftigen Landmannes, die Fähigkeiten des Handwerkers an andern, als die Fähigkeiten des sogenannten Gelehrten. Um also nicht in der Wahl der Gegenstände zu irren, müssen vernünftige Aeltern lieber ihrem Urtheile allein nicht trauen, sondern den Rath verständiger Männer zu Hülfe nehmen, um wenigstens so viel zu thun, als die Umstände erlauben (*). Daß dieser einzuschlagende Weg seine großen Beschwerlichkeiten habe, daß er die Verbindlichkeit auflege, schon von der ersten Kindheit an, auf diesen bestimmten Zweck hin zu arbeiten, ist nicht zu läugnen, und daher zu erwarten, daß es vor der Hand bey dem Alten bleibt, und der Jüngling selbst wählt.

Aus diesem Grunde aber ist es nöthig, dem jungen Menschen, der in der Lage ist, daß er für sich selbst wählen muß, wenigstens einige Puncte anzugeben, wonach er sich bey der Bestimmung seiner Lebens-Art richten möge.

Wähle diejenige Lebens-Art, wozu du die mehresten Fähigkeiten und Lust in dir bemerkst, wenn nicht andere Umstände, als: Vermögen und Stand

(*) Deswegen werden sie auch gern ihre Eitelkeit, die mit den Kenntnissen und Geschicklichkeiten der Kinder prahlen will, aufgeben. Diese zu befriedigen, mußten die armen Geschöpfe sich Kenntnisse erwerben, die ihnen sehr oft schädlich waren. Flößet ihnen dagegen Sinn für Bürger-Glück ein, dann handelt ihr weise!

der Aeltern, es verhindern! Aber, wie erlangt der Jüngling die Erfahrung, wozu vorzüglich seine Fähigkeiten geschickt sind, und wohin seine Neigung sich hauptsächlich lenkt? Eine mäßige, aber aufrichtige und anhaltende Aufmerksamkeit auf sich selbst, wird sehr leicht zum Ziel führen. Der Einfältigste entdeckt Fehler an Andern, und erspähet die Schwächen seines Charakters. Es ist wahr, die Kunst der Verstellung wird izt sehr hoch getrieben; allein so weit kann sie nicht gebracht werden, daß nicht diejenigen, welche täglich mit uns umgehen, unsere schwachen Seiten nicht erfahren sollten. Wenn sie sich dazu nur die Mühe geben, jede unserer Handlungen, auch die geringste, sorgfältig mit einander zu vergleichen, so ist ihnen unser ganzer Charakter aufgedeckt, und sie erfahren die Gründe unserer Denk- und Handlungs-Art. Und was folgt denn nun hieraus? Daß sich Jeder sehr richtig und leicht selbst kennen lernen würde, wenn er die Mühe, die er auf die Erforschung Anderer anwendet, auf sich selbst wendete. Diese Mühe wird sehr erleichtert, wenn man stets nach den Gründen seiner Handlungen forscht, und mehrere mit einander vergleicht. Dann würde Jeder bald erfahren, zu welchen Geschäften er besondere Fähigkeiten hätte, da er wahrnehmen müßte, welche er mit größerer Leichtigkeit und mit einem günstigern Erfolge verrichtete. Jeder würde bald einsehen, woher seine Neigung oder Vorliebe zu gewissen Arbeiten entstanden, und ob sie fest und unabänderlich sey, weil die große Beharrlichkeit bey seinem Lieblings-Geschäfte, die Freude, welche ihn beseelt, wenn er, allen Hindernissen entgegen, sich damit beschäftigen kann, ihn belehren würden, er sey auf dem rechten Wege zu seiner künftigen Bestimmung. Aber eben so würde er durch diese Kenntniß seiner selbst im Stande seyn, seine Neigung früher und leichter zu unterdrücken,

drücken, wenn er sie auf andere Gegenstände richten müßte.

Suche dir eine bestimmte und gründliche Kenntniß von den verschiedenen Gewerben und Beschäftigungen, die in der bürgerlichen Gesellschaft bestehen, zu erwerben! Diese gründliche Kenntniß einer jeden Lebens-Art, wird ungemein dazu beytragen, die Wahl recht zu bestimmen. Sehr oft lenken ihn falsche und übertriebene Vorstellungen von irgend einer Beschäftigung, oder auch zu große Begriffe von seinen eigenen Fähigkeiten. Hier aber erfährt er es, was zu einer jeden erforderlich ist; hier erfährt er es, was sich von jeder erwarten läßt; und seine Neigung, wenn sie aus unlautern Quellen entstanden ist, wird verschwinden, wenn er findet, daß seine Erwartungen nicht erfüllt werden.

Diese Kenntniß suche dir aber so bald, als möglich, zu erwerben, damit du früh dich auf deine künftige Lebens-Art vorbereiten könnest. Die Erlernung eines jeden Gewerbes, einer jeden Kunst oder Wissenschaft, erfordert viele Zeit, wenn die Kenntnisse, die man erlangt, nicht oberflächlich seyn sollen, und man durch die Ausübung derselben, seine Bestimmung, glücklich zu seyn und glücklich zu machen, ernsthaft erreichen will. Die Jahre der Jugend verschwinden wie ein Schatten, und mit ihnen zugleich die Kräfte, mit ihnen zugleich die Geduld und Lust, die ersten Anfangsgründe einer Lebens-Art zu erlernen. Nach 20 Jahren kann man sich kaum dieser Zeit erinnern; nur das, was man darin gründlich erlernt hat, ist geblieben. Ist dies nicht der Fall, auf welche Weise kann man den Verlust ersetzen? In der Zeit der Ausübung des Erlernten, schätzt man den Werth der Stunden und Tage, aber niemand weis es, ob derselben so viel seyn werden, um das im männlichen Alter nachhohlen zu können, was in

der Jugend versäumt ist, und was man da schneller und leichter gefaßt haben würde. Schon viele Männer, die sich den Wissenschaften gewidmet hatten, äusserten mit dem bittersten Schmerz den innigsten Wunsch, nur ihre akademischen Jahre noch ein Mahl erleben zu können; wie viel besser wollten sie dieselben izt anwenden, da sie zu spät durch die Erfahrung gelernt hatten, was alles zu ihrem jezigen Amte erfordert wurde, und wie wenig sie von diesem recht gründlich erlernt hätten. Und sollte es solcher Männer nicht in allen andern Professionen geben, die es zu spät bereuen, ihre Lehr-Jahre nicht besser angewandt, und dem Meister mehr von seinem Eigenthümlichen in der Kunst abgesehen zu haben?

Wähle aber nie eine Lebens-Art, wodurch du aus dem Stande deiner Aeltern herausgehoben würdest! Es ist eine unselige Meinung, daß Jeder suchen müsse höher zu steigen, und mehr, wie man zu sagen pflegt, in der Welt zu werden. Dieses Vorurtheil ist sowohl die Veranlassung der vielen Mißgeburten in den gesitteteren Ständen, als auch die Quelle des Uebels, daß so wenig Sinn für bürgerliches Glück und Wohlstand unter den Menschen zu finden ist. Jeder, so geringe und klein er auch seyn mag, sehnt sich nach Ehre, denn er hat den ganz natürlichen Glauben, daß er der Ehre werth sey. Diesen Glauben sollen nun andere Menschen nicht nur mit ihm haben, sondern sie sollen es ihm auch durch äussere Zeichen der Achtung zeigen, daß sie ihn haben. Deswegen drängt man sich in die höheren Stände hinein; und kann man es nicht durch innern Werth, so geschieht es durch Nachäffung der äussern Seite dieser Stände, weil sie (so kommt es uns vor,) jedem Andern eine gewisse Achtung abzuzwingen scheinen (*).

Die

(*) Vorzüglich liegt auch hierin, etwas Eitelkeit abgerechnet, der

Die mehresten würden es gestehen müssen, wenn sie aufrichtig antworten wollten, daß sie mehr nach diesen äusserlichen Zeichen der Ehre, als nach der Achtung selbst streben, und mehr thun, jene zu erlangen, als diese zu verdienen.

Hier muß der Jüngling sich wohl prüfen, ob er auch aus einer solchen unlautern Absicht den Stand seiner Aeltern verlassen will, oder ob hier eine bewegende Ursache Statt findet, wo er allerdings den Eintritt in höhere Stände suchen kann. Wenn nähmlich große natürliche Anlagen sich zeigen, und genug Hülfs-Mittel verhanden sind, die Ausbildung dieser Anlagen zu befördern, so wäre es unbillig gegen den jungen Menschen, und nachtheilig für den Stat, ihn zu irgend einem andern Geschäfte zu verdammen, als wozu die Natur ihn bestimmt zu haben scheint. Beydes kann der Jüngling nicht beurtheilen, und daraus fließt also die Regel: Laß dir von verständigen Männern bey der Wahl der Lebens-Art rathen! Ich sage rathen, nicht überreden zu irgend einer Lebens-Art wider die eigene Ueberzeugung. Können Männer, welche die Sache besser verstehen sollten, als der unerfahrne Jüngling, ihm Ueberzeugung abgewinnen, daß er seine Neigung der Vernunft unterwirft, so wird er gewiß den Gründen derselben folgen, und keinen beträchtlichen Nachtheil, vorausgesetzt daß sich alles so verhält, oder alles so kommt, wie

der Haupt-Grund von der Kleider-Pracht der jetzigen Frauen und Mädchen der niedern bürgerlichen Stände. Sie sind mit der Achtung, die ihnen der Stand ihrer Männer und Aeltern giebt, nicht zufrieden, sondern wollen gern für etwas mehr angesehen werden, welches dann durch einen modischen Hut und einige Federn leicht erreicht zu seyn scheint. Dieser Aufwand ist nicht, wie man glaubt, ein Beweis des erhöheten Wohlstandes; um hiervon überzeugt zu werden, müßte man in das Innere der Haushaltung sehen können; und was würde man da erblicken!

jene Männer behaupteten, darin finden, daß er eine andere Lebens-Art seiner Neigung entgegen wählte. Aus Ueberredung kann nichts Gutes folgen; die Täuschung, die sie hervor bringt, schwindet bald, und Unzufriedenheit ist die unausbleibliche Folge davon. Es müssen aber auch die Männer, welche in dieser Hinsicht rathen wollen, sich wohl vorsehen, daß sie nicht auf die Aussichten zur Unterstützung zu viel rechnen. Wenn nicht die wirkliche Gewißheit da ist, daß der junge Mensch, bey seinen Bemühungen, auf eine höhere Lebens-Art sich vorzubereiten, vor allem Mangel gesichert ist, so ist es in Wahrheit besser, ihn davon zurück zu halten. In jedem Stande sind vorzügliche Fähigkeiten von großem Nutzen, und als Handwerker, oder Künstler, kann er auf jeden Fall ein ausgezeichnetes Glück dadurch machen. Es ist freylich wahr, daß sich einige unter den drückendsten Umständen empor gearbeitet haben, allein die Anzahl derer, die durch ihre eingeschränkte nothdürftige Lage aller Kraft beraubt wurden, ist noch viel größer.

Wähle nie eine Lebens-Art, welche deine Familie beschimpfen könnte, oder welche die allgemeine Stimme des großen Haufens wider sich hätte! Solche Lebens-Arten giebt es allerdings; und ich darf daher diejenigen nicht besonders nahmhaft machen, die nach der allgemeinen Stimme der Menge niemandem Ehre bringen. Allein, dies muß ich hier bemerken, daß, nach den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, und nach der einmahl eingeführten Denkungs-Art über diese Stände, sich wohl Familien für beschimpft halten können, wenn ihr Sohn eine der Lebens-Arten wählte, wofür nur die niedern Stände, wie man glaubt, bestimmt sind. Die Begriffe von den Vorzügen der Geburt, sind bey den mehresten, die solche Vorzüge besitzen, die ersten und hauptsächlichsten, worauf sich alles bey

ihnen

ihnen bezieht, und zugleich der Maßstab, wonach sie alles abmessen. So übertrieben groß die Anmaßungen auf die Vorzüge der Geburt, oder des, seit undenklichen Jahren vom Vater auf den Sohn herab geerbten Ranges, auch seyn mögen, und so lächerlich der darauf gesetzte übertriebene Werth in den Augen jedes Unbefangenen ist, so ist doch so viel gewiß, daß sie von Nutzen sind, und gewiß in jeder gesellschaftlichen Verbindung aufrecht erhalten werden müssen. Denn so viel scheint gewiß zu seyn, daß, wenn die izt eingeführten Vorzüge auch vernichtet werden, doch andere sich erzeugen, die vielleicht für den großen Haufen noch drückender seyn könnten. Die Aristokratie des Ranges und der Geburt, hat nicht so viel Widriges, als die Aristokratie des Geldes. Hieraus folgt also so viel, daß Jeder, der solche Vorzüge hat, nicht weise handelt, wenn er sich derselben ganz begiebt; daß er thöricht handelt und unrecht thut, wenn er die allgemeine Meinung verachtet, oder ihr Trotz biethet, und in der Wahl der Lebens-Art seinen sonderbaren Launen folgt. Er muß bedenken, daß die mehresten Menschen einen großen Theil der Verachtung, die er allein tragen sollte, seiner Familie mit auflegen.

Wähle endlich, wenn du freye Wahl hast, und zu mehreren dich geneigt und geschickt fühlst, diejenige Lebens-Art, welche gemeinnützig ist, und welche noch einen Mangel an Bewerbern hat. Es ist ja Pflicht, heilige Pflicht eines jeden Mitgliedes der Gesellschaft, mit der Sorge für sein eigenes Beste, die Bemühung für das Wohl der Gesellschaft zu verbinden. Nun ist es aber ausser allem Zweifel, daß eine Beschäftigung vor der andern gemeinnütziger seyn kann; warum sollte also derjenige, der die freye Wahl hat, nicht die ergreifen, worin er dem State die größten Dienste zu leisten vermögend ist? Auch ist es oft bemerkt, daß,

je nach dem der Geschmack und die allgemeine Neigung sich auf besondere Gegenstände lenkt, der größte Haufe sich den, man könnte sagen, izt Mode gewordenen Beschäftigungen widmet, und andere darüber vernachläßigt. Hier ist der Ort nicht, die Gründe dieser Erscheinung anzugeben, aber das scheint doch gewiß zu seyn, daß derjenige, der nicht durch einen besondern Hang sich hingerissen fühlt, der Menge zu folgen, sehr weise handelt, wenn er eine der Lebens-Arten, die einen Mangel an Bewerbern hat, wählt. Sie wird ihn sicherer und früher zum Ziel bringen, und in den Stand setzen, glücklich zu werden und glücklich zu machen. Dies sind die allgemeinen Regeln, die man dem Jünglinge empfehlen kann, wenn er sich zur Wahl entschließen muß. Findet er in seiner individuellen Lage noch besondere Bewegungsgründe, die darauf Einfluß haben können, dann muß er, ehe sie ihn bestimmen, sie einer ernsten Prüfung und freyen Ueberlegung unterwerfen, um mit völliger Ueberzeugung darnach wählen zu können. Es ist sein wichtigstes Geschäft, welches den größten Einfluß auf das Wohl oder Weh seines künftigen Lebens hat.

Wann aber ist der Zeitpunct, darin man sich zu der Wahl einer Lebens-Art entschließen muß? Die Antwort liegt schon größten Theils in dem bisher Gesagten, und bedarf bloß einer nähern Bestimmung. Die allgemeine Entscheidung, ob der junge Mensch sich den gewöhnlichen Handwerken, Künsten und bürgerlichen Gewerben, oder ob er sich den Wissenschaften widmen soll, muß früh, wenigstens schon im achten bis zehnten Jahre geschehen. Der Grund hiervon ist der allgemein bekannte, daß die Ersteren vieles nicht zu lernen brauchen, was den Leztern überaus nöthig ist, und dadurch Zeit gewinnen, sich Kenntnisse zu erwerben, die ihrem künftigen Stande angemessener sind. In dieser Zeit aber, bis zum vier-

zehn-

zehnten Jahre, da gewöhnlich die sogenannten Lehr-Jahre angefangen werden, muß es entschieden werden, welches Handwerk, Kunst oder Gewerbe er ergreifen soll. Diejenigen, welche sich den Wissenschaften widmen, haben einen längern Zeitraum zur Wahl, oder könnten ihn wenigstens haben, wenn sie nicht auf irgend eine Art schon früh gestimmt sind, irgend eins der vielen Fächer der Gelehrsamkeit zu wählen. Ist dies von Seiten der Aeltern und des Jünglinges geschehen, so ist da nichts weiter zu thun übrig, als daß beyde sich nun auch bemühen, diesen Entschluß auf jede mögliche Weise zu sichern und zu befestigen. Bleibt aber alles dem Jünglinge allein überlassen, nachdem er sich einmahl geäussert hat, daß er studieren wolle, so scheint es am sichersten zu seyn, daß er die Wahl so lange verschiebe, bis er die Universität besuchen muß. Alles, was er auf Schulen lernen kann, ist ihm hernach in jedem Fache der Gelehrsamkeit nicht ohne Nutzen, die sogenannte Dogmatik der Theologen und die Kenntniß der hebräischen Sprache etwa ausgenommen. In diesem langen Zeitraume hat er die beste Gelegenheit, sich mit dem Umfange und Inhalte der verschiedenen Fächer der Gelehrsamkeit bekannt zu machen, und kann alsdann desto leichter und sicherer den Entschluß fassen, welcher von den Facultäten er sich ausschließend widmen will. Hierbey ist nicht zu befürchten, daß diejenigen, welche sich etwa der Medicin, oder der Theologie, widmen wollen, zu viele Zeit verlieren, da sie schon auf der Schule in einzelnen Theilen ihrer Wissenschaft einen guten Grund legen müssen, wenn sie den Unterricht auf der Universität recht nutzen wollen. Der besondere Hang zu diesen Wissenschaften äussert sich früh. Der junge Mediciner sammelt Kräuter, und anatomirt Frösche; und der Theologe macht Predigten, und — hält sie vom Stuhle. Dies aber ist zu befürchten, daß der

Leztere, wenn er zu reifern Jahren gekommen ist, in das innere Heiligthum seiner Wissenschaft eingeführt wird, und darüber kaltblütig und mit Ernst nachdenkt, er nun durch die Wissenschaft selbst zurück geschreckt werde, und der feurige Wunsch in ihm aufsteige, nicht so gewählt zu haben.

Noch weniger ist dieser Rath mit dem vorhin angeführten Grundsatze: daß man so früh, als möglich, die Lebens-Art bestimmen müßte, damit die Fähigkeiten des Jünglinges genau nach derselben sich bilden könnten, im Widerspruch. Es ist nähmlich gar nicht nothwendig, daß die natürlichen Fähigkeiten die Bildung erhalten, welche das besondere Fach der Gelehrsamkeit, dem der Jüngling sich widmet, erfordert, sondern daß sie nur überhaupt die Richtung bekommen, sich mit geistigen Arbeiten anhaltend beschäftigen zu können. Hat der Jüngling dies gelernt, dann wird es ihm leicht seyn, irgend einer bestimmten Gattung dieser geistigen Arbeiten sich zu widmen. Allein bey diesem ganzen Geschäfte muß er, und Jeder, der das Geringste dazu beyträgt, seyen es die Aeltern, Vormünder, Lehrer, Freunde und Gönner, die größte Vorsicht, die sorgfältigste Ueberlegung anwenden, um hier nicht zu irren, hier nicht unglücklich zu machen, indem sie glücklich machen wollen. Es ist ja nicht von einer Unternehmung die Rede, die man aufgeben und mit jeder andern vertauschen kann, wenn man will; auch nicht von Fertigkeiten, die man sich wohl erwirbt, ohne bestimmt zu wissen, ob man Gelegenheit haben werde, sie anzuwenden; oder von einem kurzen vorübergehenden Vergnügen, welches man erreichen will, und dessen man bald überdrüssig wird, wenn sich in der Ferne eine andere Freude zeigt. Nein! das Glück und die Zufriedenheit des ganzen Erden-Lebens soll bewirket werden, und zwar durch die feste unabänderliche Richtung, welche man den

natür-

natürlichen Anlagen giebt. Wenn wir nun in dieser lezten irren, wie kann alsdann das erstere darauf folgen? Oder, glaubt man etwa, es habe nicht viel zu bedeuten, wenn man auch anfangs einer Lebens-Art sich widmete, die uns nicht gefällt, daß sich dieses hernach leicht ändern lasse? Ja, es giebt Menschen, die erst sehr spät, nachdem sie schon für ganz andere Beschäftigungen bestimmt waren, die Lebens-Art erwählten, die ihren Kräften und Neigungen angemessen war, und wodurch sie glücklich wurden.

Es giebt Beyspiele, daß Männer, die zu Handwerken bestimmt, oder Bediente waren, nachher sich den Wissenschaften widmeten, und gelehrt und berühmt wurden (*). Es hat Männer gegeben, die sich

(*) *Benedictus Balduinus*, war nicht nur eines Schusters Sohn, sondern hatte auch in seiner Jugend, seines Vaters Handwerk erlernt, brachte es aber hernach im Studieren so weit, daß er zu Amiens, in seinem Vaterlande, einen berühmten Lehrer abgeben konnte. Seine Herkunft und erste Erziehung gab ihm Gelegenheit, seinen schönen Tractat de calceo antiquo et mystico zu schreiben, welcher 1711 zu Leiden wieder aufgelegt worden ist.

Martinus Chemnitius sollte, in seiner Jugend, seines Vaters Handwerk lernen, und ein Tuchmacher werden.

Dan. Pareus sollte anfangs die Apotheker-Kunst, und hernach das Schuster-Handwerk lernen.

Der berühmte Schulmann, M. *Andr. Reyher* sollte anfangs ein Wein-Händler werden.

Der berühmte Theologe, *Frid. Balduinus* wurde anfangs zum Handwerk seiner Aeltern, welche Kürschner waren, gehalten.

Der evangelische Theologe, *Jo. Saubertus* sollte ein Müller werden, mußte auch deshalb zu Hagenhausen bey Altorf, als Müller-Junge ein halbes Jahr in der Mühle stehen.

Der berühmte Schul-Rector zu Meißen, *Ge. Fabricius*, wurde von seinem Vater stark angehalten, ein Goldschmid zu werden.

Carl Rollin sollte die Profession seines Vaters, der ein Messerschmid in Paris war, erlernen.

Heinr. Wild, Prof. der morgenländ. Sprachen in London, wurde in der lat. Schule seiner Vaterstadt Norwich erzogen, und zur Universität geschickt gemacht. Seine Freunde aber, indem es ihm an Vermögen fehlte, auf der

sich von einem noch niedrigern Stande, dem Hirten-Stande, empor gehoben, und großes Ansehen erlangt haben. Man hat Beyspiele, daß Männer, durch

der Universität ihn unterhalten zu können, brachten ihn als Lehr-Jungen bey einem Schneider, bey welchem er 7 Jahr diente, nach welchen er als Handwerks-Gesell noch 7 Jahr seine Arbeit trieb. Gegen das Ende der lezten 7 Jahre überfiel ihn ein Fieber, welches über 2 Jahr anhielt, und ihn dermaßen abzehrte, daß er sein Handwerk zu treiben nicht mehr im Stande war. In diesem Zustande beschäftigte er sich mit Lesung einiger alten Bücher von der streitigen Gottesgelahrtheit, worin er verschiedene Sprüche der heil. Schrift aus der hebr. Grundsprache erklärt fand. Ob er nun gleich seine Schul-Gelehrsamkeit beynahe wieder vergessen hatte, so munterte ihn doch seine Wißbegierde auf, einen Versuch zu thun, um diese Sprache verstehen zu lernen. Er mußte also zuerst ein englisch-hebräisches Lexikon und Grammatik gebrauchen, und erlangte nach und nach die Kenntniß der Sprache wieder, welche er in der Schule gelernt hatte. Als seine Gesundheit wiederhergestellt war, theilte er seine Zeit zwischen seinem Handwerke und dem Studieren, mit welchem leztern er den größten Theil der Nacht zubrachte. Solchergestalt lehrte er sich selbst; sein eigenes großes Genie unterstützte ihn durch seine beständige Emsigkeit und Fleiß, der fast nicht seines gleichen hatte, daß er die Kenntniß aller, oder des größten Theiles der orientalischen Sprachen zu der hebräischen hinzu that. Er arbeitete aber noch immer im Dunkeln, bis er endlich zufälliger Weise der Welt entdeckt wurde. In Oxford war er unter dem Nahmen des arabischen Schneiders bekannt. In seinem Ansehen und Gange hatte er alle kleine Besonderheiten, die Personen von seiner Profession eigen sind.

Fr. Taubmann hatte ebenfalls schon die Nadel gut verstanden.

Arminius ist Aufwärter in einem Gasthofe gewesen.

Robert Hill, welcher 1699 zu Miswell, einem Dorfe von 3 oder 4 Häusern, bey Tring in Herfordshire geboren war, mußte 1710, zu Tringgrove, für seinen Oheim den Pflug treiben, und andere Feld-Arbeit verrichten. Weil man aber bemerkte, daß dies für seine etwas schwächliche Leibes-Beschaffenheit zu schwer war, glaubte man, daß ein gemächlicheres Handwerk sich besser für ihn schicken würde, weswegen er 1714 als Lehr-Junge bey seinem Stief-Vater, Thomas Robinson, einem Schneider zu Buckingham, angestellt wurde. Als 1717 die Kinder-Blattern in Buckingham einrissen, und daselbst stark wüteten, schickten ihn seine Freunde nach Tringgrove, wo er seines Oheims

Schafe

durch irgend eine heftige Leidenschaft angetrieben, sich erst spät einer Lebens-Art mit Glück widmeten, die ihrer vorigen Bestimmung ganz entgegen war. Aber alle diese Beyspiele werden wir doch nicht zur Regel machen wollen, und darauf den Satz gründen, daß man diese ganze Wahl füglich dem Schicksale überlassen könne, welches stets aus dem Menschen mache, wozu es ihn bestimmt habe. Diese Idee wäre freylich der herrschenden Denkungs-Art, und insbesondre der izt Mode werdenden Erziehungs-Weise vollkommen angemessen; allein, sie ist zu empörend, als daß man sie mit Recht den gesitteteren Ständen zuschreiben könnte.

Um uns aber doch von dem Nachtheile einer übereilten Wahl der Lebens-Art zu überzeugen, wollen wir die tägliche Erfahrung zu Rathe ziehen. Bey dem Handwerker oder Künstler tritt der Fall so leicht nicht ein, daß jemand erst dann seine Wahl bereuen sollte, wann er im Begriff steht, Meister in seiner Profession zu werden. Er hat auch in den Lehr-Jahren früher Gelegenheit, es zu bemerken, ob das gewählte Handwerk seinen Neigungen entspricht, oder nicht; und im leztern Falle kann er leichter zu einem andern übergehen. Auch läßt die gewöhnliche Erziehung bey ihnen nicht leicht das Gefühl aufkommen, daß ihr gewählter Stand sie unglücklich machen könne.

Schafe hüten mußte. Er lag hinter einer Hecke, und las den ganzen Tag. Er verband 1724, mit dem Schneider einen Schulmeister, und war darin so glücklich, daß er in den 6 oder 7 ersten Jahren beständig über 50 Schüler hatte.

De viris eruditis ab opificiis ad literarum studia revocatis, s. *Goezii* Selecta ex historia literaria, (Lubec. 1709, 4.) Cap. 5.

Von Gelehrten, die zu Erlernung gewisser Handwerke sind destinirt gewesen, s. Bernhard's curieuse Hist. der Gel. S. 52, fgg.

könne. Endlich zwingt die tägliche Nahrung sie zur Arbeit, und macht gewöhnlich, wenn nicht andere Leidenschaften, die sie dem ungeachtet unglücklich gemacht haben würden, eintreten, daß sie mit ihrer Profession zufrieden und darin glücklich sind. Deswegen wird hier nur auf diejenigen, welche sich den Wissenschaften gewidmet haben, Rücksicht genommen.

Sind die gewählten Geschäfte, für die Kräfte des Mannes, wie er nun zu spät eingesehen hat, zu schwer, was ist die natürliche Folge davon? Wenn von der glücklichen Ausübung seiner Geschäfte, sein gutes Fortkommen abhängt, dann treffen ihn hauptsächlich die schlimmen Folgen seiner übereilten Wahl. In kurzer oder längerer Zeit ist er gänzlich zu Grunde gerichtet, und glückliche Tage hat er nicht gekannt. Wohl ihm, wenn keine unschuldige Familie, für seinen Mangel an Ueberlegung, mit ihm büßen muß! Steht er aber in einem öffentlichen Amte, das die Gesellschaft ihm gab, dann muß diese schwer die Last seiner Unwissenheit tragen; er leidet weniger, wenn ihn nicht das Gefühl danieder drückt, zum Nachtheil Anderer eine Stelle einzunehmen, der er nicht gewachsen ist. Und wenn man sich diesen Mann nun denkt an einem Platze, wo ihm das Wohl einer großen Anzahl von Menschen entweder als Arzt, als Prediger, oder als obrigkeitliche Person, anvertrauet ist: so ist hier sehr oft der Nachtheil, den ein solcher Mann stiften kann, und gewöhnlich stiftet, nicht zu berechnen. Gern wird man mir, wie ich glaube, eine ausführlichere Schilderung erlassen; es wäre ein trauriges Gemählde der ausgearteten Menschheit, das sich Jeder, der irgend die Fähigkeit hat, Menschen zu beobachten, leicht selbst entwerfen kann.

Dies ist die eine Seite des Bildes, da der Jüngling, aus einer der oben angeführten Ursachen, eine

Lebens-

Lebens-Art wählt, dazu ihm gänzlich alle Fähigkeiten fehlen, und die er izt, um nicht seinen nothdürftigen Unterhalt zu verlieren, nicht mehr verlassen kann. Die andere Seite ist nicht minder abschreckend; noch mehr, sie ist so empörend, daß ich Jedem, der den geringsten Einfluß auf die zu wählende Lebens-Art hat, nochmahls zurufen muß, sein Kind oder seinen Zögling, wenn er nicht die Lust und Neigung desselben seiner Absicht gemäß lenken kann, nicht zu zwingen, diese oder jene Lebens-Art seiner Neigung gerade entgegen, zu wählen. Mit den schönsten Fähigkeiten von der Natur begabt, um in jedem Fache, dem er nur etwas Geschmack abgewinnen kann, nicht beym Gewöhnlichen stehen zu bleiben, muß er sich einer Wissenschaft widmen, die ihm zuwider ist. Mit Widerwillen gehorcht er; mit Widerwillen macht er sich mit den Theilen derselben bekannt; und mit Widerwillen bemerkt er, daß er sich Kenntnisse erwirbt, die ihm zuwider sind. So arbeitet er fort aus Zwang, gestärkt durch die Hoffnung, noch ein Mahl die sehnlichst gewünschte Gelegenheit zu erhalten, seine Wissenschaft mit einer andern zu vertauschen. Umsonst; die Hoffnung täuscht ihn, und seine akademischen Jahre sind geendigt. Nun ist er in eine Form gedrängt, und muß darin zum Krüppel werden. Er macht eine armselige Figur, und weis es; und eben dieses Bewußtseyn drückt ihn noch mehr nieder, daß er immer tiefer sinkt, und endlich die Achtung Anderer verliert. Er muß bitter, tückisch, ein Menschen-Feind werden. Alles ist ihm gleichviel; wie er lebt, und was Andere von seinem Wandel denken, daß in ihm endlich jede Kraft gelähmt wird, sich auf irgend eine Weise wieder zu heben, und auch nur die geringste Achtung wieder zu gewinnen. Er leidet, und seine Familie leidet; denn die Freude ist von ihm gewichen. Nur wenigen hat der Kummer so viel

Kraft gelassen, daß sie durch irgend eine Neben-Beschäftigung dem forschenden Menschen-Freunde Gelegenheit geben, aufmerksam auf sie zu werden, und ihnen die helfende Hand zu reichen. Dies sagt uns die Erfahrung; und Jeder kann es täglich sehen, wenn er die Männer betrachtet, die Kraft und Talent haben, die aber, weil sie nicht an ihrer rechten Stelle stehen, beydes nicht anwenden können, und ihrem jezigen Amte Schande machen, da sie in einem andern ihr eigenes Glück, das Wohl ihrer Familie, und den Nutzen ihrer Mitmenschen befördert haben würden.

Wird auf diesem Wege die Bestimmung des Menschen „glücklich zu seyn und glücklich zu machen," erreicht? Und handeln die Aeltern recht, welche ihre Kinder zwingen in der Absicht ihr Glück zu gründen? Und sind wir, ich will nicht einmahl sagen, gerecht, sondern nur billig, wenn wir über einen solchen Unglücklichen, ohne ihn weiter zu kennen, bloß nach dem äussern Schein, aburtheilen, und ihn einen schlechten Menschen schelten? Ihm eine hülfreiche Hand zu biethen, zu erforschen, auf welche Art der Mann so verschroben ist, und wie er vielleicht die verlorne Achtung Anderer, und seine eigene Ruhe wieder finden kann, und dann mit Eifer dazu behülflich zu seyn — dies geschieht nicht; Jeder schüttelt den Kopf, und geht vorüber.

Aber muß dies so seyn, ist es schlechterdings die unabänderliche Folge, daß der, welcher entweder aus Uebereilung, oder aus Zwang, eine Lebens-Art gewählt hat, die er in der Folge gern verließe, und nun nicht mehr verlassen kann, unglücklich werden muß? Wenn früh bey den ersten Keimen des Mißmuthes ein treuer erfahrner Freund den Unglücklichen unterstützt und leitet, dann kann man hoffen, daß er, wo nicht das Glück, welches er in jedem andern Stande

ge-

gefunden haben würde, doch wenigstens Zufriedenheit finden werde, die ihn das verlorne größere Glück bald vergessen lassen wird.

Es giebt aber auch noch einige Vorschriften, deren treue und sorgfältige Anwendung, das Unangenehme der gewählten Lebens-Art mindern, und vielleicht ganz vertilgen wird.

Man suche nähmlich Neigung zu der aufgedrungenen Lebens-Art bey sich zu erwecken! Dies ist nicht unmöglich. Wenn man alle die Obliegenheiten, welche der gewählte Beruf erfordert, pünctlich, mit Eifer und Treue verrichtet, und dieses, ohne müde zu werden, eine geraume Zeit fortsetzt, so wird dadurch eine Fertigkeit in den Geschäften des Berufes gegründet. Wenn diese Fertigkeit wächst, wenn sie sich der Vollkommenheit immer mehr nähert, und der junge Mann dadurch in seinen Geschäften sich besonders auszeichnet, so werden ihm eben diese Arbeiten, die ihm anfangs so zuwider waren, daß er sie nur mit Unlust verrichten konnte, vermöge der besondern Einrichtung der menschlichen Natur, daß uns alles lieb wird, wodurch wir uns auszeichnen, so angenehm werden, daß sich bald der Gedanke, er sey zu dieser Lebens-Art gezwungen worden, bey ihm verlieren wird.

Man bemühe sich das Gute, welches mit dem gewählten Berufe verbunden ist, genau kennen zu lernen, um dadurch die Vortheile anderer Lebens-Arten bey sich zu verdunkeln! Jede Lebens-Art läßt sich von mehrern Seiten betrachten, und jede hat ihr eigenthümliches Gute, wie ihre eigenen Lasten. Da ist es nun gewöhnlich der Fall, daß der junge Mann die ihm aufgedrungene Lebens-Art bloß von der ihm unangenehmen Seite betrachtet, daß er es gar nicht ahndet, sie könne auch Zufriedenheit gewähren, und den, der sich ihr ernstlich widmete, glücklich

machen. Ist er nun aber so glücklich, auf eine oder die andere Weise aufmerksam darauf zu werden; hat er die Freuden genossen, die sie gewährt, und findet er dann bey dem weitern Forschen, daß sie eine unversiegbare Quelle so manches Guten enthält: dann verliert er über den gegenwärtigen Genuß, die entferntern Vortheile anderer Lebens-Arten immer weiter aus den Augen, und ist zufrieden mit dem, in dessen ruhigem Besitze er sich einmahl befindet. Dies wird ihm sehr leicht werden, wenn er es früh gelernt hat, genügsam oder zufrieden zu seyn, mit dem was er einmahl hat; wenn er die schöne Kunst, seine Bedürfnisse einzuschränken, sich früh zu eigen gemacht hat (*), und nie ein größeres Maß von Glückseligkeit eifrigst zu wünschen, als er nach seinen Kräften und den vorkommenden Gelegenheiten sich verschaffen kann.

Endlich suche man die Ueberzeugung sich zu erwerben, daß jede Lage, worein man entweder freywillig, oder durch die Umstände gezwungen, versetzt wird, nach dem weisen Willen Gottes uns angewiesen ist, um darin nach unsern Kräften zum allgemeinen Wohl mitzuwirken. Diese Ueberzeugung wird ihn beruhigen, sie wird ihm die unangenehme, seinen Wünschen widersprechende Lebens-Art in einem minder nachtheiligen Lichte zeigen, und den Gedanken in

(*) Ein berühmter Schriftsteller, macht der neuern Erziehung die dringende Empfehlung, die Bedürfnisse zu vermindern, zum Vorwurf, weil hieraus, wie er glaubt, die böse Folge entstände, daß nun die jungen Männer, die es gelernt haben, mit wenigerm als sonst gewöhnlich ist, zufrieden zu seyn, sich keinen gesellschaftlichen und bürgerlichen Verfügungen mehr unterwerfen wollen, und zu früh beginnen die Unabhängigen zu spielen. Das Unstatthafte dieser Schlußfolge zu zeigen, ist hier der Ort nicht; sonst möchte es leicht bewiesen werden können, daß dieses Uebel sich aus ganz andern näher liegenden Quellen herleiten lasse.

in ihm erwecken, daß er auch in dieser Lage nicht vergeblich arbeite; und so wird er endlich dahin kommen, in seinem Posten das Seinige zu thun. Eine weise, gütige Vorsehung, die Jeden so glücklich macht, als er es werden kann, regiert ja die Schicksale der Menschen. Wenn gleich einem seine Lage mehrere und größere Freuden, wie es scheinen mag, gewährt, so ist es auch wahrscheinlich, daß er größere Lasten und Widerwärtigkeiten, die der andere nicht kennt, zu tragen hat. Ohne diesen Glauben, — man erlaube mir hier diesen Ausdruck! — den ein mäßiges Nachdenken über die eigenen schon erlebten Schicksale, und eine geringe Aufmerksamkeit auf den Lauf der Begebenheiten in der Welt, leicht erzeugen werden; ohne geläuterte und richtige Vorstellungen von Glück und Unglück, und dem wesentlichen Unterschiede, der zwischen Glück und Glückseligkeit Statt findet; ohne Mäßigung der Wünsche und Begierden, die ausschweifend und rastlos bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand verfallen, und stets, ungesättigt, neue Nahrung suchen; ohne weise Benutzung der Zeit, und thätige Ausübung der Verpflichtung zur Arbeitsamkeit, die in der Natur des Menschen gegründet ist, und wovon niemand sich lossagen kann, und ohne eine weise Unterwerfung und strenge Befolgung der Vorschriften der Sittlichkeit und des Gewissens, wird niemand, er lebe in diesem oder jenem Stande, in dieser oder jener Lebens-Art, er habe sie freywillig oder gezwungen gewählt, so wenig selbst glücklich seyn, als zu dem Glücke Anderer beytragen können. Den erhabenen Zweck seiner Bestimmung verfehlt er. Die Welt ist ihm freudenleer; er ist sein eigener Peiniger, und eine Last der mit ihm verbundenen Menschen.

Ueber einige Fehler bey der Wahl einer Lebens-Art. Ich stelle mir Aeltern, Rathgeber jun-

ger Leute und weise Obrigkeiten vor, indem sie sich mit der Frage beschäftigen: Wozu bestimmen wir unsere Söhne? In welchem Stande, Amte und Gewerbe können sie nach ihren Fähigkeiten und Umständen, und nach der jezigen Lage des Vaterlandes und der Welt am nützlichsten und glücklichsten werden? Die Erfahrung lehrt, daß man größten Theils in dieser Angelegenheit noch nicht so verständig handelt, als man könnte und als es zu wünschen wäre. Gleichwohl bleibt es eine ausgemachte Wahrheit, daß sich eine sehr reichlich fließende Quelle des menschlichen Elendes wohl verstopfen ließe, wenn mehrere Aeltern und junge Personen zu bewegen wären, gleich im Anfange des Lebens nicht auf einen Irrweg zu gerathen, von dem sie nicht wieder kehren können.

Die Fehler, welche sich am weitesten ausgebreitet haben, betreffen die Absicht, warum man einen Beruf wählen muß, die Erforschung der Fähigkeiten zu denselben, die Erwegung der äussern Umstände, unter welchen diese Fähigkeiten entwickelt und gebildet werden müssen, und die Rücksicht auf die Zeit-Umstände. Sehr oft sind aber auch die Vorstellungen der Menschen über die Wichtigkeit dieser Sache sehr verworren und schief; daher verweile ich mich zuerst bey diesem Puncte, ehe ich mich über die andern erkläre.

Wozu bestimme ich meinen Sohn? Diese Frage heißt in dem Munde mancher Menscheu nur so viel, als: was lasse ich ihn lernen, damit er künftig seinen standesmäßigen oder wenigstens ehrlichen Unterhalt finde? Es ist unläugbar, daß diese Rücksicht so lange in dem menschlichen Leben viel zu bedeuten habe, als wir mit einem Magen geboren werden, der nicht, wie jenes fabelhafte Thier in China, von bloßer Luft befriediget wird. Aber ich gestehe, daß ich bloß daraus die Wichtigkeit der Wahl einer Lebens-Art noch nicht allein herleiten mag. Mir scheint, daß jeder

der Mensch dabey hauptsächlich zu erwegen habe: daß die ganze Zufriedenheit des künftigen Bürgers, und selbst seine Sittlichkeit und innere Rechtschaffenheit vornehmlich von der Wahl seiner Lebens-Art abhängt.

Indem über den Knaben festgesetzt wird, was aus ihm werden soll, wird auch festgesetzt, welche Dinge nun künftig den wichtigsten Einfluß auf seinen Charakter, auf sein Herz haben werden. Ich sage: den wichtigsten Einfluß; denn die unaufhörlichen Einwirkungen der äussern Umstände, die der Geist des künftigen Berufes mit sich bringt, werden gewiß der ganzen Art zu denken, der ganzen Seele des Lehrlinges gerade die Falten eindrücken, die er lebenslang behält. Er trinkt nicht bloß den Unterricht ein, sondern mit demselben auch die Vorurtheile des gewählten Standes, und seine Seele bekommt gerade die Richtung, die der Wind mit sich bringt, der in den Regionen, die er nun lebenslang durchsegeln will, wehet. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es Menschen von solcher innern Stärke giebt, welche den Strohm zwingen können, sich nach ihnen zu richten, wenn er sie überwältigen will, dahin zu schwimmen, wo es ihnen nicht gefällt. Aber sind deren viele? Aus dieser Ursache möchte ich wünschen, daß man überall fest, als an sein Daseyn, an die Wahrheit glaubte: bey der Wahl der Lebens-Art wird zugleich über Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit eines Menschen für seine ganze künftige Fortdauer entschieden. Eine anschauende Erkenntniß dieser Behauptung wird wohl nicht besser befördert, als wenn man solche Personen, die einen gewissen Beruf lange abgewartet haben, beobachtet. Bey vielen Fehlern ihres Verstandes und Herzens wird es einleuchten, daß es Früchte ihres Berufes waren; und wenn man etwas tiefer forscht, so wird nicht minder klar, daß sich von manchen

Bäumchen hätte vorher sagen lassen: gebt ihm nicht diese Stellung in dem Erdreiche und in der Verbindung, wenn er nicht ein verkrüppelter Baum werden soll. An solchen mit Wahrheit und Ausführlichkeit angestellten Beobachtungen scheint es in dem Gebiethe der praktischen Philosophie sehr zu fehlen. Indessen belehrt uns die Volks-Philosophie und Menschen-Kenntniß eines Shakespear's, Fielding's, Moliere's, Lessing's, und der kleinen Anzahl von Beobachtern, die ihnen ähnlich ist, in manchen Zügen sehr treffend, über die durch das Amt gewirkten Verunstaltungen des Menschen. Ihre Thoren und Taugenichts — ihre Gecke und Mißgestalten — zeichnen sie sehr oft auch in Rücksicht auf das, was bey dem Beruf und Gewerbe ihrer Personen nach seinen Beobachtungen sehr leicht und gewöhnlich eintritt. Die Laune und der Eigennutz der Wirthe, die Pedanterie der verschiedenen Arten der Gelehrten u. s. w. können als warnende Winke für Jeden, der in ähnlichem Verhältniß lebt, betrachtet werden. In dieser Absicht habe ich immer die einzelne Zeichnung von dem Genie eines jeden Standes und Gewerbes gelesen, zu deren Entwerfung denkende Köpfe zufälliger Weise veranlaßt wurden. Hume schildert so die Gefahren der Geistlichen. v. Dohm hat, in seinem Buche über die bürgerliche Verfassung der Juden (Berl. und Stett. 1781, 8.) S. 97 — 108, einige ausgesuchte Bemerkungen über den Einfluß des Handwerksstandes, des Landbaues und des Handels auf die Denk-Art und sittlichen Charakter. S. 143 desselben Buches wird mit vielem Scharfsinn gezeigt, wie die gewöhnliche Beschäftigung leicht auch unsere Art, die Religion zu behandeln, bestimme.

Jede Unter-Abtheilung in den allgemeinen Classen bürgerlicher Geschäfte, dürfte Mitglieder genug enthalten, wo man behaupten kann, ihr Amt gebe

ihnen

ihnen nicht bloß ihren Verstand, sondern auch ihr Herz mit sehr vielen seiner Neigungen. Wer erleuchtet genug ist, die Bildungen, welche der Geist auf der einen Stufe seines Lebens erhielt, immer als die Grundlage des zukünftigen Zustandes anzusehen; oder, wer nur fähig ist, diesen Gedanken nach seiner überwiegenden Wahrscheinlichkeit, oder richtiger nach seiner unumstößlichen Gewißheit zu fassen, der erklärt diesen Grund, die Wahl des Berufes für unendlich wichtig zu halten, zuverläßig für den stärksten, der sich nur denken läßt. Und sehen wir dann auf die künftige Zufriedenheit, auf Genuß des Lebens — wie giebt hier wieder die Beschäftigungs-Art, die uns Pflicht ist, ganz unverkennbar, den Ausschlag! Unglücklich gemartert fühlt sich indessen jeder Mensch von einigen Empfindungeu, wenn er zu spät entdeckt: mir fehlts an dem, was mein Stand und meine Stelle erfordert! Trübsinn von ganz eigener Art umwölkt die Seele manches redlichen Mannes, der aber zu einem Geschäfte verdammt ist, welches seinem Charakter widerspricht, welches ihm anekelt, zu dem er nicht taugt. Es ließe sich ein ganzes Buch über die Leiden der Stümper schreiben; und es wäre zu wünschen, daß es in allen Ständen fleißig gelesen würde, damit man überall diesen Grund, warum die Wahl unsers Berufes wichtig ist, mehr und zu rechter Zeit aufkläre, und ihn beherzige! Betrachtungen dieser Art, können bey den meisten Jünglingen und deren Freunden so viel bewirken, daß sie mit mehr, als gewöhnlicher, Bedachtsamkeit bey dieser Gelegenheit verfahren. Der Gedanke, wie sehr viel der ganzen Gesellschaft darauf ankomme, daß sie möglichst vernünftig wählen, müßte doch aber billig nicht weniger seine Kraft äussern. Es müßte, wie es scheint, von sehr heilsamen Folgen seyn, wenn man das junge Gemüth in einer solchen Lage durch die große Vorstellung zu

erheben suchte: auch dein Handschlag fördert einst das Wohl der Welt! dir unübersehbar, aber doch ganz ungezweifelt gewiß wirkt auch deine Kraft auf irgend ein größeres oder kleineres Rad des großen Ganzen! der Tropfen deines künftigen Fleißes, auf den vielleicht kein Sterblicher achtet, ergießt sich in den wohlthätigen Strohm, dem das menschliche Geschlecht so unzählige Vortheile verdankt, und der vielleicht dem entlegensten Theile des Erdkreises, dem fernsten Puncte der Zukunft segensreich zuströhmt! Ist es gleich nur ein Tropfen, so ist doch dieser ganze Strohm nur aus Tropfen zusammengesetzt, und müßte versiegen, wenn Jeder den seinigen zurück hielte.

Wäre aber auch der Knabe, den wir wecken wollen, für sich und für die Welt künftig alles zu seyn, was er nun seyn kann, für dergleichen Begriffe nicht gestimmt oder organisirt; giebt es denn nicht auch faßlichere Ideen, die man der gewöhnlichsten Menschen-Seele verdeutschen kann? Man bringe es doch nur dem jungen Menschen, der wie ein Fremdling in die Pforten der geschäftigen Welt tritt, und nicht weis, welche Rolle sich am besten für ihn schicken wird, so nahe an das Herz als möglich: wie sehr und herzlich Brüder und Schwestern, Vater und Mutter, die liebe Obrigkeit und die guten Freunde daran Theil nehmen — ob er aus dem ihm dargebothenen Beschäftigungs-Verzeichnisse mit kindischem Leichtsinn, oder mit reiferm Verstande, wählt. Möchte jedes Vaterland, ohne die Privat-Freyheit zu vernichten, auf eine recht eindringende Art, den Aeltern und Jünglingen in dem Zeitpuncte, wo gewählt wird, zeigen, wie wichtig ihm selbst diese Entschließungen sind!

Vielleicht wären hier einige Feyerlichkeiten zweckmäßig; vielleicht wäre das Confirmations-Geschäft durch Benutzung dieser Ideen noch feyerlicher für die Nachwelt, und für den Bürger-Freund noch rühr-

rührender und ehrwürdiger zu machen. Es müßte bey vielen einen bleibenden Eindruck hervorbringen, wenn in jedem Jahre ein Tag wiederkehrte, wo jeder Zweig der Geschäfte, zu dem irgend ein Knabe Geschick und Neigung hätte, von den Repräsentanten des Vaterlandes selbst einen neuen Ehren-Schmuck erhielte; wo man die ganze Ton-Leiter des gemeinen Wesens hinauf und hinab, der Jugend durch die That predigte, jedes Glied des großen Ganzen erregt und verdient unsere zärtlichste Sorgfalt, unsere aufrichtigste Werthschätzung.

Wenn ich zu diesem allen die aus der Religion hergenommenen Gründe für die Erheblichkeit der Wahl einer Lebens-Art hinzu denke, so halte ich es nicht für unmöglich, in den meisten Jünglingen eine Art des vernünftigen Enthusiasmus für diejenige Anwendung ihrer Kräfte, welche ihnen alsdann die beste scheint, anzufachen. Sie bemerken den Blick des sie liebenden und aufmunternden Vaterlandes; sie fühlen den Wink der Vorsehung, die sie zu einem geschäftigen Leben hervor rief, und deren Absichten sie billig mit heiliger Ehrfurcht erfüllen. Wie könnten sie diesen Zusammenhang, diese Abhängigkeit, diese Aussichten überdenken, ohne eine würdige und heilsame Stimmung zu bekommen, die bey dem ersten Schritte auf keiner einzigen Laufbahn fehlen darf, wenn sie anders muthig und mit Ehren zurückgelegt werden soll!

Indem ich mich mit der Vorstellung beschäftige, in welchem Lichte die künftige Lebens-Art den Augen der Wählenden erscheinen sollte, denke ich mit Bedauern daran, daß man nicht selten Menschen antrifft, welche diesen Punct ungefähr so behandeln, als wenn sie ein Los in einem Glücks-Spiele nehmen. Bey vielen Personen dieser Gattung rührt das offenbar aus einer Unbesonnenheit her, worüber sie keine

Re-

Rechenschaft geben können. Andere wissen ihrer Sorglosigkeit einen scheinbaren Anstrich zu geben. Sie mißbrauchen einige unvollständig gefaßte Ideen von einer überall gebiethenden Vorsehung; darum weil diese sorgt und alles leitet, sprechen sie sich von der Pflicht Ueberlegungen anzustellen frey, und halten sich zu einem blinden Vertrauen berechtigt. Man muß zwar den beruhigenden Satz für wahr annehmen, daß das menschliche Geschlecht in dieser Angelegenheit, von welcher so viel abhängt, nicht den Phantasien seiner Mitglieder allein überlassen ist. Es bleibt Thatsache, daß sich, zufolge unübersehbarer höherer Veranstaltungen, zu den verschiedenen für das menschliche Geschlecht wichtigen Beschäftigungen und Lebens-Arten noch immer Menschen finden, die geradezu Fähigkeit und Sinn besitzen. Es wäre eine merkwürdige Verläugnung der Vernunft, wenn man dies als ein Werk des Zufalles erklären wollte. Auch wird man gern zugeben, es sey Grund genug vorhanden, zu glauben, daß die Vertheilung der Geistes- und Leibes-Kräfte, und der in jedem Zeit-Alter erforderlichen Vernunft-Masse auf dem ganzen Erdkreise, mit einer Ordnung und Weisheit geschehen, die demjenigen, der diesem allen nachspüret, reichen Stoff zur stillen freudenvollen Anbetung dieser unerschöpflichen Weisheit geben.

Allein, damit wird nur für den Menschen der unschätzbare Satz gewonnen, daß auch in diesem Stücke eine höhere Macht das Beste der Welt bedacht habe, in jedem Falle, wo die uns zum Gebrauch verliehenen Kräfte und Einsichten unzureichend sind, irre führen und uns verlassen; keinesweges aber kann aus diesem Satze ein Schutzbrief für Nachlässigkeit und Leichtsinn erzwungen werden. Nach allen etwas geläuterten Religionen, und in allen Schulen der Weisen, wird der junge Mensch nebst seinen Rathgebern

geradezu, oder nach richtigen Folgerungen, zum reiflichen Besinnen aufgefordert, welchem Stande er sich künftig widmen wolle. Und selbst die Fatalisten aller Art haben es nicht gewagt, zu behaupten, der Mensch solle ohne alle vorher anzustellende Ueberlegung, sich durch das eigensinnige Glück oder blinde Verhängniß in seine künftige Lebens-Art schleudern lassen. Diese Bemerkung kann demjenigen überflüssig scheinen, der nicht weis, wie sehr oft der große Haufe bey der Wahl seiner Lebens-Art, das Los, das hallische Schatzkästlein, oder ähnliche vernunftlose, vorbedeutungsreich scheinende Umstände, den Ausspruch thun läßt. Die auf Eigensinn und Einfalt der Verwandten und Verwandtinnen gegründeten Rathschläge und Bitten, wodurch mancher Jüngling bestürmt wird, liefern dem State eben so viel bedauernswürdige, als verdienstlose, Menschen. Selbst in Ansehung des Gebetes scheinen hierbey manche irrige und in ihren Folgen nicht gleichgültige Vorstellungen herrschend zu seyn. Zwar ist der Gebrauch dieses dem Menschen so unentbehrlichen Mittels, die Seele zu erheben und zu beruhigen, bey dieser Ueberlegung an seiner rechten Stelle. Wer könnte völliges Zutrauen zu dem Herzen eines Menschen fassen, der sich hier nicht desselben bedienen wollte? Aber kein Mensch kann erwarten, daß ihm im Gebet eingegeben werde, was er künftig für eine Lebens-Art ergreifen solle. Ob er sich besser zu Leibes- oder zu Kopf-Arbeit, zum Künstler oder zum Gelehrten schicke, das zu entscheiden empfieng er gesunden Verstand; ihm werden Erfahrungen bekannt gemacht; er findet, wenn er sie sucht, Freunde, die seine Anlagen beurtheilen können. Dieses alles nutze er treu, und mache durch das Gebet sich dazu desto geschickter. Unterläßt er den Gebrauch dieser Hülfsmittel, so würde ihn doch bey allen übrigen Aengstlichkeiten der Vorwurf treffen,

daß

daß er die Wahl einer Lebens-Art nicht nach der Wichtigkeit behandle, die sie behalten wird, so lange gesunde Vernunft in der Welt ist.

Ausser dem Leichtsinn, womit man in manchen Familien und Staten die Wahl einer Lebens-Art blinden Zufällen und ungereimten Grillen überläßt, stößt man hierbey auf ein Heer anderer Fehler, die man in Classen theilen muß, um sie einiger Maßen zu übersehen. Unser erstes Augenmerk mögen die Absichten und Beweggründe seyn, aus welchen sich der junge Bürger diesen oder andern Beschäftigungen widmet oder widmen muß. Mich dünkt, alle Stimmen verständiger Leute sind leicht mit einander zu vereinigen, wenn man die Frage aufwirft, aus welchen Gründen der Mensch überhaupt jezt angeleitet werden müsse, sich auf dem weiten Gebiethe des menschlichen Wirkens ein eigenes abgesondertes Feld zu wählen, welches er lebenslang vorzüglich bearbeiten wolle. Bey jedem Jünglinge, der an eine gesunde Denkungs-Art gewöhnt ist, werden etwa folgende vier Vorstellungen sehr viel vermögen.

1. Du kannst, wenn du für ein gewisses Fach brauchbar zu werden suchst, auf eine recht sichere Art, deinen Mitmenschen nützlich werden, und zum Besten des Ganzen mitwirken. Es giebt zwar Beyspiele, wo Personen, die kein bestimmtes Gewerbe, kein besonderes Fach wählten, sich einiges Verdienst erwerben. Dem Reichen, dem Güter-Besitzer, der weiter nichts versteht, als daß er sein Vermögen verwaltet und sein Leben genießt, mag man es immer zugestehen, daß er nicht ganz eine unnütze Last der Erde sey; besonders, wenn er nebenher noch, in Ermangelung anderer Geschicklichkeiten, gewisse Arten der Wohlthätigkeit, wozu es Andern an Zeit und Vermögen fehlt, seine Erhohlung seyn läßt. Aber sehr ehrenvoll ist doch die Bestimmung nicht, da man nur

lebt

lebt um zu verzehren (*), und eben so wenig, alle andere Betrachtungen bey Seite gesetzt, thut sie einem wohlwollenden Herzen Genüge. Auch der Erbe des größten Vermögens, dem man die schönste aller Neigungen, die, Gutes zu thun, beygebracht hat, wird gerade dadurch sich antreiben lassen, sich für ein besonderes Fach recht mit Ernst geschickt zu machen, und in diesem Fache recht mit Ernst zu arbeiten. Auf die Art liefert man doch regelmäßig seinen Beytrag zum Wohl seiner Nebenmenschen. Man wird ihr täglicher Wohlthäter. Da uns, wenn unsere Thätigkeit bloß von uns abhängt, so leicht jede Laune, oder jeder geringe Umstand, aus der heilsamen Wirksamkeit bringt, so vereinigt sich in einem ordentlichen Berufe sehr vieles, welches auch dann den behaglichen Müßiggang unmöglich macht, wenn wir uns gern demselben überließen. Die Stimme der bürgerlichen Pflicht ruft uns kräftiger, als der Wink des Sitten-Lehrers, von den Tändeleyen des Lebens zurück, schränkt uns bey unsern Erhohlungen wohlthätig ein, und manche kostbare Stunde, die sonst verschwendet seyn würde, wird nun zum Dienst der Welt angewendet. Wie beruhigend wird einst am Schlusse aller unserer Arbeiten, der Gedanke für uns seyn, daß auch unser Leben zur Erhaltung der öffentlichen Wohlfahrt nicht unnütz blieb; daß auch unsere Berufs-Thätigkeit viele wohlthätige Folgen hervorgebracht hat und hervorbringen wird, wenn wir längst nicht mehr sind! Bekannter Maßen sind aber die meisten Menschen weder Reiche noch Güter-Besitzer. Diesen empfiehlt das Wohlwollen gegen Andere, die Betreibung eines bestimmten Berufes auch vornehmlich von der Seite, daß sie sonst sehr leicht dem gemeinen Wesen zur Last fallen. Zu welchen seltsamen und

(*) Fruges consumere nati.

und verderblichen Unternehmungen lassen sich lebhafte unruhige Köpfe verführen, die zu keinem regelmäßigen, ihre natürliche Thätigkeit beschäftigenden Berufe erzogen wurden! Tausend Glücks-Ritter alter und neuer Zeit, von Catilina bis zum Rhein-Grafen Salm, von Cartouche bis zum Grafen Cagliostro und Consorten herab, und eine überschwengliche Zahl junger und alter Beutelschneider, Zauberer und Mesmerianer, hatten Eine Krankheit, — die Berufloſigkeit. Es gehört auch nicht so sehr Güte des Herzens, als vielmehr nur einiges Gerechtigkeits-Gefühl dazu, um sich selbst sehr verächtlich vorzukommen, wenn der Stat das zu nichts brauchbare Geschöpf gleichwohl ernähren muß, und demselben oft um bloßer zufälligen Familien-Verbindungen willen, einen Zweig der öffentlichen Geschäfte dem Scheine nach anzuvertrauen sich genöthigt sieht, indessen Andere die eigentlichen Lasten des schlecht besetzten Amtes tragen müssen. Diese Bemerkung betrifft nicht bloß die höheren Stände, sondern die Grille, daß ein zu keinem Fache und Gewerbe brauchbar gebildeter Mensch doch ein Recht auf einen sogenannten anständigen Unterhalt habe, fällt jeder Menschen-Classe beschwerlich. Der Berufloſe, oder seines Gewerbes nicht recht Tüchtige wird daher überall sehr leicht ein Gegenstand des geheimen Unwillens seiner Mitbürger, und nicht selten des öffentlichen Spottes. Das Bewußtseyn gar nichts Bedeutendes zu wissen, oder vornehmen zu können, was Andern wesentliche Dienste leistet, muß indessen, so oft noch einige wohlwollende Empfindungen gegen die Menschen in dem Herzen wiederkehren, höchst unerträglich seyn, und auf mehr als Eine Weise Trübsinn und Unmuth veranlassen.

2. Du wirst, dies ist eine andere Betrachtung, gewisse sehr heilige Verbindlichkeiten nicht recht gut,

ohne

ohne einen bestimmten Beruf erfüllen können. Personen, deren Gefühl für Pflicht gehörig geübt ist, die den Grundsatz tief empfinden, daß der Mensch dankbar gegen die menschliche Gesellschaft seyn müsse, die ihn von seiner frühen Jugend an Theil nehmen ließ an den mannigfaltigen Vortheilen bürgerlicher Verfassung, verstehen leicht, was man also, in Rücksicht auf denselben, dem Jünglinge beyzubringen und anzugewöhnen habe. Mehr als es gewöhnlich geschieht, wäre es doch aber auch ins Licht zu setzen, daß jeder Mensch sein Maß von Kräften und Fähigkeiten von der ewigen Weisheit gewiß in der Absicht empfangen habe, daß er es zum Besten der Menschen gebrauchen solle. Warum würden denn zu den verschiedenen Beschäftigungs-Arten des Lebens die verschiedenen Fähigkeiten und Talente oft so glücklich vereinigt gefunden? Warum wäre denn jedem Menschen mehr an Kräften gegeben, als er selbst für sich gebraucht? Warum paßte jenes von den Gliedern des menschlichen Körpers hergenommene Bild so schön auf das menschliche Geschlecht? Auf die Forderungen, welche man daher auch an ihn richten kann; auf die Rechenschaft, die auch er deswegen dereinst abzulegen hat, müßte der zu seinem Berufe träge Bürger aufmerksam gemacht werden, damit er durch höhern, religiösern Antrieb die Abneigung gegen Anstrengung und die Liebe zum ungebundenen Leben besiegen lerne; zum ungebundenen, berufslosen Leben, worin viele seiner Kräfte entweder weit weniger, oder gar nicht, genutzet werden können. Durch Pflicht-Gefühl getrieben, aus tief-empfundener Ehrfurcht gegen die Anordnung der Vorsehung, müsse der Beruf gewählt werden, und zwar der, zu dessen glücklichster Vollbringung sich die meiste Wahrscheinlichkeit zeigt.

3. Aus diesen Gedanken fließt die dritte Vorstellung her, die bey der Wahl der Lebens-Art vom größten Gewichte seyn sollte. Du mußt, um eben so sehr wohlthätig als pflichtmäßig zu handeln, in keinen andern Beruf treten, als in den, wozu du die meisten natürlichen Fähigkeiten und die meiste Hoffnung hast, diese gehörig ausbilden zu können. Die Antwort, welche jeder Jüngling auf die Frage: warum hast du gerade dieses Fach gewählt? geben müßte, dürfte billig keine andere seyn, als die: ich bin nach sorgfältiger Ueberlegung überzeugt, daß ich mich dazu am besten schicke; dann würde man auch sicher seyn können, daß er darin am meisten nützen werde. Dieser Betrachtung müßte man den Vorzug vor allen möglichen übrigen einräumen, worin diese auch bestehen mögen. Künftiger Unterhalt, äussere Ehre, Befriedigung gewisser Neigungen, und was sonst noch Einfluß auf das Gemüth haben kann, mögen als Zugabe betrachtet, allerdings etwas in Anschlag gebracht werden; allein, entscheiden muß doch wohl nichts anders, als die rechte Würdigung der Fähigkeit, und die Wahrscheinlichkeit der Ausbildung derselben.

Ich glaube, man wird ziemlich allgemein einräumen, daß die Wahl eines Jünglinges, der künftig ein tüchtiger Arbeiter, nicht verdienstloser Tagelöhner und Miethling seyn soll, sich auf dergleichen Gedanken gründen müsse. Eben aus diesem Standpuncte fallen dann auch die Fehler in die Augen, durch welche sich so manche Familien gegen den Stat, gegen sich selbst und gegen die Nachwelt versündigen. Der gemeine Ton, aus dem zu den heranwachsenden Gliedern der Gesellschaft, über die künftige Lebens-Art geredet wird, ist größtentheils der: man klagt über seine Berufs-Geschäfte, und stellt sie mithin als ein drückendes Joch vor, unter welches ein eiserner

Zwang

Zwang den freyen Nacken beuge. Die Reize eines ungebundenen Lebens, wo man bloß von sich selbst abhängt, wo keine Art von Unterwürfigkeit Statt findet, werden dergestalt angepriesen, daß ein großer Theil der Jünglinge vielleicht tausend Lobreden auf den Müßiggang und das Bärenhäuter-Leben, und etwa nur eine kalte Empfehlung einer regelmäßigen, dem jezigen bürgerlichen Zustande angemessenen Thätigkeit, gehört haben mag.

Wenn Aeltern und Lehrer diese Sprache wenigstens im Schooße ihrer Familien führen, und es oft so sehr bemerklich machen, wie sehr ihnen ihr Beruf anekle, darf man dann etwas anders erwarten, als daß die Herren Söhne und lieben Zöglinge sämmtlich auf ihre künftigen heiligsten Pflichten, mit Mißvergnügen und Abscheu hinsehen? Wenn sie nun auf diese Weise fast unfähig geworden sind, sich diese Sache von einer edlern Seite vorzustellen, so bleibt dann freylich der erste und lezte Beweggrund sich in eine solche Sclaverey zu begeben, der: wenigstens so viel mußt du erlernen, damit es dir nicht dereinst an Brod fehle.

„Vater!“ sagte der kleine Sohn eines Hof-Rathes zu seinem Vater, der mit vielem Eifer die Flöte spielte: „giebt man dir viel Geld, wenn du gut „spielst?“ — Nein, war die Antwort; — „ey so „wundert es mich, daß du dir die viele Mühe giebst.“ Diese naive Bemerkung erregte Lachen, aber sie bringt zugleich die ganze verächtliche Denkungs-Art vor Augen, welche in den meisten Seelen herrschend wird, so bald man sich für alles Lernen und Anstrengen ganz und gar keinen höhern Endzweck denkt, als den: das giebt mir einst Brod. Ich übergehe alles, was sich sagen ließe, um die natürlichen Wirkungen dieser Denk-Art zu zeigen. Nur den einen Erfahrungs-Satz bringe ich in das Andenken: sobald die

Menschen, die unter diesen Gedanken heran gewachsen sind, nun wirklich einiger Maßen zu der Sicherheit gelangen, daß ihnen ihr Unterhalt nicht fehlen könne, so treiben sie ihren Beruf mit der unerträglichsten Schläfrigkeit, und werden gerade in den Jahren, wo sie am meisten nutzen sollten, jenem Ungeziefer im Bienen-Korbe gleich, welches das Honig, das die Arbeits-Bienen haben zusammen suchen müssen, verzehrt. Ihr Zweck ist, denken sie, erreicht, sie haben Nahrung und Kleider, was bekümmert sie der durch ihr Amt und Gewerbe zu stiftende Nutzen; was ihre Fortbildung; es ist genug, daß sie leben.

Etwas besser, aber doch immer höchst gefährlich und nachtheilig ist es, wenn der Ehrtrieb einen allzugroßen Einfluß bey der Wahl einer Lebens-Art bekommt. Gegen den sehr natürlichen Wunsch, daß unser künftiger Stand von der Art sey, daß wir uns wegen desselben nicht nur nicht verachtet, sondern vielmehr geehret, und dann, wenn wir uns darin auszeichnen, einiger Maßen vorgezogen sehen mögen, wird niemand Einwendungen machen, so lange derselbe in gewissen Gränzen bleibt; statt dessen entdecken sich aber Jedem, der einiger Maßen mit den Menschen bekannt ist, die unglücklichsten Ausartungen dieser an sich richtigen Empfindungen. Wie oft opfern eitle Aeltern ihre Kinder ihrer Rangsucht auf! Zum Handwerker war der Knabe organisirt und fähig; aber die Mutter schämt sich, einen Handwerker zum Mann und auch zum Sohn zu haben, daher sucht sie es dahin einzuleiten, daß aus den Söhnchen ein Künstler, ein Kaufmann, oder ein Studierter, und vor allen Dingen ein Priester, werde. So fängt die Sucht zu den höhern Ständen, auch ohne alle Fähigkeit dazu hinauf zu klimmen, in den Werkstätten an, und äussert nicht geringere Wirksamkeit bey Familien von einer etwas feinern Erziehung. Man

rathe

rathe dem hirnlosen Sohne eines vornehmen Studierten, eines Rathes oder Secretairs, er möge in die Krambude gehen, und lebenslang nichts thun als Pfeffer verkaufen; oder in die Schreiber-Stube, und lebenslang nichts anders thun als copieren, und man wird es bald bemerken, wie schrecklich der bloße Gedanke die Rangsucht der ganzen Familie verwundet. Wenigstens antwortete die Frau eines Assessors an einem kleinen Hofe, der man die Unfähigkeit ihres Sohnes zur Arzeney-Wissenschaft und also zum Leib-Arzte, erklären mußte: „so kann der Tölpel doch wer„den, was mein Mann ist;“ und unglücklicher Weise geschahe ihr Wille. Für wie manche an sich ehrbringende Beschäftigung und Lebens-Art hält man die sogenannten Familien-Söhne, durchaus zu vornehm! Wenn sie, z. B. auch die vorzüglichste Neigung und die Fähigkeit zur Land-Wirthschaft, zum kaufmännischen Gewerbe, zur Wundarzeney-Kunst ꝛc. hätten, so würde doch zu diesen und ähnlichen unstandesmäßigen Lebens-Arten kein Vater von Distinction seine Einwilligung geben. Lieber nimmt man seine Zuflucht zu dem weiten Meere des Militairs, wo dann so manchem Unglücklichen, der dafür weder dem Körper noch Geiste nach geschaffen war, mit den schönsten Talenten für jeden andern Beruf, sein Leben eine unerträgliche Bürde wird. Wie es immer der Fall ist, wenn wir den Beruf, wozu wir geboren wurden, verfehlen: so ist auch diesen erzwungenen Helden die Freude an ihrem eigenen Daseyn verdorben, und für die Welt gehen schätzbare Kräfte verloren, aus bloßer Rangsucht. Und noch glücklich, wenn der Stolz der Aeltern sich damit begnügt, dem State die Versorgung ihrer Kinder dadurch abzufordern, daß sie doch irgend etwas vornehmen, das hergebrachter Maßen für nützlich und nöthig geachtet wird. Aber, wenn man sich nun gerade für diese

durch Eitelkeit von jeder andern Art sich brauchbar zu machen abgehaltene Menschen ängstlich verwendet, um sie aller Unfähigkeit, aller eigenen Abneigung ungeachtet, dennoch zu Amt und Würden, oder eigentlich zur Einnahme, zu bringen, die sie unmöglich verdienen können, wer fühlt dann nicht, daß ächter Patriotismus, und rechtschaffene, edle Denkungs-Art durch die kläglichste Selbstsucht und Familien-Parteylichkeit bey diesen Personen, gänzlich verdrängt sey!

Die ehrsüchtigen Plane der Aeltern theilen sich den Kindern sehr früh mit. Schnell hält man für Schande, das zu werden, wozu die Natur das Männlein stämpelte, sobald man vorher zu sehen glaubt, daß die Art Personen, mit denen man alsdann in Eine Classe gehören würde, nicht so viel bedeuten, als andere. Die Gymnasia und Schulen sind voll von kleinen stolzen Seelen, die sich quälen, nur so weit zu gelangen, daß man sie dereinst ihres Standes wegen, wo nicht zu den vollgültigen, doch wenigstens zu den halb vornehmen Leuten zählen möge. In jugendlicher Unerfahrenheit betrachtet der so gestimmte Knabe die Beschäftigung, wobey nicht viel Aufsehen gemacht werden kann, oder gegen welche allerley Vorurtheile nach dem herrschenden Tone verbreitet werden, oder welche der Stat gerade jezt als Stiefkinder behandelt, — als verächtliche Beschäftigungen, und urtheilt in seiner Einfalt oft über den Werth eines Standes und einer Lebens-Art nach den allergeringfügigsten Zufälligkeiten.

Es ist leicht zu errathen, daß die Eitelkeit der Jünglinge nicht anders aufhören werde, als durch gründliche Belehrung und lebendige Darstellungen des eigentlichen innern Werthes gerade derjenigen Lebens-Arten, die geringgeschäzet werden. Ob aber die Rangsucht der Aeltern vor ihrem Tode zu heilen

sey,

sey, das wage ich nicht einmahl zu vermuthen. So lange man nicht durch gewisse äussere Zeichen der Ehre und Hochachtung gewissen Lebens-Arten zu Hülfe kommt; so lange das Gemeinnützige beynahe in allen Staten so unendlich tief herabgesetzt wird, gegen das alles, was in barbarischen Zeiten ungebührlich hochgeachtet wurde, oder was dem Despotismus schmeichelt: so lange wird es ein wahres Meister-Stück der Erziehung seyn, wenn sie den Ehrtrieb einzelner junger Bürger hier und dort so zu leiten vermag, daß er nicht nach dem greift, was eine glänzende Oberfläche hat, sondern nach dem, was wahre Verdienste gründet.

Noch schwerer als die Belehrung und Besserung dessen, der bloß aus Eitelkeit und Prächt-Liebe, einer für ihn nicht passenden Lebens-Art nacheilt, ist die Behandlung des Jünglinges, den der Sporn einer tiefen Ehrbegierde unaufhörlich antreibt. Daß diese Leidenschaft manchen zum großen Mann gemacht, und über das menschliche Geschlecht die herrlichsten Wohlthaten verbreitet hat, ist eben so gegründet, als daß ein kleines Versehen in der Leitung solcher emporstrebenden Menschen hinreichend war, der Welt die vollkommensten Narren, und, was noch trauriger ist, die verabscheuungswürdigsten Charaktere zu liefern. Von unbeschreiblicher Wichtigkeit ist es daher, daß bey Köpfen von diesen Anlagen, die Wahl der Lauf-Bahn, auf der sie der Welt nützen wollen, so vorsichtig als möglich geschehe. Vornehmlich darf die Erfahrung nicht vernachlässiget werden, daß es bisweilen Menschen von einer unumschränkten Ehrliebe giebt, von einem unzwingbaren, auch auf große Dinge gerichteten Stolze, die doch sehr wenige Fähigkeiten besitzen. Sind sie gleich nicht, nach Voltaire's Ausdruck, Zaunkönige mit Adlers-Schwingen, so ist doch ihre Begierde ihren Kräften so wenig ange-

messen, daß sie darum durchaus nur auf eine solche Lebens-Art zu leiten sind, wo man mit einem mittelmäßigen Kopfe, doch sehr nützlich seyn kann. Man wählt indessen nicht bloß aus eiteln und ehrbegierigen Absichten. Für gewisse Temperamente hat nur der Stand Reize, wo im Hintergrunde die Bequemlichkeiten des Lebens, reichlich besetzte Tafeln, und der ganze den Gaumen kitzelnde Luxus zu winken scheinen. Man wählt, um wenig zu thun, und im Genießen desto fleißiger zu seyn. Aus diesem Grunde ward die Welt einst so voller Mönche; jezt müssen andere Wege zu den kleinen irdischen Paradiesen genommen werden. Der eine meint es zu treffen, wenn er nur studiert; und vornehmlich scheint sehr vielen der geistliche Stand und die gelehrte Laufbahn überhaupt gerade in den Himmel zu führen, von dem man so angenehme Träume unterhält. Andere sind auf dem Gipfel des Glückes des Apicius durch eine Stelle in der Haupt-Stadt. Es giebt Länder, wo der Jüngling mit einem fürstlichen Bedienten keinen andern Begriff verbindet, als den, daß er sehr wohlschmeckende Speisen genieße, und im Ueberflusse leben kann; in Reichs-Städten gebührt diese Ehre dem Kaufmanne; und die Vorstellung, daß dem Adel das Mark des Landes gebühre, erregt auch in dem Knaben den Wunsch, daß ihm sein Vater doch einen Adels-Brief kommen lassen möge, damit die ganze Descendenz das glänzende Vorrecht, einen Koch halten zu können, besitzen und nach Nothdurft gebrauchen möge. Man weis, daß alle diese Einbildungen junger verwöhnter Lecker größtentheils zu Wasser werden müssen. Aber doch schlimm genug, wenn sie nun ewig dem Braten nachlaufen, der ewig vor ihnen flieht.

Manchmahl bestimmt sich auch die ganze künftige Laufbahn eines Jünglinges durch die Wahrheit: auf diesem Wege hast du einen Vetter, der dich befördern kann.

kann. Es ist überflüssig zu zeigen, wie sterblich die Vettern sind, so nützlich sie auch dann und wann geworden seyn mögen. Genug, daß derjenige, der ohne wahre Fähigkeit, für das, wozu er befördert wird, ist, von mancher Seite der beklagenswürdigste Mensch bleibt, eben so wie einer, der von der Dresch-Tenne aufgerafft wurde, um zu studieren, bloß aus der Ursache, weil es sich fand, daß die Familie ein Stipendium von 50 Rthlr. habe.

Herrn M. Jo. Cph. Dommerich, Rector zu Wolfenbüttel, Gedanken von besserer Einrichtung der Lebensart junger Leute, zum Nutzen der Republik (*)

Es ist dem gemeinen Wesen unstreitig sehr vortheilhaft, wenn sich zu allen Ständen, wovon ein Jeder zu dem Besten der ganzen Republik das Seinige beyträgt, eine hinlängliche Anzahl geschickter Leute findet. Wenn man den genauen Zusammenhang bedenkt, worin sich alle Stände und Lebens-Arten zur Beförderung des allgemeinen Besten befinden, so wird man leicht gewahr werden, daß kein Stand so geringe, keine Lebens-Art so niedrig sey, die nicht das Ihrige zu diesem großen Endzweck beyträgt. Der Nutzen der Republik wird durch unzählig kleine Zuflüsse erhalten, unter welchen einige so unmerklich klein sind, daß sie, einzeln betrachtet, kaum wahrzunehmen sind; wenn sie sich aber mit andern vereinigen, so sieht man alsdann erst ihre Erheblichkeit und merklich große Wirkungen. Hieraus erhellet, wie viel dem gemeinen Wesen daran gelegen sey, daß alle Stände gehörig besetzet und mit tüchtigen Leuten versehen seyn. Der Schade, der aus dem Gegentheile entspringt, ist so einleuchtend, daß es kaum nöthig zu seyn scheint, ihn weitläuftig aus einander zu setzen. Man setze, es fehle in einer Republik ein nöthiger Stand, wird derselbe alsdann nicht alles das Gute entbehren müssen, das durch denselben könnte hervorgebracht werden? Oder man nehme

(*) Im 62 St. der Hannov. nützl. Sammlungen, v. J. 1757.

an, daß zwar der Stat Leute von solchem Stande aufwelsen kann, denen es aber an der erforderlichen Geschicklichkeit fehlt: was wird aus dieser Quelle für ein mannigfaltiger Schade für das gemeine Beste entstehen? Man überlege ferner, wie groß die Unbequemlichkeiten, und wie erheblich der Schade ist, wenn man Leute zu dieser oder jenen Lebens-Art mit großen Kosten aus andern Ländern verschreiben muß! Wie oft hat es nicht eine für das Wohl der Republik schädliche Erfahrung gelehrt, daß man von fremden Orten Leute zu gewissen Ständen berufen hat, die durch allerley Mittel und Kunstgriffe sich einen Nahmen zu machen gewußt haben, und hernach doch ungeschickt gewesen sind, dasjenige zu leisten, was man sich von ihnen versprochen hat. Giebt es nicht tausend Wege, mehr von sich zu versprechen, als man auszuführen im Stande ist? Ist es nicht sehr leicht und gewöhnlich, durch parteyische Recommendationen, in die Augen fallendes Blendwerk, einnehmende Prahlereyen, unmerkliche Arten des Betruges, und andere krumme Wege, in einem fremden Lande zu einer Bedienung und Lebens-Art zu gelangen? Was wird aber durch dergleichen Leute für ein Nutzen in der Republik gestiftet? Hat dieselbe nicht einen weit größern Schaden von ihnen zu befürchten? Hierzu kommt noch, daß die großen und schweren Kosten, mit welchen sie in das Land gezogen werden, weit gemeinnützer hätten angewendet werden können.

Bey der jezigen willkürlichen Einrichtung der Lebens-Art junger Leute scheint es nicht möglich zu seyn, daß alle Stände der Republik mit den erforderlichen tüchtigen Leuten versehen werden. Man wird davon gar leicht überzeuget werden, wenn man nur bedenkt, wie es mit den zu erwählenden Lebens-Arten junger Leute bisher gehalten worden ist. Man hat diese Sache bisher als etwas angesehen, das keine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Man hat sich darum wenig bekümmert, was dieser oder jener junge Mensch für eine Lebens-Art erwählen werde. Es ist dies bis jezt von denen, die für das Wohl des gemeinen Wesens sorgen sollen, gar nicht als ein Stück ihrer obrigkeitlichen Gewalt angesehen worden. Und doch beruhet so viel darauf; und doch ist der Vortheil und Schade so groß, der dem gemeinen Wesen daher erwächst.

Ich kann mich in diesem Stücke ganz dreist auf die Erfahrung berufen. Hat man nicht bisher die Erwählung der Lebens-Art junger Leute lediglich den Aeltern oder Vormündern überlassen, ohne sich im geringsten weiter darum zu bekümmern? Man überlege aber einmahl den großen und mannigfaltigen Schaden, der daher in der Republik entsteht! Der größte Theil der Aeltern besitzt diejenige Einsicht nicht, die dazu erfordert wird, die Lebens-Art ihrer Kinder zum Nutzen der Republik einzurichten. Es kommt bey derselben hauptsächlich auf zwey Stücke an. Einmahl: daß sie eine genaue Erkenntniß ihrer Kinder haben; und hiernächst, daß sie im Stande seyn, das Beste der Republik richtig zu beurtheilen. Was die sorgfältige Erkenntniß ihrer Kinder betrifft, so müßten sie nicht nur ihre Gemüths- und Leibes-Kräfte genau kennen, sondern auch ihre Neigungen und Triebe aufmerksam beobachten. Sie müßten zu beurtheilen im Stande seyn, zu welcher Lebens-Art sie sich am besten schickten, und wozu sie die mehreste Neigung hätten. Hierzu würde erfordert, daß sie die Beschaffenheit einer solchen Lebens-Art selbst einsähen, um sich darnach in ihrem Urtheile richten zu können. Sie müßten sich von dem Nutzen der Republik richtige Begriffe machen, und beurtheilen können, wie viel ein jeder Stand dazu beytrage. Allein, wie viele Aeltern giebt es, denen man eine solche Einsicht zutrauen kann? und bey wie wenigen ist dieselbe nur möglich! Gesetzt aber auch, daß Aeltern alle diese erforderliche Einsichten besitzen, kann man denn wohl glauben, daß sie sich derselben alsdann auch bedienen, wenn sie die Lebens-Art ihrer Kinder bestimmen sollen? Giebt es hier nicht gar zu viele Neben- und Privat-Absichten, nach welchen sie in diesem Stücke zu handeln pflegen? Man ist nicht im Stande, dieselben alle zu erzählen. So viel aber ist gewiß, daß ein jeder sein eigenes Beste dem allgemeinen vorzuziehen pflegt. Ein jeder Vater sieht darauf, daß sein Sohn eine solche Lebens-Art erwähle, die ihm zur Erhaltung und Beförderung seines Vermögens, zur Versorgung seiner Familie, und zu andern Neben-Absichten die bequemste zu seyn scheint. Kaum ein einziger wird sich finden, der bey dieser Wahl zugleich sein Augenmerk auf das Beste der Republik richtet. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß Aeltern aus

über-

übertriebener Liebe ihrer Kinder sorgfältig zu verhüten pflegen, daß sie keine Lebens-Art ergreifen, von der sie zwar erkennen, daß sie dem gemeinen Wesen nützlich sey, die sie aber für viel zu gefährlich halten, als daß ihr lieber Sohn derselben sich widmen dürfte. So überwiegt die Liebe der Kinder die Liebe des Vaterlandes, und dieses muß jener weichen. Hierzu kommt noch, daß fast jeder Vater die Lebens-Art für die beste und nützlichste hält, der er selbst ergeben ist, und daher seine Kinder von allen andern abzuhalten pflegt.

Aeltern, die vor andern vernünftig zu Werke gehen wollen, und die die Wichtigkeit dieser Sache einzusehen vorgeben, glauben am besten zu thun, wenn sie die Wahl der Lebens-Art dem freyen Willen ihrer Kinder überlassen. Alsdann glauben sie von aller Verantwortung in diesem Stücke befreyet zu seyn. Allein, ich wundre mich, daß man den großen Schaden, der daher für das gemeine Beste entsteht, nicht hinlänglich einsieht, um sich eines bessern belehren zu lassen. Es ist nichts leichter, als das Widersprechende und Höchstschädliche vor Augen zu legen, das sich darin findet, wenn man die Wahl der Lebens-Arten dem Willkür der Kinder überläßt. Kinder, d. i. Menschen von der allereingeschränktesten Erkenntniß, sollen schon so viele Einsicht besitzen, welche Lebens-Art sich für sie am besten schickt, und der Republik am nützlichsten ist. Können sich die Kinder denn wohl richtige Begriffe von den zu erwählenden Lebens-Arten machen? Wie wenig Erkenntniß haben sie davon, um sich nach derselben prüfen zu können! Gemeiniglich stellen sie sich eine Lebens-Art auf einer ganz andern Seite vor, als sie sollte angesehen werden. Daher kommt es, daß sie ihre getroffene Wahl schon bereuen, wenn sie die Lebens-Art selbst kaum angetreten haben. Es ist also nothwendig, daß, da sie in derselben mit Verdruß leben, sie nichts rechts lernen, und also, der Welt zu dienen, nie geschickt werden. Man kann dies sehr deutlich an der Menge derer sehen, die sich dem Studieren widmen. Diese Lebens-Art stellen sich die mehresten als eine solche vor, wobey sie nicht nur die wenigste Arbeit haben, sondern die auch mit vorzüglichen Freyheiten auf Schulen und Universitäten verknüpft seyn soll. Dies ist bey den mehresten Jünglingen die wahre Ursache, warum sie sagen, sie wollen studieren.

dieren. Wenn sie die Beschwerlichkeiten, die viele Arbeit, die strenge Zucht und die mancherley Gefahr sich vorstellen, die in andern Stücken angetroffen wird, so ist nichts natürlicher, als daß sie davor einen Abscheu bekommen. Sie fliehen eine solche Lebens-Art, und suchen sich eine andere aus, bey der nach ihrer Meinung dergleichen nicht anzutreffen ist. Keine scheint ihnen dazu bequemer zu seyn, als das Studieren; daher kommt es, daß sich so viele demselben jährlich widmen. So bald sie aber nur eine gute Anführung zu erlangen das Glück haben, die ihnen gewissenhaft zeigt, wie vieler Fleiß, wie viele Arbeit, wie viele Mühe dazu erfordert wird, wenn man was gründliches lernen, und nicht die Anzahl der gelehrten Stümper vermehren will; sobald sie einsehen lernen, wie wenig man bey dem Studieren dem Müßiggange nachgehen, und sich schädlicher Freyheiten bedienen könne, wie man Tag und Nacht die Zeit auskaufen, und sie zur Erweiterung seiner Erkenntniß gebrauchen müsse: so bald fangen sie auch an, ihre getroffene Wahl zu bereuen, sie lassen den Muth sinken, sie gebrauchen die gehörigen Mittel nicht, was rechts zu lernen, und bleiben also unwissend. Sie wollen zwar nachher den Nahmen der Gelehrten führen, in der That aber sind sie in der gelehrten Welt ganz unbrauchbare Glieder, die ihr mehr zum Schimpf und zur Verspottung, als zur Ehre, gereichen. So wie es aber bey dem Studieren zu gehen pflegt, so geht es eben auch bey andern Lebens-Arten. Der Mangel der vorläufigen gehörigen Erkenntniß derselben ist Ursache, daß so viele unnütze Menschen in derselben angetroffen werden. Ueberdies ist ein junger Mensch am wenigsten im Stande, von seinen eigenen Fähigkeiten ein gegründetes Urtheil zu fällen. Er sieht die Kräfte seiner Seele und seines Leibes allezeit durch ein Vergrößerungs-Glas an, und seine Eigenliebe stellt sie ihm jederzeit auf der besten Seite dar. Wie kann er nun urtheilen, ob sie sich zu dieser oder jener Lebens-Art schicken, oder nicht? Findet er also bey der nachfolgenden Erfahrung, daß er eine Last auf seine Schultern genommen hat, die er zu tragen nicht im Stande ist, so wird er kleinmüthig. Er empfindet allen Verdruß desjenigen, der gerne etwas ausrichten will, aber wegen Mangel der dazu nöthigen Kräfte es zu thun nicht vermag. Sieht er endlich, daß sich ihm

unüberwindliche Schwierigkeiten für den Weg legen; so wird er vollends muthlos; und da ist dann das die natürliche Folge, daß er ein Stümper ist, und beständig bleibt. Was kann sich aber das gemeine Wesen von dergleichen Leuten für Vortheile versprechen? Bedenkt man endlich, wie der Trieb junger Leute einzig und allein auf dasjenige geht, was ihren Sinnen angenehm ist, und sie belustigt; wie sie alles dasjenige sorgfältig meiden, was ihnen mühsam, beschwerlich, sauer und gefährlich zu seyn scheint, so kann man sich nicht vorstellen, daß sie solche Lebens-Arten erwählen sollten, von denen sie zum voraus wissen, daß sie dergleichen Ungemach bey sich führen. Dem ungeachtet sind solche Stände dem gemeinen Wesen höchst nöthig und nützlich; und woher soll dasselbe die dazu erforderlichen Menschen nehmen? Man gebe einmahl Acht, wie viele junge Leute, in deren Belieben es steht, eine Lebens-Art zu erwählen, welche sie wollen, sich dem Kriege, der Schifffahrt, dem Ackerbau, u. s. w. widmen werden. Ein jeder wird sich davor hüten, und dennoch müssen dergleichen Leute in der Welt seyn. Woher sollen sie also genommen werden?

Aus dem, was ich bisher vorgetragen habe, erhellet also, daß, wenn die jezige Einrichtung der Lebens-Art junger Leute, die entweder auf dem Willen der Aeltern, oder der jungen Leute selbst, beruhet, beybehalten wird, die Republik unmöglich den Nutzen davon haben kann, den sie mit Recht verlanget. Aber, nun entsteht die Frage: ist denn eine bessere Einrichtung der Lebens-Art junger Leute zum Nutzen der Republik möglich, und kann dieselbe wirklich gemacht werden? Ich getraue mir diese beyden Fragen mit Ja zu beantworten. Nur kommt es darauf an, wie die Sache am bequemsten anzugreifen sey. An der Möglichkeit einer bessern Einrichtung wird wohl niemand zweifeln, der da bedenkt, daß jene nicht nothwendig, und einer großen Verbesserung fähig sey. Nichts ist in dieser Welt schlechterdings nothwendig, und nichts ist so vollkommen, daß es keine Verbesserung leiden könnte. Warum sollte diese bisher so willkürliche Sache davon ausgenommen seyn? Ich glaube nicht, daß jemand solches behaupten wird. Anstatt dessen aber wird man begierig seyn, die Art und Weise zu hören, wie hierin eine Verbesserung könne getroffen werden.

den. Ich glaube wohl, daß dazu noch andere Vorschläge könnten gethan werden; ich will aber für diesmahl nur meine ohnmaßgebliche Gedanken hierüber bekannt machen. Man prüfe dieselben, und untersuche, ob sie sich in der Republik anwenden lassen, oder nicht.

Keine Privat-Person ist im Stande, hierunter eine Anordnung zu treffen. Alles was in ihrem Vermögen ist, besteht darin, daß sie Vorschläge thut, deren Ausübung und Anwendung sie der Obrigkeit überläßt. Zu diesen Vorschlägen gehört nun auch dasjenige, was ich vorzutragen gewilligt bin.

Ich halte dafür, daß ein Fürst das Recht habe, die Lebens-Art seiner Landes-Kinder durch gewisse Gesetze zu bestimmen. Wer im Stande ist, sich von der Person eines Fürsten einen rechten Begriff zu machen, der wird mit demselben zugleich dieses Recht nothwendig verbinden müssen. Ist ein Fürst derjenige, der für die Sicherheit und das Wohl des States sorgt, so muß er auch ein Recht besitzen, alles dasjenige durch Gesetze zu bestimmen, was zu diesem Endzweck erforderlich ist. Niemand wird daran zweifeln, daß die Einrichtung der Lebens-Art der Landes-Kinder zur Sicherheit und zum Wohl des Landes ein Großes beytrage.

Wie können beyde Absichten erreichet werden, wenn sich nicht zu allen Ständen des gemeinen Wesens die nöthigen Menschen finden? Es sind also diese Dinge so genau mit einander verbunden, daß sie, auch nicht einmahl in Gedanken von einander können getrennet werden. So wenig ich also glaube, daß jemand einem Fürsten das Recht absprechen wird, die Lebens-Art seiner Landes-Kinder durch Gesetze zu bestimmen, so schwer scheint die Beantwortung der Frage zu seyn, wie ein Fürst sich dieses Rechts am nützlichsten bedienen könne, und wie die Gesetze beschaffen seyn müssen, durch welche er dasselbe ausübt?

Ich will meine Gedanken hierüber freymüthig eröffnen, und sie Anderer Beurtheilung getrost unterwerfen. Ich halte dafür, ein Fürst müsse zuerst gewisse allgemeine Gesetze von dieser Sache geben, und hiernächst eine besondere Obrigkeit dazu bestellen, die die Anwendung derselben in einzeln Fällen besorgte. Es sey mir erlaubt, mich über diese Sache deutlicher, doch so kurz, als möglich ist,

zu

zu erklären. Was erstlich die allgemeinen Gesetze eines Fürsten wegen der Einrichtung der Lebens-Art seiner Landes-Kinder betrifft, so hielte ich hauptsächlich für nöthig: daß 1) durch ein Gesetz festgesetzt würde, daß niemand ohne vorhergegangene obrigkeitliche Einwilligung sich einer Lebens-Art widmen solle. Man darf nicht denken, daß dergleichen Gesetz zu hart oder zu strenge sey, und den Aeltern der Kinder alle Freyheit bey der Erwählung einer Lebens-Art benehme. Man kann sich auch nicht beschweren, daß durch dasselbe das Recht der Aeltern über ihre Kinder verletzet werde, noch auch, daß die Landes-Kinder dadurch zu Sclaven oder Leibeigenen des Landes-Herrn gemacht werden. Denn was den ersten Einwurf betrifft, so wird ihnen durch diese obrigkeitliche Einwilligung ganz und gar nicht ihre Freyheit genommen; nur wird dieselbe auf das Wohl der Republik gelenket, und eben dadurch verdient sie erst den Nahmen einer ächten Freyheit. Eben so wenig leidet das Recht der Aeltern über ihre Kinder darunter, wenn man sich von demselben einen richtigen Begriff macht. Niemand wird behaupten, daß dasselbe in einer unumschränkten Gewalt über die Kinder bestehe; vielmehr wird ein jeder rechtschaffener Unterthan gestehen, daß der Landes-Herr ebenfalls ein Recht an seinen Landes-Kindern habe. Sollen sich also diese beyden Rechte nicht widersprechen, so müssen sie ihre gehörige Schranken haben; und diese bestehen bey dem Rechte der Aeltern über ihre Kinder darin, daß sie sich zugleich mit nach den Gesetzen richten, welche die Obrigkeit in Absicht der Kinder zum Besten des gemeinen Wesens zu geben, für gut befunden hat. Eben so wenig läßt sich auch nur mit einigem Scheine der Wahrheit behaupten, daß die Kinder dadurch zu Leibeigenen der Obrigkeit gemacht würden; diese verlangt sie nicht zu ihrem Dienste, sondern zum Dienste des Vaterlandes, sie sucht nicht ihr eigenes Bestes, sondern das Wohl ihrer Unterthanen, ja eines jeden jungen Menschen insbesondre. 2) Wäre nöthig, daß durch ein Gesetz bestimmet würde: daß zu einer gewissen Lebens-Art sich nicht mehr junge Leute widmeten, als dazu nöthig sind, damit andern Ständen auf die Art nicht die nöthigen Menschen entzogen würden. Denn so schädlich es dem gemeinen Wesen ist, wenn sich zu gewissen Ständen gar keine oder zu we-

wenige Leute finden, eben so schädlich ist es demselben auch, wenn ein Stand mit Leuten gar zu sehr überhäuft ist. Denn da diese nicht alle ihren Unterhalt davon haben können, so ist es nothwendig, daß die Republik nicht nur viele Müßiggänger ernähren müsse, sondern daß auch die Armuth darin überhand nehme, da doch alle diese Leute in andern Ständen ihr reichliches Auskommen würden gehabt haben. 3) Müßte durch ein Gesetz befohlen werden: daß sich niemand einer Lebens-Art widmen dürfe, wozu er nicht die gehörige Fähigkeit und die nöthigen Hülfsmittel besäße. Woher entstehen in der Republik so viele unbrauchbare Menschen anders, als eben daher, weil sie eine Lebens-Art erwählt haben, zu der sie nicht die nöthige Fähigkeit besaßen! 4) Müßte durch ein Gesetz dafür gesorget werden: daß auch diejenigen Stände, welche von den wenigsten jungen Leuten, wegen ihrer Gefährlichkeit und großen Beschwerden, erwählet werden, die nöthigen Leute hätten. Man könnte entweder auf die Erwählung derselben eine Belohnung setzen, oder diejenigen, die sich zu einer andern nicht schicken, und zu dieser vorzügliche Erfordernisse haben, dazu mit Gewalt anhalten, oder die, welche sich in andern Ständen nicht fleißig und rechtschaffen verhalten, zu ihrer verdienten Strafe zu solchen Lebens-Arten zwingen. Auf diese Weise würde es gewiß auch solchen Ständen nicht an nöthigen Leuten fehlen.

So leicht es aber zu seyn scheint, dergleichen Gesetze zu geben, so schwer scheint ihre Anwendung zu seyn. Was würden freylich dergleichen Gesetze helfen, wenn nicht über ihre Beobachtung gehalten würde? Damit also dieses geschehe, so halte ich dafür, sey es nöthig, daß ein gewisses Collegium, oder eine gewisse Obrigkeit bestellet werde, die, diese Gesetze auszuüben, sich angelegen seyn lasse. Ich bekümmere mich darum wenig, was man einem solchen Collegio für einen Nahmen geben sollte, und ob dergleichen Nahme eben so nöthig sey; ob man ein besonderes Gericht dazu anordnen solle, oder ob man es mit einem andern füglich verbinden könne. Dies alles sind Neben-Dinge, die zur Haupt-Sache wenig oder gar nichts beytragen. Diese besteht darin, daß eine solche Obrigkeit auf das sorgfältigste darüber hielte, daß diesen Gesetzen in allen Stücken gehörig nachgelebet würde.

Und damit sie, solches zu thun, desto besser im Stande wäre, so müßte sie sich nicht nur eine bequeme Kenntniß von dem Zustande des Landes, der Menge der darin befindlichen jungen Leute, den verschiedenen Ständen der Republik, und der dazu erforderlichen Anzahl von Menschen, und dergleichen Landes-Bedürfnissen, sondern auch von der Fähigkeit, Beschaffenheit und den Umständen junger Leute zu erwerben, beständig beschäftigt seyn. Dies lezte scheint das beschwerlichste, ja beynahe etwas Unmögliches zu seyn. Allein, ich will versuchen, ob ich auch diese Sache durch meine geringen Gedanken erleichtern könne. Da schwerlich ein junger Mensch in einem wohleingerichteten Lande wird anzutreffen seyn, der nicht entweder eine Schule besucht hat, oder noch besucht: so deucht mich, könnte die Sache auf die Art möglich gemacht werden, wenn dergleichen Obrigkeit nicht nur die öffentlichen Schul-Examina fleißig besuchte, sondern auch von den Lehrern jedesmahl ein Verzeichniß der Fähigkeit, des Verhaltens, des Fleißes und übriger Lebens-Umstände der jungen Leute sich geben ließe. Diese Verzeichnisse müßten in einem solchen Collegio aufgehoben werden, und nach denselben, mit Zuziehung der Aeltern und jungen Leute, ihre Lebens-Art bestimmet werden. Man könnte dies in den Official-Eid der Schul-Lehrer mit einrücken, daß sie dergleichen Verzeichnisse allezeit nach bestem Gewissen, ohne Neben-Absichten und Interesse abzufassen, sich verpflichten müßten. Denn da diese Männer täglich mit Ausarbeitung der Gemüths- und Leibes-Kräfte junger Leute sich beschäftigen, so sind sie im Stande, die Geister zu prüfen, und von dieser Prüfung ein richtiges Zeugniß abzulegen. Sollte man ihnen durchgehends diese Geschicklichkeit nicht zutrauen, so wird doch wenigstens einer an einer Schule seyn, der dazu geschickt ist. Auf diese Art würden die Aeltern auch genöthiget, ihre Kinder in öffentliche Schulen, wenigstens eine Zeitlang, zu schicken, damit die Obrigkeit von ihnen den nöthigen Bericht erhalten könnte. Dieser bleibt es bey dem allen unverwehrt, wenn sie aus Leuten besteht, die dazu die nöthige Geschicklichkeit haben, welches aber billig seyn muß, wenn die ganze Anstalt nicht vergeblich seyn soll, überdies noch eine eigene Prüfung der Jugend vorher anzustellen, ehe dieselbe sich einer Lebens-Art widmet, beson-

sonders wenn sie merken sollte, daß bey dem Berichte der Lehrer Privat-Absichten die Feder geführt hätten. Man könnte bey dieser ganzen Einrichtung dennoch jederzeit noch ein Augenmerk auf den Trieb junger Leute und den Willen der Aeltern richten, und so viel davon beybehalten, als thunlich wäre.

Es würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle Vortheile, die aus einer solchen Einrichtung entstehen, hier anführen wollte. Ein Jeder sieht sogleich von selbst, daß auf diese Weise die Welt nicht mit Halbgelehrten, damit ich nur diesen einen Stand nahmhaft mache, wie jezt, würde überschwemmet seyn. Unbrauchbare Mitglieder würden in der Republik alsdann ein seltner Vogel seyn. Ein Jeder würde sich seinen Unterhalt selbst verschaffen können. Handlung und Handwerke würden in dem Lande blühen; und selbst dem so nöthigen Soldaten-Stande würde es nicht an bewaffneten Männern fehlen, die für die Sicherheit des Landes und der Gränzen stritten. Kurz, der Nutzen würde unaussprechlich seyn, der aus einer solchen Einrichtung flösse."

Im allgemeinen Landrecht für die preussischen Staaten, ist, in Ansehung der Rechte und Pflichten der Aeltern bey der Wahl einer Lebens-Art für die Kinder, in Ansehung der Wahl der Lebens-Art bey Pflegebefohlnen, und in wie fern die Wahl der Lebens-Art bey Kindern der Guts-Unterthanen von der Herrschaft abhange, Folgendes verordnet.

Rechte und Pflichten der Aeltern bey der Wahl einer Lebens-Art für die Kinder, Th. II, Tit. 2, §. 109, fgg.

§. 109. Die Bestimmung der künftigen Lebens-Art der Söhne hängt zunächst von dem Ermessen des Vaters ab.

§. 110. Er muß aber dabey auf die Neigung, Fähigkeiten und körperlichen Umstände des Sohnes vorzügliche Rücksicht nehmen.

§. 111. Bis nach zurückgelegtem 14ten Jahre, muß sich der Sohn der Anordnung des Vaters schlechterdings unterwerfen.

§. 112. Bey alsdann fortdauernder gänzlicher Abneigung des Sohnes gegen die von dem Vater gewählte Lebensart, muß das vormundschaftliche Gericht, mit Zuziehung eines oder zweyer am Orte befindlichen nächsten Verwandten, und der Lehrer des Sohnes, die beyderseitigen Gründe prüfen.

§. 113. Das Gericht muß solche Einrichtungen zu treffen bemüht seyn, daß die der Neigung und Fähigkeit des Sohnes, so wie dem Stande und Vermögen des Vaters gemäßeste Lebensart gewählt werde.

§. 114. In zweifelhaften Fällen ist diejenige Einrichtung, welche der Vater treffen will, zu genehmigen; und von dieser kann nur alsdann abgegangen werden, wenn auf eine überzeugende Art erhellet, daß dieselbe zu einem erheblichen und dauernden Nachtheile für den Sohn ausschlagen möchte.

§. 115. Doch soll der Sohn wider seinen Willen zum Studieren niemahls angehalten, noch der Vater die Kosten des Studierens für den Sohn herzugeben, wider seinen Willen jemahls genöthiget werden.

§. 116. Will der Sohn von der einmahl mit Zustimmung des Vaters, oder sonst, freywillig gewählten Lebensart zu einer andern übergehen, so ist der Vater, die durch eine solche Veränderung entstehenden größern Kosten herzugeben, in der Regel nicht schuldig.

§. 117. Kann jedoch der Sohn erhebliche Gründe dazu anführen, so muß nach der Vorschrift §. 112 — 115 verfahren werden.

§. 118. In wie fern nach des Vaters Tode der Mutter ein Einfluß auf die Wahl der Lebensart der Kinder gebühre, wird in dem Titel von Vormundschaften verordnet.

In Ansehung der Wahl der Lebensart bey Pflegebefohlnen, Th. 2, Tit. 18, §. 329, fgg.

§. 329. Die Lebensart, welcher die Kinder gewidmet, und wozu sie vorbereitet werden sollen, kann nicht

nicht anders, als unter Genehmigung der Obrigkeit, festgesetzt werden.

§. 330. Hat der Vater etwas darüber bestimmt, so finden, wegen einer darin zu treffenden Veränderung, die Vorschriften §. 312 — 314 Statt (*).

§. 331. Hat der Vater nichts bestimmt, so muß sich das vormundschaftliche Gericht nach den Anweisungen des 2ten Titels, §. 109, fgg. (**) lediglich achten.

§. 332. Doch sollen in allen Fällen der Vormund und die Mutter, oder die Großältern, mit ihrem Gutachten darüber vernommen werden.

§. 333. Bey Kindern von Zunftgenossen sind die Zunftältesten schuldig, dem Richter, auf Erfordern, mit ihrem Rathe und Gutachten an die Hand zu gehen.

§. 334. Wenn der Pflegebefohlne zum Studieren gewidmet werden soll, so muß das vormundschaftliche Gericht die Vorschriften des 12ten Titels, §. 62, 63, 64 (***) genau beobachten.

(*) §. 312. Haben die Aeltern besondere Verfügungen deswegen (wegen der Erziehung) getroffen, so dienen diese dem Vormunde und vormundschaftlichen Gerichte zur Maßregel.

§. 313. Glaubt jedoch der Vormund, daß der von den Aeltern bey der vorgeschriebenen Erziehung beabsichtigte Zweck, wegen Mangel an Fähigkeiten oder Vermögen bey dem Pflegebefohlnen, oder wegen gänzlicher Abneigung desselben, nicht zu erreichen sey; oder daß der Pflegebefohlne, wegen seiner vorzüglichen Fähigkeit, noch zu einem bessern Zwecke erzogen werden könne: so liegt ihm ob, dem vormundschaftlichen Gerichte davon Anzeige zu machen.

§. 314. Dieses muß alsdann, mit Zuziehung eines oder des andern der nächsten, am Orte oder in der Provinz sich aufhaltenden Verwandten, die Umstände sorgfältig prüfen, und gewissenhaft festsetzen: welche Abänderungen in den von den Aeltern vorgeschriebenen Maßregeln gemacht werden können.

(**) Siehe auf der vorhergeh. 99 und folg. Seite.

(***) §. 62. Diese (die Lehrer und Schul-Aufseher) müssen junge Leute, welche sich einer Lebensart, die gelehrte

In wiefern die Wahl der Lebensart bey Kindern der Guts-Unterthanen von der Herrschaft abhängt; Th. 2, Tit. 7, §. 171, fgg.

§. 171. Kinder der Unterthanen müssen, in der Regel, dem Bauerstande und dem Gewerbe der Aeltern sich widmen.

§. 172. Ohne ausdrückliche Erlaubniß der Gutsherrschaft können sie zur Erlernung eines bürgerlichen Gewerbes, oder zum Studieren, nicht gelassen werden.

§. 173. Dagegen kann auch die Herrschaft die Kinder der Unterthanen zur Wahl einer andern Lebens-Art, wider den Willen der Aeltern oder Vormünder, nicht nöthigen.

§. 174. Aeltern, welche ein erlaubtes Handwerk auf dem Lande treiben, können Einen ihrer Söhne, nach ihrer eigenen Wahl, zu diesem Gewerbe bestimmen.

§. 175. Kindern, welche nach ihrer körperlichen Beschaffenheit zu schwerer Handarbeit nicht tauglich sind, darf die Herrschaft die Erlaubniß, ein leichteres Gewerbe zu erlernen, nicht versagen.

§. 176. Wenn ein Kind, nach dem Befunde sachkundiger Männer, zu einer Kunst oder Wissenschaft

lehrte Kenntnisse erfordert, widmen, und zu dem Ende die Universität beziehen wollen, gleichwohl aber sich durch Geistes-Fähigkeiten und Anlagen zu einer gründlichen Gelehrsamkeit nicht auszeichnen, vom Studieren ernstlich abmahnen, und deren Aeltern oder Vormünder dahin zu vermögen suchen, daß sie dergleichen mittelmäßige Subjecte zu andern nützlichen Gewerben in Zeiten anhalten.

§. 63. Dagegen sollen junge Leute, welche vorzügliche Fähigkeiten und Anlagen zeigen, zur Fortsetzung ihrer Studien aufgemuntert und unterstützet werden.

§. 64. Kein Landeseingeborner, welcher eine öffentliche Schule besucht hat, soll ohne ein von den Lehrern und Schul-Aufsehern unterschriebenes Zeugniß über die Beschaffenheit der sich erworbenen Kenntnisse, und seines sittlichen Verhaltens, von der Schule entlassen werden.

schaft vorzügliche Talente, und die erforderlichen Hülfsmittel zu deren Erlernung besitzt, so darf ihm auch dazu die Erlaubniß nicht verweigert werden.

§. 177. Hat ein Unterthan eine Kunst oder ein Handwerk, womit er der Herrschaft persönlich oder in ihrer Wirthschaft Dienste leisten kann, auf Kosten derselben erlernt, so muß er ihr damit, gegen das gewöhnliche Lohn, so lange dienen, bis, durch verhältnißmäßige Abzüge von diesem Lohne, die für ihn gemachten Auslagen erstattet sind.

§. 178. Will die Herrschaft an dem, einem solchen Unterthan zu gebenden fremden Lohne keine Abzüge machen, so muß Lezterer derselben so lange dienen, als er bey der auf ihre Kosten erlernten Kunst oder Profession bleiben will.

§. 179. Kann oder will die Herrschaft einen solchen Unterthan, der auf ihre Kosten eine Kunst oder ein Handwerk gelernt hat, nicht selbst solchergestalt in ihre Dienste nehmen; oder ist die erlernte Kunst oder Profession von der Art, daß dieselbe bey der Person der Herrschaft, oder in ihrer Wirthschaft gewöhnlich nicht gebraucht wird: so kann die Herrschaft einem solchen Unterthan die Erlaubniß, sich damit sein Brod anderwärts zu erwerben, nicht versagen.

§. 180. Doch muß auch ein solcher Unterthan, wenn er hiernächst auf diese seine Kunst oder Profession sich niederlassen will, die Herrschaft wegen der auf ihn verwendeten Kosten baldmöglichst entschädigen.

§. 181. Die zur Landwirthschaft erzogenen Söhne der Unterthanen können, nach zurückgelegtem 24sten Jahre, angehalten werden, ledige Stellen in den Gütern, wozu sie gehören, anzunehmen.

§. 182. Gutseinwohner, die sich als Tagelöhner nähren, müssen, wenn sie auch nicht dienstpflichtig sind, der Gutsherrschaft vor andern, gegen den gesezmäßigen Tagelohn arbeiten.

§. 183. Hat ein angesessener Wirth dergleichen Tagelöhner mit Bewilligung der Herrschaft zu sich genommen, so gebührt diesem, noch vor der

Herrschaft, auf die Hülfe des Tagelöhners ein vorzüglicher Anspruch.

§. 184. Genießt ein Tagelöhner an Hütung, Holz, oder sonst, Vortheile von der Gemeine, so muß er dieser vorzüglich vor Fremden dienen.

Lebens-Art, in Ansehung des Betragens gegen Andere im gesellschaftlichen Leben und geselligen Umgange, oder sogenannte feine Lebens-Art.

Eine der guten Eigenschaften, die ein Mann von Bildung haben muß, ist Lebens-Art. Der Mangel derselben äussert sich auf zweyerley Weise, nähmlich: durch einfältige Verschämtheit, und durch ungeziemende Nachlässigkeit und Unachtsamkeit im Betragen. Beydes wird vermieden, wenn man folgende Regel gehörig beobachtet: Habe Achtung für dich selbst, und habe Achtung für Andere! Die Beobachtung der ersten Hälfte dieser Regel soll nicht der Demuth und Bescheidenheit, sondern einer unrecht verstandenen Dreistigkeit, entgegen wirken. Wir müssen nicht aus Achtung gegen uns selbst auf unsern eigenen Werth trotzen, uns Vorrechte vor Andern anmaßen, wenn wir etwan einige Vorzüge vor ihnen zu haben glauben, sondern wir müssen mit Bescheidenheit annehmen, was uns gebothen wird, wofern es uns wirklich zukommt. So weit hingegen soll die Achtung gegen uns selbst allerdings gehen, daß wir diejenigen Handlungen, die uns obliegen, und die man von uns erwartet, allezeit ohne Verwirrung und Unordnung auszuüben im Stande seyn, es sey gegenwärtig wer da wolle, wofern wir uns nur in derjenigen ehrerbiethigen Entfernung halten, die eines Jeden Rang und Stand erfordert.

Man

Man findet oft bey Leuten, und vornehmlich bey Kindern, eine tölpische Schüchternheit in Gegenwart fremder oder vornehmer Leute; sie sind verwirrt in ihren Gedanken, Worten und Blicken, und in dieser Verwirrung ihrer selbst sich so wenig bewußt, daß sie nicht im Stande sind, die kleinste Handlung mit derjenigen Freyheit und Grazie zu verrichten, welche unfehlbar gefällt und uns beliebt macht. Die einzige Heilungs-Art für diesen, so wie für andere Fehler der äussern Sitten, ist: daß man die Gewohnheit des Gegentheiles einführe. Weil wir uns aber nicht an den Umgang mit Fremden und Standes-Personen gewöhnen, ohne wirklich in ihrer Gesellschaft zu seyn, so giebt es hier kein anderes Mittel, als Mannigfaltigkeit und öftere Veränderung der Gesellschaft und vornehmlich von höhern Personen.

So wie nun der erste Fehler der Sitten in einer zu ängstlichen Sorge für unser Betragen gegen die Menschen besteht, so liegt der andre darin, daß wir zu wenig Bestreben zu gefallen, und denenjenigen, mit denen wir zu thun haben, Merkmahle der Achtung zu geben, blicken lassen. Zur Vermeidung beyder Abwege gehört erstlich: daß der Wille niemand zu beleidigen in der Seele da sey; und zweytens: daß wir diesen Willen auf die gefälligste Weise zu erkennen geben. Das erste macht den höflichen, das andere den wohlgezogenen Mann. Das Leztere ist nichts anders, als diejenige Wohlanständigkeit und Grazie in dem Blicke, in der Stimme, in Worten, Bewegungen, Geberden, und dem ganzen äussern Betragen, welches in Gesellschaft allemahl willkommen ist, und macht, daß die Leute sich in unserm Umgange gefallen. Sie ist gleichsam die Sprache, in welcher die innere Höflichkeit der Seele sich ausdrückt; und weil diese Sprache, so wie jede andere, durch die Gewohnheiten und Gebräuche eines jeden Landes

besonders gemodelt wird, so muß sowohl der theoretische als der praktische Theil derselben vornehmlich durch Beobachtung an dem Betragen solcher Personen erlernet werden, denen man die Eigenschaft, wohlgezogen zu seyn, zugesteht. Das Erste hingegen, welches in der Seele seinen Sitz hat, besteht in allgemeinem Wohlwollen und Achtung gegen alle Menschen, welche uns sorgfältig macht, niemahls in unserm Betragen gegen sie, Verachtung, Geringschätzung oder Vernachläßigung zu zeigen, sondern, den jedesmahligen Gewohnheiten des Landes gemäß, ihnen so viel Achtung und Werthschätzung zu bezeigen, als ihr Rang und Stand erfordert.

Es giebt noch einen andern Fehler gegen die guten Sitten, und dieser besteht in einem Uebermaß von Ceremonie, und in einer hartnäckigen Beharrlichkeit, jemanden etwas aufzudringen, was ihm nicht zukommt, und was er nicht ohne Thorheit oder ohne Schamröthe annehmen kann. Dies erweckt nicht sowohl die Vermuthung, man wolle verbindlich seyn, als vielmehr den Verdacht, man wolle ihn zum Besten haben; oder wenigstens sieht es aus wie Herrschsucht, und ist, aufs gelindeste genommen, nur beschwerlich, und kann also nicht zur feinen Lebens-Art gehören, die keinen andern Zweck hat, als den Umgang mit uns, den Leuten leicht und angenehm zu machen. Dies ist ein Fehler, in welchen junge Leute nicht leicht verfallen; findet es sich aber, daß sie dessen schuldig werden, oder doch dazu geneigt sind, so muß man es ihnen sagen, und sie vor dieser unrecht verstandenen Höflichkeit warnen. Alles, worauf sie in Gesellschaft ihr Augenmerk richten sollten, ist, daß sie den Leuten Ehrerbiethung, Achtung und Wohlwollen erweisen, dadurch, daß sie ihnen diejenigen gebräuchlichen Merkmahle davon zeigen, welche einem Jeden nach den Regeln der Höflichkeit zukommen. Dieses zu thun,

ohne

ohne irgend einen Verdacht von Schmeicheley, Verstellung oder Niederträchtigkeit zu erwecken, erfordert viel Geschicklichkeit; und nur durch gesunden Verstand, durch den Gebrauch der Vernunft, und durch gute Gesellschaft, kann man sich dieselbe erwerben; dagegen aber gewährt sie auch im täglichen Leben so viel Nutzen, daß sie des Fleißes und der Anstrengung wohl werth ist.

Obgleich die Aufmerksamkeit auf uns selbst und auf unser Betragen, von dieser Seite den Nahmen der Wohlgezogenheit führt, als wenn sie ganz eigentlich die Wirkung der Erziehung wäre, so muß man doch die Kinder nicht viel damit martern, ich meine: mit der Kunst, recht modisch den Hut abzunehmen und sich zu verbeugen. Man lehre ihnen Bescheidenheit und Wohlwollen, wenn man kann, und es wird ihren Sitten an dieser Ausbildung nicht fehlen; denn Höflichkeit ist im Grunde nichts anders, als die Sorgfalt gegen niemand in der Gesellschaft einige Verachtung oder Geringschätzung zu äussern. Die Arten dieses auszudrücken, sind in den verschiedenen Ländern eben so von einander verschieden, als die Sprachen. Daher ist es, alles wohl überlegt, eben so unnütz und zweckwidrig, den Kindern Regeln und Vorschriften darüber zu geben, als es seyn würde, einem, der bloß mit Deutschen umgeht, dann und wann eine oder ein Par Regeln der spanischen Sprache vorzusagen. Man spreche seinem Sohne so viel von Höflichkeit vor, als man will; wie seine Gesellschaft ist, so werden seine Sitten seyn. Man nehme einen Bauer aus der Nachbarschaft, der nie aus seinem Kirchspiele gekommen ist, und halte ihm so viel Vorlesungen als man will: er wird so bald Hof-Sitten als Hof-Sprache annehmen, d. i. er wird in keinem von beyden mehr verfeinert seyn, als diejenigen, mit welchen er alle Tage umgeht.

Es läßt sich also hierin nichts weiter thun, bis der Sohn das Alter erreicht hat, wo man ihm einen Erzieher zugesellen kann, welcher dann nothwendig ein Mann von Lebens-Art seyn muß. Und es ist wirklich bey Kindern, wofern sie nur nicht Widerspenstigkeit, Stolz, oder Liebloſigkeit blicken lassen, noch keine Sache von Wichtigkeit, wie sie den Hut abnehmen, oder ihre Verbeugung machen. Wenn man sie dahin bringen kann, andere Menschen zu lieben und zu ehren, so werden sie in dem Maße, als ihr Alter es erfordert, schon Mittel finden, es zu jedermanns Zufriedenheit und auf solche Weise auszudrücken, wie sie es von Andern zu sehen gewohnt sind. Was die Bewegungen und Stellungen ihres Körpers betrifft, so wird der Tanz-Meister zu seiner Zeit sie schon lehren, was hierin schicklich ist. Unterdessen muß man von Kindern in frühern Jahren, keine ängstliche Genauigkeit in diesen Ceremonien erwarten. Sorgloſigkeit ist diesem Alter erlaubt, und steht ihm an, so wie Complimente den Erwachsenen. Oder wenn ja einige allzu pünctliche Leute das für einen Fehler anrechnen wollen, so ist es wenigstens ein Fehler, mit welchem man Nachsicht haben, und dessen Heilung man der Zeit, dem Erzieher und dem Umgange überlassen muß.

Ungeachtet man aber Kinder, so lange sie klein sind, nicht mit Regeln über feine Lebens-Art, und mit Beobachtung aller Ceremonien, welche dazu gerechnet werden, plagen muß, so giebt es doch eine Art Unmanierlichkeit, welche sehr leicht mit jungen Leuten heran wächst, wenn sie nicht bey Zeiten zurück gehalten wird; sie besteht nähmlich in der voreiligen Begierde, andere Redende zu unterbrechen, und ihnen mit irgend einem Widerspruche in den Weg zu laufen. Ich weis nicht, ob die Gewohnheit zu disputiren, und der Ruhm vorzüglicher Talente und Wis-

senschaft

senschaft, den sie wohl zu erwecken pflegt, als wäre sie das einzige Merkmahl und der einzige Beweis für wirkliche Kenntnisse, junge Leute so begierig macht, auf Gelegenheiten zu lauern, wo sie Andere zurecht weisen können, und keine Veranlassung, ihre Talente zu zeigen, sich entwischen zu lassen; man wird aber bemerken, daß Schul-Knaben sich dieses Fehlers am leichtesten schuldig machen (*). Es kann keine Unhöflichkeit größer seyn, als jemand während seiner Rede zu unterbrechen; denn wenn es gleich nicht Unvernunft und Thorheit ist, zu antworten ehe wir wissen, was einer sagen will, so ist es doch offenbar eine Erklärung, daß wir es müde sind, ihn länger sprechen zu hören; daß wir das, was er gesagt hat, unbedeutend und nicht würdig finden, die Gesellschaft zu unterhalten; daß wir wünschen, man möge uns anhören, weil wir etwas zu sagen hätten, was Aufmerksamkeit verdient (**). Das verräth einen gänzlichen Mangel an Achtung, nnd kann nicht anders als beleidigend seyn. Und doch läuft beynahe jede Unterbrechung darauf hinaus. Wenn hierzu, wie gewöhnlich geschieht, noch eine Zurechtweisung über einen Irrthum kommt, oder ein Widerspruch gegen das, was gesagt worden ist, so geben wir einen Beweis von noch größerm Stolz und eingebildetem Werth, wenn wir uns so unberufener Weise zu Lehrern aufwerfen, und

(*) Doch ist dies in den meisten Fällen auch wohl nur Drang einer lebhaften Idee, die sich nicht will zurückhalten lassen. Man sieht dieses besonders dann sehr deutlich, wenn in Gesellschaft von Kindern eine ihnen schon bekannte Geschichte erzählt, und hier und da etwan ein kleiner Neben-Umstand ausgelassen oder verändert wird; mit welcher Hitze sie dann dem Erzählenden ins Wort fallen!

(**) Nur ist dies bey Kindern nicht der Fall. Sie poltern mit ihren jedesmahligen Ideen heraus, weil sie, ihrer ausserordentlichen Lebhaftigkeit wegen, dieselben zurückzuhalten nicht vermögend sind. Es geht ihnen alle Augenblicke, wie es uns andern geht, wenn wir im Affect sind.

und Andere in ihrer Erzählung zurecht weisen, oder ihnen das Unrichtige in ihren Urtheilen zeigen wollen. Ich sage das nicht, als wenn ich glaube, es müßte in Gesellschaft durchaus keine Verschiedenheit der Meinungen Statt finden, oder man dürfte nie das Gegentheil sagen, von dem, was ein Anderer gesagt hat. Damit würden wir uns des größten Nutzens der Gesellschaft, und aller der Vortheile berauben, welche unserer Erkenntniß aus einem freymüthigen Umgange erwachsen, wo uns gerade dadurch ein Licht über eine Sache aufgeht, daß Leute von Einsicht Gründe für die gegenseitige Meinung vortragen, und unsern Blick auf die verschiedenen Seiten der Sache lenken. Dieser Vortheil also, einerley Sache aus mehrern Gesichtspuncten betrachten, und die Gründe für und wider gehörig abwägen zu lernen, würde gänzlich verloren gehen, wenn Jeder verbunden wäre, dem Ersten, der jedes Mahl spricht, beyzupflichten und nachzusprechen. Auch tadle ich hier gar nicht die Aeusserung an sich, daß man von der Meinung eines Andern abgehe, sondern die Art und Weise dieser Aeusserung. Junge Leute müssen darüber belehret werden, daß sie nicht voreilig mit ihrer Meinung einfallen dürfen, bevor sie nicht gefragt werden, oder ehe Andere fertig sind und schweigen, und daß sie dieselbe dann nicht als Belehrung für Andere, sondern als Frage, vorlegen müssen. Zuversichtliche Behauptungen und den Docenten-Ton müssen sie durchaus vermeiden. Wenn eine allgemeine Pause in Gesellschaft ihnen Gelegenheit macht, alsdann ist es ihnen gestattet, als Lernbegierige mit einer bescheidenen Frage hervorzutreten. Eine solche anständige Bescheidenheit wird nicht ihre Talente den Augen der Leute verdecken, noch die Stärke ihrer Gründe schwächen; vielmehr wird sie ihnen ein geneigtes Gehör verschaffen, und das, was sie sagen, in ein vortheil-

haft-

haftereS Licht stellen. Ein unbedeutender Grund, oder eine ganz gewöhnliche Bemerkung, auf diese Weise, mit einer höflichen Einleitung, mit dem Ausdrucke der Bescheidenheit und Achtung für die Meinung Anderer vorgetragen, wird ihnen mehr Vertrauen erwecken, als der schärfste Witz oder die tiefste Kenntniß, die sich mit rauhem, stolzem, lärmendem Tone ankündigt, und die gewiß allemahl die Zuhörer vor den Kopf stößt, und eine schlechte Meinung von dem Redenden zurückläßt, wäre das, was er sagt, auch noch so gegründet.

Darüber muß man also bey jungen Leuten sorgfältig wachen, ihnen darin gleich anfangs Einhalt thun, und sie in ihrem ganzen Umgange zu dem entgegengesetzten Betragen gewöhnen; und zwar um so viel mehr, da diese Vorschnelligkeit zu reden und öftere Unterbrechungen im Disputiren mit Geschrey und Lärm, nur zu oft bey Erwachsenen, und selbst bey Leuten von Stande, angetroffen werden.

Das gefällige Betragen gegen Andere im gesellschaftlichen Leben, oder die Gabe, in den mannigfaltigen Vorfällen des Lebens die Art des Betragens zu treffen, durch welche man gefällt und einnimmt, ist dasjenige, was die Franzosen Politesse nennen, und was man im Deutschen auch eigentlich Lebens-Art nennen sollte, da man dann, zur Verhütung der Mißdeutung, die Weise, in welcher ein Mensch für seine natürlichen Bedürfnisse sorgt, und sein Leben zubringt, die auf die Sitten keine Rücksicht hat, in der Analogie mit dem französischen Ausdrucke, Maniere de vivre, Art zu leben, oder Lebens-Weise, nennen müßte. Dadurch käme eine Zweydeutigkeit aus der Sprache heraus, die sonst so oft entsteht, wenn wir z. B. von einem Manne sagen: seine Lebens-Art taugt nicht, ist sehr schlecht, ist seltsam; mit einer

solchen

solchen Lebens-Art wird es ihm schlecht ergehen; bey welchen Ausdrücken der uns hörende fragen oder errathen muß, ob wir von Sitten, oder von Essen und Trinken, sprechen. Auch darin ist der Sprach-Gebrauch bey denen, die den Unterschied zwischen Manieren und Sitten nur dunkel fühlen, schon fest genug, daß man von dem bloß Höflichen nicht gern sagt: er habe Lebens-Art, viel Lebens-Art, eine feine Lebens-Art.

Man bedient sich auch der Ausdrücke: guter Ton, feiner Ton, Welt, Ton der großen Welt, Amoenität ꝛc. und beym Gegentheil, schlechter Ton, Ton bourgeois ꝛc. die aber im gemeinen Leben keine sehr bestimmte Bedeutung haben; doch läßt sich zeigen, daß sie sich auf ganz verschiedene Eigenschaften beziehen, die man im geselligen Umgange theils für gut, theils für schön, theils für übel und häßlich, hält. Der Umgang mit Menschen führt uns bald zu einer weitern, und bald zu einer nähern Vereinigung mit ihnen. Selbst dann, wann wir sie bloß zur angenehmen Unterhaltung des Augenblickes aufsuchen, betrachten wir sie entweder als unentbehrliche Mittel, einen Genuß einzunehmen, der uns nur durch Vereinigung mit mehrern Wesen unserer Art bereitet werden kann, z. B. bey Bällen, Spiel-Gesellschaften, u. s. w., oder wir verlangen von ihnen einen persönlichen Beytrag zu der Freude, woran wir mit ihnen Theil nehmen wollen, z. B. durch Talente, besonders in der Unterredung.

Der gute Ton, der feine Ton, das was man Welt, große Welt, Amoenität nennt, sind nützliche und wohlgefällige Vorzüge, die sich auf die weiteren, laxeren Verbindungen mit Menschen im geselligen Umgange beziehen. Der gute Ton ist nähmlich weiter nichts, als die Vermeidung alles dessen, wodurch die allgemeineren Begriffe von Sittlichkeit, Anstand,

Sicher-

Sicherheit in weiterer Vereinigung mit Menschen beleidigt werden können, und die Beobachtung alles dessen, was erfordert wird, um in eben diesen weitern Verhältnissen das sittliche Wohlwollen Anderer für sich zu erwecken. Vermöge des guten Tones werden alle Aeusserungen einer rohen Sinnlichkeit, eines ungebändigten Stolzes, einer vorgreifenden Eitelkeit, und einer widerlichen Gewinnsucht, aus der Gesellschaft verbannet. Vermöge desselben wird alles vermieden, wodurch auf die Länge, und ohne hinreichende Kenntniß der Personen, mit denen man zu thun hat, die Achtung, die ein jeder sich wechselseitig als wohlerzogener Mensch, und besonders dem Frauenzimmer, dem Alter und den Großen schuldig zu seyn glaubt, gekränkt werden könnte. Vermöge desselben sucht man den Ausbruch seiner eigenen Leidenschaft zu unterdrücken, um die Leidenschaften Anderer nicht aufzuwiegeln; sich zu gewissen Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten zu verstehen, um eben diese Dinge von Andern zu erwarten; in seine Worte, in seine Handlungen den Ausdruck von allgemeinem Wohlwollen zu legen, und dabey weder durch ein gezwungenes Wesen Zwang, noch durch zu große Ungebundenheit den Verdacht der Vernachlässigung zu erwecken.

Wer auf eine solche Art in der weitern Vereinigung mit Menschen und in ihren größeren geselligern Zusammenkünften für Sicherheit und bequemes Nebeneinandersein sorget, der hat guten Ton, der hat Sitten. Il a le ton mauvais, sagt man von dem Prahler, von dem Zotenreisser, von dem Zänker. Il a un fort bon ton, sagt man schon von dem wohlerzogenen Jünglinge, der mit freymüthigem Anstande in einem geselligen Zirkel auftritt; und eine Gesellschaft, welche jene Regel beobachtet, ist auf einen guten Ton gestimmet.

Von dem guten Ton ist der feine Ton, den man auch feine Lebens-Art, Urbanität, zu nennen pflegt, verschieden, obgleich diese Worte, so wie das Wort Höflichkeit, eine noch unbestimmtere Bedeutung haben. Durch jenen, den guten Ton, erwecken wir sittliches Wohlwollen, wir gewinnen das Herz; durch diese schmeicheln wir auch dem Sinne des Schönen. Man hat uns nicht allein gern bey sich; man schaut uns auch mit Vergnügen an. Kurz, der feine Ton ist die Form, die Hülle, wodurch das Gute, Wohlthuende in unserm geselligen Betragen nun auch zur Schönheit, zum Wohlgefälligen wird.

Unstreitig liegt bey allen den Formen, denen wir die Auswechselung von Gefälligkeits- und Achtungs-Bezeigungen im gemeinen Leben unterworfen haben, ursprünglich das Gefühl und die Absicht zum Grunde, den Werth desjenigen was wir mittheilen, durch die Art wie es dargebothen wird, noch zu erhöhen. Daß wir uns dabey durch Nachahmung und stillschweigende Annahme der Gesetze, welche ein wegen seiner geselligen Talente allgemein geschätztes Volk, die Franzosen, über die feine Lebens-Art festgesetzt hatte, leiten lassen, das ist nicht zu läugnen; aber daß wir ihre Gesetze angenommen haben, und daß wir in ihrer Befolgung einen Vorzug suchen, dabey liegt die jedem Menschen angeborne Neigung, das Gute zu verschönern, unter. Es scheint auch nothwendiger gewesen zu seyn, daß man in demjenigen, was für gut und schön im geselligen Umgange gehalten werden sollte, einer allgemeinen Bestimmung folgte, als in jeder andern Kunst, die zum Vergnügen der Menschen abzielt. Die Kunst mit Menschen, wäre es auch nur zur Unterhaltung, umzugehen, ist diejenige, die am ausgebreitetsten gebraucht, und gleichsam zum Bedürfniß wird. Da nun nicht alle Menschen eine gleiche Fähigkeit haben, das Gute und Schöne auszufinden, und

noch

noch weniger eine gleiche Gewalt über sich selbst, um es in jedem vorkommenden Falle anzuwenden: so war es natürlich, daß gewisse Regeln durch eine stillschweigende Uebereinkunft festgesetzt wurden, deren Kenntniß man dem Kinde früh beybrachte, und an deren Beobachtung man es früh genug gewöhnte, um bey zunehmendem Alter ihm allmählich zur Fertigkeit zu werden. Ob man gut gethan habe, darunter gerade den Franzosen zu folgen, ist eine Frage, zu deren Beantwortung ich ein ganzes Buch schreiben müßte, und in deren Erörterung ich mich hier gar nicht einlassen kann. Genug, mehr oder weniger, sind die Franzosen die neuesten Lehrer des übrigen Europa im guten und feinen Tone geworden, oder waren es wenigstens vor der jezigen Revolution gewesen; und da diese wieder ihre Hofleute in diesen Stücken zum Muster genommen hatten, so konnte man sagen: der gute Ton und der feine Ton bestehen in der fertigen Beobachtung der nach den Begriffen des französischen Hofes modificirten Regeln des Guten und Schönen in den ausgebreiteteren Verhältnissen des geselligen Umganges.

Der Ausdruck Welt haben, umfaßt noch mehr, und bezeichnet die Kunst, welche Poussin für die schwerste von allen hielt, nähmlich die: sich in den Ton aller Leute, mithin auch in den schlechten, schicken zu können. Der Mann von feinem Tone schickt sich selten in einen andern Ton, als in den seinigen. Der Ton der großen Welt, ist eine Modification des guten und des feinen Tones nach den Bedürfnissen und nach der Lage der Großen eingerichtet und gebildet. Ich weis, daß man sich von dem, oft übertriebenen, Zwange des leztern hat losmachen, und im geselligen Umgange alles auf das Nothdürftige der Sicherheit für grobe Beleidigungen bey dem Genusse gemeinschaftlicher Belustigungen hat reduciren wollen;

man ist aber auf der andern Seite ausgeschweift, und hat Grobheit mit edler Ungezwungenheit verwechselt. Seit dieser Zeit ist es hin und wieder Ton geworden, ein Tölpel zu seyn, dem Frauenzimmer Zweydeutigkeiten vorzusagen, und den Kopf über alle Männer wegzustrecken, die zu viel Sinn des Schönen und zu viel Bescheidenheit haben, sich dem allgemeinen Strohme zu überlassen. Weil nun dieser Ton, der im Ganzen und auf die Länge nicht gefallen kann, eigentlich nur für solche Personen paßt, die sich vieles erlauben zu können glauben, für die Vornehmen und Großen, so ist er oft Ton der großen Welt genannt worden. Allein, zur Ehre des Standes, der diesem Tone den ersten Nahmen gegeben hat, muß bemerkt werden, daß die größten und wegen ihrer geselligen Liebenswürdigkeit bekanntesten Souverains, die Joseph, Franz, Friedrich Wilhelm, u. s. w., die höflichsten zuvorkommendsten Männer in ihren Staten waren und sind; und daß die Großen am Hofe zu Versailles, bis auf die Zeit da sie durch die schlechten Sitten einiger Prinzen vom Geblüt verdorben wurden, sich durch die aufmerksamste Beachtung der Regeln der feinen Lebens-Art ausgezeichnet haben. Und gewiß, das Wesen des Tones der großen Welt besteht bloß in derjenigen Veredlung des guten und feinen Tones, die eine frühere und fertigere Anwendung natürlicher oder conventioneller Grundsätze unter besonders günstigen Lagen jeder Kunst zu geben pflegt. Der Große nähmlich, der von früher Jugend an, mit dem Bewußtseyn aufwächst, daß er eine wichtige Rolle in den geselligen Zirkeln seiner Mitbürger spielen soll, früh mit den Grundsätzen, wodurch man gefällt, bekannt wird, und sich diese früh durch wirkliche Ausübung zu eigen zu machen weis, erhält dadurch eine Zuverlässigkeit und Gewandtheit, die sich in spätern Jahren vielleicht nie, oder nur bey sehr ausgezeich-

gezeichneten Anlagen und unter sehr günstigen Verhältnissen, erlangen läßt. Vermöge dieser Vorzüge wird er nun durch keinen Vorfall im geselligen Leben in eine Verlegenheit gesetzt, die ihn um den freyen Gebrauch seiner Kräfte brächte. Er stellt sich allenthalben mit dem Bewußtseyn seiner Würde dar, ohne Uebermuth, und bezeigt Jedem die gehörige Achtung und Aufmerksamkeit, ohne sich etwas zu vergeben. Er lernt durch seinen häufigen und frühen Umgang mit Menschen dergestalt die Gränzen des Schicklichen und Unschicklichen, des Gefälligen und Ungefälligen kennen, daß er sich nicht allein keines unnöthigen Aufwandes, oder einer auffallenden Vernachläßigung von Höflichkeit schuldig macht, sondern daß er sich sogar gewisse Ausschweifungen über die äussersten Linien der conventionellen und allgemeinen Regelmäßigkeit erlauben darf, die mit den Vortheilen, die er daraus für das Ganze der Kunst zieht, compensirt werden; das ist der Ton eines Mannes aus der großen Welt; und eine Gesellschaft, in welcher dieser Ton der herrschende ist, ist auf den Ton der großen Welt gestimmt.

Wer nicht die Anlagen zu diesem Tone hat, und sich auch nicht in den Verhältnissen befindet, ihn auszubilden, der suche sich, wenn er doch durch seinen Ton hervorstechen will, die Amoenität im geselligen Umgange zu eigen zu machen. Sie steht zum Tone der großen Welt, wie die Miniatur- oder Pastell-Mahlerey zur Fresco-Mahlerey. Es kann sie derjenige ausüben, der aus dem geselligen Umgange nicht sein Haupt-Geschäft macht, und sie ist vorzüglich bey dem Stande zunächst an dem Hof-Manne anzutreffen. Sie gehört besonders der katholischen Geistlichkeit, der ehemahligen Robe in Frankreich eigen, und man trifft sie auch oft bey auswärtigen Ministern vom dritten Range an einigen Höfen an. Sie unterschei-

det sich von dem Tone der großen Welt durch eine größere Bescheidenheit, und eine höhere Aufmerksamkeit auf das, was im geselligen Umgange dem Sinne des sittlich Schönen wohlthun kann. Man darf dieser Art sich zu betragen, zwar keine Steifigkeit, wohl aber die besorgtere Ausführung anmerken, zwar keine Süßlichkeit, aber doch einen höhern Grad von Biegsamkeit und Freundlichkeit. Ueberhaupt ist der Charakter des amoenen Tones mehr reizend, so wie der des Tones der großen Welt mehr erhaben.

Den Ausdruck Ton bourgeois nimmt man für den Inbegriff von Fehlern, denen diejenige Classe von Menschen in ihrem geselligen Betragen hauptsächlich ausgesetzt ist, welchen Erziehung und Lage die gehörige Ausbildung für den geselligen Umgang versagt haben. Wollte man durch das Wort bourgeois den ganzen Stand von Menschen bezeichnen, welche an einem Orte nicht zur ersten Classe der Einwohner gehören, so würde dies eine grobe, unverdiente Beleidigung für einen Haufen von Menschen enthalten, unter denen gewiß viele sind, die mehr feinen Ton besitzen, als mancher Hof-Mann. Er wäre alsdann allein auf Rechnung des gränzenlosen Stolzes einiger Aristokraten zu setzen. Aber gewiß, in einer so gehäßigen Bedeutung ist er unter der guten Gesellschaft nicht gebräuchlich. Man bezeichnet mit dem Ausdrucke Ton bourgeois denjenigen Ton, der Personen eigen zu seyn pflegt, die, vermöge ihres Gewerbes oder ihrer beschränkten Vermögens-Umstände, nur selten zur Einnehmung geselliger Unterhaltung ausser mit sehr genauen Freunden und Verwandten zusammenkommen, und deren Erziehung auch gar nicht die Richtung erhält, ihnen die Vorzüge zu geben, mit denen man auf eine vortheilhafte Weise in häufigen und zahlreichen Zusammenkünften auftritt. Wenn Menschen dieser Art etwan an Sonn- und Fest-Tagen sich in zahlreicheren

cheren Zirkeln mit ihren Mitbürgern vereinigen, so wissen sie entweder beym Einnehmen und Auslassen der Freude gar kein Maß zu halten, oder sie verfallen in steife Beobachtung unnützer Formen, welche alle Freude verscheucht. Zuweilen, wenn sie in spätern Jahren zu einem gewissen Grad von Wohlstand gelangen, maßen sie sich an, den Ton der Großen nachzuahmen, den sie völlig verfehlen. Allein dies beleidigt den guten und feinen Ton, die eben so weit von unnützem Zwange, als gefährlicher Ungebundenheit und lächerlicher Anmaßung entfernt sind. So rechnet man zum Ton bourgeois: manche an sich unschuldige, aber lärmende Aeusserung von Frohsinn, deren sich die gute Gesellschaft aus dem gültigen Grunde enthält, weil sie auf die Länge leicht Unannehmlichkeiten mit sich führt; gewisse Handlungen, die leicht in Familiaritäten ausarten, oder Neben-Begriffe von bäurischem Anstande und roher Ausgelassenheit herbeyführen. So rechnet man zum Ton bourgeois die ängstliche Sorgsamkeit, mit der man über die Beobachtung auswendig gelernter Höflichkeits- und Achtungs-Bezeigungen wacht, und denjenigen, dem sie wiederfahren, und denjenigen, der sie erweiset, in eine gleich gezwungene Lage setzen. Endlich aber und besonders rechnet man zum Ton bourgeois die verfehlten Anmaßungen gewisser spät zu Ehren und Reichthümern gekommener Menschen auf den Ton der großen Welt. Denn da bey diesem, wenn er wohlgefällig seyn soll, beynahe alles auf das feine Gefühl und die fertige Anwendung des un poco di piu un poco meno (des ein wenig mehr, ein wenig weniger) des Schicklichen und Schönen im geselligen Leben ankommt, und beydes sich schwerlich erlangen läßt, wenn nicht frühe Lagen und Erziehung es begünstigen, so tritt derjenige, der in spätern Jahren sich diesen Ton zu eigen machen will, beynahe immer um ein Par Schritte

über die Gränze. Will er leicht seyn, so wird er unbesonnen; will er feyerlich seyn, so wird er abenteuerlich; will er ungezwungen seyn, so wird er familiär.

In welchem Verhältnisse steht nun aber der gute und feine Ton zum geselligen Vergnügen, zur geselligen Liebenswürdigkeit, zur eigentlichen Unterhaltung? Da der gute und der feine Ton auf gewissen allgemeinen Regeln beruhen, die ungefähr auf alle wohlerzogene Menschen und ihre Lagen im geselligen Umgange überhaupt zutreffen, so können sie auch auf alle besondere Verhältnisse, die durch einen längern Umgang und individuelle Neigung entstehen, nicht in dem Maße angewandt werden, daß sie unbedingte Erfordernisse zum Glück solcher näheren Verbindungen seyn sollten. Nein! der Vortheil des guten und des feinen Tones besteht darin, daß man vor Bekannte und Unbekannte, Kluge und Dumme, Brey- und Starr-Köpfe, unbefangen hintritt, ihnen Merkmahle von Achtung und Aufmerksamkeit bezeigt, mit ihnen geht, ißt, trinkt, spielt, tanzt, Unterredungen über alltägliche Vorfälle führt, und sie endlich verläßt; alles auf eine Weise, wobey man nicht nur sicher ist, die Gefälligkeiten, ohne welche man nicht gut neben einander seyn kann, wechselseitig erwiedert zu sehen, sondern auch durch die Formen, unter denen man sich geberdet und spricht, ein wohlgefälliges Gefühl von Ungezwungenheit und Schönheit zu erhalten und zu erwecken. Alles dieses ist wesentlicher Vortheil bey allen Verhandlungen von Geschäften, welche oft ganz unbekannte, oder gar einander abgeneigte Menschen zusammenbringen; es ist ferner wesentlicher Vortheil bey allen größeren geselligen Zusammenkünften zum Schmaus, Spiel, Ball, u. s. w. Denn vermöge dieses allgemeinen Anstriches wird niemand dem Andern, er mag von Natur

zank-

zanksüchtig oder verträglich, dumm oder klug, bekannt oder unbekannt seyn, beleidigend, anstößig, oder ausser seiner Stelle, erscheinen. Man hat daher sehr unrecht, gegen diese Abgeschliffenheit zu eifern, denn sie ist nach unserer ganzen geselligen Einrichtung unumgänglich nothwendig. In allen Fällen also, wo man die Menschen, ungefähr wie im Evangelio von dem Ausbleiben der geladenen Gäste, zusammen raffet, um viele zusammen zu haben, oder, wo man mit ihnen zusammenkommt, ohne zu wissen, was man von ihrem moralischen und geselligen Charakter erwarten kann; kurz, in allen Vorfällen des geselligen Lebens, wo man keinen Beytrag eigenthümlicher individueller Kräfte zum Vergnügen des Umganges fordert, da ist der gute Ton ein nothwendiges Gut; und wenn er bis zum feinen Ton gehoben wird, so ist er sogar ein schöner Vorzug. Hingegen beweiset weder der gute Ton, noch der feine Ton, etwas für den Ton der guten Unterhaltung im engern Zirkel, oder für die Liebenswürdigkeit des Herzens im genauern Umgange. Man kann bey allen jenen Vorzügen weder die Gabe im Gespräch, oder durch die Ausübung einer schönen Kunst zu interessiren, noch die Egalität des Humors, die Biegsamkeit und Sicherheit des Charakters besitzen, um deren willen man sich gern mit andern Menschen zu öftern Zusammenkünften in kleineren Zirkeln, oder gar zum ungetrennten Beysammenseyn verbindet. Es ist vielmehr gewiß, daß mancher Gelehrte, mancher Künstler, von den rohesten Sitten, auf die Länge unterhaltender ist, als der erste Hof-Mann mit seinen schönen Formen; und daß eine kleine Gesellschaft, die sich ohne Tafel, ohne Spiel und ohne Ball unterhalten will, höchst insipide werden müsse, wenn die Personen, die sie ausmachen, keinen andern Beytrag, als ihren feinern Ton, hinein zu bringen im Stande sind. Ich kann indessen hierbey nicht un-

merkt lassen, daß die Beobachtung des guten und des feinen Tones geselliger Freude und Unterhaltung eben so wenig wesentlich entgegenstehe, als die Beobachtung vernünftiger Regeln einer jeden Kunst der Verfertigung ihrer Meister-Werke. Wer guten Ton, feinen Ton, und dabey Stoff zur Unterhaltung und Liebenswürdigkeit des Charakters besitzt, wird durch jene Vorzüge die lezteren noch heben. Man wird es seinen Erzählungen, seinem Witze, seinen Rathgebungen, seinen Vertraulichkeiten, ja, sogar seinen Schriften und den Werken seines Talentes anmerken, daß er im geselligen Umgange den Sinn des Schönen ausgebildet hat.

Ich ziehe also das Resultat meiner bisherigen Betrachtungen dahin: der gute Ton und der feine Ton, oder die feine Lebens-Art, sind nothwendig und schön in allen Fällen, wo man keinen individuellen Beytrag zur geselligen Freude und Unterhaltung von dem Menschen fordert. Da, wo man diesen fordert, sind sie keinesweges wesentlich, können auch diesen allein nicht ersetzen, aber in manchen Fällen verschönern und erhöhen.

„Wer in den Sitten es zur Fertigkeit bringen will," sagt der berühmte Hr. Prof. Büsch (*): muß beydes Kopf und Herz haben. Doch kommt es gewisser Maßen mehr auf das Herz, als auf den Verstand, an. Der Mann guten Herzens, der Menschenfreund, dem jeder Mensch in gewisser Rücksicht der Bemühung werth ist, sich ihm angenehm zu machen, wird bey einem mittelmäßigen Verstande es besser in diesen Sitten treffen, als der feinste Kopf, wenn tiefer hinab in der Brust ihm kein lauteres Herz schlägt. Dem, der beydes besitzt, gelingt es gewiß damit, wenn er auf sein Betragen gehörig Acht hat, und nicht leicht bey irgend einem Vorfall des Lebens im Handeln und Reden sich glaubt vernachlässigen zu dürfen. Es

(*) Im 1 B. der Erfahrungen, (Hamb. 1790, 8.) S. 252, fgg.

Es ist eine groſse praktische Wahrheit: Es ist nichts leichter, als sich allgemein beliebt zu machen, wenn man nur gesunden Menschen-Verstand und ein reines Herz hat.

Aber hier kommt ein wichtiger Umstand in Betrachtung: Um diese Sitten zu üben, muß man viel mit solchen Menschen umgehen, denen unser Betragen wirklich Vergnügen machen kann, die es merken, daß wir nicht bloß ihren Beyfall gewinnen, sondern ihr Herz für uns einnehmen wollen; mit Einem Worte, daß wir mehr auf sie, als auf uns, dabey sehen. Dies aber hat eigentlich nur in dem Umgange mit Personen Statt, die sich selbst unter uns herab rechnen, und uns Vorzüge des Standes, der Einsichten, oder den so allgemein geltenden Vorzug des Reichthums einräumen. Der Mann, der sich seiner Vorzüge vor mir bewußt ist, wird nicht annehmen, daß ich in meinem Betragen gegen ihn mehr auf ihn, als auf mich, sehe. Wenn ich die Kunst seiner Lebens-Art aufs sorgfältigste gegen ihn übe, so wird er es bloß als eine Bemühung ihm zu gefallen, und seinen Beyfall zur Beförderung meiner Absichten zu gewinnen, auslegen. Ich selbst werde bey dem Eindrucke, den seine Vorzüge auf mich machen, so handeln, als wenn ich nur um meinetwillen seine Zufriedenheit, sein Wohlwollen, und, wenn es möglich ist, Liebe, nicht als ob ich ihm selbst durch meinen Umgang Vergnügen zu erwecken suchte. Dies ist vollends unvermeidlich, wenn ich mit einem Manne zu schaffen habe, der, nach der Weise voriger Zeiten, in unaufhörlicher Wiederhohlung der Wörter: Gnade, Unterthänigkeit, u. d. gl. den Beweis zu hören erwartet, wie sehr ich mich unter ihn herab würdige.

Man kann daher diese Sitten nicht eher zu üben anfangen, als bis man einen gewissen Standpunct in der bürgerlichen Gesellschaft erlangt hat, in welchem, wiewohl ohne Stolz, man weis, was man unter seinen Mit-Menschen gelte, und also öfter, als es sonst seyn kann, mit solchen Menschen zusammentrifft, die etwas dabey fühlen, wenn wir sie durch unser Betragen vergnügt zu machen suchen. Darin liegt eine Haupt-Ursache, warum diese Sitten auch bey Personen von reinem Herzen und Verstande so selten sind. Sie zu erlangen, wird insonderheit dem Jüngling schwer, der seine Jugend in einge-

schränk-

schränkten Umständen zubringen muß, und mit wenig andern Menschen als solchen umgeht, denen er entschiedene Vorzüge vor sich einräumen muß. Wenn er dann nachher zu einem solchen Standpunct gelangt, der ihn über einen Theil seiner Mitmenschen hinausrückt, so ist es zu spät, sich in diesen Sitten eine solche Fertigkeit zu erwerben, als er nun noch wünscht.

Bey vielen Menschen dieser Art wirkt eben diese Versetzung aus eingeschränkten Umständen in eine solche Lage, in der sie den sie umgebenden Menschen wichtiger werden, ein falsches Urtheil über ihre Verhältnisse zu denselben, und über den Standpunct, welchen sie nunmehr in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen. Leben sie den Großen der Erde fortdauernd nahe, insonderheit denen, welche ihnen zu ihrem Glücke verholfen haben, so können sie sich nicht leicht von denjenigen Manieren und Ausdrücken entwöhnen, unter deren Schutze sie in frühern Jahren ihr Glück zu erwerben strebten. Daneben lernen sie schwerlich oder gar nimmer gegen andre, die wirklich unter ihnen oder ihnen gleich sind, den Werth gehörig behaupten, der ihnen unter denselben wirklich zukommt. Immer bleiben sie bloß höfliche, übertrieben höfliche Menschen, und wundern sich ihr Leben durch, wie es ihnen so gar nicht gelingt, Achtung bey den wohlgemeinten Aeusserungen ihrer Thätigkeit, Liebe und Wohlwollen bey aller ihrer Gutmüthigkeit zu erlangen. Von solchen, welche das Glück ihrer spätern Jahre verleitet, sich desselben zu überheben, und ihre Mitmenschen zu verachten, mag ich nicht reden. Denn ich schreibe nur von solchen, und für solche, welchen ihr Verstand und das Gefühl ihres Herzens, die Kunst Menschen zu gewinnen werth und schätzbar macht; und in solche Herzen muß der Hochmuth auch bey dem glänzendsten Glücks-Wechsel nimmer Eingang finden.

Freylich liegt vieles an diesen Sitten selbst. Ich habe so manches Beyspiel junger Männer unter Augen gehabt, die, bey sehr eingeschränkten Glücks-Umständen, aber durch die Natur begünstigt, die ihnen nicht nur Kopf und Herz, sondern auch eine gefallende Bildung gegeben hatte, sich sehr früh Liebe, ja selbst Achtung erwarben. Dadurch gewannen sie sehr bald so viel, daß man des niedrigen Standpunctes vergaß, in welchen das Glück vorjezt sie gestellt hatte, und daß man in ihren Sitten manches für

wahre

wahre Lebens-Art oder Politesse aufnahm, was man, unter eben denselben Ausdrücken und mit den conventionellen Geberden begleitet, bey andern für bloße Aeusserungen der Höflichkeit, und der schuldigen aus dem Erkenntniß fremder Vorzüge entspringenden Ergebenheit, annahm. Dies geht durch das ganze spätere Leben fort. Der Mann von wahrer Lebens-Art, der feine Mann, welcher in diesen Herzen-gewinnenden Sitten Meister ist, mag stehen, auf welcher Stuffe des Glücks oder der Ehre es auch seyn mag, wenn sie nur nicht gar zu niedrig ist. Durch diese Sitten allein wird er einen besondern Stand-Punct in der menschlichen Gesellschaft gewinnen, bey welchem man es ganz vergißt, auf jene ihm vom Glück angewiesene Stuffe zu sehen. Jedermann wird in seinem Betragen eben so gut, als bey den Größten der Erde, Manieren und Sitten unterscheiden, und nichts für bloße Höflichkeit nehmen, was er in dem Vorsatz, das Herz Anderer zu gewinnen, redet und thut.

Merke dir dies, guter Jüngling! der du wahre Kraft beydes in deinem Verstande und in deinem Herzen fühlst. Laß dich nicht in denen Jahren, wenn deine Sitten sich ausbilden sollen, durch zu öftere Erinnerung an deine eingeschränkte Glücks-Umstände niederschlagen. Beachte diese Sitten an Männern, die ihr Verdienst mehr, als das Glück, über dich bereits hinausgesetzt hat. Mache sie dir eigen, so gut du kannst, und so gut es sich für deine Lage schickt. Du wirst bald einzelne finden, die alles Stolzes, der ihnen sonst aus dem Bewußtseyn ihrer Vorzüge entstehen möchte, gegen dich vergessen. Du wirst andre finden, die deinen Umgang nicht bloß sich gefallen lassen, sondern ihn sich zu einiger Ehre rechnen. Da kannst du schon mit gutem Erfolge diese Sitten üben. Aber vor zwey Dingen hüte dich: Dränge dich an niemanden an, und sage niemanden etwas Angenehmes, wenn dein Herz nicht damit einstimmt.

Freylich hat es der Jüngling weit leichter, den ein angeborner Rang, oder der doch auch so sehr als Vorzug geltende Reichthum so früh in eine solche Lage setzt, daß er bey vielen Menschen, mit welchen er zusammentrifft, annehmen kann, daß er eine gewisse Wichtigkeit in ihren Augen habe, und daß folglich sein Betragen und seine Sitten auf ihr Herz wirken. Aber eben hier ist eine gefähr-

fährliche Klippe für solche junge Herzen. Sie werden oft zu früh und zu weit in die Voraussetzung geleitet, daß sie andern Menschen wichtig vorkommen müssen; sie treffen aber oft mit Personen zusammen, die auch ihre großen Vorzüge vor ihnen, wenn gleich Vorzüge anderer Art, haben. Sie sollten mit Höflichkeit anfangen, geben aber ihrem Betragen eine Wendung, die zu klar als eine Herablassung erscheint, und dem, der keine Herablassung von ihnen verlangt oder erwartet, anstößig wird. Durch solche Vorfälle, wenn sie oft kommen, werden sie irre in ihrem Betragen, und gewinnen nie das Natürliche, Gefallende und Einnehmende, was ihnen so leicht werden müßte, weil sie so früh und so oft es zu üben Gelegenheit haben.

Ich schreibe nicht hier für die Pädagogik. Sonst wäre hier der Ort zu zeigen, wie in diesem Umstande eine Haupt-Ursache liege, warum es für die Großen der Welt, insonderheit für vornehme Frauenzimmer, so schwer mit diesen Sitten hält. Aber Eins will ich doch als eine Haupt-Ursache anführen: Personen von hohem Range und Stande bedürfen es nicht, so ängstlich über ihr Verhältniß zu denjenigen Personen zu seyn, mit denen sie sich unterhalten, wenn sie nur sich die Fähigkeit und Fertigkeit eigen machen, natürlich über eine jede Sache zu reden. Um es ohne Verlegenheit thun zu können, müssen sie freylich nicht ganz ohne Kenntnisse seyn, und die Fähigkeit haben, eine jede Sache ohne Schwierigkeit von der rechten Seite anzusehen. Aber ohne den gesunden Verstand, welcher dazu hinreicht, wird ein Fürst so wenig wie ein Bürger, diese Sitten erlangen. Alle die Fürsten, welche uns die Geschichte als so liebenswürdig darstellt, alle die Anekdoten, in deren Erzählung sie der Nachwelt immer so sehr gefallen, zeigten diese Gabe des leichten natürlichen Umganges. Haben sie diese, so haben sie es unendlich weniger, als andere Menschen, nöthig, ihre Verhältnisse zu denen, mit welchen sie sich unterhalten, zu überlegen und abzumessen. Denn überhaupt befinden sie sich doch in dem Verhältnisse des Höhern zu dem Niedrigern. Den Abstand genau abzumessen, ist für sie überflüssig. Der größere Mann macht aber gewiß jeden geringern völlig mit sich zufrieden, wenn er so mit ihm redet, wie es die Sache mit sich bringt. Herablassung liegt

nicht

nicht darin, vielweniger eine dem großen Mann unanständige Vertraulichkeit. Aber der Geringere nimmt schon das für Herablassung, daß jener mit ihm so redet, wie es die Sache mit sich bringt, kurz, daß er die menschliche Sprache dazu braucht, wozu sie gut ist. Es wird sein Herz mehr rühren, als wenn der große Mann die Ausdrücke ängstlich einschiebt, wodurch er ihn merken läßt, daß er mit Gnade und mit Herablassung zu ihm rede. Der große Mann kann sich auch deswegen die Gabe der leichten Unterhaltung mit minderer Schwierigkeit eigen machen, weil er fast immer ohne Leidenschaft reden kann, auch nie mit der Absicht, sich wichtig zu machen, reden darf. Zwey Veranlassungen, die den guten Ton der Unterhaltung bey andern Personen so oft stören!

Dies hat ebenfalls noch in dem Umgange unter Personen Statt, zwischen welchen der Abstand nicht so sehr groß ist. Der Vornehmere gewinnt sicher das Herz des Geringern in diesem Wege, ohne im übrigen sein Betragen sehr studieren zu dürfen. Aber je mehr man sich der Gleichheit nähert, oder wenn man mit Personen umgeht, die denen Vorzügen, welche auf unserer Seite entscheiden, andere Vorzüge entgegen setzen, die auch sie uns wichtig machen können, desto mehr Ueberlegung gehört dazu, durch unser Betragen sie einzunehmen.

Moncrif sagt in seiner Art de plaire (*): es sey eine große und seltene Kunst, die Kunst gut zu hören; und er hat Recht. Sie will insonderheit in dem Umgange mit Personen geübt seyn, die sich uns gleich achten, oder über die wir uns wenigstens nicht hinaussetzen können. Der Mann, mit welchem wir uns unterhalten, will nicht nur gehört seyn, sondern er wird auch sehr die Art beachten, mit welcher wir ihn hören. Glaubt er uns durch seine Reden zu unterhalten, so muß er es merken, daß wir sie für Unterhaltung nehmen. Glaubt er uns zu belehren, so muß er in den Glauben gesetzt werden, daß wir seine Belehrung nicht verschmähen. Bemerkt er ein anders, so wird er zwar nur beschämt werden. Aber beschämen! wer wird das thun wollen, der nur einigen Anspruch auf die

(*) Eine deutsche Uebersetzung davon, von mir, u. d. T. Moncrif's Kunst zu gefallen, ist zu Frf. a. d. O. 1752, auf 14 Octavb. herausgekommen. K.

die Kunst zu gefallen und auf Lebens-Art und Sitten macht? Der Beschämte ist gewiß nahe daran, erbittert zu werden; und ich rede hier von Sitten, welche die Erregung von Liebe und Wohlwollen zum Zweck haben.

Je höher der Standpunct einer Person ist, desto mehr muß sie sich vor allen dem hüten, was auf Beschämung andrer abzielt, oder sie zufällig veranlassen kann. Sie erniedrigt ihre Würde dadurch, und handelt ihrem hohen Range unanständig. Ludwig XIV., der die Würde und den Ernst eines Regenten so sehr zu behaupten wußte, und von dieser Seite am größten erscheint, da ihm die Gabe eines leichten Umganges wirklich fehlte, sagte fast niemahls jemanden etwas Hartes und Beschämendes. Dies bestätigt auch *St. Simon* (*): „Nie," sagt er: „entfuhr es ihm, jemanden Unannehmlichkeiten zu sagen; „und wenn er etwas zu mißbilligen, oder zu bessern hatte, „welches höchstselten geschah, so that er es immer mit einem stärkern oder schwächern Anschein von Güte, fast „nie mit Trockenheit, selten mit Unwillen." Doch ist es ihm Einmahl und vielleicht nur dies eine Mahl entfahren, etwas sehr Hartes einem gewissermaßen schuldlosen Manne zu sagen. Ein alter Officier befand sich in dem königlichen Vorzimmer; der König gieng, und der Officier drehte sich so unglücklich, daß die Spitze seines Degens, die durch die alte Scheide nicht wohl gedeckt war, dem Könige das Bein leicht verwundete. Je crois, sagte er, que je suis le prémier, à qui votre epée ait fait du mal. Selbst das Gefühl des Schmerzens machte diesen bitter beschämenden Verweis des zufällig verwundeten Königs unverzeihlich.

Aber eben deswegen ist die Gabe, gut zu hören, eine wichtige Gabe für alle Große der Welt. Allen denen, welche sich ihnen nähern, ist ihre Aufmerksamkeit auf das, was sie ihnen zu sagen haben, äusserst wichtig; und der erste Eindruck, wenn sie diese fehlen sehen, ist empfindliche Beschämung. Ein Fürst, der Liebe erwecken will, muß sich mehr Geduld im Anhören gebiethen, und selbst gegen manchen Schwätzer nachsichtiger seyn, als fast jeder andre. Bey einem Spaziergange auf der Höhe zwischen Ham-

(*) S. 29 des deutschen Auszuges von dessen Memoiren.

Hamburg und Altona, traf ich den nun verewigten Herzog von Meklenburg, bey dessen leztem Aufenthalt in Hamburg, der schönen Aussicht der Elbe genießend, an, auf welcher große See-Schiffe hinab segelten. Ein Seefahrer stand neben Dessen Phaeton. Der Herzog mogte dem Mann eine Frage über diese Schiffe gethan haben. Nun aber hatte dieser so vieles zu sagen und zu erklären, daß dem Herzog freylich die Zeit sehr lang werden mogte. Er kehrte sich nicht an das Abnehmen des Huts und den Abschiedsgruß des Herzogs, sondern legte die Hand an den Wagen, als wenn er ihn festhalten wollte, sprach immer fort, bis er selbst es satt haben mogte, und endigte mit der Bitte, der Herzog mögte doch auch an de leven Sienigen grüßen. So wie der Herzog fort fuhr, wandte er sich mit einem fröhlichen Gesichte zu uns Umstehenden. Dat is mal een Herzog, sagte er, da man noch en Wort mit snacken kann. Ich mögte dem menschenfreundlichen Fürsten, dem ich damahls noch nicht das Glück hatte, bekannt zu seyn, dies erzählt haben; Er würde sich für seine Geduld, die ihm gewiß etwas kostete, sehr belohnt gefühlt haben.

Witz ist eine für den Umgang sehr wichtige Gabe. Aber sie ist in Absicht auf Lebens-Art und feine Sitten so bedenklich, daß ich behaupten mögte, der Mann bringe es gewiß höher in der ächten Kunst zu gefallen, der nie im Umgange Witz gegen andre äussert, als der denselben überflüssig hat, und ihn gern zeigt. Qui fait rire, ne se fait pas estimer, sagt ein gewisser französischer Schriftsteller mit großem Grunde. Der Witz muß wenigstens niemahls persönlich werden, und, wenn er es wird, muß er es nur in der Veranlassung werden, einem andern etwas Angenehmes und Verbindliches zu sagen; dann aber ist der vortheilhafte Eindruck davon desto größer. Wenigstens muß der Mann, der sich bewußt ist, daß es ihm an Witz nicht fehle, in dem Gebrauche desselben äusserst behutsam seyn, wenn es ihm mehr darum zu thun ist, geliebt und geachtet zu werden, als Gelegenheit zum Reden geben, und andere von sich erzählen zu machen, daß er diesen oder jenen lustigen Einfall gehabt, und selbst, daß er den treffendsten Witz angebracht habe. Schön ist es, mit dem Finger auf sich zeigen lassen, und von sich sagen hören:

das ist der Mann (*)! Dies Vergnügen, diesen Lohn hatte Demosthenes von einem alten Weibe zu Athen für seine Reden, durch welche er der Revolution, die Philipp von Macedonien dem ganzen Griechenland drohte, wiewohl vergebens, entgegen zu wirken suchte. — —

Höflichkeit macht dem, der bloß sie im Umgange übt, kein wahres Vergnügen. Man kann sich, auch wenn man sie mit der größten Aengstlichkeit übt, eigentlich nicht mehr Wirkung davon versprechen, als daß man nicht mißfallen habe. Herzen gewinnt man nie durch bloße Höflichkeit. Ich will von der Person, der ich Wohlwollen und Liebe zuwenden soll, mehr wissen, als daß sie eine Fertigkeit in der Aeusserung dieser volksüblichen Manieren habe. Ich will überzeugt seyn, daß es auch ihr darum zu thun sey, mich mit ihr zufrieden zu machen. Ich muß dies in ihrem Betragen, in ihren Aeusserungen über die Gegenstände meiner Unterhaltung mit ihr erkennen, und sehen, daß ihr Herz auf dieselben mit einwirke. Wie sehr sind doch die Großen dieser Welt deswegen zu beneiden, daß sie sich in ihrem Umgange mit Menschen fast immer in dem Falle befinden, dies äussern zu können, weil sie mit wenig andern Personen, als solchen, umgehen, die dies von ihnen wünschen, und nichts von dem unbemerkt lassen, was sie in dieser guten Absicht thun! Wie leicht muß es ihnen eben deswegen werden, diese Sitten zu der größten Fertigkeit zu bringen!

Aber auch dem Geschäfts-Mann geringern Ranges sind diese Sitten leicht und vortheilhaft. Leicht fallen sie ihm, wenn ihn sein Herz dazu treibt, und sein Verstand ihn leitet, weil er als Geschäfts-Mann vielen solchen Personen wichtig wird, welche sonst nach den übrigen bürgerlichen Verhältnissen, worin sie gegen ihn stehen, nicht geneigt seyn mögten, ihm erhebliche Vorzüge vor sich einzuräumen. Er hat also vorzüglich oft Gelegenheit, sie zu üben. Auch das erleichtert ihm die Sache, daß er in seinen Unterhaltungen nach Gegenständen und Inhalt nicht suchen darf. Er darf nur über seine Geschäfte natürlich reden,

(*) At pulchrum est digito monstrari et dicier: Hic est.
Horat.

reden, und die Ausdrücke, welche von seiner Fähigkeit und seinem guten Herzen zeugen, werden, wenn er beyde besitzt, ihm ungesucht zufließen. Vortheilhaft werden ihm diese Sitten, weil gewiß einem jeden seine Geschäfte besser gelingen, der jede vorkommende Gelegenheit zu benutzen weis, um sich das Wohlwollen und die Liebe andrer zu erwerben. Aber desto trauriger und widerlicher ist es, einen Mann in hohem Rang oder in vielen Geschäften zu sehen, welcher diese Sitten nicht hat, und keinen Trieb sie sich eigen zu machen fühlt. Traurig mag es für einen solchen Mann selbst seyn; denn der Gegenstand und die einwirkenden Werkzeuge großer Geschäfte sind doch Menschen; und wie unangenehm und lästig müssen nicht dem die Geschäfte werden, der die Menschen überhaupt nicht liebt, und dem es nicht der Mühe werth ist, die Liebe und das Wohlwollen derjenigen Menschen, mit denen er zu schaffen hat, zu erwerben! Traurig aber ist es auch für diejenigen, welche sich einem solchen Geschäfts-Mann nähern, aber befürchten müssen, auf seine Launen, Leidenschaften oder vorgefaßte Meinungen zu stoßen, und ihre eigene Thätigkeit und gute Absichten übel aufgenommen zu sehen. Bloß dadurch muß manches Geschäft stocken, weil diejenigen, welche in dasselbe einwirken müssen, ängstlich nur darauf sehen werden, dem Manne, der keine Menschen liebt, und keines Menschen Liebe sich werth seyn läßt, nicht verantwortlich zu werden. Diejenigen aber, die in dasselbe einwirken können, ohne dazu verpflichtet zu seyn, werden lieber ferne von dem Manne bleiben, dessen Umgang, auch selbst in Geschäften, schon bedenklich ist.

Wir haben noch einen Ausdruck, Welt oder Welt-Gebrauch, wenn wir von Sitten eines Mannes reden, der sich in der Bekanntschaft mit der großen Welt ausgebildet hat. Machen denn diese etwa eine dritte Classe von Sitten aus? Oder, wenn das nicht ist, gehören sie zu den Manieren, oder zu den Sitten? Zu jenen gehören sie, wenn sie bloß ein Werk und Geschäft des Verstandes sind; zu diesen, wenn das Herz mit einwirkt. Ich will mich näher erklären. Die Benennung selbst zeigt nichts mehr an, als eine Fertigkeit in der Nachahmung volksüblicher Sitten, und zwar derjenigen, die unter den bessern Volks-Classen insonderheit üblich sind, die man unter der Benennung: Welt, große Welt, versteht. Ohne

ein großes Maß des Verstandes, erwirbt sich diese niemand. Durch sie allein wird ein jeder gefallen, und ein vortheilhaftes Urtheil von sich erwecken. Aber es sind doch immer nur Manieren, Arten zu handeln und zu reden, die auf das Herz andrer nicht wirken, wenn das Herz des handelnden sich nicht darin zeigt. Wenn dies aber mitwirkt, dann werden es Sitten, wahre Lebens-Art oder Politesse. Dann gelingt es auch dem Mann, der Welt-Gebrauch hat, unendlich leichter darin, als dem, welchem dieser fehlt. Er wird auf denen Wegen, wo er den Welt-Gebrauch lernte, auch Welt- und Menschen-Kenntniß erlangt haben, und besser als andre wissen, wie Menschen zu gewinnen sind. Er wird die feinen Manieren seines Welt-Gebrauchs zu benutzen wissen, um sein Betragen äusserlich noch angenehmer zu machen. Er wird seinen Worten und Handlungen eine Wendung zu geben wissen, die derjenige nicht trifft, der nur immer geradezu, wenn gleich mit dem besten Herzen, handelt. Welt-Klugheit wird bey ihm das vollenden, was der gerade, lautere, bloß auf seine guten Absichten und Menschenfreundlichkeit sich verlassende Mann nicht allerdings erreichen kann. Er wird sich in mancher Schwierigkeit besser zu helfen wissen, wo dieser verlegen seyn mögte, wie er seinen Charakter behaupten, und nicht entweder zu schwach oder zu lebhaft handeln möge.

Indessen ist die Verbindung dieser drey, den menschlichen Umgang zierenden Fähigkeiten so enge, daß die eine der andern ohne Unterlaß zu Hülfe kommen muß. Es ist leicht, in jedem Falle zu sagen: das war unhöflich; das wider den Welt-Gebrauch; das wider die gute Lebens-Art, als in dem Betragen eines Mannes, der sie alle in hohem Maße besitzt, anzugeben, was bey ihm bloße Höflichkeit oder Welt-Gebrauch oder Lebens-Art sey. Oft liegt in einer bloßen Manier, unter den rechten Umständen angewandt, eine Herzen gewinnende Politesse.

Unter meinen Lesern werden wenige seyn, die nicht ein Gemählde des großen Königs gesehen haben, vielleicht es selbst besitzen, auf welchem er in der ihm so gewöhnlichen Stellung abgebildet ist, wie er, den Hut neben dem Kopfe haltend, zu jedem Menschen, der sich an ihn wandte, zu reden gewohnt war. Fig. 3977. Ich werde fragen dürfen: deutete diese Stellung auf Höflichkeit? war sie Befolgung des

Welt-

Welt-Gebrauchs? oder sollen wir sie für Ausdruck der Lebens-Art oder Politesse nehmen? Man kann jedes von diesen dreyen dabey denken Man kann sagen: es war Herzengewinnende Herablassung des großen Königs. Wer unter uns macht sich ein Bedenken daraus, den Hut wieder aufzusetzen, wenn wir mit Menschen reden, die es wissen können, oder erkennen müssen, daß sie unter uns sind, nachdem wir ihre erste Begrüßung durch Abziehen des Huts erwiedert haben? Man kann auch sagen: es war Welt-Gebrauch, mit welchem der große König bekannt genug war. Denn selbst in dieser Stellung verblieb doch noch immer ein Zeichen des Abstandes zwischen ihm und den mit ihm redenden, deren gewiß keiner den Hut so hoch neben dem Kopfe, als der König, sondern so tief als möglich neben den Knien gehalten hat. Ich aber sage kühnlich, und der Zustimmung vieler meiner Leser gewiß: es war nichts mehr als Höflichkeit, bloße Manier, die der große König erwählt hatte, nicht mehr und nicht weniger, als das geschwinde Hutabziehen, mit welchem er jeden am Wege stehenden begrüßte. So den Hut neben dem Kopfe haltend, hat er manchem Menschen gewiß viel Verbindliches, aber auch andern viel Unangenehmes gesagt, nachdem es die Umstände, und auch wohl zuweilen seine Laune ihm angaben. Daneben war es aber auch die beste Stellung, die er wählen konnte, um langweilige Schwätzer von sich abzuhalten, da er es einmahl zur Regel gemacht hatte, einen jeden wenigstens eine Weile anzuhören, der sich an ihn drängte. Mit bedecktem Haupte stehend, mögte er an viele gerathen seyn, die nun gedacht hätten: der König hat nun so viel Zeit zu hören, als ich, zu reden. Aber da er den Hut so nahe neben dem Kopfe hielt, so war dies so viel, als wenn er deutlich gesagt hätte: Ich mögte ihn gern bald wieder aufsetzen; und da ihr nun einmahl wißt, daß ich das nicht thue, so lange ich mit euch spreche, so macht des Sprechens bald ein Ende. Wer denn dies nicht verstand, dem sagte er bald das lezte Wort, nach welchem er seinen Hut wieder aufsetzen und von ihm scheiden konnte (*).

(*) Der Hut des Königes ist auch als Reliquie merkwürdig geworden, da nämlich Germaniens Tyrtäus, Hr. Canon. Gleim in Halberstadt, den Hut des großen Monarchen,

Ludwig XIV. hatte diese Manier der Höflichkeit noch viel mehr studiert, als Friedrich, und nach dem Geschlecht und dem Range derer Personen, die ihm vorkamen, abgemessen. *St. Simon* giebt (*) die Stuffen sehr pünctlich an, welche er im Abnehmen und Halten des Huts, auch in den Manieren der Begrüßung beobachtete. Auf eben der Seite heißt es: „Nie hat es einen Mann „gegeben, der von Natur so höflich, und zwar von einer „so abgemessenen stuffenweisen Höflichkeit war!“ Ganz recht! denn für mehr als Höflichkeit kann es nicht gelten; wiewohl ich nicht weis, ob das Original nicht vielleicht es politesse nennt.

Oft bleibt die aufs weiteste getriebene durch einigen Welt-Gebrauch erlernte Höflichkeit fern von guter Lebens-Art, oder wird wohl gar zur Impolitesse. Es giebt Menschen, die von Manier zu Manier, von einem Compliment zum andern übergehen, und es doch immer so schlecht treffen, wie jener Posthalter, bey dem sein Landesherr unerwartet abtrat, und ihn im Schlafrock antraf. Der Posthalter that sehr beschämt darüber, sich von seinem Landesherrn in dieser Kleidung überrascht zu sehen. Der Fürst mogte sagen, was er wollte, so entfernte er sich, und erschien nach einer Weile wieder — in einem seidenen Schlafrock. Es sind wirklich viele Menschen, die sich recht sehr bestreben, so höflich zu seyn, als möglich. Aber sie wechseln in ihren Höflichkeitsbezeugungen, wie der Posthalter mit seinen Schlafröcken, ab, und treffen es so selten recht, handeln so selten den Verhältnissen gemäß, in welchen sie sich befinden. König Georg I. hatte einem durch Erbschaft reich gewordenen Apotheker den Titel eines hanöverischen Residenten in einer deutschen Reichsstadt auf dessen unterthänigstes Ansuchen ertheilt. Dieser machte sich auf den Weg nach Hanover, um sich für die hohe Gnade demüthigst zu bedanken. Nun ward er dem Könige in dem Garten zu Herrenhausen vorgestellt, der

archen, mit welchem er sich zu unterreden die Gnade und das Glück hatte, nach Dessen Tode, im J. 1786, sich zum unschätzbarsten Eigenthum erbat; von welcher Anekdote ich noch nähere Nachricht am Schlusse gegenwärtigen Bandes ertheilen zu können hoffe. Ü.

(*) S. 29 des deutschen Auszugs.

der wegen der heißen Luft den Hut in der Hand hielt. Der neue Resident verschluckte sein schon angefangenes Compliment, um Se. Majestät unterthänigst zu bitten, sich doch vorher zu bedecken. Der König sagte ihm lächelnd, er mögte es doch nur gut seyn lassen. Aber dieser bat bis zum Ungestüm ebendasselbe, erklärte auch, daß es ihm unmöglich fiele zu reden, so lange er Se. Maj. mit unbedecktem Haupte sähe. Wollte denn der König seines Herrn Residenten Compliment haben, so mußte er vorher seinen Willen thun.

Und eben mit dieser Bitte sich zu bedecken, wird es unter Leuten, die von einander nur wenig abstehen, so oft versehen. Was ist unbedeutender in unsern Manieren, als die Begrüßung mit Abnehmung des Huts? Aber, wenn ein Mann, der sich mir einigermaßen gleich achten kann, mir, ohne vorgängige Bekanntschaft, diese kleine Höflichkeit erweiset, da muß sie mir wichtig werden. Sie ist ein Beweis seiner für mich zunehmenden Achtung, und seiner auf mich gerichteten Aufmerksamkeit. Ich bin ihm den Beweis schuldig, daß ich mir diese Achtung und Aufmerksamkeit angenehm seyn lasse. Diese gebe ich ihm noch nicht, wenn ich sein Compliment jedesmahl erwiedere, und mit mehreren Scharrfüßen begleite. Will ich den Mann mit mir zufrieden machen, so muß ich ihn bemerken, wo er mir begegnet, ihm zuvorzukommen suchen, und ihm zeigen, daß auch er meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Noch besser aber, wenn ich die erste sich mir darbiethende Gelegenheit ergreife, um mit diesem Mann zu einer, wenn gleich noch so gleichgültigen, Unterredung zu gelangen, und an das bisherige Hut-Commerz eine persönliche Bekanntschaft zu knüpfen. Dann wird auch das gleichgültigste, was ich sagen mag, dem Mann angenehmer, als ein Schwall von Complimenten, seyn. Denn es ist Sitte, Lebens-Art, und nicht mehr leere Höflichkeit.

Sarpedon hat eine große Gesellschaft bey sich. Ein wohlgekleideter Mann kommt, mit ihm zu reden. Ein Bedienter des Hauses hält ihn für eingeladen, und führt ihn in den Saal, wo die Gesellschaft versammelt und ins Spiel tief verwickelt ist. Die Angelegenheit ist kurz, und in einem Winkel des Saales bald abgesprochen. Der Fremde empfiehlt sich. Sarpedon begleitet ihn mit vielen

Scharrfüßen bis fast zum Zimmer hinaus. Doch jezt glaubt er ein Ehrenwort ihm sagen zu müssen, daß er den Abend bey ihm zubringen möge. Der Fremde hat Welt-Gebrauch genug, um es nicht sogleich anzunehmen. „Ich „fürchte," sagt er: „beschwerlich zu fallen; und dann — — „dann habe ich doch auch noch ein Geschäft zu Hause ver-„lassen." Sarpedon merkt wohl, daß eine wiederhohlte Bitte ganz willkommen seyn werde. Aber er weicht aus, in Furcht vor der Verlegenheit, wenn der Mann nicht spielt, ihm Unterhaltung, oder, wenn er spielt, ihm noch eine Partie zu verschaffen. „Das ist mir ja recht leicht," sagt er: „daß wir der Ehre, Sie zu sehen, diesmahl nicht „länger genießen sollen. Wenn Sie ein andermahl mich „besuchen, da will ich bitten, sich vorher so ganz von Ge-„schäften frey zu machen, daß ich ja nicht wieder eine so „unangenehme Fehlbitte thue." Nun begleitet er ihn mit unzählbaren Scharrfüßen und unter einem Schwall von Complimenten bis an die unterste Stuffe seiner Haus-Treppe, so sehr auch der Fremde ihn bittet, sich doch nicht so lange von der Gesellschaft zu entfernen. Drey Scharr-füße folgen noch auf die Gasse nach; auch Handküsse wer-den dem Fremden nachgeworfen, der nun freylich nicht anders sagen kann, als Sarpedon sey sehr höflich gegen ihn gewesen.

Eben dies begegnet Arist mit einem jungen Manne von guter Erziehung und Anlage, der die ihm noch feh-lende Ausbildung durch eine eben angefangene Reise zu erlangen sucht, aber doch zu sehr fühlt, daß er nicht wohl in einer Gesellschaft bleiben könne, zu der er nicht eingela-den war. Arist thut ihm eine freundschaftliche Gewalt an, ehe er einwilligt zu bleiben. Aber der junge Mann ist verlegen; denn er kennt niemanden in der Gesellschaft, und ihn kennt niemand. Schon ist das Spiel angeord-net; Arist aber wehrt ab, daß man sich noch nicht setze, um eine Viertelstunde zu gewinnen, in der er den jungen Mann einem jeden bekannt macht, und mit einzelnen in kurze Unterredung bringt. Nach einiger Ueberlegung ge-lingt es ihm, ihn zu einem Spiel zu bringen, das er mäßig zu verstehen versichert, und wobey er nicht Gefahr läuft, viel zu verlieren. Da man sich zu Tische setzt, hat sich Arist sehr wohl gemerkt, welche Personen die meiste und gefälligste Aufmerksamkeit auf den jungen Mann ge-

wandt

wandt haben. Diese giebt er ihm zu seinen nächsten Nachbarn, setzt aber sich selbst ihm so nahe, daß er ihn immer beachten, und, wenn die Unterhaltung stocken will, etwas in dieselbe hinein bringen kann, woran der junge Mann nach denen Kenntnissen, die er bey ihm wahrnimmt, und nach seiner bisherigen Lage und Aufenthalt Antheil nehmen kann. Nicht wahr? Arist ist doch auch sehr höflich?"

Lebens-Balsam, L. Balsamus vitae, Fr. Baume de vie, ein künstlicher Balsam, welcher eine schnelle und sehr merkliche Wirkung auf die Nerven oder Lebens-Geister hat, und aus wohlriechenden und stärkenden Oehlen verfertiget wird.

Die Aerzte nennen alles das, was einen starken Geruch hat, balsamisch und einen Balsam. Ist nun der Geruch angenehm oder unangenehm, so ist es entweder ein wohlriechender oder ein stinkender Balsam. Ferner sind die Balsame entweder natürliche, oder künstliche. Natürliche Balsame, welche die Natur hervorbringt, sind: der Balsam von Mecca, welcher der seltenste und kostbarste unter allen ist, der Balsam von Tolu, der Balsam von Copaiba, (von welchen ich im III Th. S. 453. fgg. gehandelt habe,) und die Terpenthin-Arten. Künstliche Balsame sind diejenigen, welche durch die Kunst gemacht werden, und sind entweder flüssige mit Weingeist und destillirten Oehlen verfertigte, oder oehlige oder salbenmäßige oder uneigentliche Balsame. Zu der ersten Classe gehört der Teichmeyerische und der Hoffmannische Lebens-Balsam.

Man findet von dem Hoffmannischen Lebens-Balsam verschiedene Beschreibungen hin und wieder; aber nach der Versicherung des Hrn. Hofr. Nicolai (*), welcher ein Schüler des geh. R. Hoffmann, und lange

(*) Rezepte und Kurarten, mit theoretisch-praktischen Anmerkungen von D. Ernst Anton Nicolai, 1 B. (2te Ausgabe, Jena, 1788, 8.) S. 165, fgg.

bey ihm im Hause gewesen ist, und das Glück eines genauen Umganges mit demselben genossen hat, ist die Beschreibung dieses Lebens-Balsames, die in Hoffmann's Notis ad Poterium (*) steht, die aufrichtige. Sie ist diese: Man nehme von destillirtem Lavendel-Oehl, Majoran-Oehl, Nelken-Oehl, Kubeben-Oehl, Cardamom-Oehl, frischen Citronschalen-Oehl, von jedem 1 Scrupel; Muskatenblumen-Oehl, 2 Scrupel; Zimmet-Oehl, 24 Tropfen; Rauten-Oehl, und weißes Agtstein-Oehl, von jedem ½ Scrupel; mische alle diese Oehle zusammen, und laße sie etliche Wochen stehen. Will man nun gleich einen Lebens-Balsam machen, so tröpfle man von dieser Oehl-Mischung 10 Tropfen in 2 Loth des allerhöchst rectificirten Weingeistes. Will man diesen Lebens-Balsam noch angenehmer haben, so löse man Ambra, und zwar ½ Scrupel davon, in vorgedachter Oehl-Mischung auf; und wenn man ihn noch kräftiger haben will, so thue man noch peruvianischen Balsam, und zwar ½ Quent davon zu 2 Loth des bereits gemischten Balsames hinzu. Es kommt bey der Verfertigung dieses Balsames das Vornehmste auf reine, gute, aufrichtige, nicht alte Oehle, wie auch auf einen recht guten höchstrectificirten Weingeist, und auf eine in gehörigem Verhältniß geschehende Vermischung dieser Oehle, an, daß keins vor dem andern die Oberhand habe und nicht vorrieche, sondern ein lieblicher, angenehmer Geruch heraus komme. Die gelbe Farbe hat und bekommt der Hoffmannische Lebens-Balsam von dem beygemischten peruvianischen Balsam, und muß man den Balsam, nachdem man ihm den peruv. Balsam beygemischt und alles unter einander gerüttelt hat, eine Zeitlang ruhig stehen lassen, damit er sich setze, und alles

(*) *Poterii* Opera omnia, cum annotationibus Frid. Hoffmanni. (Frf. M. 1718.) p. 693.

alles recht klar und hell werde. Hoffmann nahm allemahl gute, aufrichtige, nicht alte und nicht verfälschte Oehle zu seinem Balsam, und ließ die Oehle alle selbst destilliren, wodurch er von ihrer Aufrichtigkeit versichert war. Kauft man aber die Oehle dazu, so bekommt man sie selten aufrichtig, sondern verfälscht. Es nahm auch Hoffmann nicht allein einen aufs höchste rectificirten Weingeist, sondern ließ auch denselben ein halb Jahr lang über frische Rosen und Mayblumen stehen, und zog ihn hierüber ab, ließ ihn wieder auf frische Rosen und Mayblumen gießen und davon abziehen, bis er endlich stark genug mit dem angenehmen Rosen- und Mayblumen-Geruche angefüllt war; und hierin lösete er hernach die Oehle in gehörigem Verhältniß auf. Will man diesen Balsam mit Ambra und Moschus haben, so löset man etwas weniges von beyden darin auf.

Weil das Zimmet-Oehl zu kostbar ist, so hat man hernach solches und noch einige andere Oehle weggelassen, und den Lebens-Balsam also gemacht. Man nehme: destillirtes Nelken-Oehl, Citronen-Oehl, und Lavendel-Oehl, von jedem 20 Tropfen; Majoran-Oehl, Krausemünz-Oehl und Rauten-Oehl, von jedem 10 Tropfen, mische solches unter einander, tröpfle von dieser Oehl-Mischung 10 Tropfen in 2 Loth über Rosen und Mayblumen abgezogenen höchstrectificirten Weingeist, und thue noch zu 2 Loth dieser Mischung ½ Quent peruvianischen Balsam.

Den Teichmeyerischen Balsam hat Hr. Hofr. Nicolai folgender Maßen nachzumachen gesucht. Er nahm über Rosen und Mayblumen abgezogenen höchstrectificirten Weingeist, und ließ ihn über klein geschnittenem Sandel-Holz so lange stehen, bis er eine schöne rothe Farbe erhielt; alsdann mischte er von Citronschalen-, Krausemünz-, Lavendel-, Majoran-, Rosmarin- und Nelken-Oehl so viel darunter, bis der Geruch des Teichmeyerischen Balsames herauskam.

kam. Wenn er Andern ein Glas von dem Teichm. Balsam, und ein Glas von seinem nachgemachten Teichm. Balsam gab, konnten sie zwischen beyden keinen Unterschied bemerken, und zogen allemahl seinen nachgemachten Balsam dem andern vor.

Folgendes Recept soll das ächte des Teichmeyerischen Balsames seyn:

℞. Ambrae gryseae,
Moschi veri,
Ol. cinam.
caryophyll. āā ʒß.
macis ʒj.
Balsam. Peruv. ʒiij.
Ol. de cedro ʒvj.
Bergam. ʒij.
thymi veri ʒj.
menthae,
salviae,
rutae,
lavend.
anthos, āā gtt. IV.
Spirit. citri
rosar. āā ʒxvj.
Digere per XIV horas.
Tingitur nonnunquam cum pulvere ligni santali rubri.

In Teichmeyer's Instit. Chemiae, S. 256, findet man auch einen Lebens-Balsam, und in dem brandenburgischen Dispensatorio (*) den Hoffmannischen Lebens-Balsam beschrieben; es sind aber diese Beschreibungen von obigen verschieden. Es kommt bey Verfertigung dieser beyden Lebens-Balsame alles darauf an, was für Oehle man nimmt, gekaufte, welche gemeiniglich ver-

(*) Im Dispensatorio Regio et Electorali Brandenburgico, (Be-

verfälscht sind, oder selbstgemachte, alte lange gestandene Oehle, welche ihre subtilen, flüchtigen, besten, kräftigsten, ätherischen Theile verloren haben, oder frisch destillirte, wenigstens nicht sehr alte, Oehle; ingleichem, daß man einen über Rosen und Mayblumenn öfters abgezogenen und höchstrectificirten Weingeist nimmt, und die Oehle in solchem Verhältnisse mit einander vermischt, daß ein lieblicher und angenehmer Geruch heraus kommt, und kein Oehl vor dem andern die Oberhand hat, oder vorriecht. Alles das, was ich hier gesagt habe, hat auch, in Ansehung des Hoffmannischen Lebens-Balsames, ein Mann, der allen Glauben verdient, bestätigt, nähmlich der Prof. *Schulze*, in seinen Praelectionibus in Dispensat. Brandenb. 2te Ausgabe, S. 94, welcher auch ein Schüler Hoffmann's, und bey ihm im Hause gewesen ist.

Die flüssigen Lebens-Balsame werden auf zweyerley Art gemacht: entweder durch die Destillation,

(Berol. 1781, gr. 4.) S. 16, befindet sich folgende Vorschrift:

℞. Ol. stillatitii Lavendulae,
Maioranae,
Caryophyllorum,
Macis,
Cinnamomi,
de Cedro, āā ℥j.
Succin. alb.
Rutae, āā gtt. X.

Balsam. peruv. ℥ß.
Spir. rosar. rectificatiss. ℥x.
Mixta committantur frigidae digestioni et filtrentur per gossypium.

Nota. Quibus *cum Ambra* placet, addere possunt
Ambrae grysseae, gr. XV.
Moschi, gr. X.

tion, oder durch bloße Auflösung destillirter Oehle in höchstrectificirtem Weingeist. Zu der ersten Classe gehört derjenige flüssige Lebens-Balsam, welchen Cartheuser in seinen Elementis Chemiae, der ersten Ausgabe, 1746, S. 94, folgender Maßen beschrieben hat:

℞. Salis tartari purissimi & siccissimi ℥ij.
Olei lavendulae,
rorismarini,
melissae,
ligni rhodii,
de cedro ital. āā ℥iß.
cinamomi,
maioranae,
Essentiae ambrae vere, āā ℥ß.

Mixta instillantur sali tartari pulverisato. Mixtio agitatione cum bacillo ligneo adiuuetur, & praemissa duodecim horarum digestione lenissima spiritus vini dephlegmatissimi, super species balsamicas rectificati, vnciae decem superfundantur, digerantur moderato calore, donec omne oleum solutum sit, & deinde vel vna destillatione vel reiterata cohobatione peracta liquor balsamicus capiti mortuo reaffusus addita sufficienti quantitate moschi soluti & balsami peruuiani denuo digeratur, donec satis tinctus fragrans & saturatus euadat.

Weil aber durch dieses öftere Digeriren und Destilliren, die destillirten aetherischen Oehle vieles von ihrer Annehmlichkeit und Kraft verlieren, und merklich verändert werden, so hat diese Methode, Lebens-Balsame zu machen, wenig Beyfall gefunden, und sie scheint selbst hernach ihrem Urheber nicht mehr gefallen zu haben, weil Derselbe, in der 2ten Ausgabe seiner Element. Chemiae 1753, die Lebens-Balsame zu den Auflösungen und Extractionen gerechnet, und von der Destillation dabey nichts gedacht hat. Es ist auch allerdings die Methode, die Lebens-Balsame bloß

bloß durch Auflösung aetherischer Oehle in höchstrectificirtem Weingeist zu bereiten, der erstern Methode weit vorzuziehen. Der Schauerische Balsam wird zwar auch durch die Destillation gemacht, allein nicht aus solchen Ingredientien, wie die bisher angeführten Lebens-Balsame, als welche aus aetherischen Oehlen bereitet werden, sondern aus folgenden also verfertiget:

℞. Herb. scordii,
abſinth. āā. Mij.
anthos,
cochlear.
menth. crisp.
rutae,
hyperici,
Flor. lavend.
lilior. convall.
cham. rom. āā. Mj.
Rad. aristoloch. rot. et long.
zedoar.
angel.
ostrutii,
Cardamom.
Cinamomi,
Zingiberis,
Caryophyll. āā. ℥j.
Gummi benzoes,
Styrac. calamit. āā. ℥iij.
Gummi elemi ℥ß.
Cubeb. ℥iij.
Sem. foenic.
anisi,
Rad. irid. florent.
Nucis moschatae,

Succhi.

Succin. alb. āā. ℥ij.
Mastichis,
Myrrhae,
Olibani,
Aloes succotr. āā. ℥j.
Gummi hederae ℥ij.
Galban. ℥xij.
Tereb. venet. ℔j.
Olei laurin. ℔ß.

Conc. cont. infundatur spiritus vini ad eminentiam trium digitorum, destilletur atque ter denuo cohobetur.

Die künstlichen Balsame waren am stärksten in der Mode, als es den Aerzten darauf ankam, sich durch lange Manschetten, lange Recepte und lange Bratspieße an der Seite, Ansehen und Zutrauen zu verschaffen, und als die Apempolesis (der Arzeney-Kram) für sie noch ein sehr einträgliches Neben-Gewerbe war. Allein, da heut zu Tage mit allen diesen Dingen schwerlich ein Arzt sein Glück macht, so ist eines mit dem andern aus der Mode gekommen. Daß ich diesen künstlichen Balsamen hiermit nicht zu nahe trete, beweise ich mit dem Zusatze, den der gelehrte Hr. g. R. Baldinger (*) zu der Mittheilung der oben angeführten Formel des Teichmeyerischen Lebens-Balsames macht: „Alle dergleichen Balsame „haben jezt einen geringen Werth; aber vor wenig „Jahren noch war die Erfindung eines solchen Bal„sams für nicht viel geringer angesehen, als die Er„findung des Steins der Weisen."

Lebens-Baum, Baum des Lebens, ein immer grüner harziger Baum, welcher zu den Pflanzen mit halb getrennten Geschlechtern und verwachsenen Staubfäden gehört; Thuia, Thuja, Thuya *Linn.* Arbor vitae;

(*) Im Magazin für Aerzte, St. 8, S. 753.

tae; Fr. Arbre de vie; Engl. Tree of Life. Das Holz dieses Baumes soll unter allen Holz-Arten sehr dauerhaft und fast unverweslich seyn, daher auch der Baum seinen deutschen Nahmen erhalten hat.

Der Lebens-Baum trägt männliche und weibliche Blumen auf Einem Stamme. Die erstern stellen unter sich ein kleines Kätzchen vor, und jede besteht aus einer ovalen, vertieften Schuppe, an deren Boden vier Staubbeutel, ohne merkliche Staubfäden, sitzen. Die weiblichen stellen unter sich einen ovalen Zapfen vor, welcher aus eyförmigen, erhabenen, und der Länge nach an einander passenden Schuppen besteht. Unter jeder Schuppe stehen zwey kleine Frucht-Keime, deren jeder seinen pfriemenförmigen Griffel mit einem einfachen Staubwege trägt. Der Fruchtzapfen ist länglich, stumpf, springt der Länge nach auf, und theilt sich in längliche, einander ähnliche, auswärts erhabene, stumpfe Schuppen, unter welchen jedesmahl zwey braungelbliche, längliche, mit einem häutigen, eingekerbten Rande der Länge nach eingefaßte Samen liegen. Man kennt bisher nur drey wahre Arten dieser Gattung.

1. Gemeiner Lebens-Baum mit geflügelten Samen, abendländischer oder westindischer Lebens-Baum, die canadische weiße Ceder, Arbor filici similis *Ovied.* Arbor paradisaea Lutetianorum *Dalech.* Cedrus lycia *Lobel.*? Cedrus maior Dioscoridis Thyia Theophrasti et Abhel *Guilandin.* Thuja sive Thya vulgo *Camer.* Thuya Theophrasti *C. B.* Thuia occidentalis, strobilis laeuibus, squamis obtusis *Linn.* Fr. Arbre de vie de Canada; Engl. The common oder American Arbor vitae, the white Cedar of Canada. Er wächst in dem nördlichen Amerika, insonderheit in Canada, wie auch in Sibirien, in Sümpfen und Morästen, doch auch auf steinigen Anhöhen. In Canada gelangt er zu einer

ziemlichen Höhe und Dicke, wächst aber sehr langsam. Die größten Stämme, die Hr. Prof. Kalm (*) daselbst angetroffen hat, waren ungefähr 5 bis 6 Klafter hoch; und in Ansehung des Alters macht er die Bemerkung, daß einer von ½ Elle im Durchschnitt 92 Saftringe hatte, da ein anderer von ½ Elle und 3 Zoll im Durchschnitt, 136, und noch ein anderer von ½ Elle und 4 Zoll im Durchschnitt, 142 dergleichen Saftringe zählen ließ. Auch bey uns wird der Baum ziemlich hoch, und man findet ihn hin und wieder in Gärten; doch erreicht er selten über 6 bis 8 Ellen Höhe. Die dunkelgrünen Blätter bedecken die Zweige gänzlich; sie sind klein, stehen aber an breit gedrückten Stielen dicht bey oder vielmehr über einander, gleichsam eins über das andere in einander geschoben, und würden den Zweigen ein förmliches Cypressen-ähnliches Ansehen geben, wenn sie nicht ausgebreiteter wüchsen. Sie bleiben beständig grün; nur wird die Farbe im Winter schmuziger, als sie im Sommer war. Die Zapfen mit ihren Körnern werden gegen den Winter reif, und alsdann eingesammelt. Die Rinde der Zweige ist braunroth, ungleich mit Rissen versehen. Das Holz ist weißröthlich, leicht und locker. Der Baum, insonderheit die Blätter, riechen stark, aber unangenehm.

Es giebt zwey Varietäten:

a) Mit scheckigen Blättern, Thuia occidentalis variegata *West.* Variegated-leaved Arbor vitae *Maw.*

b) Amerikanischer wohlriechender Lebens-Baum, Thuia occidentalis odorata *West.* American sweet-scented Arbor vitae *Maw. Hanb.* Diese lezte Varietät ist Hrn. Hanbury, zufälliger Weise, in einem ihm aus Pensylvanien übersandten Kasten entsprungen, auf welchen von ungefähr einige Samen-

Kör-

(*) S. Dessen Reisen, 3 Th., S. 473.

Körner derselben gefallen seyn mochten. Sie scheint die Höhe der gemeinen Sorte erreichen zu wollen. Im Winter haben ihre Blätter eben dieselbe Farbe; sie ist hingegen besser mit Zweigen versehen, die jedoch nicht so wagerecht stehen, noch niederhangen. Was dieselbe vorzüglich schätzbar macht, ist die Eigenschaft ihrer Blätter, daß sie, gerieben, einen sehr erquickenden Geruch von sich geben, welcher von Einigen für so vortrefflich gewürzhaft gehalten wird, wie er irgend bey andern Pflanzen seyn mag, da hingegen die Blätter der übrigen Sorten, gerieben, einen solchen Geruch von sich geben, den die Mehresten für stinkend und widrig halten. Ob diese Eigenschaft sich durch Samen fortpflanzen lasse, war im J. 1770, in welchem sie in England noch sehr selten war, noch nicht bekannt.

Dieser Baum könnte auf verschiedene Art nützlich seyn, wenn wir die Amerikaner nachahmen wollten. Man glaubt nähmlich in Amerika, daß das Holz der Fäulniß lange widerstehe, und unter freyem Himmel länger, als Manns-Alter, ohne Schaden zu leiden, ausdaure. Aus dieser Ursache wird es zu Pfählen, Pallisaden und Zäunen genommen; auch bedient man sich desselben zu den schmahlen dünnen Schienen, welche die Seiten und den mittlern Boden der nordamerikanischen Boote von Baum-Rinde ausmachen, indem es frisch sowohl biegsam als leicht bleibt. Aus den Reisern werden in ganz Canada die Besen gemacht. Bey den Alten war der Gebrauch des Holzes noch viel besser bekannt; denn Cäsalpin rühmt von ihm, daß man von demselben getäfelte Zimmer antreffe, die höchst alt wären; vorzüglich preiset er das Holz der Wurzeln, aus welchen man die kostbarsten Arbeiten verfertigen könnte.

Der starke harzige Geruch der frischen Blätter, und die unten an den Blättern befindlichen, mit einem

balsamischen Safte angefüllten Blasen beweisen, daß es diesem Baume nicht ganz an Arzeney-Kräften fehle; wiewohl er bey uns fast gar nicht gebraucht wird. Nach Parkinson essen Einige die zarten Blätter dieses Baumes roh auf Butterbrod, um den Auswurf des zähen Schleimes von der Brust zu befördern. Hermann (*) merkt an, daß sie eine auflösende, austrocknende, Blähungen und Schweiß treibende Kraft haben. Damit stimmt auch der Gebrauch überein, den man in Canada davon macht, wo man die frischen Blätter quetscht, mit Schwein-Schmalz oder Fett eine Salbe daraus kocht, und diese bey rheumatischen Schmerzen auflegt. Auch gegen den Husten und gegen kalte Fieber, ist das von den Blättern mit den Samen-Kapseln gekochte Wasser dienlich. Das von den Zweigen abgezogene Wasser ist bey der Wassersucht wirksam.

Das Holz besitzt ähnliche Eigenschaften. Ich mag die Wunder-Dinge nicht nachschreiben, welche Hermann davon erzählt. Derselbe führt auch, vermuthlich aus dem Camerarius, an, daß man aus den Blättern ein Wasser und ein Oehl bereiten könne, welches bey podagrischen Schmerzen gute Dienste thue.

2. Chinesischer Lebens-Baum mit ungeflügelten Samen, morgenländischer oder orientalischer Lebens-Baum, Thuia orientalis, strobilis squarrosis, squamis acutis *Linn.* Thuya strobilis vncinatis, squamis reflexo-acuminatis *Royen.* Fr. L'Arbre de vie de la Chine; Engl. The China oder Chinese Arbor vitae *Hanb.* ist in dem nördlichen Theile des chinesischen Reiches zu Hause. Du Roi giebt folgende Unterscheidungs-Zeichen an die Blätter sind zwar

(*) Mat. med. To. 2, p. 565.

(**) *Boerhaave*, Chem. To. 2, p. 63.

zwar in einander geschoben, aber feiner und hellgrüner, sie sind breiter und stehen weniger herabhangend an den steifen und mehr aufgerichteten Zweigen; sie werden im Winter braun; überhaupt ist der Stamm blätterreicher, die Rinde des Holzes hellbraun, der Fruchtzapfen Cypressen-artig, und die Samen sind nicht geflügelt. Er ist zuerst in Samen durch die Missionarien aus China nach Frankreich geschickt worden, von da er nach gerade in die übrigen Länder von Europa eingeführt ist. Er hat einen weit regelmäßigern Wuchs, und überdem wegen der vortrefflich lichtgrünen Farbe seiner Blätter einen großen Werth, obgleich die erste Art deswegen aus den Lust-Pflanzungen nicht zu verbannen ist, weil sie dort mit der Art ihres Wuchses und der Farbe ihrer Blätter eine Mannigfaltigkeit macht.

Da der chinesische Lebens-Baum, mit dem gemeinen einen gleich starken Geruch hat, so ist zu vermuthen, daß das Holz mit jenem von eben der Güte ist, und auf ähnliche Weise genutzet werden könnte. In Gärten und Pflanzungen giebt er aber offenbar ein schöneres Ansehen, und wird daher von Liebhabern mehr gesucht.

Diese vortrefflichen immergrünen Bäume, die sich an der Farbe ihre Blätter sehr leicht von einander unterscheiden lassen, haben zur Verschönerung immergrüner Pflanzungen aller Art, und zur Verzierung der Lust-Gebüsche und der Wildnisse einen sehr hohen Werth, und machen auch isolirt auf freyen Gras-Stücken in Lust-Gebüschen und Wildnissen einen herrlichen Effect; man muß sie aber in allen Fällen wild fortwachsen lassen, und sie beynahe ihrem natürlichen Wuchse überlassen, und höchstens nur etwanige sehr umherschweifende Zweige mit dem Messer in Ordnung bringen. Sie sind bey allen Pflanzschul-Gärtnern zu bekommen, und können vom Oct. bis in den März

oder April, am besten aber im October, gepflanzt, und auf folgende dreyfache Art vermehrt werden.

1) Durch Samen. Diesen säe man, sobald er im Anfange des Octobers völlig reif ist, oder sobald man ihn im Herbste oder im Frühlinge zu bekommen Gelegenheit hat, in Töpfe oder Kasten in feine leichte Erde, und bedecke ihn etwan $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Zoll hoch, mit Erde; stelle die besäeten Gefäße, wenn die Aussaat im Herbste gemacht wird, in eine warme und gut geschützte Lage, oder in einen Mistbeet-Kasten, und schütze sie im Winter gegen starken Frost, damit die Keime der Samen in ihrer Entwickelung nicht durch Frost gestöret werden mögen; im Febr. aber stelle man sie, damit die Erde in den Gefäßen von der Sonne erwärmet werde, und die Keime Kraft bekommen, sich aufzuschließen, vor eine südliche Mauer; bringe sie jedoch, wenn abermahl strenge Witterung eintreten zu wollen scheinen sollte, sofort wieder an ihre vorige Stelle unter das Verdeck; stelle sie aber, sobald wieder gute Frühlings-Witterung eintritt, sogleich wieder auf jene Stelle, weil die jungen Pflanzen nur bey einer solchen Wartung im ersten Frühjahre, sonst aber erst im zweyten Frühjahre hervor zu sprießen pflegen, und dann ein ganzes Jahr verloren geht; stelle sie, wenn die Pflanzen aufgegangen sind, und nun kein Frost mehr zu befürchten ist, auf eine schattige, doch völlig luftige Stelle, in eine östliche Lage, wo sie nur die Morgen-Sonne haben, und warte sie hier den ganzen Sommer über gehörig mit Gäten, und öfterm, aber doch allezeit sehr mäßigem Begießen, bey welcher Wartung sie in diesem Sommer gleichwohl nur erst einen dürftigen Schuß zu thun pflegen; bringe sie durch den folgenden Winter eben so, wie durch den vorhergehenden Winter; stelle sie im Frühjahre, wofern sie alsdann noch gar zu klein und zu schwach seyn sollten, und dann also noch nicht

ver-

versetzt werden könnten, wieder an eine sonnige Stelle, damit sie des wohlthätigen Einflusses der Sonne theilhaftig werden, im Anfange des May aber auf eine schattige Stelle, auf welcher sie den ganzen Sommer bleiben müssen, und wo sie dann im Wachsthume besser fortkommen werden, gleichwie in dem darauf folgenden Winter abermahl auf eine geschützte Stelle; pflanze sie alsdann im folgenden dritten Frühjahre, da sie 2 Jahr alt sind, nach Mawe Vorschrift, in die Pflanzschule in 1 bis 2 Fuß weit von einander entfernte Reihen, wo sie bis zur förmlichen Verpflanzung bleiben müssen; nach Hanbury aber erst 9 Zoll weit von einander, und nach abermahl 2 Jahren bey feuchter Witterung, $1\frac{1}{2}$ Fuß weit von einander, in $2\frac{1}{2}$ F. weit von einander entfernte Reihen.

2) Durch Absenker. Man grabe die Erde um die Absenker-Stühle um, harke dieselbe rings umher eben, und beuge zeitig im Herbste ein- oder zweyjährige Zweige, denen man aber, weil sie sonst nicht leicht Wurzeln treiben, zuvor einen gelinden Nelken-Ableger-Einschnitt geben muß, so tief in die Erde, daß nur ihre Spitzen so eben über der Erde hervor ragen; wenn aber diese Zweige schon mit lebhaften Seiten-Zweigen versehen sind, so lege man diese alle, um desto mehr Pflanzen zu bekommen, nachdem man ihnen einen gelinden Einschnitt gegeben hat, so in die Erde, daß nur ihre Spitzen so eben über der Erde hervorragen, und verkürze die etwanigen längern Seiten-Zweige, daß dieselben gleichfalls nur aus der Erde, und mit den übrigen Absenkern desselben Zweiges gleich hoch hervor ragen. Sie pflegen dann im Herbste des folgenden Jahres, ausser nur in starkem und schwerem Boden nicht leicht, größten Theils schon bewurzelt zu seyn, und mögen entweder schon alsdann, oder auch erst im folgenden Frühjahre, wenn alle Gefahr des Frostes vorüber ist, von dem Mutterstocke

abgenommen, und auf 2 bis 3 Jahr, oder bis sie zur lezten Verpflanzung groß genug sind, in die Pflanz-Schule gepflanzt werden.

3) Durch abgeschnittene Zweige. Sobald es im August geregnet hat, sonst aber erst später, weil die Erde durch einen frühen Herbst-Regen zuvor erst abgekühlt und angefeuchtet seyn muß, stecke man junge, besonders aber starke diesjährige Schüsse, die um so viel gewisser anschlagen, wenn sich an ihrem untern Ende noch ein wenig altes Holz befindet, auf eine schattige und gut geschützte Rabatte, und zwar, um eines guten Erfolges desto gewisser zu seyn, in rothe Lehm-Erde, reihenweise 1 F. weit von einander, drücke sie recht fest an, und pflanze sie im folgenden Jahre, da sie bewurzelt zu seyn pflegen, in weiter von einander entfernte Pflanzschul-Reihen. Oder, nach Hanbury: man stecke sie ganz nahe, doch nicht näher neben einander her, als 4 bis 5 Z. weit, in $1\frac{1}{2}$ F. weit von einander entfernte Reihen; lege zwischen dieselben ein wenig kurzen Pferde-Mist, damit im Winter der Frost nicht eindringe, und im Sommer die Sonne die Erde nicht so sehr austrockne, das Unkraut auch zurückgehalten werde, und man die Stecklinge nicht so oft begießen dürfe, welches ihnen weit zuträglicher ist, indem sie zu der Zeit, da sie eben Wurzeln treiben wollen, kein vieles, wenigstens kein starkes Begießen lieben, weil ihre so eben hervortreibenden noch zarten Wurzelfasern davon leicht in Fäulniß gerathen, und dann der Steckling fehlschlägt; nehme im folgenden Jahre, da sie bewurzelt zu seyn pflegen, das Geströhde wieder weg; lockere die Erde im folgenden Frühlinge auf, weil sie dann im Sommer desto stärker zu schießen pflegen, und pflanze sie im folgenden Herbste, da sie 2 Jahr alt sind, in die Pflanzschule, in welcher sie bis zur förmlichen Verpflanzung allezeit rein gehalten werden müssen, und

der

der Boden zwischen den Reihen in jedem Winter mit dem Spaden aufgelockert werden muß. Die Weite, in welcher sie zu einer Plantage gepflanzt werden müssen, ist 3 Fuß; hernach müssen sie, wie andere solche Bäume, nach und nach verdünnet werden.

Man erzieht den Lebens-Baum zwar am gewöhnlichsten aus Absenkern und Stecklingen; Samen-Pflanzen aber geben allezeit die besten Bäume. In Deutschland erträgt er die Winter-Kälte ohne Schaden. Nur die zweyte Art scheint in Nieder-Sachsen nach einem strengen Winter das Absterben einzelner Zweige zu befürchten zu haben.

Die Bewegungsgründe, die Thuya in Deutschland wild anzupflanzen, sind, nach dem Urtheile des Hrn. Ober-Forstmeister v. Wangenheim (*), die ausser allen Zweifel gesetzte Güte, der mannigfaltige Verbrauch und die vorzügliche Dauer des Holzes, das, so wie bey der Eiche, den langsamen Wuchs dereinst ersetzt, und deswegen unter den Schwarz-Hölzern eben den Platz, den jene bey den Laub-Hölzern im Besitz hat, verdient. In den nördlichen Gegenden von Amerika, wo die Thuya zu Hause gehört, steht sie an den Abhängen der Berge, und an den Ufern der Flüsse und Wald-Wasser, mehrentheils auf einem lehmigen, mit guter Erde, Sand oder auch kleinen Steinen gemischten, schweren und feuchten Boden; sie wurzelt in den Gebirgen gern zwischen Steinen und Felsenstücken, die vom Wasser gerissen werden, und die Anzeige eines feuchten, säuerlichen Bodens sind, ein, und erhält sich mit ihrer kleinen Pfahl-Wurzel an solchen steilen Wänden. Bey einer Anpflanzung in Deutschland, wenn sie in das Große unternommen werden soll, räth Hr. v. Wangen-

(*) S. Dessen Beytrag zur teutschen holzgerechten Forst-Wissenschaft ꝛc. (Gött. 1787, gr. 8.) S. 7.

heim, den Samen aus Neu-York oder Neu-England, von solchen Oertern, die zwischen dem 42 und 44sten Grad nördlicher Breite zu liegen, kommen zu lassen, weil die Thuya in diesen Gegenden am vollkommensten wächst. Den Samen verschickt man in verpichten Fässern entweder in Zapfen, oder wenn der Same ausgeklengt ist, so vermischt man ihn mit trocknem Sand. Die Kosten der Ansäung werden bey der Thuya noch geringer zu stehen kommen, als bey der Weymouth-Kiefer, und der weißen nordamerikanischen Spruce-Fichte, weil der Same sehr klein ist, wenig Raum einnimmt, und höchstens nur 1½ Pf. zur Ansäung eines aus 160, sechzehnschuhigen Quadrat-Ruthen bestehenden Ackers, gebraucht wird. Die kalten gebirgigen Gegenden Deutschlandes haben eine angemessene Lage zum Anbau der Thuya. Man erwähle hierzu die steilen Seiten dieser Gebirge, und lasse den Boden kurz vor der Saat, damit das Schmelzen des Schnees an solchen Orten ihn nicht wegwasche, ganz flach aufhauen, oder nur wund machen. Die Aussaat geschieht im April an einem stillen feuchten Tage, oben auf, und wird nicht gedeckt; der leichte Same, damit er leichter ausgestreuet werden kann, wird mit Sand vermischt. Der Abtrieb richtet sich nach dem Verbrauche, wozu diese Holz-Gattung bestimmt ist; und die Anpflanzung wird jederzeit durch die Saat wieder bewerkstelligt.

3. Blattloser Lebens-Baum, dessen Zapfen aus vier Stücken bestehen, und dessen Blätter die Gestalt einer umgekehrten Birn haben, die Zweige wie eine Scheide einhüllen, und sich auf einer Seite in eine steife Spitze endigen, Thuja aphylla, strobilis quadrivalvibus, foliis turbinatis vaginantibus, fine mucronatis *Linn.* Er ist in Aegypten zu Hause. Seine Zweige liegen wie Hohlziegel auf einander, und sind, wie bey dem Kannenkraute, gegliedert.

Lebens-

Lebens-Bedürfnisse, siehe Lebens-Mittel.

Lebens-Beschreibung, Gr. und Lat. Biographia, Biographie, derjenige Theil der Geschicht-Kunde, der sich mit der Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten einzelner Personen beschäftigt; die Beschreibung des Lebens einer einzelnen Person; die Lebens-Geschichte, der Lebens-Lauf; Lat. Vitae curriculum descriptum; Fr. Histoire de la vie.

Der Biograph hat mit dem Geschichtschreiber in so fern einerley Pflicht, daß er seinen Erzählungen den größten Grad der Glaubwürdigkeit geben muß, als ihm möglich ist; doch hat er noch einige besondere Regeln zu beobachten, die ihm allein eigen sind.

Lebens-Beschreibungen haben vor andern Geschicht-Büchern sowohl in Ansehung des Angenehmen, als auch des Nützlichen, vieles voraus. Erstlich trifft man in denselben besonders diejenigen gleichlaufenden Umstände an, die sich unsre Seelen so gern zueignen. Man sieht hier das menschliche Leben, wie es in tausend Abänderungen wirklich ist; und nicht selten sehen wir unsre eigenen Züge in der Schilderung anderer Personen. Keine Art von Geschichten ist angenehmer und nützlicher; keine fesselt das Herz mit stärkerm Antheil, keine ergießt lehrreichern Unterricht auf alle Stände, als diese. Die allgemeinen und hinreissenden Erzählungen der Geschichte, die ein tausend Schicksale in dem Verlaufe eines einzigen Tages einschließen, und mit großem Unternehmen unzählbarer Zwischenvorfälle verwickeln, bieten dem Privat-Leben weit weniger Unterricht dar, als diese. Das einförmigste Leben eines Menschen, der nur etwas mehr that, als lebte, ein Weib nahm, und starb, kann durch eine reife und getreue Erzählung nützlich werden. Unter der großen Menge der Menschen treffen wir gewiß einige, und vielleicht viele, an, die mit uns in gleicher Verfassung sind, und deren gute und

böse

böse Seite, glückliche Unternehmungen und Fehl-Tritte, Schlupfwinkel, und Rettungs-Mittel uns von großem Nutzen sind. Ein großer Theil des Lebens derjenigen, die Glück oder Gemüths-Art am weitesten von einander gestellt hat, verfließt auf einerley Art; dieselben Ursachen bringen dieselben Wirkungen hervor. So verschieden auch die Verhältnisse, Aenderungen, Schicksale einzelner Personen sind, so haben sie doch auch eine gewisse Einheit, daß sie gar leicht ein Ganzes ausmachen, und zum Vergnügen des Lesers dargestellet werden können. Daher sind auch ferner die Lebens-Beschreibungen zum sittlichen Gebrauch viel bequemer, als jede andere Art der Geschichte. Es ist unläugbar, daß die Gesinnungen der Menschen, die Mischung der guten und bösen Eigenschaften, der Gebrauch und Mißbrauch ihrer Fähigkeiten, die Stärke und Schwäche ihrer Grund-Sätze, die Verschiedenheit der Triebfedern der menschlichen Handlungen, in einzelnen Lebens-Beschreibungen weit besser erkannt werden kann, als in ganzen fortlaufenden Geschichten. Es können auch die Leidenschaften durch den lebhaften Anblick des rühmlichen oder tadelnswürdigen Verhaltens eines Menschen, und seiner guten oder schlechten Eigenschaften in einzelnen Begebenheiten leichter erreget, und dadurch gute und dauerhafte Entschließungen gefaßt werden. Aus diesen Gründen treffen wir bey allen Völkern, wo nur die Cultur des Geistes zu einiger Vollkommenheit gekommen ist, Schriftsteller an, die durch Lebens-Beschreibungen, Lehrer ihrer Nation geworden sind. Die Geschichte zeigt uns den großen Mann in die Begebenheiten seiner Zeiten eingeflochten; aber der Biograph läßt uns ihn in seinen innern Verhältnissen sehen. Es giebt gewisse unscheinbare Umstände im Privat-Leben, die uns zur Erweiterung unserer Kenntnisse und Tugenden weit nützlicher sind, als öffentliche

Vor-

Vorfälle. Der Biograph muß solche nutzen, und in ihr gehöriges Verhältniß setzen. Daß ein Mensch in seinem Gange bald geschwinde, und dann wieder langsam sey, ist, an sich betrachtet, eine Kleinigkeit; aber Sallustius bemerkt sie vom Catilina, als ein Merkmahl einer Seele, die bey sich etwas mit heftigen Bewegungen überlegt. Es ist deswegen die Verfertigung einer guten Lebens-Beschreibung, wenn sie sich von den Personalien eines Leichen-Bitters unterscheiden soll, keine so leichte Arbeit, als wohl mancher sich einbildet. Unter der Menge von Lebens-Beschreibungen, die wir haben, sind ihrer eben so gar viele nicht, welche die Probe aushalten. Viele haben dergleichen geschrieben, die mit der Beschaffenheit ihrer Arbeit nicht bekannt genug waren; sie enthalten Nachrichten, die man eben so gut aus Zeitungen sammeln könnte; sie setzen sie zusammen, wie das gute Glück sie ihnen in die Hände liefert; wenn es hoch kommt, so legen sie eine chronologische Reihe von Thaten vor, ohne daß sie sich um den wahren Charakter desjenigen, dessen Leben sie schildern wollen, im geringsten bekümmern. Sie fehlen auch in der Wahl der Vorfälle, und bringen oft Dinge in ihre Erzählungen, die der Welt ohne Schaden und Nachtheil verborgen bleiben könnten; oder wenn sie auch wichtige Begebenheiten erzählen, so machen sie nicht den gehörigen Gebrauch davon. Der Biograph muß also aus den vor ihm liegenden Nachrichten nur Begebenheiten heraus suchen, die des Aufbehaltens würdig sind; er muß sie so erzählen, daß dadurch der Charakter der Person geschildert werde; er muß alle Züge so setzen, daß sie kein falsches Licht auf Charakter werfen; er muß von dem Verdachte der Parteylichkeit und der Schmeicheley entfernt seyn, und sich hüten, daß er nicht in den Ton eines Lob-Redners falle; er kann mehr moralische Betrachtungen einmischen,

schen, als der Geschichtschreiber, aber es müssen solche Anmerkungen seyn, die nicht einem jeden Leser von selbst einfallen, oder wenn es auch gewöhnliche und bekannte sind, so muß er sie so vortragen, wie sie auf den vorliegenden Fall allein zu passen scheinen. Bloße Loci communes sind noch keine Betrachtungen, die aus einzelnen Begebenheiten entstehen. Es muß sich also der Biograph einen gewissen Stand-Ort wählen, aus welchem er die Person, deren Leben er beschreibt, ansieht. Er beschreibt nicht die Geschichte der Zeiten, sondern der Personen. Manche, die z. B. Cäsar's, des Cicero und Anderer Leben beschrieben haben, haben zugleich die Geschichte des römischen Reiches in diesem Zeitraume beschrieben. Der Biograph liefert nicht die Geschichte, sondern nur gleichsam Zusätze, die in den Plan der großen Geschichte nicht konnten gebracht werden; er setzt also die Geschichte als bekannt voraus. Und hieraus läßt sich auch der Stil des Biographen bestimmen. Sind die Begebenheiten, die er erzählt, mit den großen Begebenheiten verknüpft, so kann er das Feyerliche des großen historischen Stiles haben; befindet er sich in der niedern Sphäre, so muß auch sein Stil sich darnach richten, aber nur nicht in das Kriechende und schulmäßig-Pedantische fallen. Gottsched's Lebens-Beschreibung seiner verstorbenen Gattinn, ist ein Muster, wovon man, auf gut Swiftisch, die Regeln abstrahiren kann, wie eine Lebens-Beschreibung nicht beschaffen seyn müsse.

Lebens-Dauer, Lebens-Alter, oder Lebens-Länge, im Anfange der Welt und nach der Sündfluth; s. im LXVI Th., S. 712, fgg.

Vergleichung der menschlichen Lebens-Dauer mit der Lebens-Dauer einiger Thiere, s. eb. das. S. 734, fgg.

Nachricht von einigen Personen, die ein ausserordentlich hohes Alter erreicht haben, s. eb. das. S. 756, fgg.

Vom langen Leben der Philosophen, s. eb. das. S. 786, fgg.

Siehe auch Lebens-Verlängerung, Lebens-Ziel.

Lebens-Elixir Cagliostro's, siehe im LXVI Th., S. 785.

Lebens-Faden, eine figürliche, nur in der höhern Schreib-Art übliche Benennung des Lebens in Ansehung seiner Dauer.

Die Gewohnheit, sich das menschliche Leben als ein Gewebe vorzustellen, dessen Faden der Werk-Meister abschneidet, wenn wir sterben, ist sehr alt, und findet sich lange vor der griechischen und römischen Mythologie bey den Morgenländern.

Lebens-Flamme, bey einigen ältern Aerzten, ein Feuer höherer Art, welches sich in dem Herzen des Menschen befinden, und die wirkende Ursache der Verfertigung des Blutes, und folglich auch der Lebens-Kraft seyn soll. Siehe auch Lebens-Kerze, im LIX Th. S. 273, f. und Lebens-Licht.

Figürlich, in der höhern Schreib-Art, auch wohl das Leben, so fern es den Grund der eigenen Veränderungen bezeichnet.

Lebens-Flüchtigkeit und Kürze, Ungerechtigkeit der Klage darüber; s. im LXVI Th., S. 795, fgg. und 799, fgg.

Lebens-Gefahr, die Gefahr, nahe Möglichkeit, das Leben zu verlieren. In Lebens-Gefahr gerathen.

Lebens-Geister, L. Spiritus vitales oder animales, eine höchst feine flüssige Materie, welche in dem Gehirne erzeugt wird, und sich vermittelst der Nerven durch den ganzen Leib vertheilt, um ihm Empfindung und Bewegung zu ertheilen. Der Nerven-Saft,

so fern derselbe von Einigen mit diesen Lebens-Geistern für einerley gehalten wird; das allersubtilste Wesen in den Nerven, welches, wegen seiner Flüchtigkeit, in der größten Geschwindigkeit Bewegung zu erregen, und fast in demselben Augenblicke auch wieder Ruhe herzustellen vermag. Siehe Nerv.

Lebens-Geschichte, s. Lebens-Beschreibung, oben S. 155.

Lebens-Handlungen des menschlichen Körpers, siehe Lebens-Kraft.

Lebens-Holz, s. Th. XIV, S. 782.

Lebens-Jahre, deren Wahrscheinlichkeit; s. im LXVI Th., S. 737.

Lebens-Kerze, Gr. und Lat. Biolychnium; s. im LIX Th., S. 273, f. und Lebens-Licht.

Lebens-Kraft des menschlichen Körpers. Der Bau des menschlichen Körpers ist so künstlich und zusammengesetzt; die Reihe der in ihm sich eräugnenden Begebenheiten so groß und mannigfaltig, und der innern und äussern Ursachen, die jenen zu zerstören, diese zu verändern suchen, sind so viele, daß nicht leicht ein Mensch ein halbes Jahrhundert hindurch, oder noch länger, eine unverdorbene Gesundheit genießt. Wenn aber dies, wie die Erfahrung lehrt, doch je zuweilen geschieht, was ist der Grund dieser Erscheinung? Worin besteht jene Kraft, die unter dem Zusammenflusse so vieler und großer verderbenden Ursachen die Maschine in ihrem Lauf erhält? Ist sie dem Körper, oder der Seele, oder beyden zu zuschreiben? Oder befindet sie sich ausser dem Menschen? — Der Nutzen dieser Untersuchung ist groß. Aus ihr entspringt eine Quelle der wichtigsten Wahrheiten. Sie unterstützt die Theorie der Arzeney-Wissenschaft, und leitet den Arzt in der Anwendung. Sie erhöhet unsern Begriff von der Natur, die auch bey ihren hinfälligen und dem Untergange unterworfenen Werken, Spuren

der

der Weisheit, Güte und Vollkommenheit zeigt. Sie giebt uns endlich einen deutlichen Begriff von uns selbst, indem sie einen Theil von uns angeht.

Die Vollkommenheit der Handlungen unsers Körpers gründet sich auf die gleichmäßige Wirkung seiner Theile. So lange diese gleichmäßige Wirkung und Gegenwirkung der festen und flüssigen Theile Statt findet, so lange übt der Körper unzählige Verrichtungen aus, deren Uebereinstimmung Leben und Gesundheit bestimmt. Man sagt nähmlich, daß der menschliche Körper lebe, wenn entweder alle, oder nur einige seiner Handlungen vorhanden sind; er ist hingegen todt, wenn keine seiner Handlungen mehr gegenwärtig ist; gesund, wenn der Zustand seiner festen und flüssigen Theile so beschaffen ist, daß sie durch ihre Wirkung so vieles, als sie nur können, zu der innern Vollkommenheit des Körpers beytragen; krank, unter der entgegengesetzten Bedingung. So gründet sich Leben und Gesundheit auf die Vollkommenheit; Tod und Krankheit auf die Unvollkommenheit der Handlungen des Körpers. Was das Leben bestimmt, bestimmt auch die Gesundheit, und was diese hervorbringt, ist die Quelle des Lebens; daher, wie Swieten sagt: die vollkommenste Gesundheit das vollkommenste Leben, das vollkommenste Leben die vollkommenste Gesundheit.

Die Handlungen des Körpers bestimmen entweder zunächst das Leben, oder sie fließen auf eine nähere Art aus der genauen Verbindung des Körpers mit der Seele, oder zielen zunächst auf die Verwandlung der Speisen und Getränke in die Natur unsers Körpers ab, oder beziehen sich zunächst auf die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes. Dies ist die gewöhnliche Eintheilung der Handlungen des menschlichen Körpers, welche die Aerzte festgesetzt haben, und sie ist allerdings hinlänglich.

Der menschliche Körper hat ein Leben, und dies wird einige Zeit erhalten; also muß ein Grund vorhanden seyn, der das Leben des Körpers bestimmt und erhält, folglich eine Kraft, von welcher das Leben und seine Erhaltung abhängt. Diese, oder ein Theil derselben, nennt man die Lebens-Kraft, im weitern Verstande. Aus dieser Erklärung ergeben sich die Theile und Eigenschaften der Lebens-Kraft, wenn wir sie auf den menschlichen Körper anwenden: 1. Sie muß zuerst das Leben des menschlichen Körpers hervorbringen; 2. den Grund der Fortdauer desselben enthalten; also 3. allen Dingen, welche das Leben zu zerstören drohen, widerstehen. Ich will diese drey Stücke genauer aus einander setzen.

Um von der Kraft, welche das Leben hervorbringt, richtig zu urtheilen, müssen die Lebens-Handlungen des Körpers festgesetzt werden. Um diese festzusetzen, dürfen wir nur auf diejenigen Stücke Acht haben, aus welchen die Aerzte das Leben zu bestimmen pflegen. Hierbey sind zwey Fälle zu unterscheiden: Der Mensch, dessen Leben man durch Zeichen erkennen will, ist entweder geboren, oder ungeboren. In jenem Falle werden die Bewegungen des Herzens, der Lungen, und die daher rührenden Bewegungen der flüssigen Theile, so geringe sie auch seyn mögen, die Zeichen eines noch fortdauernden Lebens seyn. In diesem Falle wird der Arzt aus der Bewegung des Kindes in der Gebärmutter, und aus der Abwesenheit der Fäulniß der mütterlichen Säfte, auf das Leben des Kindes schließen. Beyde Dinge gründen sich aber wieder auf die Bewegung der Säfte, in so fern sie mit einem Fortgange der ganzen Masse verbunden ist (Motus progressivus). Da nun diese von der Bewegung des Herzens und der Gefäße abhängt, so müssen sich auch Herz und Gefäße bey einem lebenden ungebor-

gebornen Kinde bewegen. Hieraus folgt, daß das körperliche Leben durch die Bewegung 1. der Gefäße, 2. des Herzens, 3. der Lungen, 4. des Blutes und der übrigen Säfte, in sofern diese mit einem Fortgange verbunden ist, zunächst bestimmet werde. Dies werden also die Lebens-Handlungen des Körpers seyn; die Kraft, welche sie hervorbringt, wird das Leben bestimmen, folglich als ein Theil der Lebens-Kraft betrachtet werden müssen.

Die Kräfte, welche jene Bewegungen hervorbringen, sind: 1) die Schnell-Kraft. Alle Gefäße haben eine Kraft, vermittelst welcher sie sich nach vorhergegangener Ausdehnung in ihren vorigen Zustand zurücksetzen. Dies kann nicht ohne Bewegung geschehen; daher werden alle Gefäße von dieser Kraft in Bewegung gesetzt werden müssen, folglich muß die Schnell-Kraft ein Grund der Bewegung der Gefäße seyn. 2) Die Kraft des Zusammenhanges. Alle Gefäße sind feste Theile, die aus kleinern, welche sich anziehen, zusammengesetzt sind. Also wird in jedem Gefäße die Kraft des Zusammenhanges Statt haben. Da nun diese, folglich das Anziehen der Theilchen unter einander beständig fortdauert, und überdies die Schnell-Kraft von dem Zusammenhange bestimmt wird, so folgt, daß die Kraft des Zusammenhanges eine Ursache der Bewegung in den Gefäßen sey. 3) Die Muskel-Kraft. Sie äussert sich offenbar genug in den Schlag-Adern; folglich wird durch die Wirkung der Muskel-Kraft eine Zusammenziehung, die eine Bewegung voraus setzt, erfolgen können. 4) Sensibilität. Die Gefäße sind mit Nerven durchflochten, welche das Vermögen, Empfindungen zu erwecken, hervorbringen. Diese Kraft hat einen sehr großen Einfluß in die Muskel-Kraft, wie uns Fieber und Zuckungen lehren, welche von einem Schmerz erfolgen; daher muß auch diese Kraft unter

die bewegenden Ursachen der Gefäße gezählt werden. 5) Der Druck der Theile, welche den Gefäßen nahe liegen. So befördert der Druck der Muskeln, Schlag-Adern ꝛc. die Bewegung der Blut-Adern. 6) Die Kraft, mit welcher die flüssigen Theile in die Seiten ihrer Gefäße wirken; denn durch diese werden die übrigen Kräfte gleichsam erweckt.

Das Herz wird durch zwey Ursachen in Bewegung gesetzt: 1) durch die Muskel-Kraft, welche unter allen Theilen des Körpers in dem Herzen am lebhaftesten wirkt; 2) durch die Bewegung des Blutes, denn die Muskel-Kraft ist nur ein Vermögen, wodurch ein Theil vermittelst seines angebrachten Reizes sich zusammenzieht, daher die Muskel-Kraft die Bewegung des Herzens nicht hervorbringt, wenn nicht ein Körper, welcher die Stelle des Reizes vertritt, an dasselbe gebracht wird. Dieser Körper ist das Blut, welches durch seine Gewalt und Wärme das Herz reizt.

Die Bewegung der Lungen hängt überhaupt von der Erweiterung und der darauf folgenden Verengerung der Brust ab. Jene geschieht durch die Muskeln, welche die Höhle der Brust erweitern. Da der Grund der Wirkung der Muskeln in der Muskel-Kraft liegt: so folgt, daß die Muskel-Kraft der Grund der Erweiterung der Brust sey; diese erfolgt, theils durch die Kraft gewisser Muskeln, wodurch die Höhle der Brust verringert wird, theils durch die Schwere der Theile, woraus die Brust und die Lungen bestehen, theils durch den verminderten Widerstand derjenigen Kräfte, wodurch die Brust vorher erweitert worden ist. Hierbey wirken also sehr viele Kräfte: die Kraft des Zusammenhanges, die Schnell-Kraft, die Schwere, die Muskel-Kraft, das Empfindungs-Vermögen, die Bewegung der Säfte durch die Lungen, und der Druck der in den Lungen enthaltenen festen und flüßigen Theile.

Was

Was endlich die Bewegung der Säfte, in sofern sie mit einem Fortgange der ganzen Masse verbunden ist, oder den Motum progressivum der flüssigen Theile betrifft, so wird diese Bewegung bestimmet: 1) durch die Kräfte der festen Theile, der Gefäße, des Herzens, der Lungen; 2) durch den Druck nahe liegender Theile; 3) durch die Kräfte der flüssigen Theile, welche die Bewegung erleichtern, z. B. ihre Schwere; 4) durch die Bau-Art und Lage der Gefäße, z. B. die Valveln, Winkel der Gefäße, u. s. w.

Alle die izt betrachteten Kräfte bestimmen das Leben des Körpers; sie sind daher als Theile der Lebens-Kraft anzusehen. Da aber die Wirkung derselben ohne den gehörigen Bau des Körpers und seiner Theile nicht erfolgen kann, so wird dieser vorausgesetzt, und bey der Wirkung jener Kräfte eingeschlossen; folglich bestimmen jene Kräfte alsdann Gründe des Lebens, wenn zugleich der Bau des Körpers so beschaffen ist, daß der Körper des Eindruckes jener Kräfte fähig werde.

Aber dies ist noch nicht genug. Das Leben fängt von einem gewissen Zeitpuncte an, und dann geschieht die Empfängniß desselben. Wie diese bestimmt und hervorgebracht werde, ist eine zwar unergründliche Tiefe, die aber nicht alle Muthmaßung ausschließt. Die Vernunft-Lehre billigt dieselbe bey ähnlicher Gelegenheit; und die Natur-Lehre muthmaßet, wo die Natur die Entstehungs-Art der Veränderungen in der Körper-Welt verborgen hat. Ich will daher versuchen, wie weit diese schwierige Sache aufgekläret werden könne.

Unter den Erklärungen der Zeugung sind besonders zwey merkwürdige, allgemein angenommene. Einige leiten den Ursprung der Menschen von den Samen-Thierchen, Andere von gewissen Körpern her, welche in den Eyerstöcken gefunden, und wegen der

Aehnlichkeit, Eyer genannt werden. Es ist deutlich genug, daß man bey beyden Erklärungs-Arten annehmen müsse: der künftige menschliche Körper sey entweder ganz, oder eines Theils, abgebildet; denn läugnet man dies, so widerspricht man sich selbst, und die angenommene Meinung hört auf wahrscheinlich zu seyn; folglich ist man genöthigt, zu gestehen, daß das Zeugungs-Geschäft bloß in einer mehrern Auswickelung desjenigen Körpers bestehe, welcher den Stoff des werdenden menschlichen Körpers vorstellt. Nun kann diese Auswickelung nicht anders erfolgen, als wenn die festweichen und zarten Theile durch die Bewegung der flüssigen ausgedehnet und ausgefüllet werden. Könnte man daher die Kraft ausfündig machen, wodurch die Bewegung der flüssigen hervorgebracht würde, so würde sich ein weit helleres Licht über die Theorie der Erzeugung verbreiten; und da die Bewegung der flüssigen Theile nicht nur ein Theil des Lebens, sondern auch der Grund ist, wodurch die Bewegung des Herzens und der Gefäße bestimmt wird, so würde zugleich die Ursache entdecket werden, wodurch das Leben in dem werdenden Menschen angefachet wird.

Da man annehmen muß, daß in dem Grund-Stoffe des künftigen Menschen schon vor der Empfängniß flüssige Theile enthalten sind, (denn sonst würden die Gefäße zusammenwachsen,) und zugeben, daß sich diese durch die Gefäße, obgleich sehr langsam, bewegen, (denn bewegten sie sich nicht, so würden sie faulen; und giengen sie nicht langsam durch die vorhandenen Röhren hindurch, so würden sie die Auswickelung sogleich hervorbringen,): so folgt, daß die bey der Empfängniß wirkende Kraft den schon vorhandenen flüssigen Theilen den Trieb einer stärkern und lebhaftern Bewegung eindrücken müsse. Diese Bewegung der flüssigen Theile wird entweder unmit-

mittelbar, oder mittelbar, durch die Dazwischenkunft der festen, erreget. Das erste ist unwahrscheinlich, weil diejenigen Dinge, welche die Bewegung der flüssigen Theile, in so fern sie mit einem Fortgange der ganzen Masse verbunden ist, vermehren, dies nur vermittelst der festen Theile, und keinesweges in den flüssigen Theilen, wenn sie ausser dem Körper sind, bewirken. Folglich geschieht die Empfängniß, indem die festen Theile den gehörigen Trieb bekommen, um den flüssigen die zur Entwickelung der festen Theile nöthige Bewegung mitzutheilen. Aber durch welche Kraft wird dieser Trieb hervorgebracht? Die Kraft des Zusammenhanges und die Schnellkraft können unmöglich der Grund seyn; denn sie wirken nicht eher, bis die festen Theile durch die flüssigen bereits bewegt und verändert worden sind, welches wir hier nicht annehmen dürfen. Der Druck der den Gefäßen nahe liegenden Theile kann auch nicht angeführt werden, denn diese Theile wirken noch nicht; eben so wenig die Kraft, wodurch Empfindungen erzeuget werden; eben so wenig die Kräfte der flüssigen Theile. Folglich bleibt keine Kraft übrig, als die Reizbarkeit. Erweget man zugleich, daß der Grund dieser Kraft in dem Leime liegt (*), und daß dieser in dem Grund-Stoffe des künftigen Menschen nicht mangelt; daß der Same eine die Stelle eines Reizes vertretende Kraft besitzt, wodurch die Reizbarkeit gleichsam erweckt wird; und vergleicht man hiermit den starken Trieb, in welchen die umfaßten Theile gesetzt werden, wenn die umfassenden vermöge der Reizbarkeit wirken, so wird man höchst geneigt, die Wirkung der Reizbarkeit als den Grund der Empfängniß und des Lebens-Anfanges zu betrachten. Hr. v. Haller scheint eben dieser Mei-

(*) *Haller* Elem. physiolog. To. IV. p. 464.

ung zu seyn, indem er am ang. O. sagt: „Uebrigens „scheint die Reizbarkeit in dem Embryo, der in dem müt„terlichen Ey enthalten ist, gleichsam zu schlafen; bey „der Empfängniß aber, gereizt durch den männlichen „Samen, in Bewegung gesetzt und erweckt zu werden."

Sind die flüssigen Theile einmahl in Bewegung gesetzt, so wirken sie nicht allein in die festen zurück, sondern verursachen auch die Entwickelung der Theile, deren Kräfte immer mehrern Zuwachs, besonders auch durch den Zufluß der nährenden Feuchtigkeit, gewinnen. So werden mehrere und mehrere Theile, folglich auch das Herz, entwickelt. Die Theile bekommen ihre bestimmte Lage und Einrichtung, und ihre Kräfte nehmen zu. Endlich bestimmen Gefäße, Herz und Feuchtigkeiten zusammengenommen das Leben, bis bey der Geburt des Menschen auch die Lungen zu wirken anfangen.

Gesetzt nun, daß diese Dinge zu wirken fortfahren, so wird in jedem Augenblicke das Leben bestimmt. Folglich ist der allgemeine Grund der Fortdauer des Lebens, der fortdauernden Wirkung der Gefäße, des Herzens, der Feuchtigkeiten und der Lungen, bey dem gebornen Menschen zu zuschreiben. Da aus dem Vorigen erhellet, daß, wenn einmahl das Leben durch seine Kräfte bestimmt worden ist, eine Kraft immer die andere erwecke, so muß das Leben fortdauern, so lange man den Menschen und seine Kräfte bloß an sich, ohne Rücksicht auf andere Dinge, die in ihn wirken, betrachtet. Folglich erhält sich das Leben unsers Körpers selbst. Der Erhaltung des Lebens widerstreiten die Krankheiten und der Tod. Sie können also nicht von dem Leben hervorgebracht werden, und überhaupt so lange nicht Statt finden, als das Leben des Körpers und seine Kräfte allein wirken. Da aber die Erfahrung die Unvermeidlichkeit der Krankheiten und des Todes bestätigt, so müssen ausser dem Leben

und

und seinen Bestimmungs-Gründen noch andere Dinge vorhanden seyn, die 1) in den menschlichen Körper wirken; 2) dem Leben und seinen Kräften widerstreiten; 3) wenn sie immer fortwirken, von dem Leben und seinen Kräften überwunden werden; 4) durch ihre stärkere Wirkung Krankheiten und den Tod verursachen; 5) bey Krankheiten, welche sich mit der Rückkehr der Gesundheit endigen, von dem Leben geschwächt und aufgehoben werden. Folglich ist das Leben eine Kraft, wodurch der Körper den Dingen, die ihn zu vernichten suchen, Widerstand leistet.

Will man aber bestimmen, wie die schädliche Wirkung gewisser Dinge in den Körper vermittelst der Lebens-Kraft überwunden werde, so muß man diese Dinge selbst nach ihrer Verschiedenheit betrachten.

Erstens giebt es Dinge, die, ob sie gleich wirklich schädlich sind, wenigstens in der Folge es werden können, dem menschlichen Körper selbst in seinem vollkommensten Zustande zugeschrieben werden müssen. 1) Das Losreissen der Theile von den Seiten der Gefäße und anderer festen Theile. Die flüssigen Theile werden vermittelst der Lebens-Kraft bewegt; sie reiben sich aber mit den festen, und diese reiben sich unter einander bey ihrer Bewegung, folglich müssen beständig Theilchen von den festen Theilen verloren gehen, hierdurch aber die Schnell-Kraft, die Kraft des Zusammenhanges, und selbst die Muskel-Kraft, vermindert werden, indem diese sich auf den Zusammenhang der Elemente, folglich auch auf ihre Menge, gründen. Dieses Losreissen muß daher mit einem Nachtheile des Lebens und der Gesundheit verbunden seyn. Aber die Lebens-Kraft hindert diese schädlichen Folgen; sie bereitet den Nahrungs-Saft, führt ihn zu den festen Theilen, und ersetzt den durch das Losreissen der Theilchen entstandenen Verlust. Da aber nur eine eingeschränkte Menge des Nahrungs-

Saftes in einem Körper vorhanden ist, so würde die Lebens-Kraft durch jene Wirkung nur auf eine kurze Zeit den Schaden verhindern, welchen der Verlust der Theile verursachet. Sie wirkt daher noch auf eine andere Art. Sie veranstaltet Absonderungen der Feuchtigkeiten an verschiedenen Orten des Körpers, auch in dem Magen. Die dahin geführten Säfte werden durch die Ruhe scharf, und reizen die Nerven; daher erwecken sie die Muskel-Kraft, vermittelst deren die innere Haut des Magens sich zu reiben anfängt, folglich auf die Nerven dieser Theile zurückwirkt. So erfolgt die unangenehme Empfindung des Hungers; durch diese zwingt die Lebens-Kraft den Menschen, Speise zu sich zu nehmen; und indem sie daraus den Milch-Saft und aus dem Milch-Safte das Blut und den Nahrungs-Saft bereitet, so hindert sie, daß kein Mangel dieses zur Ernährung des Körpers unentbehrlichen Bestand-Theiles erfolge. 2) Der zu starke Zusammenhang der festen Theile. Die Lebens-Kraft kann nicht gehörig wirken, wenn nicht die festen Theile zusammen gezogen werden. Durch eine öftere Zusammenziehung wird der Zusammenhang der festen Theile zu sehr verstärkt, wie wir vielfältig an Muskeln ꝛc. sehen. Indem also die Lebens-Kraft beständig fort wirkt, so müßte endlich der Zusammenhang der festen Theile zu groß, und dies eine Quelle wichtiger schädlicher Folgen werden. Die festen Theile würden den flüssigen zu sehr widerstehen; folglich müßte die Gegenwirkung derselben ebenfalls geschwächt werden, und ein Theil von der Lebens-Kraft verlorengehen. Diesem Nachtheile wehrt die Lebens-Kraft; sie vermindert nähmlich den Zusammenhang der Theile durch das Reiben, und die beständige Ausdehnung der festen Theile; indem sie die flüssigen beständig zu den festen hinleitet, so werden diese durch jene erweicht, und indem sie durch

den

den Durst den Menschen zwingt, Flüssigkeiten zu sich zu nehmen, so kann es ihr nie an Stoff zur Erweichung der Theile mangeln. 3) Die Schärfe der flüßigen Theile. Die Säfte des Körpers haben eine Neigung leicht scharf zu werden, besonders wenn sie stark bewegt oder der Wärme lange ausgesetzt werden. Beydes erfolgt bey der fortdauernden Wirkung der Lebens-Kraft. Muß also nicht endlich eine Schärfe in den Säften des Körpers bestimmt werden? Und was wird häufiger, als dies, durch die Erfahrung bestätiget? Da aber die meisten flüssigen Theile im natürlichen Zustande ohne Schärfe sind, so kann eine Schärfe derselben ohne Nachtheil der Gesundheit nicht Statt finden. Auch hierbey sorgt die wohlthätige Lebens-Kraft; sie verursachet den Auswurf der Unreinigkeiten, vermischt die Salz-Theile mit den wässerigen und oehligen, verbindet das Scharfe mit der Erde und dem Schleime, und hindert seine schädlichen Wirkungen, wozu auch der Zufluß des Milch-Saftes dient. 4) Der Mangel der wässerigen Theile. Da die Auswürfe, welche von der Lebens-Kraft abhangen, beständig fortdauern; da durch dieselben eine große Menge wässeriger Theile aus dem Körper getrieben wird; da der Mangel derselben nicht nur die Flüssigkeit unserer Säfte hemmt, sondern auch Schärfe hervorbringt, so sind die daher entstehenden Nachtheile einleuchtend. Indessen veranstaltet die Lebens-Kraft durch Trockenheit und Reiz der Theile des Mundes und Schlundes den Durst. Diese unangenehme Empfindung nöthigt den Menschen zu trinken, den Verlust der wässerigen Theile zu ersetzen, u. s. w.

Zweytens, giebt es Dinge, die in den menschlichen Körper wirken, die aber, allgemein betrachtet, weder schädlich noch nützlich sind, und deren nützliche oder schädliche Wirkung durch die Verschiedenheit der Umstände bestimmt wird. Hierher gehören die sogenann-

nannten nicht = natürlichen Dinge: Luft, Speise und Trank, Wachen und Schlaf, Ruhe und Bewegung, die ausgesonderten und zurückgehaltenen Dinge, die Gemüths = Bewegungen. Man setze den Fall, daß diese Dinge schädliche Wirkungen in dem Körper hervorbringen, so muß die Lebens = Kraft denselben widerstehen. Wenn aber zwey Kräfte gegenseitig in einander wirken, so wird entweder die eine oder die andere überwunden, oder es erfolgt Ruhe, indem sich die gegen einander wirkenden Kräfte zernichten. Das leztere ist nicht möglich, wenn die Lebens Kraft den angeführten Dingen und ihren Wirkungen widersteht; sonst würde kein Leben in dem Körper, auch nicht der Tod vorhanden seyn, welches widersprechend ist. Widersteht also die Lebens = Kraft den Wirkungen der angeführten Dinge, so muß sie entweder diese überwinden, oder durch diese überwunden werden. In dem ersten Falle dauert Leben und Gesundheit fort; in dem zweyten werden Krankheiten bestimmt; beyde Fälle erfolgen wirklich. Hier betrachten wir nur den ersten Fall, um zu sehen, wie die Lebens = Kraft wirke, um den Schaden des fehlerhaften Gebrauches der nicht = natürlichen Dinge abzuwenden. Diese Dinge schaden, indem sie 1. die festen Theile schwächen. Die warme und feuchte Luft, die Menge wässeriger, besonders warmer Getränke, die zu starke Bewegung, die lange Ruhe, der Mangel der Ausführungen, die Ausführung nicht auszuführender Dinge, z. B. der Lymphe, starke Gemüths = Bewegungen, u. dgl. müssen hierher gerechnet werden. Alle diese Dinge bestimmen die Schwäche auf eine verschiedene Art, und so widersteht ihnen auch die Lebens = Kraft. Dies geschieht nähmlich: a) durch die beständige Ernährung; b) durch die Ausleerungen, welche die Menge der wässerigen Theile vermindern; c) durch das Zusammenziehen der Gefäße und übrigen festen Theile; d) durch die in dem

Ge=

Gehirne bestimmte Absonderung des Nerven-Saftes; e) durch den Hunger; f) durch die eigene Schwäche, welche auf starke Bewegung erfolgt; so zwingt sie den Menschen zur Ruhe und zum Schlaf, unter welchem nicht nur wenigere Theile verloren gehen, sondern auch mehrere ersetzt werden. 2. Indem sie die festen Theile zusammenziehen: kalte und scharfe Luft, harte Speisen, Mangel des Getränkes, heftige Bewegungen. Diesem widersteht die Lebens-Kraft: a) durch die natürliche Wärme, welche sie hervorbringt; b) durch den Durst; c) durch die Ausleerungen; d) durch die starke Wirkung der festen Theile, wodurch die härtern zertheilet werden. 3. Indem sie die Dichte der flüssigen Theile vermindern. Hierher gehören: die feuchte und warme Luft, die vielen und wässerigen warmen Getränke ꝛc. Die Lebens-Kraft widersteht ihnen theils durch die Ausleerungen, wodurch die Menge der wässerigen Theile vermindert wird, theils durch die stärkere Bewegung der festen Theile, wodurch die flüssigen zusammengedrückt werden. 4. Indem sie den Zusammenhang der flüssigen Theile vermehren, wie z. B. die zu starke Bewegung. Die Lebens-Kraft erweckt dagegen a) den Durst, um die aus dem Körper zerstreueten flüssigen Theile wieder zu ersetzen; b) die Bewegung der festen Theile, um die flüssigen mit den weniger flüssigen zu vermischen, und diesen ihre bestimmte Flüssigkeit wieder zu geben. 5. Indem sie die flüssigen Theile zu scharf machen: warme Luft, heftige Bewegung ꝛc. Wie die Lebens-Kraft den Nachtheil der Schärfe abwendet, erhellet aus dem Vorhergehenden deutlich genug.

Die dritte Art der Dinge, wider welche die Lebens-Kraft streiten muß, sind die Krankheiten. Die Wirkungs-Art der Lebens-Kraft bey denselben läßt sich zum Theil aus den obigen Gesetzen erkennen; doch verdient sie noch genauer erörtert zu werden. Die

Krank-

Krankheiten des Körpers lassen sich füglich in drey Classen eintheilen, je nach dem sie nähmlich in den festen Theilen, oder in den flüssigen Theilen, oder in beyden Theilen zugleich, ihren Sitz haben. Zur ersten Classe gehört: 1. die Schwäche der festen Theile; entweder verminderter Zusammenhang der Elemente, oder schwächere Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Theiles. Ist das erste, so widersteht die Lebens-Kraft der Schwäche vermittelst der Gründe, die bey dem Losreissen der Theile von den Seiten der Gefäße ꝛc. angezeigt worden sind. Ist das zweyte, so wirkt sie auf eine verschiedene Art. Die Reizbarkeit der Theile gründet sich auf den bestimmten Zusammenhang des Leimes, welcher in den festen Theilen angetroffen wird. Die Ursachen, welche die Reizbarkeit vermindern, müssen daher entweder in dem Mangel des Leimes, oder in einem zu starken, oder zu schwachen Zusammenhange desselben, oder in dem Mangel der Ernährung der Theile, gesucht werden. Dem Mangel des Leimes widersteht die Lebens-Kraft durch den Hunger, und durch die Bereitung des Leimes aus dem Milch-Safte. Den zu starken und zu schwachen Zusammenhang verbessert sie durch die oben angeführten Hülfs-Mittel: Durst, Ausleerungen, Bewegungen der festen Theile; und den Mangel der Ernährung durch die Bewegung der flüssigen Theile gegen die festen. Wie die Lebens-Kraft Ursachen der Krankheit überhaupt widersteht, so widersteht sie auch den Ursachen der verminderten Reizbarkeit. Eben dies gilt von der verminderten Empfindlichkeit. 2. Die zu große Stärke der festen Theile. Die Ursachen derselben sind die entgegengesetzten der Schwäche. Ist der Zusammenhang der festen Theile zu sehr vermehrt, so schwächt ihn die Lebens-Kraft. Ist die Reizbarkeit zu sehr vermehrt, so hebt sie oder sucht wenigstens die Ursachen der vermehrten Reizbarkeit zu heben,

indem sie den Zusammenhang vermindert oder vermehrt, und die Ernährung der Theile schwächt. Alles dies wirkt sie durch die stärkern Bewegungen, die von der vermehrten Reizbarkeit selbst abhangen. Der vermehrten Empfindlichkeit endlich, hilft sie durch den zulezt erfolgenden Mangel des Nerven-Saftes, und durch die Gegen-Wirkung gegen die Ursachen derselben ab. 3. Die Trennung des Zusammenhanges der festen Theile. Indem sie die Ernährung der Theile bestimmt, so sucht sie den aufgehobenen Zusammenhang der festen herzustellen; und indem sie ein Zusammenziehen der festen Theile bey der Trennung ihrer Theilchen bewirkt, so beugt sie dem Schaden vor, der aus dem Ausflusse der Feuchtigkeiten entspringen könnte.

Was die Krankheiten der flüssigen Theile betrifft, so können sie entweder zu dem allzu starken oder allzu schwachen Zusammenhange, oder zu der Schärfe der Säfte, gerechnet werden. Von allen diesem ist bereits gehandelt worden. Es folgen daher diejenigen Krankheiten, welche ihren Siz in den festen und flüssigen Theilen zugleich haben. Dahin gehören ausser denen, die aus dem Zusammenflusse der izt erwähnten Krankheiten der festen und flüssigen Theile erfolgen, insonderheit die Beziehungs-Krankheiten (morbi relatiui), d. i. diejenigen, welche nicht gedacht werden können, ohne auf beyderley Theile zugleich Rücksicht zu nehmen. Man rechnet dahin: die zu sehr vermehrte oder zu sehr verminderte Quantität der Feuchtigkeiten; die Verirrung derselben in Absicht des Ortes (error loci), und die verminderte oder zu sehr vermehrte Bewegung. Der zu großen Menge der Feuchtigkeiten widersteht die Lebens-Kraft durch die Ausleerung des Blutes und anderer Feuchtigkeiten, und durch die stärkere Ausdehnung der festen Theile, wodurch sie den Schaden, den eine überhäufte

Men-

Menge der flüssigen Theile nach sich ziehen könnte, vermindert. Dem Mangel der Säfte widersteht sie durch den Hunger, durch die Bereitung der Säfte aus den Speisen und Getränken, durch die verminderte Bewegung, und durch das Zusammenziehen der Gefäße, wodurch sie den starken Ausfluß hindert. Die Verirrung des Ortes erfolgt, wenn ein flüssiger Theil nicht in dem Behältnisse ist, worin er natürlicher Weise enthalten seyn sollte. Da hierbey sehr viele besondere Fälle vorkommen, so lasse ich es bey einer allgemeinen Beurtheilung bewenden. Die Lebens-Kraft widersteht dem hieraus entspringenden Schaden: 1. durch das stärkere Zusammenziehen, vermittelst dessen sie den verirrten flüssigen Körper theilt, und durch kleinere Gefäße forttreibt. 2. Durch die Kraft der einsaugenden Gefäße. So wird das Blut, wenn es in das zellige Gewebe ausgetreten ist, oft ohne Schaden des Körpers zurückgeführt. 3. Durch die Aussonderung. So wird das Blut, wenn es in die kleinen Absonderungs-Gefäße übergegangen ist, bis zu den Aussonderungs-Gefäßen getrieben, und dadurch der Nachtheil, welchen die Verirrung des Blutes nach sich zieht, gehoben. 4. Durch die Verminderung der Ursachen, welche eine Verirrung veranlassen. Der verminderten Bewegung der flüssigen Theile widersteht die Lebens-Kraft durch die Verminderung ihrer Ursachen. Ist die Ursache eine verminderte Stärke der festen Theile, so hebt sie dieselbe; ist der Zusammenhang der festen Theile zu stark, so vermindert sie denselben; ist die Menge der Feuchtigkeiten zu groß oder zu klein, oder hangen die Theile der Feuchtigkeiten stärker, als sie sollten, zusammen, so widersteht sie auch diesen durch die oben angeführten Hülfs-Mittel. Was endlich die zu starke Bewegung der flüssigen Theile betrifft, so vermindert theils die Lebens-Kraft die Ursachen derselben, theils

schwächt

schwächt sie die Stärke der festen Theile, theils veranstaltet sie Absonderungen und Ausleerungen, welche die Bewegung in einigen Fällen, z. B. der Plethora commota, zu vermindern im Stande sind. Die innere Bewegung der Säfte gehört eigentlich nicht hierher, indem sie ohne Dazwischenkunft der festen Theile vorhanden seyn kann. Die Lebens-Kraft widersteht ihr, indem sie der Schärfe oder Fäulniß der sauern oder andern Salz-Theile Einhalt thut.

Aus dem Gesagten läßt sich die Wirkung der Lebens-Kraft bestimmen, in so fern sie den Schaden verhütet, der von gewissen Dingen entspringen könnte. Indessen sind hierbey noch einige Stücke zu bemerken. Zuerst lehrt die Erfahrung, daß die Lebens-Kraft noch gewisse andere Mittel besitzt, um den Schaden, welchen der Körper von gewissen Dingen leiden könnte, abzuwenden. Ich rechne dahin: 1. die Gewohnheit. Selbst Gifte schaden denen nicht, die ihrer gewohnt sind; und es ist eine gewöhnliche Regel der praktischen Arzeney-Wissenschaft, daß man selbst fehlerhafte Gewohnheiten der Kranken nicht störe. Da also angewöhnte schädliche Dinge dem Körper nicht schaden, so ist die Gewohnheit gleichsam als ein Theil der Lebens-Kraft zu betrachten, wodurch der Einfluß schädlicher Dinge in den Körper verhindert wird. 2. Der Abscheu und das Verlangen. Beyde wirken als Theile der Lebens-Kraft; denn wie oft bezeigen die Kranken ein Verlangen nach nützlichen, einen Abscheu vor schädlichen Gegenständen! 3. Die Kraft, wodurch schädlichen Dingen der Eingang in den Körper gleichsam versperrt wird. Dies ist die Reizbarkeit und Empfindlichkeit. So erregen schädliche Speisen ein Brechen; Dinge, die in die Luft-Röhre fallen, verursachen Husten; scharfe Sachen, die in die Augen fallen, spühlen sich durch den vermehrten Zufluß der Feuchtigkeiten aus.

4. Die Krankheit selbst, wovon ich sogleich reden werde. Vielleicht ließen sich der Mittel noch mehrere auffinden.

Zweytens muß die Lebens = Kraft schädlichen Dingen, die in den menschlichen Körper wirken, widerstehen, und sie leistet diesen Nutzen wirklich. Wenn daher schädliche Dinge in den Körper wirken, so können sie eine so starke Gegenwirkung der Lebens = Kraft erwecken, daß dieselbe als eine wahre Krankheit anzusehen ist. Was sind Fieber, Ausschläge, Blutflüsse, und mehrere Krankheiten, oft anders, als die heilsamen Bemühungen der Lebens = Kraft, oder, wenn man lieber will, der Natur? Krankheiten sind daher ebenfalls ein Mittel, dessen die Lebens = Kraft sich bedient, um den Schaden gewisser Dinge von dem Körper abzuwenden.

Aber wie? könnte man fragen, wenn die Lebens = Kraft eine so mächtige, allen nur möglichen Krankheiten widerstehende Kraft ist, woher der Tod, welchem der Mensch als Embryo, als Kind, Jüngling, Mann und Greis, unterworfen ist? Warum ist das jugendliche Alter, in welchem die Lebens = Kraft am stärksten wirkt, wenn man die Sache allgemein beurtheilt, der Gefahr zu sterben am häufigsten ausgesetzt? Warum tödten hitzige Krankheiten, in welchen die Lebens = Kraft thätig genug ist, so oft und so schnell, da im Gegentheil langwierige Krankheiten, in welchen die Lebens = Kraft nur schwach wirkt, einen langsamen Tod verursachen? Um diese Zweifel zu heben, die vielleicht natürlich genug sind, bemerke man Folgendes: 1. Die Lebens = Kraft, so stark sie auch ist, bleibt endlich und eingeschränkt, und ist daher nicht unüberwindlich. 2. Die Lebens = Kraft selbst kann erkranken, z. B. bey dem Faul = Fieber. 3. Sie kann zu stark werden, z. B. wenn eine vollblütige Person eine Erhitzung zuläßt, und augenblicklich

lich an einem Schlagflusse stirbt. 4. Sie kann unregelmäßig wirken. Gereizt durch die in der Masse des Blutes bey dem Faul-Fieber verborgene Schärfe, treiben die Gefäße und das Herz dieselbe mit einer schnellen Bewegung fort. Dies ist eine Bemühung der Lebens-Kraft, und in sofern heilsam. Gesetzt aber, daß die Lebens-Kraft die Krankheit-Materie nach dem Gehirne, den Lungen ꝛc. nicht nach den äussern Theilen, führe, so wird sie dem Körper einen Schaden zufügen, dem insgemein keine Kunst abzuhelfen vermag. Eine gemäßigte Kälte tödtet die zartern Früchte der Bäume; der Stamm kann eine größere ohne Schaden ertragen. Man wende diese Grundsätze auf die vorgetragenen oder ähnliche Zweifel an, und ihre Beantwortung ergiebt sich von selbst.

Lebens-Kürze, s. Lebens-Flüchtigkeit.

Lebenslang, so lange man lebt, so lange das Leben dauert. Das werde ich lebenslang nicht vergessen.

Lebens-Länge, siehe Lebens-Dauer.

Lebens-Lauf, L. Vitae curriculum; Fr. Cours de la vie. 1. Das Leben unter dem Bilde eines Laufes betrachtet. Seinen Lebens-Lauf vollenden, sterben.

2. Die Beschreibung des Lebens einer einzelnen Person, am häufigsten im gem. Leben; in der anständigern Sprech-Art die Lebens-Beschreibung, die Lebens-Geschichte; s. oben S. 155.

Siehe auch im LXVI Th., S. 689.

Lebens-Licht. Verschiedene Philosophen haben, seit einer sehr geraumen Zeit, die Quelle des Lebens (principium vitae oder vitale), den ersten Grund der Bewegung der thierischen Maschine, für eine Art von Feuer oder feuriger Materie angesehen. Dieser Gedanke hat ohne Zweifel Gelegenheit zu der Fabel von dem Prometheus gegeben, welcher das Feuer vom Himmel gestohlen haben sollte, (s. Th. XIII, S. 4, f.)

um den ersten Menschen zu beseelen, oder, wenn man so sagen kann, gleichsam anzuzünden; und er hat ferner den Nahmen: Lebens-Licht, Lebens-Flamme, oder Lebens-Wärme, L. Calor nativus, Calidum innatum, Flamma s. Flammula vitalis, welchen man der Ur-Quelle des Lebens beygelegt hat, und die von je her gewöhnliche Vergleichung des Endes oder Todes eines Menschen mit der Auslöschung eines Lichtes, veranlasset. Wir haben in der That zu wenig Hülfsmittel, zur Erkenntniß der ersten materiellen Triebfeder der thierischen Einrichtung zu gelangen, als daß wir entscheiden könnten, ob dieser Gedanke einigen Grund habe. So viel aber ist gewiß, daß man bey Beobachtung und Vergleichung der Erscheinungen von der Verbrennung mit den Erscheinungen des Athemhohlens, was vornehmlich die Nothwendigkeit des Zutrittes der Luft zu diesen beyden Geschäften anbelangt, eine sehr auffallende Aehnlichkeit von derselben nicht verkennen kann. Beyde erzeugen Bewegung und Wärme. Die eine von diesen Verrichtungen kann eben so wenig, als die andere, ohne die Beyhülfe, den unmittelbaren Zutritt und die Erneuerung der wirklichen Luft, bestehen. Sie gehen gut von Statten, so lange dieses Wirkungs-Mittel dieselben begünstigt. Sie hören augenblicklich auf, und verlöschen, sobald die Luft dabey mitzuwirken aufhört. Die elastische flüssige Materie endlich, welche zurückbleibt, nachdem die Luft zur Unterhaltung des Athemhohlens und des Verbrennens tauglich zu seyn aufgehört hat, ist genau eben dieselbe; es mag nun dieselbe, ohne erneuert worden zu seyn, zum Einathmen oder zur Verbrennung gedient haben. Es ist das mephitische Gas, welches fixe Luft, Kreiden-Säure u. s. w. genannt wird. In diesem elastischen luftförmigen Ueberbleibsel ist einige fixe Luft enthalten, der größte Theil aber davon ist phlogistisirte

isirte Luft, wovon im Art. Luft ein Mehreres vorkommen wird.

Von dem aus Menschen-Blut verfertigten Lebens-Licht, siehe im LIX Th. S. 274.

Lebens-Linie, Herz-Linie, L. Linea vitalis, in der Chiromantie, eine Linie oder ein Strich in der Hand, aus dessen Beschaffenheit vornehmlich von der Kürze oder Länge des Lebens eines Menschen geurtheilt wird. Sie nimmt zwischen dem Daumen und Zeige-Finger ihren Anfang, gehet um den Ballen des Daumens, oder um den sogenannten Venus-Berg, und endigt sich mehrentheils in den Rascetten oder gezwungenen Linien. Wenn sie lang, nicht gebrochen, noch von andern Linien durchschnitten, und einer frischen Farbe ist, soll sie gute Gesundheit und ein langes Leben bedeuten. Siehe Linie in der Physiognomie und Chiromantie.

Lebens-Luft, siehe Luft.

Lebens-Mittel, Lebens-Bedürfnisse, Nahrungs-Bedürfnisse, Körper, welche zum Unterhalte des natürlichen menschlichen Lebens dienen; Nahrungs-Mittel, Victualien, aus dem mittlern Lat. Victualia; im Schwabensp. Lipnar; Lat. Alimenta, Victus, im Kriege Commeatus; Fr. Denrées, Munition de bouche, Provision, Vivres. Die Lebens-Mittel werden theuer, wenn Brod, Fleisch, Gemüse, u. s. f. theuer werden. Einer Armee die Lebens-Mittel abschneiden, die Zufuhre derselben. Von den Nahrungs-Mitteln für Thiere ist dieses Wort nicht üblich.

Von den Lebens-Mitteln, physisch und diätetisch betrachtet, werde ich im Art. Nahrungs-Mittel handeln. Hier betrachte ich die Lebens-Mittel und Victualien kameralistisch und polizeymäßig.

Die Vorsorge für die Lebens-Mittel ist einer der wichtigsten Gegenstände der Polizey. So wie der Mangel der Lebens-Mittel eine Theurung nach sich zieht, die allen Gewerben und dem ganzen Nahrungs-

Stande höchst schädlich ist, und insonderheit den arbeitenden Theil der Einwohner und die Armen drückt, so hat hingegen eine vorhandene Menge der Lebens-Mittel die natürliche Folge, daß dieselben einen wohlfeilen Preis erlangen, dieser aber befördert die Commercien und Gewerbe, und bringt den Nahrungs-Stand überhaupt in Flor und Aufnahme, und hat auch eine sehr vortheilhafte Wirkung auf das Wachsthum der Bevölkerung. Denn blühende und dauerhafte auswärtige Commercien müssen auf die Ausfuhre der Landes-Producte gegründet werden; folglich ist der Debit derselben nöthig. Dieser Absatz aber beruhet hauptsächlich auf dem wohlfeilen Preise der Landes-Waren. Sollen aber die Landes-Waren einen wohlfeilen Preis erhalten, so muß auch der Arbeits-Lohn wohlfeil seyn; der Lohn der Arbeiter aber kann niemahls wohlfeil werden, wenn nicht auch die Lebens-Mittel wohlfeil sind. Und da bey einem wohlfeilen Preise der Lebens-Mittel, der nicht aus einem großen Mangel von Nahrung und Gewerbe, sondern vielmehr bey einem guten Nahrungs-Stande aus der weisen Vorsorge der Landes-Polizey entsteht, die Menschen keine Schwierigkeit finden, sich zu ernähren, so werden sie desto häufiger heurathen und Kinder zeugen, auch Fremde durch den mäßigen Preis der Lebens-Mittel, und anderer unentbehrlichen Dinge, viel eher und leichter bewogen werden, ihren Aufenthalt in einem solchen Lande zu nehmen; und auf beyderley Art erlangt die Bevölkerung ein Wachsthum. Es müssen aber auch die Lebens-Mittel keinen allzu wohlfeilen Preis haben, und gar in Unwerth stehen, weil solches die Cultur des Bodens verhindert, und die Land-Wirthschaft in keinen Flor und Aufnahme kommen läßt; s. im LXIII Th., S. 697, f. Wenn aber die Land-Wirthschaft danieder liegt, so kann man schwerlich auf einen blühenden Nahrungs-

Stand,

Stand, noch auf eine große Bevölkerung, einige Rechnung machen. Und da die Gesundheit der Bürger in die Bevölkerung gleichfalls einen großen Einfluß hat, so muß auch die Polizey auf die gesunde Beschaffenheit der Lebens-Mittel eine große Aufmerksamkeit haben. Die Vorsorge für die Lebens-Mittel ist demnach ein sehr wichtiger Gegenstand der Polizey.

Bey dieser Vorsorge für die Lebens-Mittel hat die Landes-Polizey, in Ansehung des ganzen States überhaupt, ihre Maßregeln und Anstalten dahin zu richten: daß Theurung abgewendet werde, daß die zum Unterhalt des Volkes erforderlichen Lebens-Mittel zu allen Zeiten vorhanden seyn, und daß dieselben beständig in einem mäßigen Preise erhalten werden. Die Maßregeln und Anstalten zu diesen Endzwecken bestehen in Folgendem.

1. Vor allen Dingen muß die Polizey für die Verbesserung und Aufnahme der Land-Wirthschaft sorgen. Diese ist das beste und sicherste Mittel wider die Theurung des Getreides. In dieser Absicht muß die Polizey eine vollkommene Kenntniß der Land-Wirthschaft im Lande haben. Sie muß wissen, wie viel cultivirte Aecker im Lande sind, und ob die Quantität des Getreides, welche im Lande in gewöhnlichen Jahren erzeugt wird, für die Anzahl des Volkes, welches ihr aus den Todten-Registern und aus der wirklichen Zählung desselben bekannt seyn muß, zureichend ist, oder nicht. Findet sie dieselbe nicht zureichend, so muß sie die Ursachen davon ausforschen, und dasjenige, was daran Schuld ist, aus dem Wege zu räumen suchen. Sie muß wenigstens die Cultur des Bodens erst allemahl so weit treiben, daß das nöthige Getreide im Lande erzeuget werde; sie muß den Weinbau, den Wiesenbau zur Schafzucht, und andere Arten von Nutzungen des Bodens, ungeach-

tet sie an sich selbst einträglicher sind, als der Getreidebau, dennoch einschränken, wenn sie verhindern, daß das Land nicht so viel Getreide bauet, als zum Unterhalte des Volkes erfordert wird.

Weil aber auch da, wo die Land-Wirthschaft in Flor steht, und wo für die Einwohner hinlängliches Getreide erzeugt wird, nicht allein durch Mißwachs, Heuschrecken, Ueberschwemmungen, und andere allgemeine Unglücksfälle, wodurch die Feld-Früchte verdorben werden, sondern auch durch das häufige Aufkaufen des Getreides von Fremden, welches insonderheit in Krieges-Zeiten zur Unterhaltung der Krieges-Heere von den angenommenen Entrepreneurs geschieht, gar leicht eine Theurung entstehen kann, so sind ansehnliche Magazine und Vorraths-Häuser die besten Mittel wider die Theurung, wenn man dieselben in fruchtbaren Jahren mit Getreide anfüllet, und dahin bedacht ist, daß sie allemahl dergestalt angefüllt bleiben, daß beständig ein auf ein Par Jahre hinreichender Vorrath Getreide für das Land aufbehalten werde, wovon im Art. Magazin-Anstalten ausführlicher gehandelt werden wird.

Ferner muß die Polizey diejenigen Privatpersonen, welche ansehnlichen Getreide-Vorrath auf ihren Korn-Böden aufbewahren, und ihren Korn-Handel, den sie treiben, nach guten und vernünftigen Grundsätzen dirigiren. Diese Getreide-Vorräthe sind als kleine Magazine anzusehen, und keinesweges dem gemeinen Wesen schädlich, ob sie gleich vor sich allein nicht hinreichend sind, die Theurung abzuwenden. Man hat sonst dafür gehalten, daß diese Leute von dem Nachtheile des gemeinen Wesens, den es bey einer Theurung allemahl leidet, ihren Vortheil zu ziehen bedacht seyn, und daß sie allerley Mittel und Künste anwenden, einen erhöheten Getreide-Preis zu veranlassen. Man hat sie deswegen mit al-

lerley verhaßten Nahmen belegt, welche man im XLV Th. S. 417. f. angeführt findet; ja, man hat wohl gar in den Polizey-Gesetzen wider dergleichen Leute Verfügungen gemacht, und den Korn-Handel dem gemeinen Wesen als schädlich angesehen; allein diesen Vorurtheilen wird kein gründlicher Polizey-Verständiger, der eine Einsicht in den Zusammenhang des Nahrungs-Standes hat, beytreten können, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß diese Leute, sobald sie einen Aufschlag des Getreides merken, sehr geneigt sind, mit ihren Vorräthen zurückzuhalten, und dadurch den Preis immer höher zu steigern. Aber eben deswegen muß die Polizey die Korn-Händler, die an sich allemahl dem Lande nützlich sind, nach vernünftigen und guten Grundsätzen dirigiren. Diejenigen, welche dergleichen Getreide-Vorräthe besitzen, sind entweder Land-Wirthe, die ihre erzeugten Früchte aufschütten, oder es sind Leute, die sich mit dem Korn-Handel abgeben. Beyde unternehmen nichts, was dem Lande schädlich wäre. Von jenen habe ich dieses im XLV Th. S. 245, f., und von Leztern eb. das. S. 413, fgg. dargethan. Indessen muß die Polizey doch auch auf die Korn-Händler ein wachsames Auge haben, daß sie durch besondere Ränke und Wege nicht muthwillig Theurung veranlassen, noch sonst die übrigen Einwohner drücken. Sie muß, in dieser Absicht, die Vor- und Aufkäuferey des Getreides auf dem Lande durchaus nicht gestatten, sondern alles Getreide muß in die Städte gebracht, und daselbst auf dem Markte verkauft werden. Aber auch alsdann muß den Korn-Händlern nicht verstattet seyn, das Getreide zu kaufen, wann sie wollen, sondern die Polizey muß eine gewisse Zeit bestimmen, z. B. vormittags 10 Uhr, vor welcher die Korn-Händler nicht kaufen dürfen, damit diejenigen, welche das Getreide zu ihrem eige-

nen Bedürfniß nöthig haben, sich vorher damit versorgen können. Was die Polizey alsdann zu thun habe, wann ein Mangel an Getreide ist, und man merkt, daß die Korn-Händler mit dem Verkaufe an sich halten, um noch einen höhern Preis abzuwarten, habe ich im XLV Th., S. 420, gezeigt.

Einige sind der Meinung, daß die Polizey, um alle Theurung zu verhüten, das Getreide mit Polizey-Taxen belegen sollte, und daß diese Taxen eben so gut Statt finden könnten, als die von Brod, Bier und Fleisch (*); ja, man hat sogar ehedem in Polizey-Collegiis diese Meinung gehäget, wie die davon noch vorhandenen Gesetze (**) bezeugen. Allein, dieses Principium ist höchst ungegründet. Die Polizey kann niemahls die Materialien zu den Lebens-Mitteln und unentbehrlichen Dingen mit Taxen belegen. Sobald die Polizey dieses thut, wird sie sofort allen Handel hemmen; sie wird die Tyeurung weit mehr vergrößern; denn da niemand diese Dinge entbehren kann, diejenigen aber, die dergleichen besitzen, mit deren Verkaufe, wegen der Polizey-Taxen, an sich halten werden: so werden alle Käufer, die diese Waren unumgänglich nöthig haben, den Verkäufern aus eigener Bewegung einen enormen Preis biethen, und dabey im voraus die theure Versicherung geben müssen, daß sie solches bey der Polizey nicht anzeigen wollen; denn sie werden sonst diese unentbehrlichen Dinge nicht erhalten, und die Noth, auf Seiten der Käu-

(*) Wie solches ein gewisser C. B. v. L., in seinen, im J. 1739 herausgegebenen Vorschlägen zu Einrichtung einer guten Polizey, behauptet hat.

(**) Kön. preuß. Patent wegen Setzung des Getreides auf einen bestimmten Preis, d. d. 27 Nov. 1719, st. in Mylii Corp. Const. March. 5 Th. 5 Abth. 4 Cap. No. 9, S. 218.
Ingl. v. 12 Sept. 1725, eb. das. No. 14, S. 222.
Und v. 23 Aug. 1727, eb. das. No. 16. S. 223.

Käufer, zwingt sie, sich allen Bedingungen der Verkäufer zu unterwerfen. Diese Polizey-Taxen werden also, an statt einen wohlfeilen Preis zu wirken, die Theurung doppelt vergrößern, und viele andere unglückliche Folgen nach sich ziehen. Der Handel leidet, seinem ursprünglichen Wesen nach, gar keine Taxen; die Freyheit ist sein wesentlicher Charakter. Eigentlich beruht der Preis einer jeden Ware auf zweyerley Umständen: auf ihrer Unentbehrlichkeit, und auf ihrer Seltenheit. Die Unentbehrlichkeit nöthigt die Menschen zum Kaufe; und die Seltenheit verursachet eine große Concurrenz von Käufern, deren einer immer mehr zu geben bereit ist, als der andere, um den Vorzug zu haben. Wenn also die Polizey den Materialien mit Grunde Taxen geben wollte, so müßte sie im Stande seyn, von einer jeden Art der Materialien beständig einerley Quantität im State zu erhalten, und zu verhüten, daß sie zu einer Zeit niemahls seltener würden, als zu einer andern. Allein, das ist ganz unmöglich. Alle Materialien werden entweder durch die Cultur des Bodens gewonnen, oder durch den auswärtigen Handel erlanget; bey beyden aber eräugnen sich tausenderley Umstände und Zufälle, welche eine Ware zu einer Zeit seltener machen, als zu einer andern. Alles also, was in der Macht der Polizey steht, ist, daß sie den vollkommenen unentbehrlichen Waren, die aus den Materialien gearbeitet und zubereitet sind, und also auch dem Brod und Bier, Taxen setzt. Und auch hier kann sie gar nicht willkürlich verfahren, sondern sie muß den Preis der Materialien, den sie in dem ordentlichen Handel haben, und also bey dem Brod und Bier den Handels-Preis des Getreides, dabey zum Grunde legen; und eben dieser Preis muß auch der Grund von denjenigen Taxen seyn, die man den Gewerben mit den Lebens-Mitteln, oder den sogenannten Hökern, setzt;

denn

denn da diese das Getreide nur im Kleinen öffentlich verkaufen, so müssen ihnen Taxen vorgeschrieben werden, damit sie die armen Leute nicht übersetzen.

Ferner, muß die Polizey die Ausfuhre des Getreides nach guten Grundsätzen dirigiren. Denn ob man gleich heut zu Tage das alte Vorurtheil, daß man die Ausfuhre des Getreides überhaupt niemahls gestatten müsse, abgelegt hat, da man eingesehen hat, daß ein solches beständiges Verboth weder das Aufnehmen der Land-Wirthschaft befördern, noch ein Mittel, die Theurung zu verhindern, abgeben kann, so kann man doch nicht behaupten, daß man das Verboth der Ausfuhre des Getreides gar nicht gebrauchen müsse. Die Umstände der Zeit, und eine anfangende Theurung, machen dieses Verboth zuweilen allerdings nothwendig; doch muß es niemahls ohne zureichenden Grund gebraucht werden. Es ist davon bereits im XLV Th., S. 266, fgg. ausführlich gehandelt worden.

Bey zu vermuthender Theurung, muß die Polizey solche Gewerbe und Nahrungs-Arten einschränken, welche die Theurung noch mehr befördern und vergrößern können. Sie muß, in dieser Absicht, das Stärke- und Pudermachen zum Handel, die Blech-Hämmer, wo viel Getreide zur Beize consumirt wird, besonders aber das Branntweinbrennen, einschränken. Auch muß die Polizey nicht selbst durch ihre eigene Veranstaltung, wegen Ersparung der Kosten, den Getreide-Mangel vergrößern helfen. Wenn sie, z. B. zu Krieges-Zeiten, oder sonst zu Bedürfnissen für die Armee, Getreide aufzukaufen nöthig hat, und der bevorstehende Mangel des Getreides im Lande voraus zu sehen ist, so muß sie nie das benöthigte Getreide im Lande aufkaufen, wenn sie es auch gleich zur Zeit wohlfeiler erhalten könnte, als auswärts. Diese elende Ersparung einiger Kosten

ſten muß nothwendig die Vergrößerung des baldigen Getreide-Mangels wirken. Es ſind ſchlechte Grundſätze, wenn die Regierung den Vortheil ihrer Caſſen gegen den Vortheil des geſammten Landes ſucht, oder wenn ſie ſolcher Geſtalt verfährt, als wenn ſie ein, von der Wohlfahrt des Volkes abgeſondertes, Intereſſe hätte; Grundſätze, die nicht allein ſchlecht, ſondern auch überaus einfältig ſind, weil leicht zu beweiſen iſt, daß der Schade des Volkes allemahl zugleich auch auf die Regierung fällt.

Wenn nun aber die Polizey für die Aufnahme der Land-Wirthſchaft, und daß wenigſtens das benöthigte Getreide im Lande erzeuget werde, nicht geſorget hat, oder bey einer in Flor ſtehenden Land-Wirthſchaft die Anlegung öffentlicher Magazine unterlaſſen, und noch wohl dazu durch verbothenen Korn-Handel die Getreide-Vorräthe der Privat-Perſonen verhindert hat; wenn ſie die Ausfuhre des Getreides nicht weiſe dirigirt, und auch wohl ſelbſt durch ihre eigene Schuld den Getreide-Mangel befördert hat, ſo bleibt der Polizey alsdann kein anderes Mittel übrig, als: in fremden Landen Getreide aufkaufen, und ſolches zu Verhütung der Theurung, im Lande wieder um einen mäßigen Preis verkaufen zu laſſen, wenn ſie auch an dieſem Handel eine beträchtliche Summe zubüßen ſollte. Es erfordert dieſes ſogar die Schuldigkeit der Regierung, weil ſie eines Theils die zur Abwendung des Getreide-Mangels dienlichen Veranſtaltungen ſelbſt unterlaſſen hat, andern Theils aber, wenn ſie izt noch weiſe verfahren will, aus zwey Uebeln allemahl das kleinſte erwählen, und alſo lieber eine Summe Geldes aufwenden, als den Nahrungs-Stand den nachtheiligen Folgen, welche eine Theurung allemahl nach ſich zieht, ausſetzen muß. Wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß der Regent auf ſolche Art die Fehler der Finanziers bezah-

zahlen muß; es müßte denn der Regent an solchen Fehlern selbst einen großen Antheil haben. So wie die Polizey den Mangel des Getreides und die daraus entstehende Theurung verhüten muß, eben so muß sie auf der andern Seite ihre Sorgfalt und Aufmerksamkeit dahin richten, daß das Getreide auch keinen allzu wohlfeilen Preis erhalte, oder gar unwerth werde; sie muß vielmehr alle Mittel anwenden, um dem Getreide einen hohen Preis zu verschaffen, und dabey nur den allzu hohen Preis zu verhindern suchen. Hierüber habe ich mich bereits im XLVI Th., S. 2, fgg. und S. 46, f. umständlich erklärt.

Nun muß ich auch noch diejenige Vorsorge für die Lebens-Mittel, welche die Polizey besonders in den Städten anzuwenden hat, erörtern. Diese Vorsorge kommt hauptsächlich auf vier Stücke an, nähmlich: daß die Lebens-Mittel sowohl allemahl zureichend in den Städten vorhanden, und mäßigen Preises seyn, als auch, daß sie gut und schmackhaft, und der Gesundheit nicht nachtheilig seyn. In dem Vorhergehenden habe ich die Polizey-Anstalten wegen der Lebens-Mittel in Ansehung des gesammten States abgehandelt, und da hat bloß und allein das Getreide, als die allervornehmste und nöthigste Gattung der Lebens-Mittel, den Gegenstand ausgemacht; hier aber, und in Ansehung der Städte, muß die Vorsorge der Polizey sich zugleich auch auf die übrigen nothwendigen Lebens-Mittel erstrecken.

1. Sollen die Lebens-Mittel in einer jeden Stadt allemahl zureichend vorhanden seyn, so hat die Polizey ihre Aufmerksamkeit auf zwey Stücke zu richten. Sie muß erstens für die Zufuhre aus dem umliegenden platten Lande sorgen; und zweytens veranstalten, daß die Handwerker, die mit den Lebens-Mitteln zu thun haben, zu allen Zeiten mit allen Gattungen derselben versehen seyn.

a) Die

a) Die Zufuhre aus dem platten Lande wird die Polizey allemahl ohne Schwierigkeit befördern, wenn sie gute Markt- und andere Ordnungen in der Stadt einrichtet, und dienliche Mittel vorkehrt, damit die Landleute allemahl Abnehmer in der Stadt finden; denn auf diese zwey Puncte kommt die ganze Zufuhre an. Eine jede mittelmäßige Stadt muß daher ihre Wochenmarkt-Tage haben, auf welche die umliegenden Landleute ihr Getreide und ihre Victualien zum Verkauf bringen. Auf diesen Markt-Tagen müssen gerechte und billige Ordnungen eingerichtet seyn, die den Landleuten zur Bequemlichkeit, nicht aber zur Beschwerde, gereichen. Man muß sie zu rechtem Maß und Gewicht anhalten; allein, man muß darin nichts verfügen, was allein den Bürgern zum Vortheil, den Landleuten aber zum Nachtheil gereicht. Dieses ist eine sehr schlecht ersonnene Vorsorge für die Stadt, welche derselben gar bald nachtheilig wird, weil die Landleute dadurch abgeschrecket werden, ihre Producte dahin zu führen; vielmehr müssen diese Ordnungen hauptsächlich die Bequemlichkeit der Landleute, und daß sie mit dem Verkaufe nicht aufgehalten werden, zur Absicht haben. Denn an einem baldigen Verkaufe liegt jedem Land-Manne; und je mehr man durch Ordnungen, die den Landmann anreizen, die Zufuhre dahin zieht, desto vortheilhafter ist es für die Stadt. Allein, alle diese guten Ordnungen helfen nichts, wenn der Landmann nicht gewiß versichert ist, daß er seine Producte allemahl in der Stadt absetzen wird. Es darf sich nur ein oder zwey Mahl eräugnen, daß ein Landmann sein Getreide und andere Victualien nicht verkaufen kann, sondern entweder wieder mit zurücknehmen, oder bey jemand in der Stadt einsetzen muß, so wird er sich sehr hüten, in eine solche Stadt wieder zu Markt zu fahren; er wird lieber 2 und 3 Meilen weiter fahren, wo er allemahl des

Absa-

Absatzes versichert ist; denn die Versäumniß und vergebliche Fuhren sind eine wichtige Sache für den Land-Mann. In dieser Rücksicht sind die Korn-Händler, und diejenigen, welche Getreide aufschütten, ingleichem starke Brantweinbrennereyen, Bierbrauereyen, das Stärkemachen, u. dgl. einer Stadt allemahl nützlich, und verdienen daher auf alle Art befördert zu werden. Denn da sie allezeit Getreides benöthigt sind, und mithin selten etwas ungekauft von dem Markte zurück fahren lassen, so verschaffen sie der Stadt eine starke Zufuhre, und mithin einen bessern Getreide-Preis; denn wo ein großer Zusammenfluß von Verkäufern ist, da zieht solches allemahl einen mäßigen Preis nach sich.

b) Die Polizey muß diejenigen Handwerker und Gewerbe, welche Lebens-Mittel zubereiten, oder damit handeln, anhalten, daß solche zu allen Zeiten zureichend vorhanden seyn, und daß es nicht öfters an diesen oder jenen Gattungen mangle. Es muß in keiner ansehnlichen Stadt bald diese, bald jene Art von Fleisch fehlen. Die Polizey muß die Anordnung treffen, daß eine gewisse Anzahl Fleischer, jede Woche, die vorgeschriebene Fleisch-Sorte gewiß haben müssen, und muß sich an keine Einwendungen kehren, sondern diejenigen allemahl bestrafen, welche die Fleisch-Sorte, die sie in dieser Woche nach ihrer Reihe führen sollten, nicht haben. Eben so wenig muß das Bier in einer Stadt ausgehen, wenn sich auch gleich ein unvermutheter Vorfall eräugnet, wobey mehr, als gewöhnlich, consumirt worden ist; es muß allemahl Bier bey Bier seyn, d. h. der Brauer, den die Reihe trifft, muß brauen, sobald sein Vorgänger anfängt sein Bier anzustechen und zu verzapfen; s. Th. V, S. 215, fgg. Die Polizey muß Gewalt haben und befugt seyn, die Handwerker durch Zwangs-Mittel anzuhalten, daß sie von allen Gattungen der Lebens-Mittel Vorräthe haben. Bey allen Gewerben, die

mit

mit Lebens-Mitteln zu thun haben und in Zünfte geschlossen sind, ist dieser Zwang höchst billig. Denn wenn sie, durch die Verfassung der Zünfte, Andere von dieser Nahrungs-Art ausschließen wollen, so ist nichts der Vernunft gemäßer, als daß sie niemahls in irgend einer Gattung der Lebens-Mittel, deren Besorgung sie sich unterzogen haben, einigen Mangel einreissen lassen müssen; oder daß sie widrigenfalls durch alle nöthige Zwangs-Mittel dazu angehalten werden können. Auch dafür muß die Polizey sorgen, daß die Lebens-Mittel, insonderheit aber das Brod, zu rechter früher Zeit fertig und in Bereitschaft seyn müssen, weil vielen, die früh an ihre Geschäfte gehen, daran liegt, dergleichen zu haben.

2. Die Polizey hat für den mäßigen Preis der Lebens-Mittel zu sorgen. Worin dieser mäßige Preis bestehe, ist im XLVI Th., S. 2, fgg. gezeigt worden, wo ich auch die Mittel, wodurch derselbe befördert wird, angezeigt habe. Um die Lebens-Mittel in einem solchen mäßigen Preise zu erhalten, liegen der Polizey insonderheit zweyerley Anstalten und Maßregeln ob. Die ersten sind die Polizey-Taxen; und die andern bestehen in den Anordnungen und Maß-Regeln der Polizey wider Vor- und Aufkäuferey. Da leztere, wegen ihrer Wichtigkeit, eine eigene Abhandlung verdienen, und im Art. Vorkäufer und Vorkauf erhalten sollen, so will ich hier nur das Nöthige von Polizey-Taxen beybringen.

Die Polizey bedient sich der Polizey-Taxen, um Lebens-Mittel und andere unentbehrliche Dinge in einem mäßigen, billigen und dem State unschädlichen Preise zu erhalten, und die allzugroße Gewinnsucht derjenigen Handwerker und Hanthierungen, die sich mit deren Bearbeitung und Verkauf beschäftigen, in Schranken zu halten.

Die Polizey-Taxen über Lebens-Mittel müssen mit der größten Behutsamkeit angefertiget werden, wenn sie billig und gerecht seyn, und nicht eher einen Mangel, als einen gewünschten Ueberfluß, verursachen sollen. Es ist schon oben, S. 186, f. erwähnt worden, daß, nach der Regel der Polizey, das Getreide, womit ein ansehnliches Gewerbe und Handel getrieben wird, mit keinen Polizey-Taxen beleget werden könne, weil die Materialien zu den Lebens-Mitteln und unentbehrlichen Dingen gar keine Taxe vertragen können, und daß man nur und allein den vollkommenen unentbehrlichen Waren, die aus den Materialien gearbeitet und zubereitet sind, Taxen setzen könne. Man kann also den Mehl-Hökern, und denen Bäckern, die Mehl verkaufen, Taxen geben, aber keinem Mehl-Händler, der ein ansehnliches Gewerbe damit treibt, und nicht metzenweise verkauft. Sie kann denen Fischern, die auf dem Markte feil haben, aber keinem Fisch-Händler, Taxen verordnen. Sie schreibt den Bäckern (*) und Bier-Brauern (**) Taxen vor, weil das Brod und Bier bereits vollkommene Waren sind, welche aus dem Material des Getreides gearbeitet und zubereitet sind, und weil bey denselben der Preis des Getreides zum Grunde der Taxe genommen wird. Den Fleischern schreibt man ebenfalls Taxen vor, und solches kann auch gar wohl geschehen, weil sie das geschlachtete Vieh aushauen, und hernach in den Scharren oder auf dem Laden öffentlich pfundweise verkaufen. Allein, die Fleisch-Taxen sind weit mehrern Schwierigkeiten unterworfen, als die vorerwähnten. Soll die Fleisch-Taxe billig und gerecht seyn, so muß sie eben sowohl auf den Preis des geschlachteten Viehes gegründet werden, als das Brod und Bier auf den

(*) Siehe Brod-Taxe, im VI Th., S. 768, fgg.

(**) Siehe Bier-Taxe, im V Th., S. 278, fgg.

den Preis des Getreides. Da aber der Preis des Viehes sehr ungewiß und unbeständig, und bey dem Landmanne niemahls übereinstimmend ist, bey dem ausländischen Viehe aber die Transport-Kosten nicht wohl übersehen werden können, so machen diese Umstände die Anfertigung der Fleisch-Taxen sehr beschwerlich, und man wird in den meisten Ländern wahrnehmen, daß sie eben nicht nach der Billigkeit und Gerechtigkeit eingerichtet sind, weil allemahl das nöthige Principium, was das Vieh gekostet hat, fehlt. Auch wird die Fleisch-Taxe dadurch unbillig, daß, nach dem bey uns eingeführten Gebrauche, alles Scharren-Fleisch pfundweise gekauft wird. Der Kauf nach der Hand, welcher in einigen Ländern, wie z. B. in Frankreich, Statt findet, ist viel billiger, und für die verschiedenen Käufer weit angenehmer, weil sonst bey dem Verkaufe nach dem Gewichte, die lockern und ganz fleischigen Stücke mit den schlechtern und Knochen-Stücken zu gleichen Preisen gehen, wobey die geringeren Käufer allemahl leiden müssen (*).

Da aber alle Polizey-Taxen, wenn sie noch so gerecht und billig sind, keine Wirkung haben, wenn sie nicht auf das genaueste befolget werden, so ist diese Befolgung eine Sache, welche alle Aufmerksamkeit eines Polizey-Directors erfordert. Die Handwerker, denen die Polizey-Taxen gegeben sind; die Polizey-Diener, die sich von diesen Handwerkern bestechen lassen; die Polizey-Inspectores und andere Polizey-Bediente und Beysitzer, die, um eines Polizey-Bratens oder eines mürben Kuchens halber, nicht selten ein Auge zuthun; das Gesinde und andere Leute, die sich von den Handwerkern gleichfalls bestechen lassen, um sie nicht zu verrathen; kurz, alles arbeitet, um die Polizey-Taxen zu vereiteln. Der Polizey-

(*) Siehe Fleisch-Taxe, im XIV Th., S. 241, fgg.

Director muß daher ein ehrlicher, rechtschaffener, und selbst von allen Bestechungen entfernter Mann seyn, zugleich aber auch alle Aufmerksamkeit anwenden, und sich niemahls auf andere verlassen, sondern selbst ganz besondere Wege ausfündig machen, um gründlich zu erfahren, wie die Polizey-Taxen beobachtet werden, und die Handwerker auf der Entgegenhandlung zu ertappen. Ein Bäcker, Brauer, Fleischer, und dergleichen Handwerker aber muß die drey ersten Mahle, da er die Taxe übertritt, mit einer jedes Mahlzu verdoppelnden Geld-Strafe beleget, oder mit Confiscation aller seiner feil habenden Ware, und das vierte Mahl mit Niederlegung und Entziehung seines Gewerbes und seiner Gerechtigkeit, bestrafet werden.

3. Die Vorsorge der Polizey muß sich auch auf die Güte und den Wohlgeschmack der Lebens-Mittel erstrecken. Je mehr eine Stadt die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens genießt, desto glücklicher ist sie; und die Fremden finden eine besondere Anreizung, in einer Stadt, wo die Lebens-Mittel in vorzüglicher Güte und Wohlgeschmack angetroffen werden, sich aufzuhalten, oder mit wesentlicher Wohnung dahin zu begeben. Es gereicht der Polizey in einer Stadt gewiß zu besonderm Ruhm, wenn schönes, weißes, wohlschmeckendes Brod und anderes Backwerk, schönes genugsam fettes Fleisch von allerley Arten, gutes und wohlschmeckendes Bier, u. dgl., darin gefunden werden. Wenn es also hier und da an der Güte und dem Wohlgeschmacke ein und anderer Lebens-Mittel fehlt, wenn z. B. noch schlechtes und elendes Bier gebrauet wird, so muß die Polizey den Bürgern mit gutem Rath und Anweisung an die Hand gehen, und sie auf alle Art und Weise aufzumuntern, insonderheit aber den alten Schlendrian und die eingewurzelten Vorurtheile auszurotten suchen.

4. Endlich muß auch die Polizey auf die Gesundheit der Lebens-Mittel eine große Aufmerksamkeit haben. In dieser Absicht muß sie die Feilhabung solcher Früchte und Obst-Gattungen, die gegründeter Weise für ungesund gehalten werden, gar nicht gestatten (*). Hauptsächlich aber muß sie die betrügerische Verfälschung der Lebens-Mittel mit unreinen und ungesunden Dingen, mit den härtesten Strafen belegen. Die der Gesundheit nachtheiligsten Verfälschungen gehen bey den Getränken vor, indem man unter das Bier (**) und den Brandtwein (***) allerley schädliche Dinge thut, um sie stark zu machen, die Weine aber mit Dingen künstelt, die ein wahres Gift für den menschlichen Körper sind. Auf die Verfälschungen der Weine sollte die Polizey vorzüglich aufmerksam seyn, die Wein Keller unvermuthet visitiren, oder durch die dritte Hand in geheim Weine hohlen lassen, und solche probieren. Solche schädliche Verfälschungen und wahre Giftmischereyen werden billig mit Lebens-Strafe belegt, die Denuncianten aber verdienen belohnet zu werden. Was, in Ansehung der gesunden Beschaffenheit der Lebens-Mittel im kön. preuß. Land-Rechte verordnet ist, wird am Ende gegenwärtigen Artikels vorkommen.

Die Lebens-Mittel und Victualien waren vormahls wohlfeil. Fragt man, warum dieselben theils

(*) Aus diesem Grunde, darf, z. B. nach einer in Berlin, d. 18 Jun. 1780, ergangenen Polizey-Verordnung, sich niemand unterstehen, Sommer-Kartoffeln früher, als den lezten Jul., und Winter-Kartoffeln früher, als den lezten Aug, zu Markte zu bringen und zu verkaufen.

(**) In allen königl. preußischen Brau-Reglements, wird die Verfälschung des Bieres mit Vost und andern Dingen, bey schwerer Strafe verbothen. Siehe Th. V, S. 228.

(***) S. churf. braunschw. lüneburgisches Edict gegen das Branntweingesöff und Verfälschung des Branntweins, v. 5 Dec. 1736.

nicht auf den alten ehemahligen wohlfeilen Preis zurück kommen, theils auch viele noch höher steigen werden, so muß man die Haupt-Ursache wohl in dem zunehmenden Luxus der Nation suchen, so wie auch die von Jahr zu Jahr zunehmende Volks-Menge eine mehrere Consumtion der gemeinsten Speise-Materialien natürlicher Weise hervorbringen muß.

Beyspiele vom niedrigen Preise der Lebens-Mittel in vorigen Zeiten.

Victualien-Preise, in Nürnberg, aus dem 14ten Jahrhunderte.

Im J. 1299 galt das Viertel Bier 3 Heller.
1330 bis 1350, galt das Bund Heu 1 Heller.
1340 bis 1350, galt das ℔. Rindfleisch } 2 Heller.
— — — Schaffleisch
— — — Kalbfleisch
Das ℔. Schweinfleisch, 2½ Heller.
Ein ℔. Schmalz, 4 Heller.
Das Viertel Bier, 2 Heller im Winter und Frühling; im Sommer aber galt es 3 Heller, wie im J. 1299.
Der Eimer Bier galt 64 Heller.
Neuer Wein, das Viertel 3 Heller.
Fränkischer Wein, das Viertel 4 Heller.
Ehe der Wein gelesen wird, ½ Pfund Heller.
Der Eicherlohn vom Faß Wein, war im J. 1299, 4 Heller.
Der Müllner bekam vom Simra einen Metzen, oder 4 bis 5 Heller.
Zween Säcke Kohlen, jeder 1¾ Heller.
Tausend Mauerziegel kosteten, in den Jahren 1330 bis 1350, 1 Pfund Heller.
Tausend Dachziegel, 9 sol. Heller.
Steinmetzen, Zimmerleute, Dachdecker bekamen Tagelohn 18 bis 20 Heller, und zweymahl Käse und Brod. Ohne Essen bekamen sie 26 Heller.
Der Meister bekam 26 Heller; ohne Essen, 32 Heller.
Der Handlanger bekam 14 bis 16 Heller.

Söld-

Söldner, oder Lohnsoldaten, bekamen, im J. 1354, auf die Hand, wenn sie gedungen wurden, 2 Pfund Heller. Kam es zu einem feindlichen Zug, so bekamen sie noch 3 Pfund Heller, also 5 Conventions-Thaler jezigen Geldes. Zuvor bekamen sie nur 4 Pfund Heller in allem.

Zu den Zeiten Königs Heinrich V. († 1421) in England, war der Lohn der Arbeiter folgender:

Ein Zimmermann bekam täglich 6 Pfenn., oder 18 Kreuzer unsers Geldes.
Ein Steinmetz, 8 Pfenn., oder 24 Kreuzer.
Ein Handlanger, $4\frac{1}{2}$ Pfenn., oder $13\frac{1}{2}$ Kreuzer.
Ein Tischler, 6 Pfenn., oder 18 Kreuzer.
Ein Tüncher, 5 Pfenn., oder 15 Kreuzer.
Der Zimmermeister bekam wöchentlich, nebst Essen 3 Schill. und 4 Pfenn., oder 2 Fl.
Bildhauer und Bildschnitzer wöchentlich, nebst der Kost, 4 Schill. und 8 Pfenn., oder 2 Fl. 48 Kreuzer.
Eine Taglöhnerinn bekam täglich 3 Pfenn., oder 9 Kreuzer.
Die Fenster mit Gläsern zu versehen, wurde für den Schuh 1 Schilling, oder 36 Kreuzer, bezahlet.

Aus dem auf Pergament geschriebenen Bürger-Buche in Nürnberg, Litt. E. fol. CLXXXIX.

1350. Ez ist gesetzt worden. Swer gült kauft oder verkauft nach Herren gült daz man di rechen sol als hernach geschriben stet.
Des ersten, ij Sümer korn gult. für ein pfunt Herren gelts.
Item ij Sümer weitzs für viiij. schill. Herren gelts.
Item ij Sümer Gersten für j Lib. (libra) *Herren gelts.*
Item iij Sümer Habern für j. lib. Herren gelts.
Item ein Sümer arbeizz. Ein Sümer kichern. Ein Sümer Hanfes. Ein Sümer Mahen. Ein Sümer Leins. Ein Sümer Pon vnd ein Sümer Hirses genawen mit slehtem moz gemezzen. Vngenawen mit raubem moz gemezzen. der icleichs ij. Sümer für viiij. Schill. Herren gelts.
Item ij. Sümer Wikken, vnd ij. Sümer Linsen iegleichs für j. pfunt Herren gelts.
Item j. Sümer Hopfen für LX. haller Herren gelts.

Item Ein klob flahſes für ij. Schill.
Item Ein fuder Holzes für xvj. haller. (1 Fl.)
Item Ein fuder Stros für ij. Schill.
Item Ein lib. wahſe (1 Pfund Wachs) *für xvj. haller.*
Item Ein Virteil Honges (Honig) *für xvj. haller.*
Item Ein Sümer Zwifeln für LX. hall.
Item Ein fuder abgeſnitener Ruben für ij. Schill.
Item Ein fuder vnabgeſchniteuer Ruben pro xvj. hall.
Item Einen Eymer krauts pro vj. hall.
Item Ein Scheiben ſaltzes ein reichew für iij. Schill.
Item Ein arme Scheiben ſaltzes für LXXX. haller.
Item Rauhes korn als haberu.
Item Pfeffer. Ein lib. für iiij. Schill.
Item Ein lib. Ingbers für iij. Schill.
Item Ein lib. Saffrans für ½ lib.
Item Ein Weihenaht keſe für iiij. hall. (15 Kreuzer)
Item Ein Vaſnaht Hun für iiij. hall.
Item Einen Oſter keſe. Einen Pfingſt keſe. Vnd ein Herbſt Hun iegleichs für ij. hall.
Item X. air für j. haller.
Item Ein gemeſtew Gans für j. Schill.
Item Ein vngemeſtew Gans für vj. haller.

Hrn. v. Murr Journal zur Kunſtgeſchichte ꝛc. 15 Th. (Nürnb. 1787, 8.) S. 94, fgg.

Kurze Beſchreibung der guten Zeit, die im Jahr 1463 zu Cölln geweſen iſt.

Hört zu von Wunder will ich ſagen,
Was ſich vor Zeiten hat zugetragen
Zu Cölln in der berühmten Stadt
Als man 1463 zehlet hat.
Zu der Zeit war ein ſolch Jahr
Daß man am Mark ohn alle Gefahr
Hat kaufft der Stück umb Geld ſo viel
Wie ich jetzt erzehlen will.
Ein Malter Weitz gemeßen recht
Wie mans allda zu meßen pflegt,
Darzu ein Malter Gerſten gut
Als man jetzt kaum erkaufen thut,
Ein Malter Korn auch mit darbey
Ein Malter Haber ſag ich frey
Ein Thon Hering, ein friſch Faß Weins
So gut mans kauft am Strom des Rheins.
Auch ein Pfund Fleiſch und fettes Hun
Ein ganz Rey Brod gar weiß und ſchon
Umb drey Gülden (*) am Cölniſchen Gelt
Hat man gekauft die Stück gemelt.

Auf

(*) Ein Gülden iſt jetzt zu Cölln 18 Stüber.

Auf daß ihrs aber recht vernembt
Wie thewer ein jedes Stück da kömbt:
Erstlich ein Malter Korn allein
Umb viertzen Albus (*) man kaust gemein.
Darnach vom Weitz vor drey Real
Kauft man das Malter in der Zahl,
Der Gerst war auch da nit sehr thewr,
Wie man am Mark auch in der Schewr
Vor dreitzen Albus kaufen kundt.
Wo thut mans jetzt zu dieser Stund (**).
Den Habern gut für acht Weiß-Pfenning
Für fünf Real ein Thonne Hering.
Ein gut Maß Weins ein Albus galt
Ein fettes Hun in gleicher Gstalt.
Ein Röcklein Brod wiege da ein Pfund
Man für ein Haller (***) kaufen kundt
Ein Semmel oder ein Weißbrod
Hat auff der Wag neuntzen Loth,
Kaufft man auch um ein Haller klein
Da war gut Wirt und gut Gast seyn.
Die Butter kaufft man auß dem Faß,
Für vier Häller ein Pfund glaubt mir das,
Wer aber wollte die beste han
Für sieben Häller sie bekam.
Nun ist die Zeit verlauffen schon,
Wiewohl wär mehr zu schreiben davon
Welches jetzt nicht leyden will
Darumb ich auch will schweigen still.
Wünsch allen Frommen ein gutes Jahr
An Leib und Seel zugleich fürwahr
Das verleyhe uns Herr Jesu Christ
Der aller Ding ein Geber ist.
Amen.

Gedruckt im Jahr 1619.

Journal von und für Deutschland, 1786, 4tes Stück, S. 371, f.

In einem cultivirten und eingerichteten State hat eine jede Sache allmählich einen gewissen Preis an Gelde erhalten. Dieser Preis ist durch die Bedürfnisse bestimmt, und wird durch dieselben erhalten, wenn der Gehalt der Münze einerley bleibt. Die Erfahrung lehrt, daß mit dem allgemeinen Wachsthume und der Vermehrung der Menschen auch die Bedürfnisse der zum Leben gehörigen Dinge, und mit denselben auch die Preise der Lebens-Mittel zugenom-

(*) Ein Albus ist 3 cöllnische Pfennige oder sogenannte Füchse.

(**) Was würde der Verf. dieser Reime, der schon über seine Zeiten diesen Ausruf thut, erst jetzt sagen, wenn er auf den Mark und in die Schewr käme.

(***) Vier Häller geben auf 1 cöllnischen Pfennig oder sogenannten Fuchs. Von dieser kleinen, wohl der kleinsten Kupfer-Münze, die je in Deutschland gewesen ist, werden jetzt keine mehr gemünzt.

men haben, und gestiegen sind. Diese Preise sind der Grund zu den Auflagen des States, und zur Bestimmung des Werthes der Güter, die eine jede Privatperson besitzt. Ein Gut wird höher verkauft und verpachtet, wenn der Scheffel Rocken 16 Gr., als wenn er nur 8 Gr. gilt, und auch nach einer Mittel-Zahl von 10 bis 12 Jahren gegolten hat; s. Th. XLVI, S. 45. Wenn nun durch Krieg oder Pest ein Drittel Menschen plötzlich weggeraffet wird, wie im Jahr 1709 und 1710 in Preussen geschehen ist, und es wird eine gleiche Anzahl Morgen Ackers, wie vorher, gebauet, so muß, natürlicher Weise, mehr Korn und auch mehr Vieh vorhanden seyn, als im Lande gebraucht und verzehrt wird. Das Bedürfniß ist also nicht mehr so groß, und um ein Drittel geringer, als vorher. Was wird daraus erfolgen? Der wohlfeilere Preis ist eine nothwendige Folge. Der Particulier verliert also an seinen Einkünften. Da auch die Consumtion nicht so groß ist, so verliert der Stat ein Drittel an der Accise. Dieser verliert auch an Einkünften von den liegenden Gründen der Landleute, indem diese nicht mehr so viel Abgaben davon entrichten können, weil ihre Einnahme von verkauftem Getreide und Vieh geringer geworden ist, zumahl wenn die Lasten dem Landmanne schon vorher so zugemessen sind, daß er bey den sonst gewöhnlichen Preisen nicht eben viel hat erübrigen können. Hieraus erhellet, wie die Einkünfte des States und der Unterthanen von dem Preise der Bedürfnisse, und diese sowohl als jene von der Menge der Menschen abhangen.

Ein wohlfeiler Preis der zum Unterhalt unentbehrlichsten Lebens-Mittel, hat einen großen Einfluß in den Entschluß zu heurathen, wie auch in die besondere Fruchtbarkeit der Ehen. Dies ist der Grund, daß die Ehen in großen Städten, in Vergleichung mit der Zahl der Einwohner so sehr abnehmen. In

vielen Provinzen und Städten von Deutschland, sind die Lebens-Mittel seit 50 und mehr Jahren schnell gestiegen, in vielen auf mehr als das Doppelte. Wenn nun der Lohn der Arbeiter nicht in eben der Proportion steigt, wenn insonderheit die Salarien der Civil-Bedienten in einerley Größe bleiben, indem deren proportionirliche Vermehrung schwer zu halten pflegt, wird sich sodann nicht mancher vom Heurathen abschrecken lassen; und muß er es nicht thun, wenn er vorher sieht, daß sein Lohn oder Gehalt nicht zum Unterhalt einer Familie zureicht? Verliert aber ein Regent nicht an Menschen, die nicht zur Existenz kommen, eben so viel, ja noch mehr, als er durch die verweigerte Erhöhung des Gehaltes zu ersparen meint, wenn man auch der Billigkeit nicht einmahl gedenken wollte? Es ist wahr, es gefällt dem Landmanne, dem Bauer, dem Edelmanne, und auch dem Fürsten, wenn er viele Domainen hat, wenn er seine Victualien noch einmahl so hoch versilbern, und seine Einkünfte verdoppeln kann. Ist es aber billig, daß es mit Bedrückung des Andern geschieht? Wird er nicht allmählich seine Bedürfnisse, die er von den Einwohnern der Städte kaufen muß, auch noch einmahl so hoch bezahlen müssen? Wird also am Ende, wenn ein Saldo gemacht werden sollte, der Vortheil so groß seyn, als es wohl im Anfange schien? Muß man ein schnelles Steigen der Lebens-Mittel nicht auch als ein Zeichen eines baldigen Stillstandes der Manufacturen, Fabriken und des Handels ansehen, weil man dadurch endlich dahin kommt, daß man nicht mehr mit andern Nationen Markt halten, und seine Producte absetzen kann? Bey dem Stillstande bleibt es aber nicht, sondern der Verfall pflegt gemeiniglich auf dem Fuß zu folgen, wenn man von andern Nationen, die wohlfeiler arbeiten können, verdrängt wird. Nachher hält es schwer, wieder empor zu kommen.

Durch

Durch den Verfall der Manufacturen, Fabriken und des Handels wird alsdann die Anzahl der Consumenten verringert, und folglich muß der schleunig gestiegene Preis wieder fallen; der Schade aber bleibt alsdann, der durch die Erhöhung ist angerichtet worden. Hat nun der Edelmann und Landmann überhaupt in der Zeit seine Ausgaben der Einnahme proportionirt, und sich zu einem großen Aufwand gewöhnet; hat man sich nicht nur zur Pracht in Kleidung, sondern auch zu Delicatessen gewöhnet, wie gemeiniglich bey Vermehrung des Reichthumes zu geschehen pflegt, so wird der Schade desto größer und empfindlicher. Man sieht also hieraus, welche Sorgfalt nöthig sey, um ein schnelles Steigen der Lebens-Mittel zu verhüten, und einen wohlfeilen Preis zu erhalten. Wenn die Masse des Goldes und Silbers überall in ganz Europa in der Folge der Zeit vergrößert wird, und der Preis überall in gleicher Proportion steigt, so hat man keinen solchen Schaden davon zu befürchten.

Dieses Steigen und diese Theurung kann insonderheit durch große Städte, und vornehmlich durch das zu schnelle Wachsthum derselben, verursachet werden, zumahl wenn sie in einer unfruchtbaren Gegend, und nicht an schiffbaren Ströhmen liegen, auf welchen die Victualien von allen Seiten für einen geringen Preis können zugeführt werden. Wenn eine Gegend nicht die Einwohner der Stadt aus einem nahen Umfange ernähren kann, und wenn das Meiste auf der Axe herbey geschaffet werden muß, und noch dazu von weitem, so verursachen die Transport-Kosten nothwendig einen höhern Preis, und es wird, in Proportion, der Unterhalt und mithin das Heurathen, schwerer. Je mehr die Zahl der Einwohner in Städten wächst, desto theurer muß alles werden, und desto größer werden die schädlichen Folgen. Allzu große Städte sind also auch aus diesem Gesichtspuncte gefährlich; und es ist un-

unstreitig besser, wenn deren Einwohner in mehreren Städten vertheilt bleiben, wo der Unterhalt wohlfeiler ist. Es wird auch der erworbene Reichthum auf eine gleichere Weise im Lande vertheilet, woran sehr viel gelegen ist. Auf solche Weise profitirt das Ganze, da sonst bey einer allzu großen Menge der Einwohner einer Stadt nur ein Theil zur Ungebühr, und endlich zum wirklichen Schaden aller andern Theile Vortheile zieht, die ihm aber in der Folge selbst schädlich werden.

Daß erhöhete Preise größtentheils Folgen der vermehrten Consumtion seyn, erörtert Hr. Prof. Titius (*) in folgendem Aufsatz.

„Man hat längst erwiesen, daß sich die Preise nach dem wechselseitigen Verhältnisse der Waren und der Bedürfnisse richten, und daß ausser diesen zwo Grund-Ursachen, alle übrigen Umstände, welche einen Einfluß auf den Werth der Dinge haben, nur zufällig sind. Indessen sind doch auch diese lezten nicht ganz aus der Acht zu lassen; vornehmlich darum, weil ihre Wirkung nur eine gewisse Zeit dauert, nach deren Verlauf die Sachen wieder auf den vorigen Fuß kommen. Aber das Verhältniß der Waren oder der Feilschaften zu den Bedürfnissen, oder der Nachfrage, ist so etwas Wesentliches, daß, so lange dieses besteht, an eine Aenderung des Preises nicht zu gedenken ist. Vielmehr ist vorher zu sagen, daß, wenn die Waren nicht in gleichem Verhältnisse mit der Nachfrage, oder der Consumtion, zunehmen, alsdann die Preise noch immer mehr hinan steigen müssen. Die Betrachtung, welche ich schon lange darüber angestellt habe, daß unsere Bedürfnisse so sehr zunehmen, und in aller Art so sehr vervielfältiget werden, hat mir den Satz immer mehr bestätigt: es sey nicht abzusehen, daß die Preise der meisten, sogar der gemeinsten und nöthigsten Lebens-Bedürfnisse, jemahls wieder etwas herunter kommen werden, so lange der Hang zum Wohlleben, oder, welches einerley ist, die Menge der Bedürfnisse, und die vergrößerte Consumtion, in der Maße bleibt, oder noch höher steigt, als sie gegenwärt-

(*) Im 11 und 12ten St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1788.

wärtig ist; wobey ich den Preis durchgehends, nach dem gemeinen Begriffe, als ein Maß in Gelde betrachte, nicht aber als das Aequivalent für den Werth der Dinge annehme. Und über diesen Satz habe ich hier Gelegenheit, einige mir beyfallende Gedanken mitzutheilen, und sie durch ein paar Verhältniß-Beyspiele der vorigen, mit dem itzigen, Menschen-Alter, zu erläutern, da mir eine Erinnerung, welche Hr. Pastor Germershausen unter den Schluß-Betrachtungen des vorigen Jahres, wegen des fortdauernden hohen Preises der Butter, äußerte, dazu Anlaß giebt. „Die sämmtliche Viehzucht," dies war die Bemerkung des Hrn. Pastors, „unserer Gegenden befand „sich im vorigen Jahre auf einem so guten Fuße, daß ihre „Vermehrung, besonders der Woll-Thiere, überall er„wünschten Fortgang hatte. Blieb aber die Butter, vom „Anfang bis zu Ende des Jahres, in dem mehr höhern „Preise, als sonst, so kam die Klage darüber noch aus dem „Jahre 1786 her. Es war für den vergangenen Winter, „im Herbste des gedachten Jahres, zu wenig, und über„dem noch mehr schlechtes, als gutes, Rauchfutter, und „dies betraf vornehmlich auch den Klee, eingewonnen „worden, weshalb von den Milchkühen weniger Butter „erhalten ward. Und da auch die Kühe schlecht aus dem „Winter kamen, so gieng noch eine ziemliche Zeit hin, be„vor sie sich auf der Weide wieder recht erhohlen konnten. „Hierzu ist noch der bekannte Obstmangel, besonders des „Pflaumenmußes, zu rechnen. Fehlt es am leztern, so „kann der Landmann keine Butter sonderlich zu Markte „bringen, und muß sie als seine tägliche Zukost, oder Zu„brod, wie man es hier herum provinzialisch nennt, ver„speisen. Bringt aber der Bauer keine Butter zu Markte, „so sind die sogenannten Holländereyen und Viehmel„kereyen der Güterbesitzer für sich nicht allein hinreichend, „die Städte so mit Butter zu versorgen, daß sie in leid„lichem Preise stehen könne. Dieweil es demnach dem „ganzen nördlichen Deutschlande an Baumfrüchten, wenn „man etwas Kirschen, Johannis- und Stachelbeeren „ausnimmt, gefehlt hat, welches vom Verderben der „Blüthen durch Frost, und von der grünen Wickelraupe „herkam: so fehlte dem geringen Mann ein Großes, da „er keine Pflaumen hatte, um davon Muß zu kochen, und „hiermit den fast durchgängigen Abgang der Butter zu er„setzen.

„setzen. Da die Flieder- oder Hollunderbeeren gewöhn-
„lichermaßen mit den Pflaumen in Verbindung gekochet
„werden, um dem Muße theils ein besseres Ansehen und
„Geschmack, theils mehr Dauerhaftigkeit, zu geben, so
„blieben das vergangene Jahr die Hollunderbeeren allein,
„zum Mußkochen übrig, um solches Muß, statt der But-
„ter, aufs Brod zu streichen, und also zu verspeisen.
„Man pflegt gemeiniglich zu solchem Gebrauche die Hol-
„lunderbeeren auszupressen, und den Saft zu einem Sy-
„rup einkochen zu lassen. Es ist aber zu diesem Behuf so-
„wohl besser, als auch zur Ersparung der Mühe leichter,
„die von den Stängeln abgeräufelten Beeren unausgepres-
„set zu verkochen. Das Hollundermuß nach dieser Be-
„reitungsart schmeckt theils annehmlicher, theils veran-
„lasset es auch, wenn es tagtäglich mehrmahlen genossen
„wird, keinen Bauchfluß. In dieser Absicht nur verdiente
„der Hollunderbaum, der überall, nur nicht im nassen
„Boden, gut fortkommt, eine mehrere Anpflanzung, und
„dieses um desto mehr, da die Hollunderbeeren jährlich
„wohl gerathen, und keinem Mißwachse, wie unsre übrige
„Baumfrüchte, unterworfen sind."

Dies von einer der zufälligen Ursachen des erhöheten Victualpreises. Es giebt aber eine andere, nicht zufällige, sondern anhaltend wirkende, Ursache, welche dieses, und andere menschliche Bedürfnisse zu unsern Zeiten in etwas höhern Preisen erhält, als sie jemahls vorher gewesen, und das ist die vermehrte Consumtion aller Lebens-Erfordernisse, von der sich aber nicht sagen läßt, ob und wiefern sie für den Stat im Ganzen schädlich, oder nützlich, sey, wenn gleich sicherlich von ihr zu behaupten steht, daß dadurch die Preise in Zukunft immer in nähmlicher Höhe dürften gehalten werden, wenn nicht allgemeines Verderben die Zahl der Menschen, und ihre itzige Art zu leben, unglücklicher Weise wiederum herunter bringen wird. Es ist weder nöthig, noch meiner Absicht gemäß, mich hierüber ins Einzelne einzulassen. Ich darf mich aufs Total aller zum Leben gehörigen Stücke beziehen, um zu beweisen, daß alle und jede Preise derselben izt weit höher, als vor 20 bis 30 Jahren, stehen. Wenn ich nun auch alle übrige zur Erhöhung mitwirkende Ursachen gelten lasse, wohin Mißrathen, Unglücksfälle, politische und Gewerbe-Revolutionen, Geldverringerungen,

u. s. w.

u. s. w. gehören: so tragen sie doch insgesammt dasjenige zur Erhöhung der Preise nicht bey, was die vermehrte Consumtion allein thut. Die Waren würden auch völlig im genauen Maße der Nachfrage, oder des Verbrauches, steigen, wenn nicht die stets zunehmende Vervielfältigung der Waren den Kaufpreis etwas herunter hielte. Man betrachte die vornehmsten Artikel aller Nahrungsbedürfnisse; man wird sogleich zugeben, daß alle Woll- und Leinwand-Waren, alle Fabrikate aus Leder und Fett, aus Holz und Metalle, aus Getreide und Früchten, u. s. f. seit etlichen 20 Jahren ungemein aufgeschlagen sind. Sie würden es aber weit mehr, vielleicht um die Hälfte mehr, seyn, wenn nicht alle diese Producte, im Verhältnisse so viel mehr wären vervielfältiget worden, als der Begehr und die Consumtion derselben häufiger geworden ist. Butter und Fleisch, Fett und Leder, Wolle und andere dergleichen Thierproducte, würden noch mehr im Preise hoch seyn, wenn nicht der große Viehstand aller Orten, wo nicht überflüssigen, doch ziemlich hinlänglichen Vorrath zur Befriedigung der Consumenten, hergäbe. Setzet, der Viehstand sey in dem Mittelmaße, wie er vor einem Menschenalter war, wie viel weniger würde er von den Bedürfnissen dieser Art darreichen, und wie viel mehr würde der Kaufwerth davon hinan gerücket seyn. Ich weis wohl, daß die vermehrte Quantität des Geldes, und dessen größerer Umlauf, besonders aber dessen geringhaltige Ausprägung, in die Preise der Waren einen wesentlichen Einfluß haben, und sie bald erhöhen, bald erniedrigen. Aber alle diese politische Hülfsmittel, sofern man sie zur Erniedrigung der Preise anwendet, können selbige proportionirlich nicht so viel, und so für beständig vermindern, als die vermehrte Consumtion sie erhöhen wird. Und diese lezte hängt nur von zwo Ursachen ab: von der größern Bevölkerung, und von den größern Bedürfnissen der Menschen, sie mögen wahr, oder eingebildet seyn. Beyderley Ursachen sind vorhanden. Die Bevölkerung wächst, zu Folge der Mortalitätstabellen, zusehens in den Ländern. Aber weit mehr wächst der allgemeine Hang zum Wohlleben, zur Bequemlichkeit, folglich der stärkere Begehr, und die Consumtion. Und auf Rechnung dieser schreibe ich meist alle wesentliche Erhöhung unserer Victualienpreise, und aller unserer Lebensbedürfnisse. Ein

Be-

Beweis von diesem wachsenden Hange zum Wohlleben sind die mancherley vermehrten Handwerker und Künstler, die für den Luxus arbeiten. Wer einige 20 oder 30 Jahre zurück geht, wird inne werden, daß damahls von demselben Handwerke, z. B. der Schneider, der Schuhmacher, der Frisirer, der Barretkrämer, der Putzmacher, u. d. gl. wenig mehr, und nicht einmahl die Hälfte so viel gewesen, als ihrer izt sind. Alle diese Leute wollen doch leben, und Arbeit haben. Um diese bewerben sie sich auf sehr mannigfaltige Weise, und finden sie auch durch ganz unterschiedliche Mittel. Was ist also gewisser, als daß die Bedürfnisse dieser Art unter den Menschen, in den verschiedenen Ständen, müssen seyn vermehret worden. Freylich könnte man wohl sagen, die Arbeit, welche sonst etliche wenige hatten, vertheile sich izt unter viele. Aber die Erfahrung lehrt doch, daß diese vervielfältigten Künstler und Arbeiter insgesammt zu thun haben, und als Meister und Herren, immerzu ihre Gesellen und Gehülfen halten. In der That hat sich also der Verbrauch der Dinge, welche sie verarbeiten, mehr gehäufet. Und da die Zahl der Verarbeiter größer geworden ist, so muß man bedenken, daß auch durch sie die Consumtion ansehnlich vermehrt wird. Denn eine Anzahl Meister werden, an dem nähmlichen Orte, schon etwas besser leben, und mehr verthun, als eine doppelt so große Anzahl von Gesellen und Lehrlingen. Folglich, wenn von der Consumtion die Rede ist, so kann es nicht gleichviel seyn, auf welcher Stufe ein Professionist im State erscheint: ob er Herr oder Diener, Meister oder Geselle sey. Und es leuchtet die Richtigkeit des statistischen Satzes ein, daß man Professionisten, sobald möglich, zu Familien und Meistern anstelle, und alles aus dem Wege räume, wodurch ihr Ansetzen verhindert werden kann.

Wenn ich zu diesem nun noch die große Neigung zum bequemen und bessern Leben hinzufüge, die bey dem mittlern und niedern Stande, seit wenig Jahren eingerissen ist, so gewinnt die Consumtion der Lebensbedürfnisse ein gar Großes. Nicht nur der Herr und Meister hält sich schon besser in Essen und Trinken, in Kleidern und Wohnung, in Gesellschaft und häuslichem Umgange, in Aufwartung und Bedienung, sondern seine Leute, Gesellen, Lehrlinge und Dienstbothen, wollen bey ihm auch schon

besser gehalten seyn, und nehmen mit dem nicht mehr vorlieb, womit sie zur Zeit des Vaters und Großvaters abgefertiget wurden. Damahls ward z. B. die Woche ein bis zweymahl Fleisch auf den Tisch gebracht; izt müssen sie wenigstens viermahl, wo nicht alle Tage, welches aufgesetzt bekommen. Man nehme in einer Mittelstadt 300 solcher Professionisten aller Art, deren jeder seine Leute wöchentlich mit zwey Mahlzeiten mehr Fleisch regaliren muß, und gebe auf jede Mahlzeit nur 2 Pfund, so beträgt dies die Woche 1200 Pf. mehr verzehrtes Fleisch, weswegen der Fleischhauer die Woche 3 bis 4 Rinder, und das Jahr hindurch wenigstens 150 Stück mehr, als ehemahls, schlachten muß. Könnte dies Uebermaß Fleisch nicht aus dem Viehstande des Landes genommen werden, so würde der Fleischpreis weit höher stehen, als er gegenwärtig ist; und so geht es mit den übrigen Bedürfnissen, mit den Producten und Fabrikaten, insgesammt. Je mehr begehrt wird, desto mehr wird gearbeitet. Abnahme und Zubereitung balanciren sich gewissermaßen immer, verursachen aber doch, daß die Preise mit der Zeit stets etwas weniges hinauf rücken, weil das Begehr gegen die Menge Waren nach und nach um ein Unmerkliches zunimmt. Ich zweifle, ob das Stiefeltragen jemahls häufiger gewesen, als izt. Unter zehnen trug vormahls kaum einer Stiefel; anizt unter zehnen wohl nicht einer Schuhe. Eine wie große Quantität Leder wird hierbey nicht mehr verbrauchet! Und wie viel mehr Verdienst wirft es für den Schuhmacher ab! Setzet man hinzu, daß besonders bey Fabrikaten, die Moden und Zubereitungsarten unaufhörlich abändern, daß sie hiernächst durchgehends leichter, d. i. weniger dauerhaft, gemacht werden, so wird das öftere Begehr um so viel nothwendiger, da das Fabrikat in kurzer Zeit verbraucht ist, und ein neues der Art angeschaffet werden muß. Einen Beweis davon hat man an den heutigen leichten Zeugen, an den Floren, an allerley Gewebe und Band-Waren. Mancher wollte sein Begehr gern einschränken, und mit einem dauerhaftern Zeuge länger wirthschaften, auch willig mehr bezahlen; aber es wird nicht mehr gearbeitet, und er ist genöthigt, nach Verbrauch des vorigen, in Kurzem ein neues dergleichen Fabrikat anzuschaffen. Freylich dauerhafteres Fabrikat kostet mehr, und das behaget nicht allen, man will den

Preis geringer haben, und lieber öfterer kaufen. Zwar der öftere Kauf frißt mehr Geld; er befördert aber das Gewerbe, das Umwenden der Ware und des Geldes. Und das verlangt der Negociant, der Financier und der Volksberechner. Ich habe nichts dawider; bloß die folgenden Menschenalter müssen lehren, wiefern das System des vergrößerten Aufwandes den Staten vortheilhaft, oder nachtheilig seyn könne. Der Zunahme von Menschen, und der gleichförmigern Vertheilung des Geldes, ist es allemahl zuträglich, und wenn der Reichthum einer Nation nur nach Verhältniß der Arbeit geschätzet wird, so begünstigt es auch dieses. Es ist sogar ein Beweis des inländischen starken Kunstfleißes, des auswärtigen Handels, und der zunehmenden Volksmenge. Wenn der Trieb zur Industrie, oder zum Kunstfleiße, ein Land auf einen größern Grad der Bevölkerung gebracht hat, so kann auch ein Mangel an Bedürfniß, die Nachfrage, und folglich die höhern Preise nicht aufhalten. Dies Verlangte muß alsdann aus andern Ländern herbeygeschaffet werden, und dadurch in diesen Nachfrage, Preis, und Arbeit vermehren. So ist es mit der Consumtion, mit dem Luxus, neuerer Zeiten. Bey den ältesten Völkern, wo noch etwas vom Wohlleben vorkommt, war es anders. Hier gründete sich der Reichthum der Regenten auf Eroberung und Raub. In heutigen gut eingerichteten Ländern gründet er sich auf Fleiß, auf Verarbeitung der Producte. Bey uns kommt er durch den Frieden in Umlauf, da er bey den Alten bloß durch Krieg in Vertheilung kam. Es wurde zwar bey den Alten bisweilen großer Aufwand gemacht, aber dieser gab keinen Beweis vom Umlaufe ihres Reichthums. Beyspiele, die näher an uns reichen, zeugen von den großen Summen, die bisweilen von Fürsten und Regenten sind aufgewendet worden. Ich lese in einer alten Nachricht, daß auf dem Beylager, welches Herzog Johann Friedrich, Kurfürst Johannsen Prinz, mit Sybillen, Herzog Johann III. zu Jülich und Cleve, Fräulein Tochter, A. 1527 zu Torgau gefeyert, gedachter Kurfürst eine sehr stattliche Ausrichtung veranstaltet habe, dergleichen damahliger Zeit sehr gebräuchlich, anizt aber selten mehr geschehen. Es waren dabey 16 fürstliche Personen, Herzoge und Pfalzgrafen, 15 Grafen, 10 Freyherren, und eine große Menge vom Adel und

Rittern, wie auch die Abgeordneten der Universität Wittenberg, und der eingeladenen Städte, ohne die vielen fürstlichen und andern vornehmen Frauenzimmer; so daß, nach Ausweisung der Küchenregister, 31683 Personen, ganze 9 Tage nach einander, zu Hofe gespeiset, und die große Anzahl Pferde, welche sie bey sich gehabt, zugleich mit unterhalten, darneben, zur Vermehrung der Pracht, allerley fürstliche Lustbarkeiten mit Thurnieren, Rennen, Stechen, Maskeraden, Jagen und andern Freudenspielen, angestellet worden. Allein solcher außerordentliche Aufwand ist gar kein Beweis, daß dadurch ein verhältnißmäßiges Aequivalent, zum Besten der Industrie, im State sey in Umlauf gesetzt worden. Dadurch ward weder dem armen, arbeitenden Theile Brod verschaffet, noch das Vermögen der Reichen gemindert. Es war dies eine Art Luxus, wodurch die Geringern in noch größere Noth geriethen, und der Große immer groß blieb. Das, wodurch der Luxus sich damahls empfahl, war gerade dasjenige, wodurch er neuerer Zeit eigentlich gemißbrauchet wird; nähmlich bloß seiner Leidenschaft Genüge zu thun. Oefters hatte dies bey den Großen das völlige Verderbniß ihrer Sitten, so wie der Einwohner ihres, zur Folge. Von dieser Seite kann daher der große Aufwand niemahls gute Wirkung haben. Wenige alte Städte und Republiken bedienten sich des Luxus, des vermehrten Vertriebes, zu der Absicht, wozu wir sie heutiges Tages nutzen: zur Veräusserung ihrer Producte und Arbeiten, folglich zur Beförderung der Industrie. Dergleichen waren Athen, Karthago, Alexandrien, Tyrus, u. s. w. Es geht dies so weit, daß ein Land, dessen Regent zwischen seinen Unterthanen keine wechselseitige Bedürfnisse, keine Abhänglichkeiten von einander veranstalten, und die Preise der Dinge in keiner erheblichen Balanz erhalten kann, sich in wahrer Unmöglichkeit befindet, an Volkszahl zuzunehmen. Zu allen Zeiten haben indessen die mittlern und niedern Stände die Neigung zum Aufwande von den höhern angenommen, und wenn ein Land an Pracht und Wohlleben hat sollen gewöhnet werden, so haben zuerst der Hof und der Adel den Anfang gemacht. Dadurch sind mehr Bedürfnisse erwachsen; und wie es der Bürger und Mittelmann diesen nachgethan, so ist zulezt die Kauf-Begierde oder Concurrenz so groß geworden, daß die

Märkte

Märkte kaum Feilschaften genug für die Käufer geliefert haben. Das hat denn freylich viele tausend Hände in Thätigkeit gesetzt. Denn weil man zu keinem einzigen Bedürfnisse umsonst gelangen kann, so muß man es durch Gegenwerthe verschaffen, die wiederum durch mancherley Art von Arbeit zu erwerben sind. Izt, und vielleicht in künftiger Zeit, wenn Pracht und stattliche Lebensart noch höher steigen, fangen die Regenten, Hofleute, der erhabenste Theil der Nation, vieler Orten bereits an, sich einzuschränken, und den niedern Classen eben so bereitwillige Beyspiele der Sparsamkeit, der Mäßigung, des Erwerbes, als vormahls des Aufwandes und des Uebermaßes, zu geben. Es ist nicht zu hoffen, daß dadurch aller Luxus unterbleiben werde; er muß vielmehr, bey einer guten Lenkung, immer aufrecht erhalten werden. Aber die Beyspiele der Großen können dem Volke zum Unterricht dienen, nicht in wahre Verschwendung hinab zu sinken, und auf diejenige Stufe des Unvermögens zu kommen, wo Verbrauch und Nachfrage, zur Geschäftigkeit der industriösen Volksclasse, nicht mehr wirksam genug sind. Die mit den Jahrhunderten nach und nach bis zur Uebertreibung angewachsenen Bedürfnisse der Monarchen, wozu vornehmlich die Unterhaltung der großen Kriegsheere, und die geführten Kriege selbst, gehören, sind Ursache, warum die Einkünfte derselben so ungemein haben müssen erhöhet, mithin Auflagen und Taxen angeleget, zulezt Erborgungen angestellet werden. Ich weis nicht, daß Jemand die Einkünfte der vornehmsten Länder und Reiche in Europa vor 200 bis 300 Jahren mit den itzigen zusammengehalten hat, da doch die Statistik eine Seuche der heutigen Schriftsteller ist. Man würde erstaunen, wenn einer dies, mit guten Nachrichten versehen, bewerkstelligte, wie gewaltig die Revenüen aller Staten durchgängig, gegen eine vorige Zeit von 200 Jahren, gewachsen sind. Und das würde uns von der Geringfügigkeit der damahligen Bedürfnisse, von der ganz unerheblichen Concurrenz in den besten Producten, und von den unnahmhaften Preisen der Dinge in diesem Zeitalter, mehr Einsicht verschaffen. Johann Boterus, Secretair beym Cardinal Borromäus, hat zu Ende des 16ten Jahrh. ein Buch: de viribus, opibus, regimine Principum Europae, Asiae, Africae cet. herausgegeben, davon ich den deutschen Aus-

zug, u. d. T. Macht, Reichthum und Einkommen, aller Kaiser, Könige ꝛc. Cölln, 1606, in 4to besitze. Die Leser sehen hier ein paar Zeilen nicht ungern, die ich von den Einkünften und Ausgaben der Krone Frankreich, in der damahligen Zeit, ausziehe; wiewohl sie nur entfernt meinen behandelten Gegenstand treffen. Sie werden wenigstens deutlich zeigen, wie groß die öffentlichen Bedürfnisse in einem State, dergleichen Frankreich ist, seit fast 200 Jahren geworden sind, wenn man sie mit der Summe der heutigen Einnahme und Ausgabe vergleicht. Und dadurch sind denn auch die Preise der Dinge hinauf gestiegen. Das Verzeichniß ist dieses: aus dem Demvin (vielleicht halben Zwanzigsten) kommt ein, 2½ Million Franken. (Ich rechne den Franken von Silber damahls zu 8 unsrer Groschen.) Aus der Münze, 300,000. Aus Legitimation der Bastarden, 600,000. Aus dem Zoll zu Lyon von Seide ꝛc. 7 Millionen. Aus Imposition aufs Salz, 4½ Million. Aus einem Zehntheil von geistlichen Gütern, 4 Millionen. Aus der Schatzung, zu Erhaltung 50,000 Männer, 1½ Million. Ordinaire Schatzung, 400,000. Annaten von geistlichen Gütern, 200,000. Aus den 20 ßß. von jedem Glockenthurme, 300,000. Aus den 5 ßß. von jedem Fasse Wein, 1 Million. Aus den 100 ßß. von jedem Gerichtskrieg, ehe der ins Recht kommt, 300,000. Von Getreide und Wein, so hinausgeführt wird, 400,000. Von Meerdreff und andern Extraordinairen, 700,000. Summa von allen, 23 Millionen und 3000 Franken. Hiervon verzehrt der König auf seinem Tische 1½ Million. An Pferden, ½ Million. An Pension der großen Herren, 700,000. An ergezlichen Dingen, 2 Mill. An 10 Gesandten, bey anderer Fürsten Höfen, 4½ Million. Zusammen ungefähr 5 Millionen. Bleiben dem König noch jeden Monath mehr als 1½ Mill. Franken übrig. Die itzige Einnahme des Königs rechnet man auf 615 Millionen Livres, und die Ausgaben 732 Millionen. Also ist das jährige Deficit, worüber gegenwärtig der Streit unter den Ministern obwaltet, immer 114 bis 115 Millionen Livres. Das Einkommen der Geistlichen in Frankreich war vor 20 Jahren, wenn man abrechnet, was ein jeder Bischof hat, 158½ Million Franken. Der Zehent, so die Geistlichen auf dem Lande empfingen, trug 30 Millionen. Der Papst erhielt aus Frankreich 20 Millionen.

lionen. Heinrich III., der es Karl dem V. gleich thun wollte, verthat schon viel Geld, borgte zu 16 p. C., und verließ bey seinem Tode 30 Millionen Schulden. In diese zerrüttete Statswirthschaft kam Sülly unter Heinrich IV., bezahlte alle Schulden, und hinterließ wieder beym Tode seines Königs 41 Millionen bar Geld im Schatze. Dies also hier nur gelegentlich! Was die Hauptsache dieses Aufsatzes betrifft, daß die Preiserhöhungen sich nach den Begehrnissen lediglich richten, so führe ich nur noch an, es sey nicht richtig, wenn einige in den Gedanken stehen, daß die Vermehrung des Geldes, oder eine größere Circulation, die Preise zum Steigen bringe. Dies hat Hume sehr hartnäckig behauptet. Aber Steuart zeigt ihm offenbar, daß dieses mehrentheils falsch sey. (Grundsätze der Statsw. 1Th. S. 429, f.) Aus der Menge der Münze läßt sich mit Sicherheit auf die Preise nicht folgern. Hergegen bleibt es ein der Erfahrung und der Vernunft völlig gemäßer Satz, das Steigen der Preise müsse der zunehmenden Nachfrage nach Bedürfnissen allemahl folgen; wenn nicht unmittelbar und sogleich, doch nach und nach, und gleichsam von ferne, obschon es niemahls in ein völlig gleiches und höchst richtiges Verhältniß mit derselben treten wird."

Fast keine Klagen sind so allgemein, als die Klagen über die in der lezten Hälfte dieses (18ten) Jahrhundertes so hoch gestiegenen Preise der unentbehrlichen Lebens-Bedürfnisse. Die, unter dem Titel: Gegenwärtiger Zustand der Landeshauptmannschaft Hof, Bayreuth, 1792, liefert auf der 3ten und 4ten Tabelle, die Preise von Getreide und Victualien, wie solche in Hof, seit den Jahren 1731 und 1741 bis jezt gewesen sind. Der Satz, daß die Preise der unentbehrlichsten Lebens-Bedürfnisse jezt um 2 Drittel, ja fast noch einmahl so hoch sind, als vor 50 bis 60 Jahren, wird aus folgendem Auszug, besonders bey den Rubriken: Weizen, Korn, Gerste, Hafer, Reiß, Fleisch, Butter, Erdäpfel, Holz, Eyer ꝛc. sofort erweislich.

Getreide = und Victualien = Preise in der Stadt Hof, Mittel gerechnet, nach

	Gro=	1731 — 1740	1741 — 1750
Weizen - - - - - -	schen	$16\frac{7}{10}$	$22\frac{7}{10}$
Korn - - - - - - -	=	12	$14\frac{4}{5}$
Gerste - - - - - -	=	9	11
Hafer - - - - - - -	=	4	6
1 ℔. Caroliner Reiß	Xr.	—	$7\frac{1}{4}$
= Mart. Kaffe - -	=	—	37
= feiner Zucker -	=	—	26
= Rindfleisch - -	=	—	$4\frac{1}{5}$
= Kalbfleisch - -	=	—	4
= Schöpsenfleisch	=	—	4
= Schweinfleisch	=	—	$5\frac{1}{4}$
= Butter - - -	=	—	$7\frac{1}{2}$
1 Achtel Salz - - -	=	—	$45\frac{3}{10}$
= Erdäpfel - -	=	—	$8\frac{3}{4}$
1 Klafter Holz - - -	=	—	3 Fl. $37\frac{1}{2}$
Stück Eyer für - -	1 gr.	—	14
1 alte Henne - - -	Xr.	—	$9\frac{1}{2}$
1 Par junge Tauben -	=	—	$3\frac{3}{4}$

vom Jahr 1731 bis 1790, nach den Jahrzehnden im Rheinischer Währung.

1751 — 1760	1761 — 1770	1771 — 1780	1781 — 1790
$22\frac{7}{10}$	28	$28\frac{3}{4}$	$28\frac{3}{4}$
$15\frac{1}{4}$	17	$18\frac{1}{4}$	$20\frac{1}{4}$
$11\frac{3}{10}$	$13\frac{3}{10}$	$14\frac{7}{10}$	15
$6\frac{4}{5}$	8	$7\frac{3}{10}$	8
$9\frac{1}{10}$	$10\frac{3}{4}$	$12\frac{7}{10}$	$17\frac{1}{6}$
$35\frac{7}{10}$	$35\frac{1}{2}$	$28\frac{1}{4}$	$37\frac{1}{2}$
29	$32\frac{3}{10}$	$27\frac{17}{20}$	$30\frac{2}{3}$
$4\frac{1}{2}$	$6\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{3}$	$6\frac{3}{7}$
$4\frac{3}{4}$	$5\frac{1}{3}$	5	$5\frac{9}{17}$
4	$5\frac{1}{4}$	$5\frac{7}{10}$	$4\frac{4}{5}$
$6\frac{7}{10}$	$7\frac{7}{13}$	$6\frac{5}{17}$	8
$9\frac{3}{5}$	11	$14\frac{1}{3}$	$16\frac{2}{3}$
$36\frac{4}{5}$	1 Fl. 13 Xr.	1 Fl.	1 Fl. 1 Xr.
$9\frac{3}{10}$	$10\frac{3}{4}$	$19\frac{1}{3}$	$15\frac{3}{4}$
4. $41\frac{1}{4}$	5. 55	4. $39\frac{12}{17}$	5. $12\frac{1}{2}$
$12\frac{4}{13}$	$9\frac{1}{5}$	$8\frac{1}{10}$	7
11	$13\frac{1}{10}$	$12\frac{2}{3}$	$14\frac{1}{2}$
$4\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{10}$	$6\frac{13}{19}$

Berechnung der Getreide-Consumtion, sowohl in Europa im Ganzen, als auch in verschiedenen Ländern und Städten insonderheit, s. im XLIV Th. S. 622 — 633.

Die

Freyheit des Handels mit Lebens-Mitteln,

als eine Quelle des Wohlstandes der Nationen, von

Francesco Griselini (*).

I. Abschnitt.

Was unter Lebens-Mittel zu verstehen sey?

Die von der kaiserl. ökonomischen Gesellschaft vorgelegte Preisfrage ist: Wie kann man in einem weitläuftigen zusammenhängenden State, der bequeme Heer-Straßen und schiffbare Flüsse hat, durch Gesetze dem Mangel der nöthigsten Lebens-Mittel und der Theurung am besten und sichersten durch Verordnungen vorbeugen, so daß dadurch dem Ackerbau aufgeholfen, und ein beständiger billiger Mittel-Preis festgesetzt wird? In wiefern kann das Meer, welches an diesen Stat stößt, einen Einfluß darauf haben?

Um dieses desto deutlicher begreiflich zu machen, bitte ich mir die Erlaubniß aus, folgenden Satz beweisen zu dürfen: daß ein freyer und uneingeschränkter Handel mit den Lebens-Mitteln das einzige Mittel ist, einen billigen Mittel-Preis zu erhalten, der Gefahr der Theurung und Hungersnoth vorzubeugen, und zugleich nicht nur den Ackerbau, sondern auch die Künste und Manufacturen und die Bevölkerung aufs wirksamste zu befördern.

Bey

(*) Giornale d'Italia, B. IX, S. 279, fag., und Italienische Bibliothek, 2 B. (Lpz. 1770, gr. 8.) S. 173, fgg. Diese Abhandlung erhielt das Accessit bey der kaiserl. ökonomischen Gesellschaft des Herzogthums Krain, welche die Auflösung dieses Satzes zur Preis-Aufgabe des J. 1772, bestimmt hatte.

Bey Ausführung der drey Haupt-Puncte dieses Satzes will ich mich zugleich bemühen, zu zeigen, daß nichts billiger, und den von Gott gegebenen natürlichen Gesetzen gemäßer ist, als dieser freye Handel; daß die Regierung nichts weiter zu thun habe, als solchen zu schützen. Ich werde Vorschläge thun, wie dieses am besten einzurichten sey, und hoffe, die oekonomische Gesellschaft werde mir alsdann einräumen, daß, wenn der freye Handel in ihrem State eingeführt wäre, die Lebens-Mittel nicht nur beständig in einem für Käufer und Verkäufer billigen Mittel-Preise stehen, sondern auch kein Mangel, und die traurigen Folgen davon, zu befürchten seyn würden, und daß dieses als das wirksamste Mittel zum Reichthum des States, und zum größten politischen Wohlstande, womit das Wohl des Regenten verknüpft ist, betrachtet werden müsse.

Unter dem Worte Lebens-Mittel versteht man überhaupt sowohl das Getreide in Körnern, und zu Mehl gemahlen und gebacken, als auch Oehl, Wein, oder was man an dessen Stelle trinkt, oder mit Einem Worte, alle Producte des Gewächs- und Thier-Reiches, die zur Nahrung der Menschen und brauchbaren Thiere dienen.

Ihr Ueberfluß ist in jedem State das beste Geschenk der göttlichen Vorsehung, und der Wunsch aller Menschen-Freunde. Rechtschaffene Regenten müssen es ihre beständige Sorge seyn lassen, ihren Unterthanen denselben zu verschaffen, damit sie die schrecklichen Folgen des Mangels nie empfinden.

2. Abschnitt.

Das verschiedene Interesse bey dem Preise der Lebens-Mittel. Der Mittel-Preis ist der vortheilhafteste.

Die Besitzer der Land-Güter und die Landleute wünschen einen hohen Preis der Lebens-Mittel, um desto mehr zu verdienen. Die übrigen, sie mögen Manufacturisten und Hand-Arbeiter seyn, oder von der Industrie, oder von der Besoldung ihrer Aemter leben, wünschen den niedrigsten Preis, um ein desto bequemeres Auskommen zu haben.

Man sieht hieraus, daß das Ganze einer jeden großen Societät, getheilte Wünsche und ein verschiedenes Inter-

esse

esse hat, da es dem Besten des Ganzen doch zuträglicher wäre, nur ein einziges zu haben. Diese verschiedene Meinung rührt bloß daher, daß die Mitglieder dieser Societät die Sache nicht untersuchen, und nicht einsehen, daß der Preis der Lebens-Mittel allemahl der Maßstab des Preises der Manufacturen, und aller Arten von Arbeits-Lohn, der Besoldungen, und überhaupt aller und jeder Ausgaben, ist.

Wo die Lebens-Mittel wohlfeil sind, da sind aller Arbeits-Lohn und alle Besoldungen auch nicht theuer. Darunter leidet jedermann; denn bey gar zu wohlfeiler Zeit verliert der Besitzer der Land-Güter, der Pachter und Landmann viel von seiner Einnahme, folglich können diese dem Kramer, dem Handwerker, und andern, die von ihnen leben müssen, wenig zu verdienen geben. Es ist daher eine durch die Erfahrung ganz unläugbare Wahrheit, daß im Grunde niemand einen wahren Vortheil davon hat, sobald die Lebens-Mittel zu hoch oder zu niedrig im Preise sind, sondern daß ein jeder sich gut dabey befindet, wenn sie in einem Mittel-Preise stehen.

3. Abschnitt.

Gesetze und Polizey-Anstalten sind nicht hinlänglich, einen Mittel-Preis der Lebens-Mittel zu erhalten, sondern bloß ein freyer uneingeschränkter Handel.

Weil man seit langen Zeiten eingesehen hat, daß der Mittel-Preis der zuträglichste zum allgemeinen Besten ist, so hat man auch Einrichtungen zu treffen gesucht, um ihn zu erhalten, ja man hat ihn sogar beständig auf einen gewissen Preis festsetzen wollen.

Erweget man aber, daß es mit den Getreide-Preisen wie mit andern Waren geht, so muß es einem in die Augen leuchten, daß Menschen ihn eben so wenig festsetzen können, als sie im Stande sind, die physischen Ursachen, welche die Veränderung des Preises veranlassen, zu heben.

Sobald Menschen sich darein mengen, so sind sie gerade Schuld daran, daß die Preise sich noch mehr verändern; denn alle ihre Anstalten haben den Endzweck, entweder die gar zu große Ein- und Ausfuhre zu hemmen, oder einzuschränken, oder unter gewissen Umständen gar zu verbiethen, oder es nur einigen zu erlauben, daß sie öffent-

öffentliche Magazine auf den Nothfall anlegen. Dieses hilft zu nichts, als zu der einen Zeit einen niedrigern Preis, als er natürlicher Weise, und zum allgemeinen Besten seyn sollte, zu erzwingen, und zur andern Zeit können sie doch nicht verhindern, daß der Preis ausserordentlich steige, und die Aufkäufer und Monopolisten, welche, um sich zu bereichern, Tyrannen des gemeinen Besten werden, ihre bösen Künste dabey ausüben.

Das Verhindern, Einschränken oder Erschweren der Ein- und Ausfuhre von einer Provinz in die andere eines States, und von einem State in den andern, durch harte Bedingungen, thut eine ganz andere Wirkung, als den Mittel-Preis zu erhalten. Dies benimmt den Besitzern der Grundstücke und dem Landmanne den Muth; er fürchtet, daß ihm an dem, was er mit sauerm Schweiß erworben hat, Abbruch gethan werden, oder daß ihm der Ueberfluß schaden möge; jene wenden nichts auf die Verbesserung ihrer Güter, und diese legen sich nicht mit Ernst auf den Anbau des Landes; dadurch kommen sie herunter, und die Menge des erbaueten Getreides wird geringer; dadurch entsteht Mangel, dieser steigert den Preis; der Handel stockt, und mit ihm die Quelle der öffentlichen und Privat-Einnahmen. Alsdann triumphirt der Monopolist über die sogenannten guten Einrichtungen, und kennt keine Schranken mehr; die öffentlichen Magazine, die angelegt sind, um dem Mangel abzuhelfen, werden dem Volke zu einer noch größern Last, weil der Aufwand, sie zu unterhalten, der Schade, den die Insecten daran thun, und die Betriegereyen der Aufseher alle auf den Armen fallen, indem der Preis über die Mittel-Straße erhöhet wird.

Wie wäre es also möglich, mitten unter diesen verkehrten ökonomischen Anstalten einen Tarif festzusetzen, dessen Preis immer unveränderlich bleibt? Es ist eine sehr falsche Einbildung, anzunehmen, daß die guten Verordnungen diesem Uebel steuern, weil dies eben so viel heißt, als der Witterung und den Elementen Gesetze vorschreiben, als den Preis der Lebens-Mittel durch Dinge, die ihren natürlichen Werth nichts angehen, festsetzen, als eine Ungerechtigkeit begehen, und den Käufer gegen den Verkäufer zu sehr begünstigen, als den Acterbau, die

Grund-

Grund-Säule aller Künste und des States, ruiniren wollen.

Wenn also diese Mittel unzulänglich sind, wie kann man einen für alle Einwohner bequemen Mittel-Preis zuwege bringen? Man muß machen, daß dieser Preis in allen Fällen nicht das Resultat einer auf einen einzigen Ort eingeschränkten Proportion, sondern des uneingeschränktesten und ausgedehntesten Verhältnisses zwischen den Vorräthen an Lebens-Mitteln, und der Consumtion, zwischen dem, was zum Verkauf angebothen, und was gesucht wird, zwischen Verkäufern und Käufern, sey.

Dies erlangt man nicht anders als durch einen freyen Handel, und wenn man ihm die größte Activität läßt, d. h. wenn man den Eigenthümern der Ländereyen, dem Landmanne, den Kaufleuten, und jedermann die völlige Freyheit läßt, mit Getreide und Mehl sowohl, als mit allen Lebens-Mitteln überhaupt, zu handeln, so daß er sie ohne Hinderniß, ohne nöthige Erlaubniß von dem Landes-Herrn, ohne alle Erschwerung, nach eigenem Belieben von einer Provinz des States in die andre, oder auch in fremde Länder schicken, und auch von dorther wieder einführen, und überhaupt damit schalten kann, wie er es seinem und anderer Vortheil am zuträglichsten hält.

Diese völlige Freyheit bringt die Lebens-Mittel in Umlauf, und öffnet dem in- und ausländischen Handel ein weites Feld, veranlaßt eine starke Zufuhre, verbindet die Provinzen des States unter einander, und den Stat mit den benachbarten, welche alsdann, was ihnen fehlt, daraus ziehen, und hingegen ihren Ueberfluß dahin zu schaffen suchen werden.

Alle Länder und Provinzen sind nicht gleich an Getreide und Viehzucht, und an dem daher entstehenden Fleisch- und Käse-Handel gesegnet; andre haben wieder Ueberfluß an Oehl, oder an Wein, oder an andern zur menschlichen Nothdurft und zu den Manufacturen unentbehrlichen Producten. Läßt man dem Eigenthümer und dem Kaufmanne freye Hände, diese Producte nach Belieben dahin zu versenden, wo die Einfuhre vergönnt ist, so wird er sie an solche Oerter senden, wo er sie mit Profit absetzen und gegen andre Waren vertauschen kann. Diese wechselsweisen Bedürfnisse, das Fragen nach einer Ware, und der gewisse Absatz, veranlaßt einen Zufluß an Käufern

und

und Verkäufern, setzt den Preis auf den innern Werth herab, und veranlaßt den für das allgemeine Beste so zuträglichen Mittel-Preis. Der wahre billige Preis der Lebens-Mittel entsteht also nicht aus den Aernden, nicht aus der Local-Consumtion, sondern aus dem Umsatze und dem Verkehre mit ihrer ganzen Masse, und aus den Bedürfnissen der commercirenden Nationen; und je weitläuftiger der Handel ist, desto größer wird die davon zu erwartende Wirkung seyn.

Was nun den in der aufgegebenen Preis-Frage gemeinten Stat betrifft, so bin ich der Meinung, daß alsdann weder eine gar zu ergiebige Aernde, noch ein Mißwachs, wenn sich solcher zuträgt, jemahls in dem Preise der nothwendigsten Lebens-Mittel, einen den Ruin der Unterthanen nach sich ziehenden Unterschied verursachen, noch die öffentliche und Privat-Oekonomie in Verwirrung bringen werden. Wenn die Provinzen unter sich und mit den Nachbarn auf diese Weise durch den freyen Handel in Verbindung stehen, so wird, wie ich in der Folge zeigen werde, der Stat sich des Ueberflusses zu erfreuen haben, und seine Producte werden in dem wahren Mittel-Preise stehen. Weil dieser Preis sich gleich bleiben wird, so kann ein jeder Einwohner alsdann sichere Rechnung machen, wie viel ihm die nothwendigsten Producte ein Jahr kosten, und seine übrigen Ausgaben darnach einrichten, welches gewiß kein geringer Vorzug dieser Freyheit ist. Ausserdem, daß das schädliche Monopolium dadurch aufgehoben wird, überhebt es den Regenten der großen Last, Magazine anzulegen, weil die Besitzer der Land-Güter, Pächter und Kaufleute dergleichen da, wo jeder frey kaufen und verkaufen kann, aufschütten werden. Was für Wunder kann also die glückliche Freyheit ausrichten! Wie viel ist dem Unterthan und dem State daran gelegen, daß sie ungestört herrsche! Wie viel dem Regenten, sie zu unterstützen! Die Politik, die gesunde Regierungs-Kunst und die Gerechtigkeit erfordern es. Sie ist im Natur-Recht gegründet, und kann also, ohne gegen jenes zu handeln, nicht gestöret werden. Dies lezte will ich zuerst darthun, ehe ich weiter gehe.

4. Abschnitt.

Der freye Handel mit den Lebens-Mitteln ist im Natur-Recht gegründet, und kann nicht gehemmet werden, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, und ohne die Gesetze zu beleidigen, welche der Urheber der Natur zum Besten der Menschheit verordnet hat.

In der allgemeinen ursprünglichen Societät der Menschen hat ein jeder von Natur das Recht, sich durch seinen Fleiß die nützlichen und nothwendigen Bedürfnisse zu seinem Leben zu erwerben, wenn er nur keinen seines gleichen dadurch beleidigt. Das Recht, sich mit diesen Dingen zu versorgen, heißt das Recht des persönlichen Eigenthumes, es begreift zugleich das Recht, solche zu erwerben, und folglich auch das Eigenthums-Recht über die erworbenen Sachen, welches man das reelle Eigenthum nennt. Dieses Recht des Eigenthumes, ist dem Menschen schlechterdings nothwendig. Er könnte sonst nicht für seine Erhaltung sorgen, welche das erste Gesetz der Natur ist, daraus die übrigen Rechte fließen. Diesem Rechte kann man nie zuwider handeln, ohne eine offenbare Ungerechtigkeit zu begehen.

So weit erstreckte sich das erste ursprüngliche Eigenthums-Recht, welches die Menschen mitbrachten, als sie sich in besondere Gesellschaften, zu ihrer mehrern Bequemlichkeit und zur Vermehrung der bürgerlichen Glückseligkeit, zusammen vereinigten. Als sie sich darauf gar bald vermehrten, so waren die freywilligen Producte des Erdbodens zu ihren nothwendigen Bedürfnissen nicht mehr hinlänglich. Nunmehr entstand aus dem Rechte eines jeden, für seine Erhaltung zu sorgen, die Pflicht und das Recht, die Erde anzubauen, welche die zur Erhaltung nöthigen Dinge liefert.

Um ein Land tragbar zu machen, muß man ansehnliche Kosten darauf wenden; folglich muß ein jeder Anbauer damit anfangen, daß er einen Theil seines reellen Vermögens hineinsteckt. Da dieses nun von dem bearbeiteten Lande unzertrennlich ist, so wagt niemand diese Kosten anders, als mit der Bedingung, daran, daß er Eigenthümer davon bleibe, sonst wäre das darauf verwendete reelle Vermögen verloren.

Dar-

Daraus entsteht das dritte Eigenthum, welches die Besitzer der Ländereyen haben müssen, nähmlich das Eigenthum des Grund und Bodens. Die Einführung dieses Eigenthumes kann man nicht als willkürlich betrachten, weil es nichts anders ist, als der äusserste Grad des persönlichen Eigenthumes. Ueberhaupt ist das dreyfache Eigenthums-Recht, das persönliche, das reelle, und das vom Grund und Boden, eigentlich nichts anders, als das persönliche Eigenthum, welches nur nach der Natur der Gegenstände einen andern Nahmen bekommt.

Es folgt hieraus, daß unter dem Eigenthums-Recht des Grund und Bodens, auch die Producte davon begriffen seyn müssen. Das Eigenthum besteht in dem Rechte, damit zu machen, was man will; bey einem Land-Gute besteht es also in dem Vermögen, die Producte nach Belieben anzuwenden. Wären die Producte denen, die sie wachsen machen, nicht eigen, so würde alle Cultur aufhören, und die Früchte der Erde würden zur Ernährung der Menschen nicht hinlänglich seyn; sie müssen also schlechterdings dem Eigenthümer des Bodens zugehören.

Es ist für den Menschen von äusserster Wichtigkeit, daß er seines Eigenthums-Rechtes vollkommen und im ausgedehntesten Verstande gewiß sey; deswegen begiebt er sich unter den Schutz der Societät und des Regenten derselben, von dem er seine ganze Sicherheit erwartet. Wie kann man aber sagen, er genieße dieses Recht im ausgedehntesten Verstande, wenn er nicht mit dem, worüber er Eigenthums-Herr ist, schalten und walten kann?

Da das Eigenthum nichts anders ist, als das Recht, mit einer Sache nach Belieben zu verfahren, so kann man sich das Recht, dies zu thun, nicht ohne die Freyheit, es zu thun, gedenken. Wer also einen Eingriff in des andern Eigenthum thut, schadet dessen Freyheit. Eigenthum, Sicherheit und Freyheit ist alles, was wir suchen, und was wir in den Social-Gesetzen finden sollen.

Das Eigenthums-Recht ist das erste Gesetz der Natur, welches weder Ausnahme noch Einschränkung leidet. Die in eine Gesellschaft vereinigten Menschen suchen nichts anders, als die Sicherheit dieses Rechtes, weil es das Grund-Gesetz aller bürgerlichen Bande ist. Sie haben, um sicher zu seyn, der höchsten Macht die Gewalt aufgetragen, und entrichten ihr einen Theil von den Pro-

ducten ihres Bodens, um sie dadurch in den Stand zu setzen, allen Eingriffen, allen innerlichen und auswärtigen Hindernissen gegen dieses unverletzbare Recht, abzuwehren.

Aus diesen Grundsätzen erhellet, daß es schlechterdings nothwendig ist, daß jeder Regent einer bürgerlichen Gesellschaft, die vollkommene Freyheit im Handel mit den Producten der Erde, und vornehmlich mit den nothwendigen Lebens-Mitteln, gestatte, wenn er nicht eine offenbare Ungerechtigkeit begehen, und wider das Eigenthums-Recht, also das heiligste Gesetz der Natur, handeln will.

5. Abschnitt.

Der freye Handel mit Lebens-Mitteln ist nicht nur die größte Aufmunterung zum Ackerbau, sondern auch das sicherste Mittel, dem Mangel und der Theurung vorzubeugen.

Ich habe bisher gezeigt, daß der freye Handel das einzige Mittel ist, die Lebens-Mittel in einem dauerhaften, den Käufern und Verkäufern vortheilhaften, Mittel-Preise zu erhalten; jezt werde ich zu beweisen suchen, daß dies auch das kräftigste Mittel ist, der Theurung vorzubeugen, und den Ackerban recht in Aufnahme zu bringen.

Da es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß die Erde die einzige Quelle des wahren und sichersten Reichthumes einer Nation ist, und daß der Ackerban solchen allein zu wege bringt, so muß auch der Zweck einer jeden guten Regierung seyn, den Ackerbau vorzüglich zu begünstigen, wofern der Stat dazu gelegen ist, diese Reichthümer in Menge zu liefern.

Um den Ackerban wichtig und einträglich zu machen, muß eine Triebfeder vorhanden seyn, welche alle erforderliche Mühe und Kosten daran waget, und dazu aufmuntert, die nothwendigsten Producte des Bodens in möglichst größter Menge zu erbauen. Dies kann aber keine andere seyn, als die Versicherung, durch den schleunigen Absatz einen ansehnlichen Gewinn zu machen. Zu diesem Absatze ist nichts wirksamer, als der freye Handel mit den Producten; folglich ist dieser das beste Mittel, den Ackerbau empor zu bringen, und ansehnliche Aernden zu erhalten.

Diese reichlichen Aernden darf man nicht anders erwarten, als wenn man vorher Kosten auf den Boden gewandt

und

und ihn gehörig behandelt hat. Dazu gehört aber viel Verlag, und dieser muß durch den Ertrag des Bodens gewonnen werden, um einen Theil davon, bey jährlicher Bearbeitung des Bodens, wieder an ihn zurückgeben zu können. Wie will man aber den Verlag zu dieser fleißigen Cultur erhalten, und die gewünschten reichlichen Aernden erlangen, wenn der freye Handel und der schnelle Absatz stockt?

Es ist ein Grundsatz: daß eine jede Kunst, wobey etwas zu verdienen ist, empor kommt, und daß dieser Verdienst nicht Statt findet, wenn der Absatz nicht leicht, gewiß und ansehnlich ist. Das Leztere wird geschehen, wenn der Handel mit den Producten nicht frey ist. Im Lande selbst richtet sich der Absatz nach Proportion der Bevölkerung. Sind die Producte ansehnlich, so bleiben sie dem Eigenthümer auf dem Halse; der Stat verliert das Geld, welches er zum Vortheil des Ackerbaues und der Künste gewinnen könnte; die Eigenthümer der Güter, die Pächter und Landleute sind genöthigt, die auf den Feldbau zu wendenden Kosten einzuschränken, und sich nach der Menge der Einwohner des Landes zu richten. Kommt der Ackerbau so weit herunter, so finden die Tagelöhner schlechten Verdienst; das erbauete dient zu nichts, als die abnehmende Anzahl von Menschen, ohne Vortheil des States, zu ernähren; die Einwohner sind, bey dem eingeschränkten Ackerbau um so mehr den ungewissen Aernden, der sie verursachenden Witterung, und dem veränderlichen Preise der Lebens-Mittel unterworfen, und daraus entstehen alle die fürchterlichen Folgen, welche der Mangel nach sich zieht.

Allein, dieses Unglück verhindert ein uneingeschränkter Handel, weil der Ackerbau sich dadurch hebt, und durch den vergrößerten Ertrag den Ueberfluß vermehrt, welcher allein der Gefahr des Mangels vorbeugt, und macht, daß die Ausfuhre die Einfuhre weit übertrifft, wodurch die Nachbarn Schuldner des glücklichen States werden, und das National-Vermögen des leztern sich vermehrt.

6. Abschnitt.

Beyspiele, daß die freye Handlung obige Wirkung hervorbringt, und daß dadurch beym Ueberfluß dem Mangel vorgebeuget, und beym Mangel wieder Ueberfluß verursachet wird.

Es fehlt nicht an Beyspielen, welche entscheidend beweisen, daß dies die glücklichen Folgen des freyen Handels sind, und daß sich ganz entgegengesetzte Wirkungen zeigen, wo er eingeschränkt ist.

In Holland, das mit volkreichen, wohlhabenden Städten angefüllt ist, und im Genuesischen, wo zum Theil gar kein Getreide, zum Theil sehr wenig wächst, findet ein ganz uneingeschränkter Getreide-Handel Statt, und man hört nie von Mangel; der Getreide- Mehl- und Brod-Preis bleibt vielmehr beynahe jederzeit gleich. Als im J. 1765 und 66 durch ganz Italien die fürchterlichste Hungersnoth regierte, daß die Menschen im Kirchenstate, in den Königreichen Neapel und Sicilien, auf den Gassen und Landstraßen umfielen, lieferten die Holländer, Genueser und die Kaufleute in Hamburg und Danzig, wo Ueberfluß war, mit großem Vortheil ihr Getreide an die nothleidenden italiänischen Staten, bey denen die Magazine und Handels-Verbothe bey weitem nicht zureichend waren.

Was sich in Toscana zugetragen hat, zeigt noch weit deutlicher, um wie viel wirksamer die Freyheit ist, als alle Verbothe. Im J. 1763 litt dieses Land einen großen Mißwachs. Man verdoppelte die Vorsicht, durchsuchte alle Korn-Böden und Magazine, gab genau auf die Ausfuhre und den Verkauf des Getreides Acht; man ließ eine große Menge Getreide auf Kosten des States von den Ausländern anführen, und, den Armen zum Besten, behielt das Brod das vorige Gewicht. Nichts desto weniger stieg das Getreide bald auf einen ausserordentlichen Preis (*). Der Stajo (**) galt 6 bis 8 Lire, und dieser Preis blieb bis zur folgenden Aernde. Das Brod ward schlecht

(*) *Paoletti* dei veri mezzi di render felici la Società. S. 98 der florentiner Ausgabe von 1772.

(**) Der florentiner Stajo hält 40 Pfund Getreide, das Pfund zu 16 Unzen, oder 32 Loth.

schlecht und ungesund; an manchen Orten fehlte es gar. Die Bäcker, welche das Brod ohnehin schon durch Beymischung von allerley fremden Materien verfälschten, erhoben öffentlich und vor Gericht einen großen Lärmen, versicherten, sie könnten nicht genug zur Consumtion liefern, und klagten über den Schaden, den sie bey ihrer Profession hätten. Kurz, der Stat litt einen großen Verlust, den dieselben Armen, denen man in dieser Noth beyzuspringen dachte, nach und nach in den folgenden Jahren wieder bezahlen mußten. Alles dieses geschahe in einem Jahre, da zuvor drey reichliche Aernden nach einander gewesen waren.

Im J. 1766 war die Aernde in Toscana noch halbmahl so schlecht, als 1763, und ein Jahr zuvor war sie auch sehr geringe gewesen; nichts desto weniger gab der Groß-Herzog Leopold, ein Herr von großen Einsichten, trotz allen alten eingewurzelten Vorurtheilen, zum Besten seiner Unterthanen, das goldene Gesetz, daß der ganze Getreide-Handel völlig frey, die Privilegien der Bäcker aufgehoben, und jedermann berechtigt seyn sollte, Brod zu backen und zu verkaufen. Nunmehr legte sich ein jeder auf den Korn-Handel, das Getreide wurde aller Orten her verschrieben, die Verkäufer vermehrten sich, allenthalben wurden Back-Oefen angelegt, und in Florenz verkaufte man das Brod in Menge auf den Straßen. Es war von so guter Beschaffenheit, daß man sich nicht erinnern konnte, in den fruchtbarsten Jahren besseres gehabt zu haben. Der Getreide-Preis fiel durch die Menge der Verkäufer immer mehr und mehr herunter, so, daß man gestehen muß, schreibt *Paoletti*, a. ang. O., daß das System des freyen Handels in diesen kritischen Umständen die Rettung von Toscana war. Man ist seit der Zeit bey diesem System geblieben; durch den geschwinden Absatz der Producte ist der Ackerbau in Aufnahme gekommen, und es herrscht der Ueberfluß, als eine Stütze der Industrie und die Quelle der bürgerlichen Glückseligkeit.

Noch mehr. Bald darauf befreyete der Groß-Herzog auch den Vieh-Handel von allen bisherigen Einschränkungen und zum Schaden der Unterthanen damit verbundenen Schwierigkeiten; sogleich waren alle Stadt-Märkte überflüssig mit Fleisch versehen. Auf diese Art wurden die Grund-Besitzer und Landleute doppelt ermuntert,

Wiesen und Triften zu verbessern, um desto mehr und schöneres Vieh zu haben, weil sie den baldigen Absatz wußten, und erhielten auch mehrern Dünger, wodurch sie ihre Felder in bessern Ertrag bringen konnten.

Ich komme auf Frankreich, wobey ich aber zuvor erinnern muß, daß es ehemahls unter Heinrich IV., Ludwig XIII, und auch noch in den ersten Jahren Ludwig's XIV., die Korn-Kammer von Europa war. Dieser Vortheil rührte von dem freyen Getreide-Handel und von dem System des *Sully*, des unsterblichen Ministers von Heinrich IV. her, welcher Ackerbau und Viehzucht unterstützte, weil er sie als Grundsäulen eines blühenden States ansahe. So lange Frankreich sich dieser Freyheit zu erfreuen hatte, stand der Werth des Getreides in einem billigen Preise, und der Setier (*) galt 25 Livres dasigen Geldes. Dieser Preis, und 1200 Millionen nach damahligem Gelde, welche jährlich dadurch im Reiche gewonnen wurden, machten, daß allenthalben Ueberfluß herrschte, und die Volks-Menge um ein Drittel stärker war, als izt (**). Der Reichthum nahm hernach um 5 Sechstel ab, und dieses fieng sich im J. 1661 an, als *Colbert*, Ludwig's XIV. Minister, den Getreide-Preis herunter setzen wollte, um die inländischen Manufacturen wohlfeiler, als die Ausländer, liefern zu können, und deswegen die Ausfuhre des Getreides verboth. „Es „währte nicht lange," sagt *Thomas*: „so äusserten sich die „Folgen der Veränderung. In gemeinen Jahren galt der „Setier zwar nur 7, 8, 9 und 10 Livres, aber der Acker„Bau fiel gar bald merklich. In schlechtem Boden ka„men die Kosten nicht mehr aus dem Ertrage heraus, er „blieb also liegen. Nach und nach giengen die Felder zu „Grunde, und Frankreich, welches sonst alle Jahre „70 Millionen Setiers Getreide lieferte, erbauet heutiges „Tages kaum 40." *Sully* brachte es durch sein System dahin, daß er in den 15 Jahren, da er Finanz-Minister war, ausser den 38 Millionen, die der Stat und der König jährlich gebrauchten, nicht nur die auf 350 Millionen damahl-

(*) Der Setier hält in Frankreich ungefähr 240 Pf, das Pfund zu 32 Loth gerechnet.

(**) *Thomas*, in seinem Eloge de Sully.

damahligen Geldes sich belaufenden Stats-Schulden abtrug, sondern auch überdies die Abgaben um 5 Millionen verminderte, die Einkünfte dabey um 4 Millionen vermehrte; und gleichwohl befanden sich bey Heinrich's IV. Tode mehr als 40 Millionen an ausstehenden Schulden und baren Gelde in den Cassen. Alles dieses erwog *Colbert* nicht; er berechnete nicht, daß z. B. 2 Millionen Landleute für 1000 Millionen Producte hervorbringen, hingegen 3 Millionen Manufacturiers dem State nicht für 700 Millionen Manufacturen liefern können. Doch hat man dieses in neuern Zeiten in Erwegung gezogen. Im J. 1763 erschien aus dem Stats-Rathe die Erlaubniß zum innern Handel mit Lebens-Mitteln von einer Provinz in die andere; und 1764 wurde auch der ausländische Handel damit frey gegeben.

Zu wie vielen Streitschriften, Kritiken, Apologien gab dieses Edict nicht Anlaß, bey einer Nation, die sich dem Parteyen-Geiste so leicht überläßt! Die Monopolisten und Aufkäufer sahen nunmehr die Quellen ihres unerlaubten Gewinnes verstopft, und suchten durch allerley List und Künste einen hohen Preis zuwege zu bringen, um dem gemeinen Mann ein Schrecken einzujagen, um die weisesten und vortheilhaftesten oekonomischen Anstalten zu vereiteln.

Um die glücklichen Folgen dieses Edictes zu zeigen, will ich nur, unter so vielen Beweisthümern davon, ein Paar anführen, wobey die Liebe zum Vaterlande die Feder geführt hat, und die öffentlich bekannt geworden sind. Das Parlament in Dauphiné registrirte 4 Jahr nachher, nähmlich 1768, in seinen Büchern Folgendes: „Nach „3 unfruchtbaren Jahren hatte man in Dauphiné die „fürchterlichsten Aussichten; nichts desto weniger hat es „auf den Märkten nicht an Getreide gefehlt, und der Preis „war geringer, als in den vorigen Jahren, da Verbothe „und privilegirte Erlaubnisse vorhanden waren, da die „Aernden nicht so schlecht gewesen, und da es doch gleich „vom ersten Jahre dergestalt daran fehlte, daß man es „einen vollkommenen Mangel nennen konnte.“ In dem Briefe an den König stellte dasselbe Parlament vor: „Der Ackerbau sey durch die Gewißheit eines schnellen „Vertriebes aufs neue belebet, indem der Grundbesitzer „und der Pachter Lust bekomme, Geld hinein zu stecken,

„und der Landmann fleißiger zu arbeiten. Man finde in „Dauphiné, daß, nach freygegebenem Getreide-Handel „die meisten Ländereyen, die zuvor waren vernachlässiget „worden, wieder angebauet werden, und daß viele Men„schen, die vorher aus Niedergeschlagenheit müßig gegan„gen, nunmehr wieder angefangen haben zu arbeiten; daß „der Hand-Lohn schon an manchen Orten gestiegen sey, „und daß dieses allgemein werden würde, weil jedermann „bey einer fleißigen Cultur nunmehr sein Auskommen zu „hoffen hätte.“ Hieraus wird zulezt der Schluß gezogen: „Die 1763 zugestandene Freyheit des inländischen Han„dels sey schon eine große Wohlthat, aber die 1764 er„laubte Ausfuhre ausserhalb Landes, sey als eine noch er„giebigere Quelle des Reichthumes anzusehen. Jene gebe „den Producten zwar einen mehrern Werth, und eine „Provinz helfe dadurch die andere aus, aber das Vermö„gen des States wachse doch nicht dadurch; durch diese „gewinne man hingegen von dem Ausländer, und das „Geld werde dadurch im Lande vermehrt.“

Die übrigen Parlamente stimmten damit überein; das zu Languedoc fürchtete sogar, die Cabalen der Monopolisten möchten den König bewegen, das Gesetz des freyen Handels wieder aufzuheben, und sagte unter andern in einer Vorstellung: „Die Wünsche aller Grundbesitzer in „den Provinzen und der Natur selbst, vereinigen sich für „dieses Gesetz. Wir berufen uns auf die öffentliche Er„fahrung, auf den Wohlstand aller Stände, auf die Ver„mehrung der Cultur und urbar gemachten Ländereyen, „auf die veränderte Gestalt des ganzen Reiches nach frey„gegebener Ausfuhre. Beruhigen Sie also, Sire, Ihre „Unterthanen hierüber, zumahl unsre Provinz. Anstatt „neuer Verordnungen, welche das Privat-Interesse miß„brauchen könnte, untersuchen Sie, ob nicht die vorigen „den Mangel verursacht haben. Anstatt neuer Verbothe, „machen Sie die Ausfuhre immer allgemeiner; und lassen „nicht zu, daß die Rückfuhre von dem bereits eingebrach„ten erschweret werde; insonderheit lassen Sie den Han„del der Provinzen unter sich nie gehemmt seyn, so wird „man keinen Mangel spüren, und der Mißwachs wird „durch Ihre eigenen Unterthanen vermindert und verhütet „werden. Was wir verlangen, ist von äusserster Wicht„igkeit für Ihrer Maj. Nutzen, und für das Interesse der

„Na-

„Nation. Die freye Ausfuhre hat Languedoc allein in „den Stand gesetzt, die Abgaben zu ertragen; würde sie „aufgehoben, so würden Ihre Unterthanen zwar den Wil„len haben, aber gänzlich unvermögend dazu seyn; ja, „ein bloßes Verboth auf einige Zeit würde sie schon ganz „niederschlagen.“

So lautete die Vorstellung der Vorsteher einer ganzen Provinz, damit ein Gesetz bleiben möchte, dessen wichtige Vortheile sie empfanden. Im Elsas hingegen, welches großen Mangel litte, schränkten der Intendant und die Regierung, dieses Gesetzes ungeachtet, den Getreide-Handel aufs schärfste ein; allein, anstatt dem Uebel dadurch abzuhelfen, ward das Elend immer ärger, und alle Lebens-Mittel wurden ausserordentlich theuer. Ein berühmter deutscher Statsmann schrieb bey dieser Gelegenheit: „Der Elsas ist durch die sonderbaren Anstalten ins „Elend gestürzt worden. Wäre der Handel frey geblieben, „so wäre alles Getreide aus Deutschland in die Schweiz „den kürzesten Weg durch den Elsas gegangen, und dieser „wäre zugleich mit versorget worden. Sobald man aber „die Absicht des Intendanten erfuhr, die Kaufleute zu „zwingen, das Getreide um einen bestimmten Preis zu ver„kaufen, so nahmen die Fuhrleute einen andern, obgleich „längern und schlechtern, Weg.“ Welcher Kaufmann wird Waren in ein Land schicken, wenn er nicht weis, ob es ihm freysteht, sie wieder wegzuschaffen, sobald ihm der dortige Preis nicht ansteht?

Den Engländern gieng es eben so wie im Elsas, als sie 1767 auch Mangel litten, und die Holländer einluden, ihnen Getreide zu zuführen, aber mit der Bedingung, es für den Preis, der bey der Ankunft desselben seyn würde, zu lassen. So nahe Holland auch liegt, so schickte doch kein Holländer auf diese Bedingung Getreide, sondern, aller Gefahr der See ungeachtet, lieber 300 Meilen weiter nach Livorno, wo der Groß-Herzog, gedachter Maßen, 1766 die freye Einfuhre gestattet hatte.

Was hilft also, wird vielleicht mancher sagen, die berühmte Einrichtung des engländischen Getreide-Handels? Alles Anpreisens oekonomischer Schriftsteller ungeachtet, ist England also doch nicht vor Mangel geschützt? Ich antworte: Nein! wegen der großen dabey obwaltenden Fehler, indem sie bloß die Ausfuhre ihres Getreides be-

günstigen, und die Einfuhre des ausländischen nicht gestatten, welches ein beständiger Eingriff in die Gesetze eines wechselseitigen Handels ist. Die vom Parlament 1689 auf die Ausfuhre des Getreides gesetzte Prämie, ist ein gewaltsames politisches Mittel, die Ausfuhre zu befördern; aber dieses machte, nebst dem Verbothe des fremden Getreides, daß sich in den Jahren 1765, 66 und 67, wegen der schlechten Aernden in allen Provinzen, ein solcher Mangel ereignete, daß dadurch allerley Tumulte entstanden, und aufrührische Schriften veranlasset wurden. Um dem Uebel abzuhelfen, verboth die Regierung die Ausfuhre, und lud die Ausländer zur Einfuhre ein, aber gedachte Bedingung war Schuld, daß es unterblieb. Der Mangel ward 1768 so groß, daß er fast nicht auszuhalten war. Die ganze Nation empfand den Schaden, und noch einige Jahre hernach. Die Prämie ist noch nicht wieder festgesetzt, und der Mangel ist im jetzigen 1772sten Jahre nicht geringer, als 1768. In denen Ländern, wo das engländische System im Getreide-Handel befolgt wird, müssen die Folgen dieselben seyn; und wo noch mehrere und schlimmere Einschränkungen sind, da wird er sich auch nach Proportion in schlechteren Umständen befinden.

Sicilien war zu den Zeiten der römischen Republik der Korn-Boden von Italien. Es herrschte auf dieser volkreichen Insel ein Ueberfluß, ob sie gleich Rom, welches etliche Millionen Einwohner hatte, mit Getreide versahe. Heutiges Tages, da der Handel mit Getreide nicht frey ist, hört man mit Erstaunen, wie wenig Getreide es liefert, wie geringe die Ausfuhre ist, und wie wenige Menschen dort wohnen.

Eben so sieht es im Kirchenstate aus, wo die sogenannte päpstliche Getreide-Congregation für die apostolische Kammer das Getreide und Oehl aufkauft, und die Grundbesitzer nöthigt, ihr das Getreide zu einem Preise, den sie willkürlich setzt, zu überlassen. Addison (*) zeigt das Sonderbare dieses Systems, welches in das Eigenthum der Grundbesitzer gewaltsam eingreift, den Acker-Bau hindert, und den Leuten die Lust zu arbeiten benimmt,

(*) In seiner italiänischen Reise.

nimmt, dergestalt, daß manches Land kaum den sechsten Theil trägt von dem, was es tragen sollte, und vieles gar wüste liegt. Man weis, wie fruchtbar und bewohnt vormahls die Gegend um Rom war; jezt ist sie öde und entvölkert, und die Luft ist Menschen und Thieren schädlich. Daher kommt die öftere Hungersnoth im Kirchenstate; und ich habe schon erinnert, daß im J. 1766 sowohl hier, als in Neapel, eine Menge Menschen vor Hunger umkamen. Dieses und die obigen Beyspiele zeigen deutlich, daß alle Arten von Zwang im Handel mit Lebens-Mitteln, Mangel veranlassen, und daß hingegen uneingeschränkte Freyheit dem Ackerbau aufhilft, und, ausser den übrigen Vortheilen, einen Ueberfluß an Getreide verschaffet.

Diese Freyheit ist aber nicht weniger in den Zeiten des Ueberflusses nöthig, um den Mangel zu verhüten, als im Nothfall, den Ueberfluß herzustellen. Dieses will ich nun noch kürzlich beweisen.

Ein Stat hat entweder Ueberfluß an Getreide, oder Mangel. Im ersten Falle ist die Freyheit im Handel nöthig, um einen billigen Preis zu erhalten, und den Vertrieb zu befördern, sonst bleiben die Producte dem Landmanne zur Last, und, anstatt viele Kosten auf die Cultur zu wenden, wird er sich nur auf das einschränken, was er gebraucht und los werden kann; fällt nun Mißwachs ein, so ist offenbar, daß, bey so schwacher Aussaat und Bestellung, die Theurung und der Mangel nach dem größten Ueberflusse nicht zu vermeiden ist. Dies geschieht aber bey freyer Ausfuhre nicht, weil solche wegen des gewissen und hurtigen Absatzes die Industrie vermehrt; die Vermehrung der Producte zieht den Ueberfluß nach sich, dieser kommt dem Mangel zuvor, oder verringert ihn so viel als möglich, und verhindert dadurch die schrecklichen Folgen der Hungersnoth.

Hat ein Stat Mangel an Getreide, so ist die Freyheit noch weit nothwendiger, um die auswärtigen Verkäufer anzulocken. Der Kaufmann wendet sich allemahl nach dem Orte, wo er weis, daß eine Ware fehlt, wo er sie ohne Hindernisse und mit Vortheil absetzen kann. Ich habe im 3ten Abschnitte bereits gezeigt, daß einer der vornehmsten Vortheile des freyen Handels darin besteht, daß er der Ware den besten Preis für Käufer und Verkäufer ver-

verschafft. Wenn also die Mangel leidenden Länder, vermöge dieser Freyheit, mit Lebens-Mitteln versehen werden können, daß beyde Theile keinen Schaden haben, so ist sie höchst nöthig, um den Mangel durch Ueberfluß zu ersetzen.

7. Abschnitt.

Von den nöthigen Mitteln, den freyen Handel mit Lebens-Mitteln zu erleichtern und aufzumuntern. Anwendung der bisherigen Sätze auf den in der Preis-Aufgabe gemeinten Stat.

Ich habe bisher die Gründe gezeigt, warum ein freyer Getreide-Handel so vortheilhaft ist; es kommt nunmehr darauf an, die Anwendung auf den in der Preis-Aufgabe gemeinten Stat zu machen. Zuvor muß ich aber noch zeigen, warum solcher Handel daselbst leicht einzuführen ist.

Die Heer-Straßen dieses States sind wohl unterhalten, die Flüsse schiffbar, die Häfen bequem und sicher, so, daß sowohl der innere Handel, als auch der mit andern Ländern, bequem geführt, und die Transport-Kosten ungemein erleichtert werden können. Ein Monarch kann seine Schätze nicht besser anwenden, als wenn er seinen Unterthanen diese Vortheile zu verschaffen sucht. Er kann dadurch seine Pracht und edle Denkungs-Art zeigen, und selbst wichtigen Nutzen davon erlangen. Keine Ausgabe, wenn sie mit Klugheit und Menschlichkeit gemacht wird, (aber nicht durch verderbliche tyrannische Zwang-Dienste des Landmannes, der seine Hände, Vieh, Geschirr und Werkzeug dazu hergeben muß,) ist einträglicher, denn sie wirft dem Landes-Herrn 25 pro Cent von dem darauf verwandten Capital ab, wie große politische Oekonomen gezeigt haben (*).

Da gedachter Stat nun alle die obigen Vortheile hat, so würde die völlige Handels-Freyheit mit den Lebens-Mitteln alle wichtige und vortheilhafte Folgen vollkommen hervorbringen. Durch die schönen Heer-Straßen und schiffbaren Flüsse, welche sich allenthalben befinden, läßt

(*) Der Abt *Genovesi*, in seinen Lectionen über die bürgerliche Oekonomie.

läßt sich eine geschwinde Fortschaffung der Producte zwischen den äussersten und mitten im Reiche befindlichen Provinzen bewirken; was der einen fehlt, wird die andere durch ihren Ueberfluß ersetzen, und eine jede dadurch die jährlichen Bedürfnisse aller Art erhalten. Weil die grossen Heer-Straßen durch alle Provinzen nach der Länge und Quere gehen, und nach den See-Häfen führen, und weil die schiffbaren Flüsse bey solchen in das Meer fallen, so liegen diese Häfen ungemein bequem, um Ausländern den Ueberfluß zu zuführen, und die ausländischen nöthigen Bedürfnisse dort abzuhohlen, und durch die Provinzen zu vertreiben. Die Handels-Freyheit wird verursachen, daß die Lebens-Mittel in diesem State jederzeit in einem billigen Mittel-Preise stehen werden, welches den Wohlstand des Grundbesitzers, des Landmannes, des Volkes und aller Manufacturiers, Arbeiter, und derer die von ihren Bedienungen leben, ungemein befördert. Der Mangel wird selten seyn; und zeigt er sich ja, so wird man ihn nicht sehr merken, weil man ihm, bey der Handels-Freyheit, durch die Einfuhre aus andern Ländern vorbeuget, und weil der Ackerbau durch die Freyheit in solche Aufnahme kommt. Dadurch werden die Aernden viel einträglicher, die Bevölkerung, Künste, Manufacturen und Fabriken nehmen zu, der Stat wird reicher, der Wohlstand aller Stände wächst, und mit ihm die Macht des Regenten.

Die Einkünfte des Landes-Herrn steigen in dem Verhältnisse, daß die Freyheit vollkommen ist, vermöge des wichtigen oekonomischen Grundsatzes: Wo man die größte Freyheit hat, mit den Producten des Landbaues zu machen, was man will, da ist der größte Reichthum; und wo der größte Reichthum ist, da herrscht der größte Ueberfluß, für die Eigenthümer der Producte und für den Stat. So wie der Reichthum wächst, so steigt auch der Werth der liegenden Gründe, der Pachtungen, und folglich der Abgaben von Zehenden und andere landesherrliche Einkünfte. *Mirabeau* (*) und Andere haben unläugbar dargethan, wie sehr die Einnahmen des Regen-

(*) Man sehe Dessen Ami des hommes, und die Theorie de l'Impôt.

Regenten durch eine völlige Freyheit des Handels vermehrt werden, weswegen ich mich nicht länger dabey aufhalten will.

8. Abschnitt.

Vorschläge, wie die Gesetze in dem vorgeschriebenen State zur Beförderung des freyen Handels mit Lebens-Mitteln am besten einzurichten seyn.

1. Da besagter Stat die besten Hülfsmittel hat, um den Handel mit allen Artikeln, vornehmlich mit Lebens-Mitteln, zu erleichtern, nähmlich: schöne Heer-Straßen, schiffbare Flüsse und sichere Häfen, so muß das erste Gesetz seyn, alle mögliche Hindernisse, welche den Handel mit Lebens-Mitteln nur einiger Maßen erschweren können, aus dem Wege zu räumen, als: Zölle, Abgaben beym Transport vom einem Orte zum andern, beym Kauf und Verkauf auf dem Markte, und an andern Orten, u. s. w.
2. Man muß an der einen Seite auf keinerley Weise die Einfuhre der Lebens-Mittel von Ausländern hindern, an der andern aber auch die Ausfuhre der einländischen mit möglichstem Fleiße zu befördern suchen, sollte man auch das nachdrücklichste Mittel der Prämien dabey ergreifen, zumahl bey sehr großem Ueberfluß, ohne jedoch die in diesem Puncte falsche Politik der Engländer nachzuahmen. Ich habe gesehen, daß man in meinem Vaterlande den Getreide ausführenden Schiffen meiner Nation, den Zoll auf die bey der Zurückkunft geladenen ausländischen Waren, nach dem Verhältnisse des ausgeführten Getreides, erlassen hat. Diese Art von Prämie vermehrt auf der einen Seite nicht nur die Bequemlichkeit, eine Ware in Menge zu haben, sondern muntert auch die Schifffahrt eines States auf; der Activ- und Passiv-Handel wächst, und zugleich der öffentliche und Privat-Reichthum.
3. Um die Freyheit des Handels mit Lebens-Mitteln desto lebhafter zu unterstützen, sind auch Gesetze zu geben, daß beym Kauf und Verkauf, bey Fortschoffung und Aufbewahrung der Lebens-Mitel, Treu und Glaube aufs genaueste beobachtet werde. Dies

ist

ist die Seele des Handels; wo diese fehlt, da geht er zu Grunde. Die in dieser Absicht von dem berühmten *Grotius* gemachten Gesetze in Holland sind vortrefflich.

4. Zur Beförderung dieses Handels trägt die schleunige Abthuung der darüber entstehenden Processe viel bey. Gar zu viele deswegen gegebene Verordnungen, Ausflüchte der Advocaten, Verzögerungen, Appellationen, u. d. gl. hemmen die Lebhaftigkeit desselben gar sehr. Diesen Unordnungen muß durch Gesetze schlechterdings abgeholfen werden.

5. Um dieses zu erhalten, müssen die Gesetze bestimmt und unveränderlich seyn. Wenn den Verkäufern der Lebens-Mittel, sowohl aus der ersten als andern Hand, aus Bosheit oder Treulosigkeit, von Andern Schade geschieht, muß solcher auf das schleunigste ersetzt werden.

6. Wir haben gesehen, daß der freye Handel das wirksamste Mittel ist, den Ackerbau aufzumuntern und zu erweitern, daher sollte man suchen, ihn durch Gesetze ehrwürdig zu machen, um dadurch den Unterthan desto mehr zu reizen, den möglichsten Nutzen aus der Erde zu ziehen. Wo der Landmann ein Sclave und bey allem Ueberflusse elend ist, wo er sieht, daß er sich nie herausziehen kann, da wird er auch keinen Muth haben, und keine Kräfte anstrengen, da werden alle Aufmunterungen der Grundbesitzer, und die Kosten, die sie anwenden, vergebens seyn. Das Elend, sagt *Montesquieu*, vertreibt die Lust zum Ehestande, befördert den Müßiggang und die Laster, unterdrückt den Geist, vermindert die Kräfte des Körpers, macht ihn unthätig, und versetzt den Menschen gleichsam in den thierischen Zustand. Um dieses bey dem Landmanne zu verhindern, um ihn thätig und gesittet zu machen, um ihm Lust zum ordentlichen ehelichen Leben beyzubringen, darf man ihn nur die Vorrechte genießen lassen, welche er von Natur haben sollte, die ihn von der Sclaverey befreyen, und die ihm ein bequemes Leben im Alter und eine Belohnung seines Schweißes versprechen. Der große Heinrich IV. sagte: er wäre nicht zufrieden, wenn er nicht sähe, daß sein Bauer Sonntags

tags eine Henne in der Suppe kochen könnte. Worte, die mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet zu werden verdienen, weil einer der größten Könige und Menschen-Freunde dieselben gesagt hat.

7. Die Grundstück-Besitzer werden einen großen Vortheil davon haben, wenn sie den Pächtern einen verhältnißmäßigen Antheil des Erbaueten, als eine Belohnung ihres Fleißes, geben, oder ihnen gleich anfangs etwas Gewisses versprechen; sie werden Leztere auch dadurch zu einem längern Pacht anlocken, weil die Pächter um so eifriger die Hand zu der Verbesserung biethen werden, wenn sie wissen, daß sie solche zum Theil zu genießen haben. England hat seinen Gesetzen, welche erlauben, einen Pacht-Contract bis auf 29 Jahr zu schließen, die Verbesserung des Ackerbaues größtentheils zu danken. Noch besser wird man diesen Zweck vielleicht erreichen, wenn man die Felder zu einem Canon oder Erb-Zins weggiebt, indem derjenige, welcher solchen entrichtet, das Feld alsdann gleichsam für sein Eigenthum anzusehen hat.

8. Bey diesen Gesetzen ist jedoch Behutsamkeit nöthig; sie dürfen nicht zu strenge seyn, und sich gleichsam in das Eigenthum der Unterthanen mischen wollen, sondern den Willen der Halsstarrigsten mit Güte zu beugen suchen, und den Nutzen dessen, was sie verordnen, zeigen.

9. Die Gesetze müssen dahin gerichtet seyn, daß die Quantität des Ertrages der Pachtungen von Ländereyen allemahl in einem Verhältnisse mit den Mitteln und Kräften der Pächter, sie durch kluge Behandlung in Werth zu setzen, stehe. Ein gar zu weitläuftiges Grundstück kann, natürlicher Weise, nicht so fleißig angebauet werden. Hundert Aecker unter 10 Pächter vertheilt, werden drey Mahl so viel einbringen, als zuvor, weil zehn Wirthe, an statt eines, solche anbauen; folglich mehr Hände, mehr Vieh, mehr Dünger dabey gebraucht wird. Das Beyspiel jenes Römers, welcher seinen beyden Töchtern zwey Drittel seiner Felder zum Heurathe-Gut mitgab, und sein zurückbehaltenes Drittel hernach eben so hoch nutzte, als zuvor das Ganze, könnte

zum

zum Beweise dienen, wenn wir nicht täglich mehrere dergleichen vor Augen hätten.

Wenn die Gesetze auf diese Weise eingerichtet sind, so wird man den Landbau bald blühen sehen; wird der Ertrag durch gehörigen Fleiß verdoppelt, und bringt also weit mehr ein, als bey geringer Arbeit und Düngung, so hat der Gesetzgeber die Zufriedenheit, seinen Stat doppelt und dreyfach reicher gemacht zu haben, als er vorhin war.

10. Um die Masse dieses Reichthumes noch immer zu vermehren, wird es sehr vortheilhaft seyn, die Reichen, und Personen von Unternehmung, durch Belohnungen, durch Freyheiten auf gewisse Jahre ꝛc. zu ermuntern, wüste Felder urbar zu machen. Der Marquis von Turbilly (*) hat gezeigt, daß dies eine ergiebigere Grube zur Bereicherung und Bevölkerung eines States sey, als die in Peru und Mexico, welche nur entvölkert und die Sitten verdorben haben. *Sully*, der große Beschützer des Landbaues und des freyen Handels mit den Landes-Producten, richtete sein Augenmerk ebenfalls auf die Urbarmachung wüster Felder, weil er, wie er in seinen Nachrichten sagt, wußte, daß die größten Reichthümer einer Nation aus der Erde kommen, und daß solche in einem schlecht oder gar nicht angebaueten Lande darin stecken bleiben.

11. Die großen Strecken, welche ein verwildertes Ansehen haben, wo das Vieh gemeiniglich nur eine dürftige Nahrung, und schlechtes, stehendes, der Gesundheit nachtheiliges Wasser findet, sind gemeiniglich vernachläßigte Gemeinheiten. Wie sehr würde der National-Reichthum vermehrt werden, wenn sie durch billige Verordnungen besser angewandt würden! Die klügsten Nationen in Europa haben auf diese Weise ihren Wohlstand verbessert (**); die fruchtba-

(*) Abhandlung von Urbarmachung der wüsten Ländereyen.

(**) Die alten Römer machten schon Gesetze, wodurch die Gemeinheiten von den Aedilen an gewisse Personen verpachtet, und also ordentlich angebauet wurden. *Ovid.* Fast. V. 278.

fruchtbare Oberfläche des States, auf den unsre Abhandlung gerichtet ist, wird dadurch vermehret; die traurigen Gegenden werden in angenehme verwandelt; und wo man sonst nichts als Binsen, Dornen und Disteln sahe, werden die schönsten Saaten stehen.

12. Eben so sehr verdient es zur Aufnahme des Acker-Baues die Aufmerksamkeit eines Gesetzgebers, die sowohl auf dem Landmanne selbst, als auf seinen Grundstücken liegenden Lasten, so viel möglich, zu erleichtern, weil er eine der bürgerlichen Gesellschaft so unentbehrliche Hanthierung treibt.

13. Nicht weniger nützlich würde es seyn, wenn man das alte Trift-Recht abschaffete, nähmlich: das Recht sein Vieh auf eines Andern sein verbessertes Feld zu treiben, weil es den Fleiß des Eigenthümers abschreckt, Mühe und Kosten darauf zu wenden, indem er alles vereitelt sieht.

14. Man erlaube allenthalben, daß ein Jeder sein verschlossenes Feld habe. Es wird dem Viehe deswegen nicht an Nahrung fehlen; es wird vielmehr ein Ueberfluß daran seyn, wenn Verordnungen zur Einführung künstlicher, und Vermehrung natürlicher Wiesen, nach Proportion der verbesserten Cultur der Saat-Felder, gemacht werden. Auf diese Weise wird mit dem Ertrage der wohl unterhaltenen Aecker eine gesegnete Viehzucht entstehen, welche eine Folge des vermehrten Wiesewachses ist, und der Vorrath an Fleisch, Butter, Käse und der von dem Viehe genommenen Materialien zu vielen Handwerkern vermehrt werden.

15. Eben so wichtig, als alle bisher vorgeschlagene Freyheiten, welche zur Aufmunterung des Landmannes dienen, ist noch eine andere, nähmlich die Territorial-Freyheit. Diese besteht in dem Eigenthume und der Sicherheit des Eigenthumes von einem verlassenen Grundstücke, nachdem man es eine gewisse Zeit ohne Widerrede besessen hat. 20 Jahr und 10 Jahr geben, nach *Bertrand* (*), ein hinlänglich gegründetes

(*) Sur l'esprit de la Législation pour encourager l'Agriculture.

tes Recht, daß die Usucapion billig hinlänglich seyn sollte, um das Eigenthum und den Gebrauch des Wassers zu versichern. Einige Rechtsgelehrte hägen, in Ansehung der Zeit, verschiedene Meinungen; indessen sind, wie *Bertrand* anmerkt, die Schwierigkeiten, welche denen, die Quell-Wasser fänden, gemacht werden, der Land-Wirthschaft sehr nachtheilig; daher trifft man in manchen Ländern ein sonderbares Gemische von Freyheit, die der Landes-Herr läßt, und von Zwang, der von den Gemeinheiten und von Vasallen herrührt, an. „Als die Perser noch Herren von „Asien waren," schreibt *Montesquieu*: „erlaubten sie „denen, welche Quell-Wasser auf solche Ländereyen „hinführten, die niemahls gewässert waren, die Nutz„ung derselben auf fünf Generationen. Weil auf „dem Gebirge Taurus eine Menge kleine Bäche sind, „so spareten sie keine Kosten, das Wasser allenthal„ben hin zu leiten. Daher haben die Einwohner dies„es weitläuftigen Landes heutiges Tages allenthal„ben, ohne zu wissen woher, in den Gärten und Fel„dern einen Vorrath von Wasser."

16. Viele Besitzer der Güter haben hier und da ein Stück Landes, welches ganz von ihren Nachbarn eingeschlossen ist, und oft weit von dem Haupt-Gute entfernt liegt. Jedermann kennt den Nachtheil von solchen vertheilten Grundstücken, und den Vortheil, den die National-Oekonomie davon haben würde, wenn man es durch Tausch, Kauf, oder auf andere Weise, dahin bringen könnte, daß ein Jeder seine Grundstücke in einem Zusammenhange bey einander hätte. Je größer die Schwierigkeiten einer solchen Einrichtung sind, weil es hier auf eine Veränderung des Eigenthumes der Unterthanen ankommt, welche leicht Mißvergnügen nach sich ziehen kann, desto mehr Behutsamkeit hat der Gesetzgeber anzuwenden, die zum allgemeinen Besten zielenden Absichten auszuführen, und alle Schwierigkeiten zu heben.

17. Ich übergehe die für den Ackerbau so nützliche Aufhebung der überflüssigen Fest-Tage, die in vielen Ländern, und zuletzt im Oestreichischen, bewerkstelliget worden ist, und viele andere kleine Hülfsmittel zur Aufmunterung des Ackerbaues, welche von den

Local-Umständen, von den Gewohnheiten, von der Denkungs-Art des Landmannes in einer Nation, und von ihren Vorurtheilen für die alten hergebrachten Gesetze, herrühren.

18. Am meisten werden endlich folgende drey Dinge helfen. Erstens, der öffentliche Unterricht, welcher die Unwissenheit und eingewurzelten Vorurtheile aus dem Wege räumet, den Verstand aufklärt, und nützliche Kenntnisse verbreitet. Niemand kann dieses besser thun, als die Land-Pfarrer, neben den ihnen obliegenden geistlichen Amts-Verrichtungen. Zweytens, die beständige Ausübung der höchsten Gewalt in Beschützung des Eigenthumes und der Freyheit eines Jeden; und drittens, eine gute Regierung, wodurch das Vermögen des States und der Unterthanen vermehrt, und die einzige wahre Quelle des Reichthumes eines Landes ergiebiger gemacht wird.

9. Abschnitt.

Gemählde, darin der gedachte Stat auf einer Seite ohne die Freyheit des Handels mit Lebens Mitteln, und auf der andern mit derselben, geschildert wird.

Nachdem ich meine Gedanken über die Preis-Aufgabe bisher mitgetheilt habe, will ich nun ein doppeltes Gemählde des darin gemeinten States entwerfen, und ihn zuerst mit allem Zwange der Verbothe, und hernach mit allen Vortheilen der Handels-Freyheit, vorstellen.

Sagen Sie selbst, hochzuehrende Mitglieder der oekonomischen Gesellschaft, ob man sich, der Lage nach, einen bessern Stat wünschen kann. Er ist weitläuftig, liegt beysammen, und hat theils von Natur, theils durch die Bemühung seiner Regenten, alle Bequemlichkeiten, die ihn reich, mächtig und furchtbar machen können. Allein der Handel mit den nothigen Lebens-Mitteln ist auf mancherley Weise eingeschränkt, folglich lebt der Unterthan, ungeachtet aller Bequemlichkeiten, nicht in demjenigen Wohlstande, der das größte Glück in einem jeden State ist. Der Zwang nimmt dem Grundbesitzer und dem Landmanne den Muth; daher wird die Land-Wirthschaft eingeschränkt, und derjenige Reichthum geschmählert, welcher die Kraft einer

einer Nation, die Stütze der Künste und des übrigen Handels ausmacht, und die Bevölkerung vermehrt. Bedauernswürdiger Stat, darin die Cultur kaum mehr zureichend ist, die Einwohner hinlänglich zu versorgen! Bey den vorsichtigsten Verordnungen schweot man, wegen des zu besorgenden Mangels, in Furcht; und wenn gleich ein glückliches Jahr Ueberfluß liefert, so bleibt doch eine erkünstelte Theurung, welche durch Aufkäufer und die sogenannten guten Einrichtungen, zum Schaden aller Unterthanen und des Regenten unterhalten wird. Was hilft alsdann der Ueberfluß an Getreide und andern Lebens-Mitteln, wenn niemand das, was das Land nicht gebraucht, ausführen darf, sondern es einen Raub der Insecten werden lassen muß? Bey diesen Umständen ist der Preis ausserordentlich veränderlich, bald sehr hoch, bald äusserst niedrig. Diese Veränderlichkeit hat einen großen Einfluß auf den Hand-Lohn, auf alle Arbeiten der Industrie; und dadurch entsteht in der öffentlichen und Privat-Oekonomie eine beständige Verwirrung und eine allgemeine Noth. Diese Noth zieht den Verfall der Künste und Handwerke nach sich, hemmet die Bevölkerung, und unterdrückt sogar die Liebe zum Vaterlande. Auf den schönsten und wohl unterhaltenen Heer-Straßen erblickt man, anstatt der Wägen, die das Getreide von einer Provinz in die andere führen sollten, Elende und Bettler, welche um Brod bitten, oder Haufen von Bauern und Manufacturiers, die davon gehen, entweder ihr Leben in Gefahren des Krieges dahin zu geben, oder um unter einem andern Himmel Arbeit und ein besseres Leben zu suchen. Was helfen alsdann die Heer-Straßen, was die schiffbaren Flüsse? Sie sind eine so überflüssige Zierde des States, als die See-Häfen, die von wenigen Schiffen besucht werden. Der fremde Schiffer zeigt in der Ferne mit Fingern auf das Land, wo der Handel durch Zwang und Einschränkung gehemmet wird, und eilt mit vollen Segeln davon. Doch ich will mich nicht länger bey der Schilderung der traurigen Beschaffenheit eines States, wo Zwang den Handel hemmet, aufhalten, sondern eile vielmehr zu dem, wo die edle Freyheit ihn blühend macht.

Was für einen reizenden Anblick stellt dieser dar! Wie lächeln seine Felder den Vorübergehenden an! Allenthalben sieht man fruchtbare Bäume und nützliche Pflan-

zen. Die größten Gemeinheiten sind urbar gemacht, keine Handbreit Landes liegt ungenutzt. Sümpfe, Seen und tiefe Thäler sind ausgetrocknet. Die Saat-Felder stehen mit den natürlichen und künstlichen Wiesen in rechter Proportion. Die Heerden sind zahlreich, und dadurch werden die Aernden, das Fleisch, Milchwerk und andere Lebens-Mittel wohlfeil. Der Ueberfluß scheint hier zu wohnen, und alle seine Reichthümer auszubreiten. Die Besitzer der Grundstücke und die Pächter sind zufrieden, sie stecken gern etwas in solche hinein, um einen desto größern Ertrag zu bewirken. Sie verdoppeln ihren Fleiß, weil die Gesetze ihnen den Vortheil davon versichern; die Gesetze, welche sie von dem Zwange befreyen, und ihnen durch einen langen Pacht ein bequemes Alter versprechen. Beyde gewinnen durch die Vortheile, welche aus dem immer mehr zunehmenden Ertrage entstehen. Bey diesen glücklichen Umständen bekommt ein Jeder Muth, sich zu verheurathen; das Land wird bevölkerter; jeder Einwohner hat sein Auskommen, und führt ein thätiges, tugendhaftes Leben, weil die Sitten durch den Unterricht verbessert, und die Menschen nutzbarer für die politische Gesellschaft gemacht werden. Eben so wird man über den Anblick der Städte und Flecken dieses States erstaunen. Wo man das Auge hinwendet, sieht man Künste, Manufacturen und Fabriken; ein Jeder nährt sich, und ist arbeitsam. Der Ueberfluß auf dem Lande macht, daß solcher auch in den Städten herrscht; die Freyheit der Ein- und Ausfuhre verursachet, daß die Preise der Lebens-Mittel immer in einer gewissen Gleichheit bleiben; und weil sie der Maßstab der Hand-Arbeit, des Lohnes, der Miethe ꝛc. sind, so bleiben diese auch gleichförmig. Die Einwohner fürchten weder Mangel noch Theurung, weil der Stat, vermittelst des freyen Handels, mit allen benachbarten und entlegenen Nationen in Verbindung steht. Eben dieser bringt auch die Manufacturen und Fabriken in Gang, befördert deren schleunigen und vortheilhaften Absatz, wodurch das Geld in geschwindern Umlauf kommt, und sowohl das öffentliche als Privat-Vermögen vermehrt, und der Zustand der Nation immer blühender gemacht wird.

Glücklicher Stat, und glückliche Einwohner! Das Meer macht die See-Häfen zu reichen Handels-Städten, und

und diese werden immerwährende Canäle zur Vermehrung des Reichthumes des Landmannes, und derer, die von der Industrie leben. Die Schiffe laufen beständig aus und ein, ihre Anzahl nimmt zu, und der Stat wird mächtig und furchtbar zur See. Die schiffbaren Flüsse sind unaufhörlich mit großen und kleinen Fahrzeugen bedeckt, welche den Provinzen die Waren aus den Häfen zuführen, und, beladen mit den Producten des Landes, wieder zurück kehren. Zu eben diesem Transport dienen auch die wohl unterhaltenen Heer-Straßen, so daß man Tag und Nacht das Knarren der Wägen und das Geschrey der Fuhrleute und Mauleseltreiber hört. Nirgends wird der Reisende mit den Klage-Tönen der Bettler beschweret, weil Armuth und Elend da unbekannt sind, wo Ackerbau und Künste blühen, wo der Handel mit den nöthigen Lebens-Bedürfnissen ohne Zwang ist. Bey diesem Ueberflusse ist jedermann voll edler Empfindungen der Vaterlands-Liebe, und verehrt in seinem Regenten einen Vater und wohlthätigen Beschützer. Die weisen Gesetze haben diese bewundernswürdige Veränderung in dem besagten State hervorgebracht, und die wichtigsten und nützlichsten Speculationen der Oekonomie zur Wirklichkeit zu bringen gewußt."

Einige Bemerkungen aus guten polizeylichen Anstalten bey Verkaufung der Lebens-Mittel an Markt-Tagen, von Hrn. Lic. Frenzel, mit Anmerkungen und Erörterungen des Hrn. Prof. Titius (*).

„Pfuscher sind jederzeit als eine weit um sich greifende Seuche zu betrachten, die dem State unersetzlichen Schaden zufügen; und wenn gleich die besten Vorkehrungen getroffen werden, so lassen sie sich eben so wenig, als die Pocken oder Blattern, ausrotten. Man muß schon zufrieden seyn, wenn ihnen öffentliche Gränzen gesetzt werden. Sie sind aber nicht bey den Aerzten allein, obgleich am mehresten zu suchen; denn da jeder sein eigener Arzt seyn will, so sucht er auch gern Andern Hülfe zu leisten, wozu sich dann der Gewinnst, die Faulheit, die Habsucht u. d. gl.

(*) Im 25 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1789.

gesellen. Die Geistlichen hatten vor diesem dergleichen Auswürfe genug, und noch findet man hin und wieder ein Kreuz-Luft-Vögelein. Die Rechtsgelehrten haben ebenfalls ihre Brodfeinde, und Vor- und Nacharbeiter. Kaufleute giebt es so viel als Menschen, und im weitläuftigen Verstande kann sich jedermann für einen Kaufmann halten, der mit den Waren seiner verschiedenen erworbenen Geschicklichkeit Gewerbe treibt.

Es wird dieser Eingang in Betracht der Ueberschrift sonderbar scheinen, da ich Bemerkungen aus guten polizeylichen Anstalten bey Verkaufung der Lebens-Mittel an Markt-Tagen anstellen will. Man wird aber bald sehen, daß die Pfuscher hier nur einen andern Nahmen führen, und Mäkler, Hausirer, Aufkäufer, u. s. w. heißen. Denn alle, die eine ihnen nicht zukommende Beschäftigung treiben, andern ihr Brod durch Eingriff und fremde Hantierung entwenden, und auf unrechtmäßige Weise schädlich sind; alle, die aus Faulheit, u. d. gl., Vortheile über andere zu gewinnen suchen, kann man insgesammt mit dem allgemeinen Nahmen der Pfuscher belegen. Solche Pfuscherey findet sich nun häufig bey dem öffentlichen Verkauf der Nahrungs-Mittel in den Städten, und an den Markt-Tagen vorzüglich, wodurch sowohl Käufer als Verkäufer sehr vielen Schaden leiden.

Die guten und wohl eingerichteten polizeylichen Anstalten verstatten nicht, daß an Markt-Tagen Aufkäufer verschiedener Art seyn dürfen. Jedermann soll die Freyheit haben, seine Bedürfnisse ohne einigen Zwang, oder Ueberbiethung der Aufkäufer, zu erhandeln. Der Land-Mann muß nicht nach Beschaffenheit der Jahrszeit, des Gewinnstes vom Lande und des Viehstandes, nach seiner Willkür, auf seine zum Verkauf eingebrachten Waren aufschlagen können.

In den Städten der Ober-Lausitz, und andern, wo gute Verfassung ist, dürfen Bäcker und Mehlhändler, Kornhändler, und andere Personen, vor einer gewissen festgesetzten Stunde, oder bis das, Jedermann bekannte Kennzeichen der Freyheit eingezogen oder abgenommen worden, keine Getreidearten erkaufen; auch darf es nicht vor der Zeit, ohne besondere Ursachen, eingesetzt, oder zum künftigen Verkauf in Verwahrung gegeben werden. Es wird auch, in Ansehung der Güte der Waren, darauf

Rück-

Rücksicht genommen, damit die Armen auf alle nur ersinnliche Art Erleichterung bekommen. Jede Art der zum Verkauf gebrachten Waren hat seinen angewiesenen Bezirk, um alles desto leichter zu übersehen, und den Betrug zu vermeiden. Auf ähnliche Weise ist auch der Verkauf bey dem lebendigen Vieh eingerichtet, um das Einkaufen der ländlichen Lebens-Mittel auf alle nur mögliche Art den Bürgern bequem zu machen, die Theurung zu verhindern, und dem Schleichhandel nebst der Mäklerey Gränzen zu setzen. Ein gleiches wird bey den übrigen, zum öffentlichen Verkauf gebrachten Land-Producten, an Butter, Käse, frischen und trocknen Gemüsen, und andern Waren, genau beobachtet, um allen Mäklereyen und Betrügereyen gehörig vorzubauen. Wo man viele Mäkler, Aufkäufer, Mehlhändler, Butter- und Kase-Krämer in einer Stadt antrifft, da kann man sehr leicht schließen, wenn nicht besonders gute Aufsicht dabey beobachtet wird, daß der Ankauf von Lebens-Mitteln den Armen äusserst erschweret, daß die Theurung durch dergleichen Händler unterhalten, und daß der erhöhete Preis der Waren nicht sowohl der vermehrten Volks-Menge, als vielmehr der außerordentlichen Pfuscherey zu zuschreiben seyn werde. Man bemerkt dieses deutlich beym Obst-Handel. Alle Obst-Gärten werden bereits um Johannis von den Mäklern in Beschlag genommen, aufs höchste erpachtet, und das Obst einzeln wieder auf das theuerste verkauft. Kommt ja einiges auf den Markt, so wird es ebenfalls bald wieder aufgekauft, und in den Häusern einzeln vertrödelt. Wenn aber der Aufkauf auch nicht erfolgt, so findet sich doch eine besondere Art Menschen, die als Gelegenheitsmacher anzusehen sind. Diese Leute suchen sich sowohl Bekanntschaft bey dem Landmanne, als auch in den Häusern zu erwerben, von denen beyden sie Gewinn ziehen, und sind noch schädlicher, als die Aufkäufer selbst werden (*).

(*) Aber, wenn nun diese Pachter nicht sind, wenn dem Landmanne und den Gartenbesitzern das Obst überm Halse gelassen wird, was soll dann geschehen? Der Landmann kann es so wenig, als der Obst-Cultivateur, weder im Ganzen, noch im Einzelnen verkaufen. Ersterer hat dazu keine Zeit, und Lezterer ist mehrentheils gar nicht in der Lage, den Gewinnst

Der Landmann sagt: ich befinde mich izt wohl, alles gilt, was ich zu Markte bringe, und ich werde es sehr leicht los. Wenn man aber dabey aufmerksam ist, und oft genug den größten Ueberfluß an den Markt-Tagen bemerkt, so wird man doch finden, daß es der Bürger immer noch theurer bezahlen muß, als es eigentlich nach der Menge seyn sollte. Denn sehr viele der Landleute handeln nicht selbst mit ihren zum Verkauf gebrachten Waren, sondern sie haben ihre Unterhändler, denen es der Käufer sehr häufig abnehmen muß. Ich darf nicht erst den Getreide-Handel in Erwegung bringen, mit dem auf die erwähnte Art genug Handel getrieben wird. Der Landmann wendet sich an dergleichen Personen, und diese haben wieder ihre Bestellung. Würde es nicht zuträglicher seyn, wenn es auf freyem Markte erkaufet werden könnte? (*)

Mit Erkaufung des zum Markte gebrachten Viehes hat es eine gleiche Beschaffenheit. Die sogenannten Hausschlächter sind so eingerichtet, daß der Landmann und der Bürger sich an dieselben zu verwenden genöthigt sieht, wenn er etwas erkaufen will (**). So ist es auch mit den vielerley Arten Federvieh, da sogleich Weiber vorhanden sind, die es den Bauerfrauen abnehmen, in den Häusern zum

winnst durch Verkauf aus seinem Obstbaue zu ziehen. Obst-Handel und Obst-Pacht sind daher äußerst nöthige Geschäfte im gemeinen Wesen; zumahl da dieses Producte sind, die weder aufgeschüttet, noch sonst auf Speculation erhalten werden können, und gleichwohl dem Leben und der Gesundheit der Menschen so sehr zuträglich werden. Diese Obst-Pächter weggenommen, so hat es mit dem ganzen Obstbaue sogleich eine Endschaft. T.

(*) Und wenn nun, wie es täglich geschieht, das Getreide auf dem Markte nicht abgeht? welches der Fall in allen Städten ist, wo kein angelegter Korn-Handel Statt hat. Mit dem Korn ist eigentlich keine Mällerey, außer was die Mehlhändler thun; und auch diese müssen des Armuths wegen seyn. Aber, das Aufschütten des Getreides und das Anlegen der Vorräthe sind Anstalten, die fürs gemeine Wesen von äußerster Wichtigkeit werden. T.

(**) Und eben diesen Hausschlächtern trägt es doch der Bürger selbst auf, ihm ein Stück einzukaufen, und zu schlachten, weil er es selbst weder versteht, noch sich beschäftigen will. Das sind also seine Bevollmächtigten im Kaufe, nicht aber Aufkäufer. T.

zum Verkauf herum, und ihre Pfuscherey damit treiben. Ist man ja so glücklich, entweder von einem geizigen Landmanne etwas zu erhandeln, so muß man es gleichfalls theuer bezahlen, oder man erhält das schlechteste, welches dergleichen Trödler nicht haben mögen (*). Bey dem zum Verkauf gebrachten geräucherten Fleisch und Schinken, sieht man mit Verwunderung, wenn dasselbe zur Wage gebracht wird, wie es dem Landmanne aus den Händen genommen wird, da es denn immer heißt: es ist bereits bestellt. Aber die Mäkler stehen schon zur Hand. Bringt eine halbwege in guten Umständen sich befindende Bauer-Frau Butter, Käse, Eyer, Tauben, trocknes Obst und andere Zugemüse zum Markte, so hat sie schon ihre Weiber, denen sie ihre Waren übergiebt, von welchen man sie wieder abkaufen muß; oder die Mäkler und kleinen Abnehmer sind bey der Hand, und tragen die Waren in den Häusern herum, oder sie haben wieder ihren Zusammenhang mit den Köchinnen. Jeder sucht seinen Vortheil zu ziehen, wodurch Herrschaften und Bürger leiden müssen (**).

Die nähmliche Bewandtniß hat es mit den sogenannten Kraut-Waren, die doch in unsern Gegenden in größtem Ueberfluß gewonnen werden, die wir auch in sehr wohlfeilem Preise erkaufen könnten. Man sehe aber an Markt-Tagen, wie die Aufkäufer die ersten sind, die die besten und mehresten Waren, oft um geringen Preis erhandeln, und dem Landmanne in ihre Orte zutragen. Dadurch

(*) Das eigentliche Aufkaufen der Producte auf den Dörfern wird freylich nicht gestattet; aber dem Landmanne zu verwehren, daß er seine Erzeugnisse so hoch, als er kann, ins Geld setzt, das ist allerdings bedenklich, zumahl da der Handel mit vielen Dingen nach dem Auslande noch die einzige Stütze ist, die ihn erhält und von der höchsten Landes-Obrigkeit mit vieler Stats-Klugheit geduldet wird. T.

(**) Aber an wem liegt hierbey die Schuld? an Herrschaften, oder an den Bauerweibern? Wie? wenn erstere, Frau und Magd, ihre Weiber an der Hand haben, welche sie mit Fleiß ausschicken, ihnen die Victualien auf dem Markte und auf Dörfern einzukaufen? da sind die Abgeordneten keine Aufkäufer und Trödelweiber mehr, sondern Leute, die im habenden Auftrag kaufen. Und das ist der Fall bey vielen Häusern. T.

durch wird der Landmann oft abgehalten, selbst in die Stadt seine eigene Waren zu bringen, und der Stadtmann muß auf allen Seiten Schaden leiden (*).

Andere dergleichen Schleichhändel, da ich viel zu weitläuftig werden würde, zu geschweigen. Alles dieses nun zusammen genommen, unterhält eine ziemliche Theurung, welche aber, meinem Bedünken nach, leicht zu verhindern seyn möchte, vielleicht noch eher, als bey den medicinischen Pfuschern: wenn dergleichen Händler und Pfuscher eine proportionirliche Abgabe zu geben hätten, wie man es gewöhnlich bey dem Handel zu halten pflegt; wenn den eigenen Verkäufern mehr Erleichterung durch Herabsetzung eines geringen Theils der Gaben, verschaffet würde, die auf der andern Seite wieder doppelt ersetzet würden; wenn ferner die Polizey äußerst strenge mit dergleichen Aufkäufern verführe. Da Markt-Tage zum öffentlichen Verkauf der Lebens-Mittel und anderer Waren bestimmt sind, so müßte auch schlechterdings kein Hausirer geduldet werden. Die Aufkäufer, Mäkler, Mehl- Butter- Käse- Eyer- und Zugemüse-Händler sollten entweder am Markt-Tage gar kein Recht des Aufkaufes erhalten, oder gewisse Zeiten bestimmt werden, wenn sie die übrig gebliebenen Waren erhandeln dürften (**). In unsern Tagen werden dergleichen Händler die reichsten, da der Arme genöthigt ist, seine Bedürfnisse bey denselben zu erkaufen (***)."

Daß

(*) Ueber die aufgetriebenen Preise der Kraut-Ware habe ich schon einmahl in diesen Blättern geredet, sie aber nicht von dem Aufkaufe sondern von der stärkern Consumtion, hergeleitet (*), welches auch andem ist. Die Aufkäufer haben eben nicht nöthig, diese Sachen auf dem Markte zu ergreifen. Sie können selbige mit mehr Auswahl, und zu bessern Preisen, in den Gärten selbst haben. Vor noch nicht 50 Jahren mußten wir den größten Theil der grünen Gemüse aus Pretsch hohlen. Dank sey es der vermehrten Consumtion, daß die Leute zum hiesigen Anbau derselben aufgemuntert werden. T.

(**) Und dies wird auch, so viel mir wissend, in allen guten Polizeyen beobachtet. Alle Unterschleife zu vermeiden, ist ganz unmöglich. T.

(***) Alle solche Höker und Trödler sind nur für die Armen, und auch

(*) S. oben, S. 205, fgg. T.

Daß und warum das Hausirengehen mit Victualien, außer besondern Umständen nicht zu verbiethen seyn, siehe im XXII Th., S. 490, fgg.

Unter den zur Beförderung der Wohlfeilheit der Lebens-Mittel in verschiedenen Ländern ergangenen obrigkeitlichen Verordnungen, zeichnen sich folgende Vorschriften und Fingerzeige zur zweckmäßigen Beförderung der Wohlfeilheit der Lebens-Mittel, von dem weisen Gesetzgeber, Kaiser Leopold II, im J. 1791, vorzüglich aus:

So sehr Ich von der Nothwendigkeit überzeugt bin, die durch einen ungünstigen Zusammenfluß von Umständen, und allerdings auch zu sehr erweiterte Begriffe von Freyheit in Unordnung gerathene Polizey der Lebens-Mittel nach und nach wieder herzustellen, so sehr bin Ich ebenfalls überzeugt, daß diese Polizey, wenn sie in untauglichen Anordnungen besteht, an statt den heilsamen Zweck der öffentlichen Verwaltung zu erhalten, zulezt denjenigen selbst zum Nachtheil gereichen würde, denen dadurch Erleichterung verschafft werden sollte.

Ich will daher der Kanzley Meine Gesinnung deutlich erklären, und den Grundsatz bestimmen, nach welchem sie bey diesem wichtigen Gegenstande vorzugehen hat.

Es handelt sich aber gegenwärtig nicht um Lebens-Mittel, welchen eine Preis-Bestimmung zu geben, sondern um diejenigen, bey denen die zureichende Menge und der Mittel-Preis hauptsächlich von der beförderten Zufuhr erwartet werden muß. Als die Grundlage aller

auch für die Unwirthschaftlichen im gemeinen Leben, die im Großen nicht kaufen können, oder nicht wollen. Die Kleinkäufer werden aber dadurch reich, weil aller Klein-Handel nicht kann übersehen werden, und gemeiniglich Pfennig auf Pfennig abwirft, welches man bey allen Krämereyen mehr als zu richtig erweisen, zum Theil aber auch entschuldigen kann. T.

aller hierher einschlagenden Vorkehrungen muß angenommen werden:

1. daß zwar Ordnung, aber nicht Zwang herrsche;
2. daß das flache Land nicht, als wäre solches der Haupt-Stadt zinsbar, behandelt;
3. daß für das Eigenthum des Erzielers durchaus Achtung getragen werden muß.

Hieraus folgt, daß die Markt-Verordnungen für die Stadt nicht außerhalb der Linien sich erstrecken sollen; daß kein Markt-Gesetz auf den Erzieler unmittelbar gerichtet seyn könne, und demselben, als solchem, in seinem Verkaufe keine Hinderniß gelegt werden soll. Auf der andern Seite hingegen würde es unbillig seyn, die Haupt-Stadt in einer solchen Abhängigkeit von dem offenen Lande zu lassen, daß es ihr nicht erlaubt seyn sollte, zum Besten ihrer zahlreichen Bewohner Vorsehungen zu treffen, welche denselben die unentbehrlichsten Lebens-Mittel um einen ihren Erwerbungs-Umständen angemessenen Preis versichern.

Da dem flachen Lande und dem Erzieler frey steht, seine Waren der Stadt zu zuführen, oder mit denselben wegzubleiben, so verletzt es das Eigenthum des Erzielers nicht, wenn die Markt-Ordnung zur Herstellung des Gleichgewichts gewisse Bedingnisse vorschreibt, unter denen ihm der Vortheil des Verkaufs in der Stadt zugestanden wird. Eben so wird dem Eigenthum der Erzieler nicht zu nahe getreten, wenn den Stadt-Gewerben, die nicht erzielen, Vorschriften ertheilt werden, damit den Stadt-Bewohnern der Vortheil des Ankaufs aus der ersten Hand nicht entrissen werde; und es wäre ungerecht, solche Vorschriften mit der verhaßten Benennung eines Zwangs zu belegen, da sie nur die nöthige Ordnung zur Absicht haben.

Dieses vorausgesetzt, wird die Markt-Ordnung einfach und kurz seyn können; ihre Gegenstände sind Ermunterung der unmittelbaren Zufuhr, mithin Hinderung des Vorkaufs, und Aufsicht auf die mit Lebens-Mitteln Handel treibenden Stadt-Gewerbe.

Die Zufuhr wird ermuntert, wenn die Marktbefahrenden, auf dem Markte selbst keinem Zwange unterliegen, keinen Plackereyen preis gegeben sind, und

wenn

wenn sie eine größere Wahrscheinlichkeit des Absatzes vor sich haben.

Die Verordnungen von dieser Seite sind also zureichend, wenn eigene Markt-Tage bestimmt, die Markt-Befahrenden an bestimmte Plätze angewiesen, auch verhalten werden, die Ware, mit welcher sie an einem Markt-Tage zu Markte kommen wollen, wirklich und ganz zum Verkaufe auszusetzen.

Ausser diesem muß es jedem Marktbefahrenden frey stehen, seine Feilschaften wie, und an wen immer zu verkaufen, mit dem nicht verkauften Ueberreste nach Hause zu kehren, oder solchen, wo er will, inzwischen einzusetzen, auch insbesondre an Händler zu überlassen.

Das Leztere ist erforderlich, um den Marktbefahrenden eine größere Wahrscheinlichkeit des Absatzes zu zeigen, ohne die er sonst weniger zu Markte zu bringen bewogen seyn dürfte. Aus dieser Ursache muß auch den Gewerbtreibenden erlaubt seyn, die Markt-Ueberreste an sich zu bringen, und zu diesem Ende nach Verschiedenheit der Ware, die Stunde bestimmt werden, zu welcher den Gewerbsleuten auf den Markt-Plätzen zu erscheinen gestattet ist.

Die Beförderung der unmittelbaren Zufuhr enthält in sich bereits die Ausschließung der zweyten Hand-Händler, als welche ihr Gewerbe nicht anders, als mit Vorkauf, treiben können.

Damit aber der Begriff des Vorkaufs nicht zu weit ausgedehnt werde, so muß darunter nichts anders verstanden seyn, als der Ankauf der Feilschaften, welche, wenn sie nicht abgekauft würden, auf dem Markte erschienen wären. Dieser Vorkauf, der den Vortheil der Markt-Tage ganz vereitelt, muß gehindert werden. Er wird unter Weges, oder auf dem Markt-Platze selbst, und zwar nur von Händlern und Gewerbsleuten ausgeübet.

Um den Vorkauf unter Weges zu hindern, muß derselbe unnütz gemacht werden, dadurch: daß den zweyten Händlern und Geberbtreibenden der Verkauf auf dem Markte untersaget sey. Vereinigt sich mit diesem Verbothe eine wohlgeordnete Aufsicht auf die Stadt-Gewerbe, so läßt sich immer eine gute Wirkung erwarten,

ten, wenn gleich dadurch nicht Alles geleistet ist. Daher die gegen den Vorkauf der Körner insbesondre verhängte Bestrafung, aber nicht als ein Theil der Markt-Ordnung von Wien, sondern als ein allgemeines Provinzial-Gesetz gegen die Markt-Beeinträchtigungen, zu Hülfe gerufen werden kann.

Der Vorkauf auf den Markt-Plätzen selbst muß den Gewerbtreibenden von was immer für einer Eigenschaft untersagt seyn, bey Confiscation auf wiederhohlte Uebertretung. Zu desto sicherer Handhabung dieses Verboths wird es nützlich seyn, nach dem Beyspiel anderer Länder, den Gewerbtreibenden bey Strafe die Erscheinung auf dem Markte vor der zu ihrem Ankauf anberaumten Zeit zu untersagen.

Die Aufsicht auf die Städt-Gewerbe zerfällt in zwey Theile: damit sie durch ihren Ankauf die Zufuhr der Märkte nicht vermindern, und durch ihre Menge nicht eine Theurung erzwingen.

Die Stadt-Gewerbe, von denen hier die Rede ist, sind von dreyfacher Art: solche, welche dem angekauften Materiale, um es genießbar zu machen, eine andere Gestalt geben, das sind Müller und Bäcker, welche auch aus dem Grunde auf den Märkten zu kaufen zu verhalten sind, weil der Markt-Preis das Regulativ ihrer Taxe wird. Eine zweyte Gattung von Gewerben hält ordentliche so genannte Gewölber oder Hütten, und Waren-Vorrath mit einer beträchtlichen Vorauslage; diese sind zu dem Ankauf ihres Vorraths außer dem Umfang anzuweisen, von welchen die Märkte gewöhnlich befahren werden. Das sind die vier Meilen im Umkreise für Wien. Bey diesen Gewerben ist die Menge nicht leicht nachtheilig. Aber sie ist desto bedenklicher bey der dritten Gattung, die unter dem Nahmen der Ablöser bekannt ist. Diese Gattung treibt ihr Gewerbe hauptsächlich mit Vorkauf unter Weges, oder auf den Märkten. Ihre Feilschaften sind größtentheils Bedürfnisse der Volks-Classen, deren Verzehrung eine ungefähr bestimmte Größe hat, welche also nothwendig vertheuert werden, wenn von dem dabey zufallenden Gewinn zu viele Familien ihren Unterhalt finden müssen.

Noch eine Betrachtung kann der öffentlichen Aufsicht nicht gleichgültig seyn. Diese Gattung artet so leicht zu einer Pflanzschule des Müßigganges aus, wodurch den Beschäftigungen brauchbare Hände entzogen und häufige Unordnungen herbeygeführt werden. Weil aber diese Art von Kleinverkauf zum Bedürfnisse des gemeinen Volkes nöthig ist, so muß die nöthige Anzahl beybehalten, und gleichwohl die zu große Menge, und dadurch alles Ueble gehindert werden, was sonst unzertrennlich damit verbunden ist. Vielleicht daß diese Absicht am füglichsten erreicht werden könnte, wenn das Ablösung-Gewerbe auf Ständel, die an beständige Plätze gebunden sind, beschränkt, ihre Anzahl nach dem Lokal Erforderniß und mit Rücksicht auf die Freyhaltung der Straßen bestimmt, das Befugniß zu solchen Ständeln aber nur an Leute von einem gewissen Alter, zur Erleichterung ihres Unterhalts, vertheilt, dadurch auch der allgemeinen Versorgung-Anstalt gewissermaßen zu Hülfe gekommen würde.

Wien, d. 9 Aug. 1791.

Leopold.

Königl. Preußische Verordnung, die Wohlfeilheit und Anschaffung der Lebens-Mittel betreffend, d. d. Bayreuth, d. 23 Jan. 1793.

Von Gottes Gnaden, Friedrich Wilhelm, König von Preußen ꝛc. ꝛc. Wir haben mit großem Mißfallen bemerkt, daß in einigen Landstädten Unsers untergebirgischen Fürstenthums die Brod-Taxe auf eine unverhältnißmäßige Art erhöhet worden sey. Vorfälle dieser Art sind meistens Beweise des Mangels an derjenigen Polizey-Aufsicht, die die Unter-Beamten und Stadt-Räthe am besten beobachten können, und die ihnen größtentheils zur vorzüglichen Pflicht gemacht ist. Denn a) die Ordnung und Strenge der Eintreibung der herrschaftlichen Gefälle, b) die Wachsamkeit über die landesherrlichen Befugnisse, c) die Auseinandersezung rechtlicher Streitigkeiten machen nur

einen Theil der Incumbenz und Handlungen eines gewissenhaften Beamten aus. Auf ihm ruhet vorzüglich d) die Aufsicht und die Beförderung des Wohls der Unterthanen, und wenn er hierunter sich nachlässig bezeigt, so gewähren alle seine übrigen Beamten-Kenntnisse Uns und dem Lande wenig Nutzen. Wir allerhöchst unmittelbar wollen, daß e) in alle Puncte eingegangen werde, die auf die Erleichterung und Verbesserung des Schicksals Unserer Unterthanen Bezug haben, und daß Beamte, Magistrate und andere Unterstellen bis zu dem Grad hierüber wachen, daß sie f) dasjenige, was dem Wohl des Landes entgegen ist, so weit sie können, sogleich abstellen, bey wichtigern Vorfällen aber bey Unserer Regierung dahier gutächtlich anfragen. Insbesondre muß zu Abwendung einer Theurung auf die Preise des Getreides und anderer nöthiger Lebens-Bedürfnisse alle Aufmerksamkeit ununterbrochen gerichtet werden. Und, da Ihr, aufs genaueste bekannt mit dem Lokal der Euch anvertraueten Amts-Hauptmannschaft, am sichersten ermäßigen könnt, worin die Ursachen der Veränderung der Preise in dem Euch untergeordneten Districte liegen, und welche Mittel zu ergreifen seyn, um der Steigerung der Preise vorzubeugen, oder selbiger abzuhelfen: so erachten Wir für nöthig, daß vor der Hand alle Wochen, oder wenigstens, so oft eine Veränderung vorgeht, die Getreide-Preise, Brod-, Fleisch- und Bier-Taxen von den Unterstellen an Euch eingeschickt, und bey einreissendem Mangel von Euch schleunigst Berichte, welche sich über die Quellen desselben ausbreiten, und Vorschläge zu deren Verstopfung enthalten, an Unsere Regierung dahier erstattet werde. Diese Unsere allerhöchsten Gesinnungen, welche Wir zum Theil immediate in einer Verfügung vom 30sten des laufenden Monaths Unserer Regierung dahier eröffnet, habt Ihr ehemöglichst allen Euch subordinirten Beamten, Stadt-Räthen und übrigen Unterstellen umständlich und mit dem ausdrücklichen Anhang zu erkennen zu geben, daß diejenigen, welche zur Erreichung Unserer auf den steten Wohlstand Unserer getreuen Unterthanen gehenden Absichten sich eifrigst und überhaupt wohlthätig für den ihnen anvertraueten District bezeigen, sich Unserer Gnade

und

und Aufmerksamkeit zu versichern haben, wogegen wider die Säumigen mit aller Strenge verfahren und der Fiscal excitirt werden wird.

Bayreuth, den 23sten Jan. 1793.

Königl. Preuß. Regierung.

Im allgemeinen Landrecht für die preuß. Staten, Th. II, Tit. 20, §. 722 — 725, ist, in Ansehung der Vorbauungsmittel körperlicher Verletzungen bey Nahrungs-Mitteln und Getränken, Folgendes verordnet:

§. 722. Niemand soll Nahrungsmittel oder Getränke, die, nach ihrer Beschaffenheit, der Gesundheit nachtheilig sind, bey Vermeidung nachdrücklicher Geld- oder Leibes-Strafe, wissentlich verkaufen, oder Andern zu ihrem Gebrauche mittheilen.

§. 723. Wer dergleichen Lebensmittel auf eine der Gesundheit nachtheilige Weise verfälscht, mit schädlichen Materialien vermischt, besonders aber sich der Bleymittel bey Getränken bedient, soll, nach Bewandtniß der Umstände, und der daraus für die Gesundheit entstandenen Gefahr, mit ein- bis dreyjahriger Zuchthaus- oder Festungs-Strafe belegt werden.

§. 724. Ausser der Strafe, werden diejenigen, welche sich des wissentlichen Verkaufs verdorbener oder mit schädlichen Zusätzen vermischter Nahrungs-Mittel schuldig machen, des Rechts, das gemißbrauchte Gewerbe ferner zu treiben, auf immer verlustig.

§. 725. Der befundene Vorrath solcher Nahrungs-Mittel soll, wenn er keiner Verbesserung fähig ist, sofort vernichtet, sonst aber eingezogen, auf Kosten des Uebertreters in tauglichen Stand gesetzt, und zum Besten der Armen verwendet werden.

Lebens-Ordnung, die Ordnung in dem Gebrauche solcher Dinge, welche zur Erhaltung des natürlichen Lebens gereichen; mit einem fremden Kunst-Worte, die Diät; L. Diaeta; Fr. Diète, Regime de vivre. Die Wissenschaft, worin die Regeln enthalten sind, wie man sich gesund erhalten und vor Krankheiten hüten soll, und welche einen besondern Theil der Arzeney-Wissenschaft ausmacht, wird Diaetetica, die Diätetik, genannt.

Zur Entstehung einer Krankheit gehören nicht allein gewisse Umstände, die im Körper selbst verborgen liegen, und ihn dazu geschickt machen, sondern auch solche, die sich zum Theil ausser ihm befinden, und zu wirklichen Krankheiten Gelegenheit geben können. Jene sind bey den Aerzten unter dem Nahmen der vorhergehenden oder disponirenden, diese unter der Benennung der gelegentlichen Ursachen bekannt. Jedes Alter der Menschen hat eine Fähigkeit zu gewissen eigenthümlichen Unordnungen in der Natur. Es giebt daher besondere Krankheiten der Kinder, der Jugend, der Erwachsenen, der Alten und abgelebten Personen. Eben dieses läßt sich von den unterschiedenen Geschlechtern behaupten. Wer weis nicht, wie vielen Zufällen das schöne Geschlecht unterworfen ist, von welchen das unsrige nichts zu befürchten hat! Die besondere, sowohl natürliche, als erbliche Leibes-Beschaffenheit jedes fetten oder magern, starken oder schwachen, gesund gebornen oder von kranken Aeltern erzeugten Menschen, und die unterschiedenen Temperamente, können von den disponirenden Ursachen eben so wenig ausgeschlossen werden, als die Gewohnheit, die Lebens-Art, und die besondere Beschaffenheit mancher Körper, die in den Schulen der Aerzte Idiosynkrasie heißt. Alle dergleichen vorhergehende Ursachen aber, die unsere Natur selbst ausmachen, und deswegen natürliche Ursachen genannt wer-

werden, können, an sich allein betrachtet, auch keine wirkliche Krankheiten hervor bringen; sie machen, zusammengenommen, bloß eine gewisse, jedem Körper einverleibte Beschaffenheit aus, vermittelst welcher dieser geneigt wird, bey vorfallenden Gelegenheiten, in diese oder jene Krankheit zu fallen. Es müssen also immer noch gelegentliche Ursachen hinzu kommen, welche aus den besondern Fähigkeiten zu gewissen Uebeln wirkliche Krankheiten hervorbringen können. Je geringer die Disposition eines Körpers zu Krankheiten ist, desto mehr gelegentliche Ursachen müssen, zur Entstehung derselben, sich vereinigen. Hierin liegt ein unwidersprechlicher Grund von der gewöhnlichen Erfahrung: daß mancher Mensch, ohne Nachtheil seiner Gesundheit, vieles thun kann, was ein anderer nicht wagen dürfte, ohne in wichtige Krankheiten zu fallen.

Die gelegentlichen Ursachen sind zwar zur Erhaltung unserer Natur unentbehrlich, sie gehören aber nicht unmittelbar zu derselben. Aus diesem Grunde werden sie auch nicht-natürliche Ursachen von Krankheiten genannt. Man sucht sie: in der Luft, in den Nahrungs-Mitteln, oder in den Speisen und Getränken, in der Bewegung und Ruhe, im Schlafen und Wachen, in den natürlichen Ausführungen oder in Verhaltung des Ueberflüssigen, und in den Gemüths-Bewegungen oder Leidenschaften. Aus diesen sechs Quellen gelegentlicher Ursachen, woraus alle Regeln der Lebens-Ordnung geschöpft werden müssen, fließen Gesundheit und Krankheit. Der Tod selbst liegt in ihnen so gewiß, als das Leben, verborgen. Die Anwendung allein, oder der Gebrauch dieser sogenannten sechs nicht-natürlichen Dinge (Res non-naturales) bestimmt den Vortheil oder den Schaden, den wir davon zu erwarten haben.

Die bloße Disposition des Körpers zu dieser oder jener Krankheit, macht eben so wenig eine wirkliche Krankheit aus, als die gelegentlichen Ursachen solche hervorbringen können, wenn nicht schon eine vorzügliche Fähigkeit dazu im Körper liegt. Alle Menschen sind, vermöge ihres Alters, Geschlechtes, ihrer Leibes Beschaffenheit, ihres Temperamentes, ihrer Gewohnheiten, ihrer Lebens-Art, u. s. w. zu einigen Krankheiten, besonders geneigt. Die Disposition dazu können sie sich nicht benehmen: sie liegt in ihrer Natur selbst. Das Alter, Geschlecht, die Leibes-Beschaffenheit ꝛc. lassen sich zwar auf eine Zeitlang verbergen, aber nicht verändern. Wenn Corinne ihren 20sten Geburts-Tag 10 Jahr hinter einander feyert, um nicht so früh an den Zeitpunct zu kommen, der den ledigen Schönen so viele geheime Seufzer ablockt; wenn Cassandra ihren zarten Körper und ihr Geschlecht noch so tief hinter Helm und Panzer verbirgt: so ist dies doch allemahl nur ein Blendwerk, wodurch bloß gefällige Liebhaber oder blödsichtige Augen hintergangen werden. Die Natur spottet sowohl der Corinne, wenn sie ihr einen Stillstand ankündigt, oder dem Alter Trotz biethet, als der Cassandra, wenn sie mit ihren zarten Gliedern die Thaten eines Helden auszuüben gedenkt. Wider ihren Willen wird Corinne täglich älter, und Cassandra unter der Last des Panzers täglich kraftloser. Die Neigung zu allen Krankheiten ihres Alters und Geschlechtes bleibt unverändert; und es ist thöricht, solche sich selbst abläugnen zu wollen. Allein, es ist etwas in unserer Gewalt, wodurch wir verhindern können, daß unsere natürliche Anlage zu körperlichen Uebeln nicht in wirkliche Krankheiten übergeht. Ein vernünftiger Gebrauch der sechs nicht-natürlichen Dinge, die unserer Willkür überlassen sind, kann, wenn wir gewaltsame Fälle ausnehmen, allen Gefahren vor-

vorbauen, die unserer Gesundheit oder unserm Leben drohen.

Wer einen Feind mit glücklichem Erfolge bestreiten will, muß vorher seine eigene Stärke und Schwäche untersuchen, hernach aber bemüht seyn, sowohl seinen Feind selbst, als alle Vortheile, die er wider uns brauchen kann, genau kennen zu lernen. Eben so muß ein Mensch, der gesund bleiben will, erst sich selbst und die Beschaffenheit seiner Natur, hernach die äussern Gelegenheiten, die ihn im Besitz des edelsten Schatzes, oder seiner Gesundheit stören können, auf das sorgfältigste ausforschen.

Es ist so wenig möglich, ohne Luft und Nahrungs=Mittel, als ohne gehörige Abführungen des Ueberflusses, zu leben. Abwechselnde Bewegungen und Ruhe, eine geschäftige Munterkeit und ein darauf folgender wohlthätiger Schlaf, sind zu unserer Dauer unentbehrlich. Ohne Leidenschaften würde der Mensch eine belebte Statüe, ohne den Gebrauch seiner Seelen=Kräfte unter das Vieh erniedrigt, ohne Bedeckung und Kleidung den Wilden ähnlich, und unter unserm Himmelsstriche in täglicher Lebens=Gefahr seyn. Indessen liegt in dem verkehrten Gebrauche aller dieser Vortheile der vorzüglichste Grund, aus welchem die meisten Hinfälligkeiten der menschlichen Natur hergeleitet werden müssen. In dem vernünftigen Gebrauche der sechs nicht=natürlichen Dinge, besteht die Lebens=Ordnung oder Diät. Eine weitläuftige Wissenschaft, die uns lehrt, allen Krankheiten, wozu die natürlichen Ursachen derselben geschickt machen, auszuweichen! Eine gänzliche Unwissenheit oder muthwillige Verachtung einer Kenntniß, die mit der Erhaltung unserer Gesundheit und der Verlängerung unsers Lebens in so genauer Verbindung steht, wäre unverzeihlich.

Die Ursache, warum man gemeiniglich die Vorschriften einer guten Lebens Ordnung weniger achtet, als sie verdienen, liegt zum Theil mit in den so mannigfaltigen Abweichungen der Körper von einander, daß daher von Vielen mehrere Ausschweifungen, ohne Nachtheil der Gesundheit, ertragen werden. Denn das verschiedene Verhältniß der festen zu den flüssigen Theilen, die Stärke und Beweglichkeit, die Empfindlichkeit, Schwäche des Nerven-Systemes und der Muskeln, verursachet, daß allgemein passende Regeln sich nicht füglich geben lassen. Hier muß Aufmerksamkeit und eigene Erfahrung bestimmen, wie man sich am besten verhalten solle. Unnöthig sind also jene allgemeine Fragen: ob dieses oder jenes nützlich oder schädlich sey? Es kann beydes Statt finden, nach der Verschiedenheit des Körpers. Indessen giebt es doch gewisse allgemeine Grund-Lehren der Diätetik, welche aus der Erfahrung gezogen und durch theoretische Gründe unterstützet werden.

Ich werde zuerst einige allgemeine Regeln von der Lebens-Ordnung, und sodann das Nöthigste von demjenigen, was ein vernünftiger Mensch, in Ansehung 1. der Luft, und der Bedeckungen dawider; 2. der Nahrungs-Mittel, oder der Speisen und Getränke; 3. der Bewegungen des Leibes und der Ruhe; 4. des Schlafens und Wachens; 5. der Leidenschaften; und 6. der Ausleerungen, zu beobachten hat, anführen, von jedem dieser Stücke aber ausführlicher an seinem gehörigen Orte handeln.

Allgemeine Grund-Lehren oder Regeln.

Man sey für seine Gesundheit nicht zu besorgt; aber auch nicht zu kühn und unachtsam. Alles Uebermäßige ist schädlich. Man trotze oder poche nicht auf seine Gesundheit und Stärke. Hat man einen Fehler gegen die Regeln der Gesundheit begangen, so verbessere

bessere man ihn sogleich durch ein entgegengesetztes Betragen.

Wer sich überessen hat, der faste. Wer sich verkältet hat, der wärme sich. Wer zu viel Wein getrunken hat, der trinke Wasser. Wer Verdruß hat, der suche sich zu ermuntern, u. s. w.

Man hüte sich vor bösen Gewohnheiten, weil sie immer stärker zunehmen, und dadurch schaden. Man sieht dieses am Tobakschnupfen, an Säufern, an Zornigen, u. s. w.

Bewegung, Mäßigkeit und Gemüths-Ruhe, sind die drey Haupt-Mittel ein hohes Alter zu erlangen. Daher findet man unter Landleuten die ältesten.

1. In Ansehung der Luft, und der Bedeckungen dawider.

Gehe in jede Luft, damit du sie ertragen lernest. Trockne und kalte ist die gesundeste; heiße schwächt; feuchte und kalte steckt an, und verderbt die Säfte. Ist die Luft eiskalt, so verwahre die äussersten Glieder, und halte dich in Bewegung. Ist die Luft ungesund, und herrschen Krankheiten, so suche man sich warm zu kleiden, die Ausdunstung zu erhalten, und sich nicht abzukühlen. Auch ist nöthig zu eben dieser Zeit, in Essen und Trinken keine Ausschweifung zu machen. Ist man erhitzt, so stelle man sich dem Luft-Zuge nicht aus, oder entkleide sich nicht, um die Hitze zu lindern, sondern halte sich eine Zeitlang ruhig. Am Mittage setze man nie den entblößten Kopf der Sonne aus.

Personen, die Flüssen unterworfen sind, haben sich bey plötzlicher Veränderung des Wetters, bey scharfem West-Winde, und im Frühlinge und Herbste in Acht zu nehmen. Wer einmahl von der Hitze oder Kälte der Luft krank geworden ist, hat eine Neigung in sich, von derselben Luft wieder angesteckt zu

werden. Warme Kleidung, mäßige Bewegung, und Mäßigkeit, schützt auch diese gegen Krankheiten. Wer immer an dem warmen Ofen sitzt, kann feuchte Kälte weniger vertragen. Von einem sehr warmen Zimmer gleich in die Kälte zu gehen, ist schädlich.

Was insbesondre die Bedeckungen wider die Luft betrifft, so habe ich zwar vom physischen Einfluß der Kleider-Tracht auf die Gesundheit, bereits im XL Th. S. 217, f.; von der Kleidung der Kinder in Absicht auf ihre Gesundheit, im XXXVII Th., S. 638, fgg.; von der Kleider-Ordnung für den Land-Mann, im LX Th., S. 515, fgg. gehandelt; und, wie gut es sey, zu allen Jahrszeiten einerley Art von Kleidung zu tragen, im XI Th., S. 355, fgg. gezeigt; ich werde aber izt eine etwas ausführlichere medicinische Kleider-Ordnung hinzufügen, und ich rechtfertige sie mit folgendem Motto, welches ich zur Ueberschrift davon machen will.

Der Krankheit Grund ist oft ein Kleid gewesen;
Oft kann man durch ein Kleid genesen.
Oft heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Ein Kind wird ganz anders gekleidet, als ein Erwachsener. Der angehende Mensch sieht einer ägyptischen Mumie nicht unähnlich; und man sollte in ihm nimmermehr den zukünftigen Stuzer, oder die zukünftige Amazone, vermuthen. Das Alter hat wieder eine ganz andere Tracht; und es muß wohl seine Ursachen haben, warum ein Fräulein dasjenige offen und ohne Bedeckung trägt, wovon man bey ihrer Groß-Mama nicht das Geringste mehr zu sehen bekommt. Eine Mannsperson ist in der Kleidung so sehr vom Frauenzimmer unterschieden, daß man sie beyde unmöglich für Geschöpfe von einerley Gattung halten könnte, wenn sie nicht andere Mittel wüßten, dieses einander zu lehren. Die Stände, Aemter und

Cha-

Charaktere der Personen, machen wieder einen groſsen Unterschied in der Kleidung. Man kann die Religion selbst hierher rechnen. Ein Jude sieht einem Heiden, ein Christ einem Türken, ein Soldat einem Prediger, ein Doctor einem Schuster so wenig ähnlich, als ein Franzose einem Braminen; und kurz, es ist fast keine Familie, wie die andere, gekleidet. Die Mode, diese Tochter der müßiger Wollust, deren jeder Monath eine, gleichsam bey der Hand, mit sich in alle Länder führt, verwechselt alle diese verschiedene Trachten unaufhörlich, und macht, daß wir die Bilder unserer Großältern in ihren ehemahligen Trachten, als gemahlte Masken betrachten, wie unsere Nachkommen im 19ten Jahrhundert uns wieder ansehen werden. Alle diese verschiedene Arten der Kleidung haben ohne Zweifel gewisse Regeln vonnöthen, nach welchen sie so einzurichten wären, wie sie der Gesundheit am wenigsten schadeten. Diese Regeln würden in der That nützlich seyn, aber der gegenwärtige Artikel würde sehr lang werden. Ich will vielmehr alle Arten, wie eine Kleidung der Gesundheit Schaden zufügen kann, zuvor überhaupt festsetzen, ehe ich mich in eine nähere Betrachtung der Gesundheits-Regeln einlasse, so wird man im Stande seyn, von der Nützlichkeit und Schädlichkeit aller nur möglichen Trachten und Moden zu urtheilen, ohne sie weder zu nennen, noch der Reihe nach durchzugehen.

Es geschieht aus mehr als Einer Absicht, daß wir Kleider tragen. Diese Absichten werden öfters in Gesellschaften abgehandelt, wo man nicht weis, was man sprechen soll; und ich kann diese Materie anpreisen, weil sich sehr vieles davon sagen läßt. Die eine Absicht, welche mit derjenigen, warum Adam Feigen-Blätter zu Kleidern genommen hat, einerley ist, gehört unstreitig mehr in die schönen Wissenschaften, als in die Arzeney-Wissenschaft. Die andere, welche

kurz

kurz darin besteht, weil Kleider Leute machen, gehört eben so wenig zu meiner Absicht. Es ist bekannt genug, daß durch die Kleider Geschlechter, Stände, Aemter und Nationen unterschieden werden; allein, was geht das einen Arzt an, ob ein nackender König und ein Bettler sich gleich sehen, oder nicht. Die dritte Absicht hingegen, warum man Kleider trägt, und welche darin besteht, weil sie die ersten Anfälle einer rauhen Witterung von uns abwenden, und mithin zur Lebens-Ordnung gehören, ist völlig medicinisch. Ein Arzt wird demnach von der Vollkommenheit einer Kleidung hauptsächlich nach dieser Absicht zu urtheilen haben. Allein, diese Vollkommenheit wird zuweilen auf eine solche Art erhalten, daß der Schade, den die Kleider anrichten, viel größer ist, als der Nutzen, den sie in dieser Absicht stiften. Aller Schade, der von Kleidern herrühren kann, besteht darin, daß sie einige Theile unsers Körpers in ihrer natürlichen Verrichtung hindern. Folglich muß ein Arzt bey Beurtheilung der Kleider folgende zwey Stücke untersuchen, worauf hierbey alles ankommt: 1. Ob eine gewisse Kleidung geschickt sey, diejenige medicinische Absicht zu erreichen, um deren willen sie erfunden oder eingeführt worden ist: 2. Ob sie die natürliche Verrichtung eines Theiles unsers Körpers hindere?

Nach diesen beyden Haupt-Regeln will ich izt einen Versuch in einer Kleider-Kritik machen, woraus ein Jeder ersehen wird, wie er sich am gesundesten kleiden müsse. Hierbey kommen zwey Fragen zu beantworten vor: 1. wie man den Leib überhaupt zu bekleiden habe? und 2. wie die einzelnen Theile der Kleidung beschaffen seyn müssen?

Sonne, Wind, Regen, Kälte, und andere Abwechselungen in der Luft haben die Menschen genöthigt, Kleider zu tragen, nachdem sie die Wildheit der

Na-

Natur abgelegt hatten. Es ist wahr, daß wir ohne Kleider würden leben können, wie alle Thiere zu leben pflegen, allein, wir müßten in solchem Falle auch in allen übrigen Stücken den wilden Thieren ähnlich werden. Unsere Kinder müßten wie die kleinen Bestien erzogen werden, damit sie in ihrem Alter alles Ungemach der Witterungen ausstehen könnten. So machen es noch heut zu Tage die Wilden, welche aber auch nur der Gestalt nach größten Theils von den Bestien unterschieden sind. Es würde demnach lächerlich seyn, wenn man erst weitläuftig beweisen wollte, daß es besser sey, Kleider zu tragen, als nacket zu gehen. Unsere ganze Erziehung ist so eingerichtet, daß wir die Kleider nicht ohne Gefahr, die Gesundheit zu verlieren, entbehren könnten; allein, nichts destoweniger ist es sehr vernünftig, daß man nicht allzu viel Hoffnung auf die Kleider setze, und daß man bey Erziehung der Kinder darauf sehe, sie, so viel als möglich, daran zu gewöhnen, alle Arten der Witterung zu ertragen. Die vornehmste Ursache hiervon besteht darin, weil die Witterungen einen desto stärkern Einfluß in unsern Körper haben, je weniger man an ihre Abwechselungen gewöhnt ist. In der ersten Jugend ist es am bequemsten, sich hierzu zu gewöhnen; und daher thun die Aeltern unrecht, wenn sie die Kinder so sehr verzärteln, daß sie wetterwendische Körper bekommen. Der Prof. Krüger erzählt, in seiner Lebens-Ordnung, daß die Kinder der Halloren in Halle auf eine solche Art erzogen werden: das kleinste Kind wird nur mit einem Hemde bekleidet, welches ihm kaum bis an die Knie reicht; der Kopf wird ihm abgeschoren und unbedeckt gelassen; und so kriechen diese kleinen wilden Thiere auf den Straßen im Staube auf Händen und Füßen herum, und werden mit der Zeit die allergesundesten, stärksten und abgehärtetsten Leute, die in Luft, Feuer und Wasser leben kön-

können. Hingegen sind die Kinder vornehmer Leute kränklich, buckelig, schwächlich und elend, und können kaum zum Fenster hinaus sehen, ohne von der Luft krank zu werden. Man würde demnach sehr vernünftig thun, wenn man die Erziehung der Kinder in diesem Stücke anders einrichtete. Es ist deshalb nicht nöthig, sie so hart und unreinlich zu halten, als die Halloren mit ihren Kindern zu thun pflegen. Allein, man kann eine Mittel-Straße treffen; man darf nur die Kinder nicht von den ersten Augenblicken ihres Lebens an, in Betten so sehr einhüllen, und sie vor der freyen Luft so ängstlich verwahren, wenn man haben will, daß sie dauerhafte Körper bekommen sollen.

Wer auf eine solche Art erzogen worden ist, der kann sich Zeit seines Lebens mit sehr wenigen Kleidern behelfen, und allen Witterungen Trotz biethen. Allein, es ist nun ein für alle Mahl nicht eingeführt, eine solche Erziehung zu wählen, und daher fragt es sich: wie solchen Personen zu rathen sey, die einen empfindlichen Körper haben, und die Witterungen fürchten müssen? Wenn solche Personen noch jung und gesund sind, so würden sie ihre Empfindlichkeit dadurch nur vermehren, wenn sie sich mit allzu vielen Kleidern behängen wollten. Es ist ihnen also zu rathen, daß sie es noch bald und beyzeiten anfangen, ihren Leib abzuhärten. Dieses geschieht, indem man sich täglich in freyer Luft aufhält, den Leib in freyer Luft fleißig bewegt, und alle überflüssige Kleidung nach und nach ablegt. Wer eine solche Lebens-Art ein Jahr fortsetzt, der wird sich alsdann schon im Stande befinden, manchen harten Stoß der Witterungen ohne Gefahr und Ungemächlichkeit auszustehen. Ganz alten Leuten ist es nicht wohl zu rathen, von ihrer Gewohnheit abzugehen; allein, auch das mittlere Alter kann diese Vorschriften gebrauchen.

Man

Man wendet vergeblich ein, daß man sich durch einen leichten Anzug den Erkältungen allzu sehr aussetze. Hr. D. Unzer hat dieses Vorurtheil im 7 B. des hamb. Magaz. auf eine solche Art widerlegt, daß sich schwerlich etwas dagegen einwenden lässet. Eine Erkältung des Leibes erfolgt desto leichter, je größer der Unterschied der Wärme des Körpers und der Luft ist. Je wärmer man also den Körper in Kleidern hält, desto leichter kann eine Luft, die einem Andern nichts schadet, bey einer solchen Person eine Erkältung nach sich ziehen; zu geschweigen, daß die Empfindlichkeit des Körpers allemahl desto größer ist, je wärmer man sich in Kleidern zu halten pflegt. Je empfindlicher aber der Leib ist, desto heftigere Wirkungen muß eine und eben dieselbe Ursache in ihm veranlassen. Ein junger, gesunder Mann sollte sich also billig schämen, Küssen vor der Brust zu tragen, da das zarteste Frauenzimmer in einerley Witterung mit offener Brust neben ihm geht. Mir kommt es wenigstens sehr lächerlich vor, wenn ich ein Par junge Leute von gleichem Alter sehe, davon die Mannsperson ein Mützchen unter der Perrücke trägt, und das Frauenzimmer mit unbedecktem Haupte geht. Diese Thorheiten ziehen wichtige Uebel nach sich, und die allzugroße Sorgfalt kostet uns öfters das Leben.

Einige Leute tadeln selbst die vielen Pelze und Betten, in welche sich Andere einhüllen; aber sie behaupten, daß es vernünftig sey, gewisse Theile des Leibes vor allen andern wohl zu verwahren. Einige erwählen sich die Brust; Andere den Kopf; Andere den Unterleib, und Andere die Füße. Dieses sind nur abgebrochene Stücke vor jenen Thoren, die den Leib allzuwarm halten; und es giebt Leute, welche sagen: daß ein Jeder von Rechtswegen das, was er seyn will, lieber ganz, als nur halb seyn sollte. Was mich betrifft, so kann ich nicht finden, daß diese Leztern sich klü-

klüger rathen sollten, als die Ersten. Man sollte billig alle Theile des Leibes gleich warm halten. Die Ursache ist leicht zu finden. Wenn wir ganz nacket erzogen wären, so würden wir so gesund seyn, wie die Wilden. Wenn wir alle Theile des Leibes gleich warm mit Kleidern bedecken, so ist es eben so gut, als ob wir nacket giengen, aber nur in einer wärmern Himmels-Gegend lebten, als die, worin wir wohnen. Wir können also auch hierbey vollkommen gesund und stark seyn. Wenn wir hingegen immer einen Theil viel wärmer halten, als den andern, so versetzen wir den Körper in einen Zustand, in den die Natur kein Thier jemahls versetzt, und hierdurch machen wir uns nur fähiger, ungesund zu werden. Der Theil, welcher am wärmsten gehalten wird, steht in Gefahr, von einer Luft erkältet zu werden, die allen übrigen Theilen im geringsten nicht schädlich ist. Wie weit entfernt uns also nicht eine solche Vorsicht von der guten Absicht, um deren willen wir sie erwählen!

Hieraus erhellet also, daß man den Leib mit so wenigen Kleidern bedecken sollte, als möglich ist, und daß man hierin keinem Theile einen Vorzug vor dem andern geben müsse. Hieraus wird manche Gewohnheit tadelhaft, die sehr im Gebrauche ist. Wenn das Frauenzimmer den Kopf und die Brust ganz unbedeckt läßt, hingegen die Füße sehr warm bekleidet, ja wohl gar auf Feuerstübchen setzt, so ist dieses eben so nachtheilig für ihre Gesundheit, als wenn ein Menschen-Fresser ein Küssen vor die Brust binden, und mit dem übrigen Theile des Leibes nacket gehen wollte. Doch dieses ist einmahl Mode; und wenn es gleich ein Fehler ist, so rechtfertigt ihn die Gewohnheit.

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger ist, als wir.

In einer so allgemeinen Abhandlung, als diejenigen sind, die man in einer Lebens-Ordnung für das ganze menschliche Geschlecht verfassen muß, lassen sich unmöglich die Regeln auf alle einzelne Fälle anwenden. Der Leser, der sich jederzeit in den Umständen eines so besondern Falles befindet, muß diese Anwendung selbst machen, da hingegen der Lehrer nur dahin zu sehen hat, seine Regeln so einzurichten, daß sie sich auf alle vorfallende Umstände leicht anwenden lassen. So ist es mit den gegenwärtigen Regeln beschaffen. Der Wohlstand, der Beruf, die Lebens-Art, die Mode, das Land und die Himmels-Gegend, worin man lebt, ja tausend andere Umstände zwingen die Menschen, sich an gewisse Trachten und Arten der Kleidung zu gewöhnen, davon einige an sich selbst, den Leib wärmer halten, als andere, und davon einige gewisse Theile mehr, als die andern, erwärmen. Ein Jeder muß selbst dahin sehen, wie er es vermittele, daß ihm seine Tracht am zuträglichsten werde. Ein Afrikaner muß, nach Proportion, weit leichter angezogen seyn, als ein Europäer; die verschiedenen Jahrszeiten erfordern ebenfalls in dieser Absicht einen Wechsel der Kleidung. Hierbey hat man überhaupt die vorhergehenden Regeln dergestalt anzuwenden, daß man jederzeit die leichteste Tracht wähle, die in einem gewissen Lande, in einer gewissen Jahrszeit, und in allen übrigen Verhältnissen des menschlichen Lebens möglich ist, und daß man auf eben die Weise dahin sehe, die Bekleidung aller Theile des Leibes, so viel als möglich ist, gleich auszutheilen.

Der Wechsel der Kleidung in verschiedenen Ländern, oder zu verschiedenen Jahrszeiten, hat einen so wichtigen Einfluß auf die Gesundheit, daß man hiervon besondere Regeln angeben muß. Die erste Regel bey dem Kleider-Wechsel ist die: daß man nicht zu sehr damit eilen muß. Wer aus Rußland nach Holland, und von da nach Ober-Sachsen reisete, der würde sich sehr betrügen, wenn er glaubte, daß ihm in Holland schon eben so luftige Kleider dienten, als er in Ober-Sachsen nöthig haben würde. Ein Reisender muß sich jedes Mahl an einem gewissen Orte schon eine Zeitlang aufgehalten haben, ehe er die Kleidung wärmer, oder kühler, einrichtet. Eben so ist es mit den Jahrszeiten. Die meisten Frühlings- und Herbst-Krankheiten nehmen von dem geschwinden Wechsel der Sommer- und Winter-Kleider ihren Ursprung. Die zweyte Regel ist die: den Unterschied in der Kleidung nie so merklich zu machen, als es etwa die veränderte Himmels-Gegend oder Jahrs-Zeit zu erlauben scheint. Aus den Pelzen gleich in die Seiden- und Sommer-Kleider zu ziehen, ist eine gefährliche Sache; und ich glaube gewiß, daß diejenigen der Gesundheit am gemäßesten handeln, die Sommers und Winters solche Kleidungen tragen, die ihnen im Sommer nicht zu heiß und im Winter nicht zu kalt sind, ohne jemahls damit umzuwechseln. Die dritte Regel ist die: die ganze Kleidung, und nicht bloß diesen oder jenen Theil derselben, zu verändern. Gleichwie es tausend Mahl gefährlicher ist, mit entblößter Brust an ein Fenster zu treten, und solchergestalt nur einen Theil des Leibes zu entblößen, als sich in eben der Luft ganz nacket auszuziehen, so ist es auch mit dem allgemeinen und dem besondern Wechsel der Kleidung beschaffen. Ein ganzer Sommer Anzug, den man zu früh im Frühlinge anlegt, wird verursachen, daß man zu frieren anfängt; hin-

gegen

gegen ein Par seidene Strümpfe, bey einem Winter-Rocke, verursachen eine eigentliche Erkältung, die der Gesundheit viel nachtheiliger ist.

Ich habe oben gesagt, daß man die Kleidung in zweyerley Absichten medicinisch beurtheilen könne; erstens, in sofern sie die Absicht erreichen, oder nicht erreichen, unsern Leib gegen den Einfluß rauher oder unbequemer Witterung zu beschützen; und zweytens, in sofern sie die natürlichen Verrichtungen unsers Leibes hindern, oder nicht hindern. Bisher habe ich die Kleidung überhaupt in der ersten Absicht betrachtet; ich will sie nun auch noch in der andern Absicht betrachten.

Wenn eine Kleidung so beschaffen ist, daß sie die natürlichen Verrichtungen der Theile des Leibes hindert, so richtet sie wenigstens eben so viel Schaden an, als sie durch Abwendung des unmittelbaren Einflusses der Witterung in demselben Nutzen stiftet. Mehrentheils wird dieser Schade dadurch verursachet, wenn die Theile des Leibes von den Kleidern stark zusammengedrückt oder beschweret werden; denn hierdurch hemmen sie den nöthigen freyen Umlauf der flüßigen Theile, machen die festen Theile zu ihren natürlichen Bewegungen untüchtig, und schwächen die Empfindlichkeit der Nerven. Daher ist es eine allgemeine Regel für alle Arten der Kleidung, daß sie geräumig seyn sollten.

Die moderne Kleidung ist mehrentheils so eingerichtet, daß sie vermeintliche Fehler verstecken, oder eingebildete Schönheit erhöhen soll. Zur Erreichung dieser Absicht, ist die Kleidung bald zu weit, bald zu enge. Beydes hat seine Nachtheile. Das enge Kleidungsstück soll, durch das Zusammenpressen, eine Mißgestalt verbergen; das weite aber, durch die Ausfütterung, hohle Räume und Vertiefungen bedecken. Unter den neuern Schriftstellern von dieser Materie, geht insonderheit D. Baug-

han (*) alle Theile des Leibes durch, und zeigt die Nachtheile, welche die enge Kleidung für Hände, Füße, Kopf, Hals, Brust und Unterleib, hat. Enge Aermel schaden, wegen des natürlichen Baues des Armes, dem weiblichen Geschlechte mehr, als dem männlichen. Der weibliche Arm ist, gleich von der Schulter an, etwas stärker, wird gegen das Hand-Gelenk zu schwächer, ist auch mehr mit Fette ausgefüllt, und erhält dadurch eine größere Rundung, Glätte und Vollkommenheit. Der männliche Arm hingegen ist unter dem Ellbogen am stärksten; die Muskeln schwellen, bey der großen und fortdauernden Thätigkeit, mehr auf, und die Zwischenräume sind nicht so vollkommen mit Fette ausgefüllt. Der Arm einer arbeitenden Weibsperson wird dem männlichen sehr ähnlich. Bey diesem natürlichen Unterschiede nun, verursachen enge Aermel bey dem Frauenzimmer eine allgemeine Preßung des Armes, bey Mannspersonen aber nur eine partielle, nähmlich vom Ellbogen an, wo der männliche Arm am stärksten ist. Durch dieses Zusammenpressen wird der Kreislauf gehemmet, die Bewegung und Stärke gehindert. Auf ähnliche Art wirken auch die Maschinen, wodurch man die Schultern der Kinder mehr nach hinten, und die Brust mehr herauswärts zu drücken sucht; die Rücken-Bretter; diese drücken die großen Blut-Gefäße, die nach dem Arme gehen, erwecken ein stumpfes Gefühl, und hindern die Ernährung dieses Theiles; daher auch die kleinen, schwachen Arme. Eben dies gilt von dem Saume der Aermel an den Weiber-Hemden, und den Bändern und Binden an den Aermeln der Manns-Hemden; von den elastischen Bändern und Knöpfen, zur Befestigung der Handschuhe bey Frauenspersonen, die gemeiniglich von Draht, und mit Seide umwunden sind; von den knappen Bindchen an den Hemde-Aermeln, welche die Nerven und Gefäße drücken, Erstarrung, Auftreten der Adern der Hand, und Schwäche hervorbringen. Die Arm-Bänder über dem Hand-Gelenke, sind eine Erfindung magerer Personen, um den knöchelförmigen Umriß der Handwurzel zu verstecken. Ringe schaden selten; doch

(*) D. Walter Vaughans, Arztes zu Rochester, philosophisch-medicinischer Versuch über die moderne Kleidung. Aus dem Englischen. Lpz. 1793, 8. 8 B.

doch erzählt Vaughan ein Beyspiel einer empfindlichen Schulmeisterinn, deren Finger dadurch, daß sie einen Knaben mit der Hand auf den Rücken schlug, so aufschwollen, daß der Ring mit der Feile abgenommen werden mußte. — Die untern Gliedmaßen leiden auf ähnliche Art durch das Zusammenschnüren; noch mehr aber bey dem weiblichen, als bey dem männlichen Geschlechte. Enge lederne Beinkleider drücken zwar allgemein, aber nicht immer mit gleicher Kraft; daher dergleichen elastische Beinkleider Erstarrung und Kälte der Füße verursachen, und, nach dem Verfasser, ein unschickliches Kleidungs-Stück sind, wie derselbe nur ein Mahl erfahren, und nicht weiter zu erproben Lust hat. Enge, von dickem, hartem Leder verfertigte Stiefel, haben zur Absicht, die wohlgestaltete Bildung des Fußes zu zeigen, verfehlen aber diesen Endzweck ganz, und werden höchst beschwerlich. Die Strumpf-Bänder über oder unter dem Knie getragen, sind immer verwerflich; sie bereiten zur Wassersucht vor, hindern die Bewegung der Kniescheiben, ermüden beym Gehen, und geben Gelegenheit zum öftern Stolpern, Fallen und Kniescheiben-Bruche. Von der besten Einrichtung der Schuhe und der Schnallen, hat Camper am vollständigsten gehandelt, wovon an seinem Orte Nachricht erfolgen wird. Die Pressung des Kopfes durch Kinder-Mützen, Kopf-Binden, u. d. gl. zieht gewiß sehr große Beschwerden nach sich, die aber bis izt noch zu wenig erkannt sind. Die Bildung des Kopfes wird überhaupt dadurch verändert, aber noch mehr, wie der große Zergliederer Albin behauptet, drückt der beständige Gebrauch der Kopf-Binden die Ohren an den Kopf, und macht sie unbeweglich. Denn wozu rüstete wohl die Natur das äussere Ohr mit mehrern, nicht unbedeutenden Muskeln aus? Gewiß zur Bewegung desselben, wie bey andern Thieren, deren Gehör dadurch sehr verstärkt wird. Auch hat man Personen gesehen, die ihre Ohren bewegen konnten, und dadurch beym Hören Vortheile hatten, und den Schall besser auffiengen, wie dies der ganze äussere Bau des Ohres lehrt. — Der Hals wird auf vielfache Weise zusammen gepresset. Die Frauenzimmer ziehen oft ihren Hals, durch Hals-Bänder, so zusammen, daß sie solche, bey starker Bewegung, wohl gar aufschneiden müssen, wenn sie nicht, wie man öfters bey Tanzenden

bemerkt, durch die Gewalt des starken Athemhohlens zerreissen sollen. Die Frauenspersonen suchen, durch dergleichen Hals-Bänder, den am weiblichen Halse so gelinde hervorragenden Kehlkopf künstlich zu verstecken. Die geschnallten Hals-Binden, und Hals-Tücher sind mehr unter Mannspersonen gewöhnlich. Leztere, die meistens aus Musselin, oder lockerm Zeuge bestehen, und vermittelst eines leichten Knotens geknüpft sind, schaden wenig; desto mehr aber die erstern, die jedoch izt fast ausser Gebrauch kommen, und nur, der Würde und Tracht wegen, von Einigen noch beybehalten werden. Ausser dem erschwerten Schlucken, werden auch Schwindel, Stumpfsinn, und Schlagfluß veranlasset; besonders wenn der kurze, dicke Hals, ohne den ganzen Körper zu wenden, seitwärts gedrehet wird, wobey die Ausdehnung der Gefäße im Kopfe vermehrt, der Rückfluß des Blutes aber gehindert wird. Da nun alle Empfindung und Bewegung des thierischen Körpers vom Nerven-System abhängt, und der wechselseitige Einfluß der Nerven und Blut-Gefäße sehr groß ist, so müssen nothwendig vom Drucke einzelner Theile, allgemeine und beträchtliche Nachtheile entspringen. — Von Brust-Bekleidungen, z. B. von Schnürbrüsten, entstehen die traurigsten Zufälle, wie ich an seinem Orte zeigen werde. Vaughan ließ sich eine anlegen, und bemerkte, daß sie am meisten da drückte, wo das Vermögen der Brust am stärksten ist. Die Muskeln zwischen den Rippen konnte er fast nicht bewegen. So beobachtete er auch, daß enge geschnürte Frauenzimmer nach dem Essen, Tanzen, und andern heftigen Bewegungen, eine krampfhafte Engbrüstigkeit und ein künstliches Asthma bekommen. Der gepreßte Unterleib verursachet, wegen der schiefen Lage des Zwerch-Felles, Magen- und Leber-Beschwerden, auch Brüche. Denn jede Verengerung eines Eingeweides, oder seiner Gefäße, besonders durch anhaltenden Druck, veranlasset, indem die vorige Menge des Blutes noch immerfort zufließt, die gefährlichsten Stockungen, Verhärtungen, Blutflüsse und Entzündungen.

Es erhellet ferner aus dem Vorhergehenden, daß keine Art der Kleidung sehr schwer zu tragen seyn müsse. Es ist völlig einerley, ob die Kleider drücken, weil sie

sie zu enge, oder weil sie zu schwer sind. Daher hat man in den neuern Zeiten sehr vernünftig gehandelt, den Soldaten die allzu schwere Rüstung abzunehmen; und man muß den Iphikrates loben, welcher derjenige römische Feld-Herr war, von welchem *Cornelius Nepos* erzählt, daß er dem Kriegs-Heere, statt der schweren Rüstung, leichte Panzer-Hemden von zusammengeleimten Leinenzeuge angezogen habe.

Die Schweißlöcher der Haut sind dazu bestimmt, die abgenutzten Theile des Blutes in Gestalt der Dünste aus unserm Körper heraus zu führen; und Sanctorius hat seine ganze Lebens Zeit daran gewandt, die Nothwendigkeit dieser beständigen Ausführung unwidersprechlich und dringend vorzustellen. Man hat demnach besonders darauf zu sehen, keine Art der Kleidung zu wählen, die dieser heilsamen Ausführung ein Hinderniß in den Weg legen könnte. Dieses könnte geschehen, indem die Schweißlöcher der Haut allzusehr zusammen gedrückt, durch die Kälte zusammen gezogen, oder verstopft würden. Das erste würden allzu enge zusammen geschnürte Kleider thun; das andere kann sich zutragen, wenn die Kleidungen entweder allzu weit und luftig sind, daß der Wind hindurch wehen kann; oder wenn man so dünne, oder so wenige Bedeckung auf dem Leibe trüge, daß ein einfallender Regen dieselben den Augenblick durchnässen könnte. Das Verstopfen der Schweißlöcher trägt sich zu, wenn man den Leib mit oehligen Sachen einbaisamirt, oder, um den Schweiß und dessen übeln Geruch zu vermeiden, den Leib mit Bleyweiß-Pulver u. d. gl. pudert, wie viele Frauenzimmer zu thun pflegen. Hierher gehören auch die Unreinigkeiten der Haut. Daher findet man in den Sitten-Büchern für Kinder mehrentheils in dem Capitel von der Kleidung auch die Regel, sich fleißig zu waschen; und ich rechne sie billig mit unter die Gegenstände gegenwärt-

iger Abhandlung. Bey Kindern, die sich gemeiniglich öfter verunreinigen, als Erwachsene, ist das öftere Waschen und Baden des Leibes, noch viel nöthiger, als bey Erwachsenen. Indessen wäre doch zu wünschen, daß auch Erwachsene das Baden wenigstens so oft im Jahre wiederhohlen möchten, als sie es für gut finden, den Leib von innen durch Purganzen und Präservations-Curen zu reinigen. Die Griechen haben sich bey dem öftern Baden sehr wohl befunden, und der Prof. Krüger hat es auch in seiner Lebens-Ordnung angepriesen.

Um eben der Ursache willen, warum das Waschen und Baden der Gesundheit zuträglich ist, ist auch der öftere Wechsel der Kleidung, besonders derjenigen, welche die Haut unmittelbar berührt, billig zu empfehlen. Eine durchgeschwitzte Kleidung verstopft, wenn sie den Leib unmittelbar berührt, die Schweißlöcher der Haut, indem ihr Schmutz sich auf die Haut ansetzt; und überdem erkältet sie auch den Ort, wo sie liegt, auf eine sehr empfindliche Weise, sobald nur die geringste Luft zwischen dieselbe und den Leib kommen kann.

Alle Kleidung, welche die Ausdunstung der Haut allzu sehr befördert, oder dieselbe nicht an sich nimmt, oder ihr keinen freyen Ausgang verstattet, ist zu verwerfen. Das erste thun die groben Kleidungen, welche die Haut unmittelbar berühren, indem sie dieselbe reiben, und eine Röthe veranlassen, wodurch die ausdunstende Materie häufiger nach der Ober-Fläche des Körpers geführt wird. Daher wären im Sommer z. B. feinere Unter-Hemden zu tragen, als im Winter. Daß die Ausdunstung von der Wäsche nicht absorbirt wird, geschieht, wenn sie zu sehr durchgeschwitzt ist, und daher muß man im Sommer die Wäsche öfter verändern, als im Winter, damit der Schweiß sich nicht auf der Haut sammle, und von den

zurück-

zurückführenden Schweißlöchern wieder in das Blut gebracht werde. Eben um deswillen muß die Ausdunstung immer einen freyen Ausgang in die Luft haben, und dieses wird am meisten durch die große Menge der Kleider, welche man an sich trägt, gehindert. Daher sind Leute, die so tief in Pelzen und Betten stecken, mehrentheils ungesund, und haben ein verdorbenes Geblüt; ihre unreinen Ausdunstungen dringen beständig wieder in den Körper hinein, und dieses kann unmöglich lange anhalten, ohne daß nicht die ganze Masse des Blutes davon angesteckt werden sollte. Man hat gar nicht an der Gewißheit dieser schädlichen Wirkung zu zweifeln. Die Pelze und Betten erwärmen keinen Körper, der nicht selbst warm ist; sie thun es also nur, indem sie die warmen Ausdunstungen um die Haut herum anhäufen; die Wärme dieser Dünste dringt bis in unsere Nerven, denn sonst würde es unmöglich seyn, sie zu empfinden. Auf eben den Wegen finden auch die subtilsten, d. i. gerade die schädlichsten Theile der Dünste selbst einen neuen Eingang in unsern Leib. Ja, die warmen Theilchen selbst, die sie uns mittheilen, sind der schädlichste Theil der Ausdunstungen für unsern Körper.

Die natürlichste und heilsamste Kleidung, ist die wollene; denn der Mensch soll hierin die Thiere nachahmen, welchen die Natur eine Art von Bedeckung für alle Jahrszeiten und Himmelsstriche gegeben hat; diese erhält den Körper in einer immer gleichförmigen Temperatur. In jeder Himmelsgegend sind die Thiere mit Haaren bedeckt; nur in kalten Himmelsstrichen ist das Haar dicker, in wärmern dünner. Es sollte aber diese wollene Kleidung beständig, und auf bloßer Haut getragen werden; da sich, durch das beständige Tragen einer und derselben Kleidung, die Unannehmlichkeiten, Jucken, Schmerz, der mit dem Wechsel verbunden ist, verlieren. Ja, nach Thompson's Zeugniß, gewährt das Tragen des Flanelles eine angenehme Empfindung. Oft erlaubt die Zeit und Gelegenheit nicht, die Kleidung nach dem schnellen Wechsel der

Atmosphäre umzuändern. Die wollene Kleidung läßt ferner die Hitze eben so langsam hindurch, als die Kälte. Thompson trug dergleichen Kleidung in der heißesten Himmelsgegend zu jeder Jahrszeit, und befand sich dabey so wohl, daß er dadurch von den gewöhnlichen Unpäßlichkeiten ganz befreyet wurde. Wollene Kleidung ist der leinenen darum vorzuziehen, weil dabey die Haut immer trocken und warm bleibt; denn durch den Flanell verfliegt die Ausdunstungs-Materie in die Atmosphäre; von der Leinwand aber wird dieselbe zurückgehalten, verwandelt sich in Tropfen, und erkältet die Haut. Die elektrischen Wirkungen der Wolle, sind auch nicht ganz ausser Acht zu lassen. Die gewöhnlichen Einwürfe wider den Flanell, daß er schwäche, Jucken und Ausschläge veranlasse, ja Unreinigkeiten und Insecten begünstige, sind ungegründet; nur muß man den Flanell so oft, als die leinene Wäsche, wechseln.

Unter die allgemeinen Eigenschaften aller Kleider gehört auch die, daß sie biegsam genug seyn müssen, um die willkürlichen Bewegungen nicht zu verhindern; wenigstens muß dieses in den Gegenden der Gelenke Statt finden. Wenn dieses bey Kleidern versehen wird, so entstehen schlimme Zufälle daraus; wovon die Schnürleiber, die langen Stiefeln, die sehr weit an den Schenkeln hinauf gehen ꝛc. traurige Beweise abgeben.

Man muß auch bey jeder Art der Kleidung dahin sehen, daß sie zu denjenigen Arten der willkürlichen Bewegungen am bequemsten eingerichtet werden, die derjenige, der sie trägt, am meisten zu wiederhohlen pflegt. Daher schickt sich die Kleidung eines Tanzmeisters für keinen Dragoner; und eben daher ist der Ursprung der Handwerks-Kleider zu leiten.

Bey dem Aus- und Ankleiden hat man zu beobachten, daß es niemahls in freyer Luft, oder in einem Zimmer, wo sich ein Zugwind oder eine Hohlung spüren läßt, geschehe. Der Leib dunstet beständig aus, und die freye Luft könnte diese heilsame Ausführung

sehr

sehr leicht unterbrechen. Einige lassen sich die Wäsche zuvor wärmen, und diese Behutsamkeit ist löblich. Wenn man nach einer starken Bewegung heftig schwitzt, so ist es dienlich, die Kleider mit der izt erwähnten Behutsamkeit so bald, als man nach Hause kommt, zu vertauschen, damit die Kleider nicht auf dem nassen Leibe kalt werden. Der Trieb, den das Blut zu solcher Zeit noch hat, eröffnet die Schweiß-Löcher sofort wieder, wenn sie auch bey dem Kleider-Wechsel sich einen Augenblick verschließen sollten. Ist hingegen die Bewegung nicht so heftig gewesen, daß man wirklich schwitzen sollte, so ist es besser, die Kleidung eine halbe Stunde im Zimmer anzubehalten, ehe man sich entkleidet, um den Schlaf-Rock oder die andern Haus-Kleider anzulegen.

2. In Ansehung der Nahrungs-Mittel, oder der Speisen und Getränke.

Man gewöhne Kinder, alles zu essen; doch zwinge man sie auch nicht mit Gewalt, da es wirklich einige giebt, die nicht alles essen können. Sobald das Essen nicht schmeckt, so verlangt die Natur Ruhe und Enthaltung. Es ist also unsinnig, den Magen zwingen und überladen wollen. Ein starker und gesunder Mensch kann auch grobe und gesunde Speisen vertragen, wenn er nur nicht zu viel ißt.

Wer seine Gesundheit lieb hat, wird genau Acht geben, wie viel Speisen, und was für welche er genießt. Man muß trinken und essen, entweder Durst und Hunger zu stillen, oder um die Kräfte zu ersetzen; geht aber jemand weiter, als diese Nothdurft es erfordert, so wird er davon beläſtigt, und die gesundeste Nahrung verliert ihre gute Eigenschaft, weil ein jeder Körper nur eine gewisse Menge vertragen kann.

Man hat ein gewisses Gewicht an Speisen und Getränke, welches täglich hinreichend seyn sollte, fest-

festsetzen wollen; allein, wegen der verschiedenen Lebens-Art, und des verschiedenen Baues der Körper, läßt sich hierin keine allgemeine Regel festsetzen. Derjenige, welcher am meisten ißt, und die stärkste Speise verzehrt, findet öfters darin, wegen schlechter Verdauung, die wenigste Nahrung; und verdauet der Magen nicht so gut, so thun die andern Eingeweide auch nicht die gehörigen Dienste.

Man will aus der Erfahrung bemerkt haben, daß Fresser nicht so lange aushalten, als starke Trinker; und es scheint auch leichter zu seyn, dem Ueberflusse hitziger Getränke abzuhelfen, ob sie gleich im Anfange den Körper heftiger angreifen. Es wären wohl einige Beyspiele von starken Fressern und Trinkern anzuführen, welche ziemlich lange gelebt haben; aber, wie viele haben nicht diesen schädlichen Versuchen unterliegen müssen! Eine weit größere Anzahl von schwachen und kleinen Menschen kann dagegen angeführt werden, welche durch eine mäßige Lebens-Art ein hohes Alter erreicht haben. Die Alten sagten: daß der Körper den Ueberfluß besser, als den Mangel, vertrage; aber was Speise und Trank betrifft, so ist wohl am rathsamsten, mit beyden aufzuhören, wenn sie uns noch wohl schmecken. Der Hunger hingegen trocknet unsere Säfte aus, macht sie scharf, und greift die Nerven an.

Hat jemand hungern müssen, so handelt er am vorsichtigsten, wenn er den Hunger ganz langsam zu stillen sucht; und eben so muß man sich auch bey großem Durst verhalten. Für eine Person von mittlerm Alter ist es rathsamer, auf zwey bis drey Mahlzeiten allezeit wenig zu essen, als mit vielen auf ein Mahl den Magen auszudehnen; doch darf er nicht mit neuer Speise überladen werden, ehe die ältere verdauet ist. Doch muß derjenige, welcher seiner Eßbegierde keine

Grän-

Gränzen setzen kann, lieber eine einzige Mahlzeit thun, als auf mehrere Mahle Ueberfluß zu sich nehmen.

Wer sich abgewöhnt hat, abends zu essen, wird sich allemahl übel befinden, wenn er von dieser Gewohnheit abweichen will.

Zwischen dem Genuß der festen und flüssigen Nahrungs-Mittel muß ein bestimmtes Verhältniß beobachtet werden. Fehler auf einer von beyden Seiten, sind allemahl nachtheilig. Im Winter ist es rathsamer, Fleisch zu essen, im Sommer aber Gemüse, Kräuter, Milch, oder Obst. Personen, die am Magen leiden, und zur Säure geneigt sind, müssen fette, gebackene, zähe Fleisch- und Mehl-Speisen meiden.

Unter den Sitten-Lehrern und Aerzten ist viel gestritten worden, ob auch Fleisch und Fische zur Speise dürften genossen werden. Ich will nur überhaupt von den Wirkungen solcher Speisen reden, welche aus dem Thier-Reiche genommen, und in unsern Tagen verzehret werden. Sie sind insgesammt mehr nährend, als die Speisen aus dem Gewächs-Reiche; sie erhitzen aber auch das Geblüt desto mehr, und machen unsere Sinne unbändig, so daß die Weltweisen entschuldiget werden können, welche geglaubt haben, die Seelen der Thiere könnten sich mit den Menschen vereinigen. Sie wurden in dieser Meinung bestärkt, da sie sahen, daß die Menschen durch Fleisch-Speisen den wilden Thieren nach gerade ähnlicher wurden. Bey hitzigen Krankheiten wird man die bewegenden Wirkungen der Fleisch-Speisen am deutlichsten gewahr. Zur Winterszeit, wenn wir mehr wärmende und dauerhafte Speisen nöthig haben, bekommen sie uns besser, als im Sommer. Das Fleisch alter Thiere ist schwerer zu verdauen, giebt aber auch mehr Stärke, als das Fleisch der jüngern. Alle zahme Thiere, und diejenigen, welche von Gewächsen leben, haben

Fleisch

Fleisch von mildern Geschmack, es ist auch mehr kühlend, als das wilde, welches hingegen sehr leicht zu verdauen und mürbe ist. Wird das Wildpret genossen, wenn es schon angelaufen ist, oder zu faulen anfängt, da es einen sehr veränderten Geschmack annimmt, so erhitzt es das Geblüt. Wilde Thiere, welche vom Raube leben, sind noch hitziger, aber sie werden zu unsern Zeiten von aufgeklärten Völkern wenig genossen. Sowohl vierfüßige Thiere, als Vögel, je stärker sie sind, oder je längere Zeit sie brauchen, auszuwachsen, haben auch ein desto härteres Fleisch. Diejenigen, die ihrer Art nach sehr fett werden, sind auch am gefährlichsten zu genießen, zumahl jene, welche ihr Fett nicht in Talg, sondern in Speck, verwandeln.

Oft können uns auch die Krankheiten der Thiere schaden, wenn wir nichts davon gewußt haben. Auch müssen wir nicht denken, daß unsere eingesperreten und gemästeten Thiere uns eine gesunde, obschon ganz leckere, Speisen gewähren.

Alle Insecten und Würmer sind eine mehr unnatürliche Speise. Vermuthlich haben die Menschen sie anfangs nur aus Hunger angegriffen; und sie sind hernach aus Wollust darin fortgefahren.

Es kommt viel darauf an, wie die Koch-Speisen zugerichtet werden. Die Säfte und Suppen von denselben sind am gesundesten, wenn sie nicht heiß genossen werden, nicht stark sind, und nicht viel Gewürze haben. Nächst diesen ist das gebratene Fleisch das beste, wenn es nicht sehr fett, oder sehr mager ist, auch nicht verbrannt, oder sehr ausgetrocknet wird. Einige rohe Völker, von denen man sagt, daß sie zu einem hohen Alter gelangen, sind im Stande, alles Fleisch ganz roh, oder doch sehr wenig gebraten, zu essen, und das Blut so warm, wie es aus den Adern der Thiere rinnt, davon zu saugen. Nach diesem

sem gebührt dem gedämpften oder gelinde gekochten Fleische der nächste Rang; aber das schwerste und undienlichste von allen ist das Fleisch, von welchem vorher eine kräftige Suppe gekocht worden ist. Eingebökeltes Fleisch, oder Speck, ist nicht so gesund, und geräuchertes ist noch ungesunder; das Fleisch aber, welches unmerklich schon zu verderben anfängt, und nicht eingesalzen ist, verursachet gar Scharbock und Fieber. Das Salz widersteht zwar der Fäulniß des Fleisches, doch hindert es nicht völlig die eigentliche Fäule des Fleisches, und den herben Geschmack des verderbenden Fettes; Dinge, welche öfters unsern Sinnen noch verborgen sind. Je härter ein solches Fleisch ist, desto nöthiger ist es auch, dasselbe wohl zu käuen, und langsam zu essen, auch mit genugsamen flüssigen Getränken zu verdünnen und aufzulösen. Das Blut von Thieren ist eine nicht minder ungesunde und unnatürliche Speise; die Milch der Thiere hingegen, insonderheit die dünneste und leichteste Art, ist uns ganz heilsam. Die geronnene Milch ist für diejenigen, welche sich daran gewöhnt haben, nicht undienlich. Butter, insonderheit unzerlassen, oder nur ganz gelinde geschmolzen, nährt und erweicht unsern Körper. Schmalz oder verdorbene Butter hingegen verdirbt den Magen, erhitzt das Blut, und macht beyde zur Fäulniß geneigt, obschon nicht so sehr, wie das verdorbene Fett der Thiere. Käse, auch von Milch zubereitet, ist, wenn er einiges Alter hat, eine gute, feste und starke Speise; frischer Käse hingegen ist weich, und ein sehr alter wird sehr scharf. Eyer von mancherley Vögeln sind nährend, und auch leicht zu verdauen, wenn sie frisch sind, und weich gekocht werden. Die meisten Fisch-Gattungen sind weich, zugleich aber auch sehr schlemmig, insonderheit diejenigen, welche keine Schuppen haben, als: Aale, Schleihe. Alle Raub-Fische haben ein härteres

teres Fleisch, zumahl diejenigen, welche in salzigem Wasser leben. Die fettern Fisch-Gattungen greifen den Körper am meisten an. Eingesalzene, getrocknete und geräucherte Fische sind, ordentlicher Weise und nach allen Ursachen, weniger gesund, als die auf gleiche Art zugerichteten Fleisch-Speisen.

Aus dem Pflanzen-Reiche genommene Gerichte lassen sich zwar, gegen die allgemeine Lehre hiervon, langsamer, als die aus dem Thier-Reiche, verdauen; sie geben hingegen eine mildere Speise, sind keiner stinkenden Fäulniß unterworfen, erhitzen das Blut nicht, machen es auch nicht dick, und verursachen auf solche Art weder Brennen, noch heftige Bewegung in der Lunge, oder in andern Eingeweiden.

Wir haben aus dem Gewächs-Reiche mancherley: Wurzeln und Rüben, Blätter und Kohle, Erbsen und Bohnen, Samen, Kerne, Beeren und Früchte, woraus man die schmackhaftesten Speisen bereiten kann. Man könnte deren im freyen Felde noch viel mehrere sammlen, worunter sich manche für Unkraut müssen ansehen lassen, anstatt daß sie für die Menschen eine höchst dienliche Speise werden sollten.

Alle Gewächse und Früchte, welche spät reifen, sind gemeiniglich am härtesten zu verdauen. Wir haben aus diesem Natur-Reiche, von kühlenden und erwärmenden Sachen, von säuerlichen, bittern und herben, von erweichenden und verstopfenden, welche nach Erforderniß der Umstände, besonders oder vermischt genommen werden können, zu wählen.

Der weise und gütige Schöpfer hat uns im Sommer das Gewächs-Reich zu einer natürlichen Speise gegeben, weil wir ohne dasselbe in solcher Zeit fast vergehen würden; aber manche von diesen Geschenken, wo nicht alle, können von einer verständigen und fleißigen Haus-Wirthinn, den ganzen Sommer hindurch, zu unserer Speise und Erquickung aufbewahret werden.

den. Wir haben aus dem Schoße der Erde Brod, die vornehmste unter allen Speisen. Das von Weizen zubereitete, nährt am stärksten, verstopft aber auch am meisten. Daß unser ordinaires Brod eine der gesundesten Speisen sey, darf ich nicht erinnern.

Bey der Ordnung im Essen ist noch zu bemerken, daß alle Mischung schädlich ist; denn dadurch werden die gesundesten Speisen allemahl schlechter, als ein anderes Gericht, welches im übrigen nicht so nützlich ist. Bey den großen und langen Mahlzeiten, womit Freunde einander schaden und ermüden, sollten wir von den mancherley Gerichten, und vielen Arten der Getränke, die dabey herum gehen, nur diejenigen, welche für unsern Geschmack und für unsere Natur die besten sind, wählen. Von allen Gerichten zu essen, ist der Gesundheit schlechterdings nachtheilig.

Die dienlichste Speise, welche einer Person allezeit übel bekommt, muß eben deswegen auch für sie schädlich genannt werden. Es ist auch kein Wunder, daß ein fetter und ein magerer Mensch, ein saftvoller und ein ausgetrockneter, ein fester und ein weicher Körper, ein hitziger und ein kalter, ein starker und ein schwacher, wie auch ein solcher, der zu Verstopfungen geneigt ist, und der mit vieler Oeffnung geplagt ist, von allen diesen Speisen sich nicht gleich gut befinden, zumahl wenn sie nicht in einerley Gegenden wohnen. Die Gewohnheit hat auf die Wirkungen der Speisen großen Einfluß; denn man findet oft Land-Leute ausgezehrt und ungesund von gewürzten, starken und mürben Speisen der vornehmen Herrschaften; Einwohner der Städte hingegen und zärtliche Personen mit den Speisen der geringen Leute sehr schlecht genährt. Derjenige, der sich nur an wenigen Arten von Gerichten gewöhnt hat, kann nicht alle Mahlzeit etwas anders, noch weit weniger verschiedene Arten Speisen auf ein Mahl vertragen. Den Geschmack

aufs neue, nachdem die Mahlzeit vorbey, und der Hunger überflüssig gestillt ist, mit einem frischen Gange von Speisen, oder mit dem sogenannten Nach-Tische, zu reizen, kann ein Jeder leicht als eine sehr undienliche Sache finden. Die Zucker Backwerke, eingemachte Sachen und Früchte, die dabey herum gehen, müssen nothwendig den Magen beschweren, Säure verursachen, und die Verdauung der verzehrten Speisen hindern.

Unter den Getränken ist das kalte Wasser für die Menschen, und auch für alle Thiere, das natürlichste. Unter den Wassern ist dasjenige das gesundeste, welches am hellesten ist, weder Geschmack noch Geruch, und von fremden Theilen keine Mischung hat. Schnee-Wasser auf dem Lande, wie auch Regen-Wasser, welches nicht von Dächern geronnen ist, hat vor andern diese Eigenschaft; hiernächst sind die Wasser aus Quellen und Brunnen zwar die schmackhaftesten, aber sie sind auch oft, mehr oder weniger, mit schädlichen Salzen und mineralischen Theilen vermischt. Wasser aus klaren Flüssen, von sandigem Grunde und starkem Fall, sind weniger schädlich. Die beste Sorte Wasser, welches von selbst rein ist, bedarf, natürlicher Weise, nicht durch Abkochen, Destilliren, oder Filtriren durch Tuch oder Stein, erst gereiniget zu werden, zumahl alle diese Künste dem Wasser entweder einige gute Eigenschaften benehmen, oder ihm undienliche und unangenehme geben können. Mit kaltem Wasser kann sowohl die Gesundheit unterhalten, als auch wieder hergestellet werden. Viel Getränk von warmen Wasser, ist wenigstens einem Gesunden nicht dienlich. Das warme Wasser an sich selbst beschwert die Glieder, macht sie schlaff, erweitert und schwächt den Magen, die Gedärme, die Nerven, die Adern, die Nieren, ja, man kann sagen, alle Theile des Körpers auf einmahl; und Wind-

Ko-

Kolik, Magen-Schmerzen, Stein, Zittern der Glieder, Schwindel und Herzklopfen, werden sichere Folgen davon.

Thee, Kaffe und Chocolate werden, wenn diese Getränke in großer Menge, wie in einigen Städten mit dem Thee geschieht, genossen werden, ganz unfehlbar schädlich, weil sie mit warmem Wasser zubereitet werden. Man kann alle diese Getränke ohne Schaden genießen, wenn man nur mit einer gewissen Einschränkung, und mit kluger Rücksicht auf den Körper und dessen Beschaffenheit, Gebrauch davon macht; und daher kann ich auch denjenigen Aerzten nicht beypflichten, die diese Getränke durchaus verwerfen, und als schädlich erklären. Wer den geringsten Nachtheil, oder eine unangenehme Veränderung in seinem Körper nach dem Genusse dieser Getränke verspüret, der handelt am klügsten, wenn er sich ihrer enthält, denn sie sind zu unserm Leben und zu unserer Erhaltung nicht nothwendig.

Bier, welches von gutem Malz, Hopfen und Wasser bereitet, wohl gekocht, und mäßig gegohren, klar, und weder jung noch sauer ist, macht für uns das gesundeste Getränk aus. Auch ein schwächeres Getränk kann, eben wie das Wasser, dazu dienen, die festen Speisen, die wir verzehrt haben, zu verdünnen, und zugleich unsern Körper zu nähren. Aber wenn dieses Getränk vermischt, und zugleich gegohren ist, so erfordert die Gewohnheit desto mehr, daß es bey allen Zufällen dieselbe gute Wirkung haben soll, als das Wasser. Ein gutes Bier mäßig getrunken, stärkt und wärmt unsern Körper, und macht ihn auch fett; aber wenn es in Ueberfluß, insonderheit ohne Bewegung, getrunken wird, hindert es die Verdauung, und verursachet Schwindel, und andere, frühere oder spätere, Uebel.

Unverfälschte Weine, mäßig getrunken, beleben unsern Körper; wenn sie aber gemißbraucht werden, haben sie mit dem überflüssigen Genusse des Bieres gleiche Wirkung, doch so, daß die Weine unsern Körper erst mehr erhitzen, hernach aber kühlen und ausmärgeln, aus sich selbst Säure erzeugen, die Nerven angreifen, und Stein, Gicht und Gliederweh verursachen. Man weis aus Erfahrung, daß diejenigen, welche mit starkem Biere sich überladen, ihrer Gesundheit zwar von verschiedenen Seiten schaden, aber doch nicht von dem Podagra, und sehr selten vom Stein, geplaget werden; bey einer Natur hingegen, welche beständig Wein trinkt, ist auch der Bauer, seiner schweren Arbeiten ungeachtet, von diesen schmerzhaften Krankheiten nicht frey. Daß Wein und starke Getränke, in Ueberfluß genossen, schädlich seyn, bedarf keines weitern Beweises; aber sie werden es noch mehr, wenn sie mit vielen Speisen, oder diese insonderheit nach vorhergegangener Ausschweifung im Trinken, genossen werden. Sowohl Wein als Bier, (ich verstehe von der stärksten Gattung,) können beyde, mit gutem Bestande der Gesundheit, allezeit entbehret werden. Von Weinen ist der rothe gemeiniglich magenstärkend, der säuerliche weniger hitzig, der süße hingegen mehr nährend; lezterer greift aber auch zugleich am meisten das Haupt an. Die meisten, insonderheit von den weißen Arten, werden erst durch die Zeit veredelt, aber sie müssen auch alsdann sparsamer getrunken werden.

Dem menschlichen Geschlechte ist es eine Schande, daß die Branntweine, ohne Rücksicht woraus sie bereitet werden, unter seine Getränke gerechnet werden sollen; sie verursachen ein Brennen und eine Mürbigkeit in den festen Theilen, und trocknen die flüssigen aus. Sie reizen und stärken zwar erst die Sinne, hernach erwärmen sie auch den Magen, schwächen aber her-

hernach denselben. Durch ihren fortgesetzten Gebrauch wird man zitternd, kraftlos, und endlich zu allen Sachen ungeschickt, weil man alsdann zu keinem Geschäfte Kräfte genug finden kann. Selten hat jemand, der sich daran gewöhnt hat, durch Vernunft, Verboth oder gebrauchte Künste, dieses Getränk sich abgewöhnt, durch welches das Land entvölkert, und das Getreide verschwendet wird. Der Branntwein würde zu einer glücklichen Stunde erfunden worden seyn, wenn wir seinen Gebrauch nur dahin einschränkten, durch ihn gewisse Arzeneymittel auszuziehen, welche auf eine andere Art nicht extrahirt werden können. Wird der Branntwein vom Getreide, oder Trauben, Arak oder Rum, mit Wasser verdünnt, so wird er zwar weniger hitzig, schadet aber doch eben sowohl, wenn er in Ueberfluß genossen wird.

Andere gegohrne Getränke, von Honig, Früchten, Beeren, und Säften aus dem Pflanzen-Reiche, sie seyn hitzig oder kühlend, sind nützlich, wenn sie wohl zubereitet sind, und nach ihrer Art mäßig getrunken werden.

Der Gebrauch des Tobakes ist besonders schwammichten und feisten Körpern, welche wenig Bewegung haben, auch wohl eine ungesunde Luft einathmen, zuträglich.

3. In Ansehung der Bewegung und Ruhe.

Bewegung stärkt, befördert den Umlauf des Blutes, reizt den Appetit, macht sanften Schlaf, verarbeitet den Nahrungs-Saft, und erhält die Gesundheit. Ist sie allzustark und ungewöhnlich, so entkräftet sie auch, und giebt zu verschiedenen Krankheiten Anlaß. Noch beträchtlicher ist der Schade, wenn man in großer Hitze große Bewegung vornimmt. Laufen, Springen, Ringen ist den Kindern zu ge-

statten; sie werden groß, fest und stark dabey; nur präge man ihnen ein, daß sie nach der Erhitzung sich nicht abkühlen und kalt trinken. Schwachen, zarten, kränklichen und zum Bluten geneigten Kindern ist das Laufen schädlich. Die Ruhe ist zur Erhohlung neuer Kräfte nothwendig, und angenehm. Das viele Sitzen macht weit mehr Menschen krank, als die zu starke Bewegung. Lange Ruhe und vieles Sitzen erschlappt die festen Theile, verhindert den Umlauf der Säfte, erzeugt Schärfe, schwächt die Verdauung, macht den Körper träge, schwer und aufgedunsen, oft fett, und saftvoll, aber ungesund. Kommen zu dieser sitzenden Lebens-Art noch Fehler im Essen, Trinken und Leidenschaften, so wird der Grund zu langwierigen Krankheiten desto geschwinder gelegt. Personen, die viel sitzen, leiden meistens von Krankheiten des Magens und Unterleibes. Von einer sitzenden Lebens-Art auf ein Mahl zur starken Bewegung schreiten, ist gefährlich.

Die Bewegung befördert alle Absonderungen, insonderheit die Ausdunstung. Ist die Bewegung mäßig, so wird davon der ganze Körper gestärkt; fängt man aber mit derselben auf ein Mahl zu heftig an, und fährt über die Kräfte, bis ein starker Schweiß erfolgt, damit fort, so wird derselbe geschwächt. Die Bewegung ist Jedermann nützlich; aber Personen von vielen Säften bedürfen ihrer am meisten, ertragen sie auch am besten. Die Nerven oder die innern und äussern Sinne zu ermüden; mit Nachdenken zu arbeiten; von heftiger Freude, Liebe, Begierde, Ehrgeiz, Sorge, Angst, Schrecken, Verzweiflung oder Furcht sich hinreissen zu lassen, dies alles bringt den Umlauf des Geblütes in Unordnung, und trocknet den Körper aus, ohne daß seine Oekonomie einen Nutzen davon hat. Leichtsinnige und unempfindliche, muntere und phlegmatische, schnelle und

lang-

langsame Menschen leiden indessen von der Bewegung des Gemüthes auf eine ungleiche Art. Von dem Gebrauche des Nachdenkens kann der Verstand verloren gehen; und einen denkenden Menschen von diesem Gebrauche abhalten wollen, wäre doch so viel, als ihm das Leben nehmen. Arbeitet man mäßig mit seinem Verstande, auch sich selbst zum Vergnügen, so kann man sagen, daß der ganze Körper so viel dabey gewinne, als bey einer andern Ruhe des Gemüthes. Doch ist nicht zu aller Zeit die Arbeit mit dem Körper und den Sinnen, gleich nützlich und schädlich. Mehrentheils ist sie nach der Mahlzeit nachtheilig, und ermüdet die Sinne und den Körper. Es ist gut, wenn man vor dem Essen seine vornehmsten Geschäfte verrichten, und den Nachmittag mehr zu seiner Ruhe anwenden kann. Mancher treue Arbeiter, oder fleißige Landmann, hat durch starke Arbeit nach der Mahlzeit, zumahl wenn sie in der Sonnen-Hitze geschieht, seiner Gesundheit Schaden gethan, oder sein Leben zugesetzt. Ein solcher thäte besser, gleich einigen südlichen Völkern, zu Mittage wenig, und zu Abend etwas reichlicher zu essen, ungeachtet sonst die starken Abend-Mahlzeiten nicht zu billigen sind. Schwachen und alten Personen, welche mehr als einer wachenden Ruhe bedürfen, ist der Mittags-Schlaf, auf einem bequemen Lehn-Stuhle, dienlich. Wenn der Nahrungs-Saft (Chylus) in das Blut steigt, so ist wieder die Bewegung des Körpers höchst nöthig, damit gesunde Säfte davon bereitet, oder die undienlichen durch die Ausdunstung abgeführt werden. Die harten, oder auch öfters zur Fäulniß geneigten Speisen, welche der Landmann, oder ein anderer starker Arbeiter, verzehrt, werden solchergestalt durch die Bewegung ihm gesund, ohne daß daraus Scharbock oder bösartige Fieber entstehen. Wenn auch von demjenigen, was den Vornehmern

mern Stein- und Glieder-Schmerzen verursachet, in ihren Nieren und Gliedern sich etwas ansetzen wollte, so wird es durch die Arbeit wieder abgeschieden. Die gleiche Bewegung des Landmannes in einer reinen Luft, mit Mäßigkeit getrieben, gewährt ihm ein längeres Leben, als den Einwohnern der Städte.

Diejenigen, welche an viele Bewegung und Geschäfte gewohnt sind, haben von dem Stillsitzen und Ruhen die merklichste Empfindung. Alle Bewegung ist nicht gleich nützlich. Diejenige, welche mit Ermüdung und Beschwerung der Brust geschieht, ist nicht so gesund. Berg-an gehen, laut lesen, oder singen, ermüdet die Lungen und den Magen; doch wenn es mit genugsamer Mäßigung geschieht, so werden die nähmlichen Theile dadurch gestärkt. Diejenigen, welche sich nur um ihrer Gesundheit willen Bewegung machen wollen, können wählen, zu gehen, zu fahren, und insonderheit zu reiten; aber solche Mittel, welche den ganzen Körper, auch ohne heftiges Laufen, in Bewegung setzen, sind allezeit am besten. Im Sommer kann man die Bewegungen in freyer Luft anstellen, und im Winter desto mehr im Zimmer. Man kann von einer Art Arbeit müde werden, und doch das Vermögen behalten, eine andere zu verrichten, welche nicht sowohl zur Veränderung des Gemüthes, als zur Abwechselung der Muskeln und Sehnen, die noch nicht müde, schwach und ausgetrocknet sind, gereicht.

Der Körper leidet eben sowohl Schaden, wenn er in langer oder zu oft in einerley Stellung gehalten wird; daher auch gewisse Handwerker und stillsitzende Personen meistens besondern Krankheiten unterworfen sind.

Wenn ein gewisser Theil des Körpers mäßig beweget wird, so wird derselbe auch verhältnißweise stärker, als die andern.

Durch

Durch Faulheit sind schon mehrere umgekommen, als durch Arbeit; doch ist nichts natürlicher, als zu ruhen, wenn man müde geworden ist. Man muß dabey eine Stellung nehmen, in welcher man die Müdigkeit am meisten empfindet, damit aber auch nach Belieben umwechseln. Lange auf Einer Seite zu sitzen, ist auch eine Bemühung, denn gewisse Muskeln sind alsdann dabey beschäftigt.

Unmittelbar nach einer starken Mahlzeit, ist, bereits erwähnter Maßen, Bewegung, besonders fetten und starken Personen nicht zuträglich; so wie auch bey ganz leeren Magen eine starke Bewegung nachtheilig wird. Personen, die zu rheumatischen und gichtischen Zufällen geneigt sind, ist besonders die Bewegung zu Fuße zu empfehlen, wodurch der Kreislauf vorzüglich in diesen Theilen befördert wird.

4. In Ansehung des Schlafens und Wachens.

Einen sehr ermatteten Körper mit Speise und Trank erquicken, ist auch dienlich; allein, es muß nicht im Schweiße, und auch nicht gleich nach einer verrichteten Arbeit, geschehen. Wenn Kopf und Sinne gearbeitet haben, so ist ihnen die Ruhe eben so zuträglich, als dem übrigen durch die Arbeit ermüdeten Körper. Nun können wir aber wachend die nöthigen Kräfte nicht herbeybringen; diese können also nur durch einen zu rechter Zeit unternommenen und ruhigen Schlaf wieder gewonnen werden. Der bescheidene, mäßige, gesunde und vergnügte Arbeiter kann die Süßigkeit davon auf seinem harten Bette am besten schmecken, aber den Verlust desselben empfinden die Faulen, und diejenigen, die in ihren körperlichen und sinnlichen Begierden unbändig sind, desto schmerzlicher, ungeachtet sie mehr edle Zeit auf ihrem Bette verderben, als jener.

Der gesunde Schlaf muß ruhig, ohne Träume, und der Arbeit angemessen seyn, die Kräfte stärken und den Geist munter machen. Alle Bewegung, welche vom Willen abhängt, hört auf, wenn wir schlafen; es sammelt sich ein neuer Vorrath von Lebensgeistern und nöthigen Säften, das Blut wird abgekühlt, und man erwacht wieder als ein neuer Mensch. Opfert man dem Schlafe mehr als 7 oder 8 Stunden auf, so wird hingegen der Körper von der vielen Ausdunstung abgemattet, und man wird vom zu langen Schlafe träge und dumm. Nach dem Essen sogleich zu Bette gehen und schlafen, ist ungesund, wenigstens bey Erwachsenen. Man lege sich nicht auf feuchtes Gras, im Garten unter Bäume, oder an einen Ort, wo die Luft einen Durchzug hat, schlafen, weil Kälte und Feuchtigkeiten auf den schlafenden Körper wirken. Heftige, unruhige, fürchterliche Träume, öfteres Aufahren, Müdigkeit nach dem Schlafe, sind Zeichen einer verborgenen oder bevorstehenden Krankheit. Man gewöhne sich in gesunden Tagen, unter leichten und dünnen Bett = Decken zu schlafen, weil die dicken Feder = Säcke nur Hitze, Schweiß und Mattigkeit, verursachen. Vieles Essen, Trinken und Leidenschaften, stören oder verhindern den Schlaf. Diejenigen, die unruhig schlafen, müssen Abends wenig essen, sich des Weines enthalten, vor dem Schlafengehen ein Glas kaltes Wasser trinken, sich leicht zudecken, und in einem kalten Zimmer schlafen.

5. In Ansehung der natürlichen Ausführung, oder Verhaltung des Ueberflüssigen.

Die Ausdunstung ist dem Körper nothwendig, und wird durch Bewegung, Arbeit, Kleider und gesunden Schlaf, unterhalten; doch geht sie öfters ohne Schaden zurück, oder vermindert sich, wie im Winter, vom Schrecken, nach jeder Verkältung. Bewegung,

Hitze,

Hitze, Leidenschaft, vermehrt die Ausdunstung; alles nähmlich, was das Blut in Bewegung und Wallung setzt. Den Schweiß muß man nicht mit Gewalt erzwingen oder zurück treiben, sondern man muß die Ursache, welche ihn verhält oder heraus treibt, heben. Langer und heftiger Schweiß ermattet, und zehrt den gesunden Körper ab. Der Schweiß, welcher von selbst kommt, ist zuweilen heilsam, zuweilen schädlich; im ersten Falle erleichtert er, im andern ermattet er. Nichts ist schädlicher, als den von Erhitzung und starker Arbeit schwitzenden Körper der kühlen oder kalten Luft bloß stellen; daher Gliederreissen, Gicht, Lähmung, Entzündung, Fieber. Schwache und von Verkältung leidende Personen, suchen ihre Füße warm zu halten! Schweiße, die örtlich sind, wie jene an Füßen, unter den Achseln, an Händen, darf man nie zurücktreiben; es entstehen die schlimmsten Folgen davon. Ist es gleich ungemächlich, manchmahl unangenehm, so ist das Vernünftigste: der Natur ihren Lauf lassen. Personen, die schwache Nerven haben, werden von der feuchten Kälte am geschwindesten belästiget, und ihre Ausdunstung dadurch verhindert. Reiben mit warmen Tüchern, Ofen-Wärme, und Beförderung der zurückgeschlagenen Ausdunstung durch vieles und warmes Theetrinken, stellt sie oft geschwinde wieder her. In Ansehung der Kleider, muß man auf Gewohnheit, Sauberkeit und Landes-Art, Rücksicht nehmen. Es ist vernünftiger, auch in der Kälte leicht, und nicht so warm gekleidet seyn, wenn der Körper stark genug ist, Kälte zu ertragen. Wer sich aber einmahl gewöhnt hat, sich warm zu kleiden, darf nicht dünne und leichte Kleider tragen; denn Gewohnheit, wenn sie auch böse ist, muß beybehalten werden. Doch kann man einen behutsamen Versuch machen, ob sie nicht nach und nach abzustellen wäre.

Der

Der Urin ist in gesundem Zustande strohgelb, zuweilen etwas dunkler; nach vielem Trinken blasser und häufiger; nach vielem Schwitzen röthlich und sparsamer, immer hell, und bildet im Stehen ein Wölkchen. Allzu starker Abgang des Urins schwächt die Nieren und Blase, und trocknet das Blut aus; aber wo er gar zurückbleibt, oder auch nur so mangelhaft geschieht, daß bloß die dünnen wässerigen Theile abgesondert werden, so entstehen die schlimmsten Zufälle davon.

Eine ordentliche Leibes-Oeffnung trägt auch zur Gesundheit vieles bey. Eine überflüssige Oeffnung ist gemeiniglich eine Folge von einer schlechten Lebens-Ordnung und Verdauung, schwächt die Gedärme, und nimmt dem ganzen Körper die Kräfte. Ist hingegen die Oeffnung zu selten, so entsteht daraus auch viele Beschwerlichkeit und Unordnung. Bey Einigen erfolgt der natürliche Stuhlgang alle Tage, bey Andern jeden dritten oder vierten Tag. Diejenigen, welche sich an eine gewisse Stunde gewöhnen, haben selten abführende oder stopfende Mittel nöthig. Ein Durchfall ist zuweilen gesund, und die Natur hilft sich dadurch von selbst: deswegen ist das Stopfen desselben bedenklich. Man warte den zweyten oder dritten Tag ab, besonders wenn er ohne Schmerzen ist, und die Eßlust fortdauert. Harter Stuhlgang ist den Gesundesten eigen, und zeugt von der Stärke des Körpers; nur sey man besorgt, ihn durch Bewegung, kaltes Trinken, oder Genuß des Obstes zu befördern, indem er auch oft zu Krankheiten Anlaß giebt. Bey dem Durchfalle sind fette Speisen und Fleisch schädlich. Bier vermehrt den Durchlauf; zuweilen hilft ein Gläschen guter alter Wein, und Bewegung in der Sonne. Bleibt der Stuhlgang gegen Gewohnheit zurück, und erfolgt eine Verstopfung, so nehme man Abends Cremor Tartari, und ver-

vermeide schwere Mehl-Speisen, frisches Brod, hartes Fleisch. Personen, die an der Galle leiden, müssen mehr, als andere, auf die Oeffnung bedacht seyn.

Ausschweifungen im Beyschlaf, kommen dem Körper sehr theuer zu stehen; er wird davon kalt, trocken, matt und zitternd. Es entstehen davon verschiedene Nerven-Krankheiten, Stein, Gicht, und andere Zufälle mehr.

6. In Ansehung der Gemüths-Bewegungen, oder Leidenschaften.

Einige Leidenschaften sind angenehm, als: Freude, Hoffnung, und Liebe; andere sind unangenehm, als: Zorn, Verdruß, Traurigkeit, Schreck, Furcht, Neid, Eifersucht. Jene suche man zu unterhalten, diese zu entfernen. Die angenehmen sind zugleich heilsam; die unangenehmen meistens schädlich, oft tödlich. Empfindsame und weiche Gemüther werden von ihnen stärker angegriffen; kaltblütige und träge, seltener und weniger. Je stärker sie auf die Seele und den Körper auffallen, desto heftiger sind ihre Wirkungen. In dem höchsten Zorn, Schrecken, Furcht, ist man unvermögend, und seiner nicht mehr bewußt. Sie verdunkeln den Verstand, und hemmen die Ueberlegung; und das ist das Schlimmste der heftigen Leidenschaften.

Mäßige Leidenschaften schaden zwar weniger, doch schaden sie immer. Man untersuche sich nach einem kleinen Zorn, Verdruß, Schrecken. Es sehen es ja die Leute einem an dem Gesichte an, daß man heftig erschrocken, erzürnt ist, wenn sie gleich nicht wissen, was vorgegangen ist.

Gegen mäßige und leichte Gemüths-Bewegungen kann die Vernunft noch Widerstand thun, sich helfen, oder sich erleichtern. Gewaltsame und unvermuthete überrumpeln Verstand und Sinne. Man

muß

muß also im Anfange, da die Flamme klein ist, löschen; die Gelegenheit, so viel möglich, meiden, sich zurückziehen, ehe man tiefer hinein kommt. Obgleich der Zorn zu den unangenehmen Leidenschaften gehört, so nützt er doch zuweilen der Gesundheit, und giebt ihr einen neuen Trieb. In trägen Körpern kann er eine Arzeney seyn, so wie das Lachen. Es hängt nicht allezeit, doch sehr oft, von dem Menschen ab, daß die Leidenschaften weniger Eindruck machen, und seltener anfechten. Die ganze Kunst, die Gewalt der Leidenschaften auf unsere Seele und auf unsern Körper zu vermindern, besteht in der Mäßigung, in der Lebens-Art, und in Vermeidung der Gelegenheit, einige wenige Fälle ausgenommen.

Die Mäßigung erwirbt man durch gute und strenge Erziehung, durch Ueberlegung und Religion. Man gebe von den ersten Jahren auf die Neigung und Gemüths-Bewegung der Kinder Acht, ob sie zornig, furchtsam, empfindlich, neidisch sind. Der herrschenden Neigung widerstehe man sogleich, ehe sie fest und starr wird. Man leide unter Kindern keinen Zorn, keine Ungeduld, keine Halsstarrigkeit, wofern sie mit der Zeit geduldig und folgsam werden sollen. An der Erziehung liegt alles; und doch sieht man so wenig darauf; leider aber haben oft die Aeltern selbst keine bekommen. Ueberhaupt gewöhne man Kinder zur Geduld, zur Nachsicht, zum Mitleid mit Andern, zur Menschen-Liebe; und die schlimmern Leidenschaften werden gewiß dann wenig schaden. So schützt Menschen-Liebe gegen Neid; Nachsicht, gegen Zorn; Geduld, gegen Verdruß. Durch Ueberlegung sehen wir, wie es Andern geht; durch Ueberlegung finden wir oft, daß die Handlung oder Worte nicht so böse gemeint waren, als man sich in der ersten Hitze vorstellt; durch Ueberlegung bekommt endlich die Vernunft die Herrschaft über den Willen.

Darum

Darum ist die Jugend ausschweifender, hitziger, weil sie wenig überlegt, und eher handelt als sie denkt; das Alter gesetzter und langsamer, weil es erfahrner und nachdenkender ist. Religion giebt uns innere Kraft, erhöhet unsern Geist, und reinigt unser Herz von dem bösen Sauerteige. Ohne sie ist die Vernunft meistens zu schwach.

Allgemeine Mittel. Untersuche dich selbst; hänge der Vorstellung nicht nach; suche unangenehme Eindrücke durch andere und angenehmere zu schwächen. Ist man verstört oder aufgebracht, so gehe man auf die Seite. Man betrachte öfters den Lauf der Welt, und die Menschen, wie sie sind. Man vermeide die Gelegenheit, welche die Leidenschaft aufweckt, oder nährt. Man sorge nicht bloß für das Zeitliche und für seinen Körper, sondern auch für seinen Geist, und gebe ihm durch Lesung christlicher Sitten-Lehre Nahrung. Vor allen fliehe man die Lieblings- und Gewohnheits-Leidenschaft. Ohne Gewalt und Zwang kommt man aber nicht zur Bezwingung eingewurzelter Leidenschaften.

Verdruß verleitet zum Zorn; Furchtsamkeit, zum Schreck; Neid, zur Eifersucht. So entsteht das Größere aus dem Kleinern. Wer Verdruß hat, esse wenig, und bloß leichte Speisen, gehe öfters spazieren, meide den Wein, und suche, so viel möglich, die Sache sich aus dem Sinne zu schlagen.

Erhitzungen schaden, verfolgender Zorn und Unwille noch mehr; Vernunft kann, wenn der Mensch will, vieles thun. Leicht auffahrender Zorn ist meistens Unart, die gebessert werden muß; die Art aber sie zu bessern, besteht in der Selbst-Erkenntniß, und in dem ernstlichen Bestreben, sich zu überwinden. Nach und nach wird man sanfter.

Man wähle gute, vernünftige und tugendhafte Gesellschaft; diese erheitert den Geist, und stärkt das

Herz.

Herz. Aber man muß auch Vorstellung und guten Rath annehmen wollen, und nicht dummstolz seyn. Wir alle haben Fehler; der größte ist, keinen haben wollen. Im heftigen Zorne bemühe man sich, nur nicht loszubrechen. weil es sonst immer weiter geht, und zulezt den Menschen in Thätlichkeiten und Verdruß verwickelt. Hier heißt es wohl: Mensch, bedenke die zukünftigen Dinge! So geschehen Mord und Todschlag, Schlagflüsse, Lähmungen. Ist es nicht besser, etwas verbeißen und nachgeben, als sich oder Andere umbringen?

In der Wut des Zornes meide man kaltes Trinken, Wein, Meditiren, harte, unverdauliche, fette Speisen, und nehme niederschlagende Mittel. Wem es immer wohl geht, wer stets viel von Andern verlangt, und noch nichts in der Welt erfahren hat, der wird sich leichter und öfter erzürnen, grämen und traurig werden. Deswegen ist Armuth und Unglück oft die beste Tugend-Schule. Empfindlichkeit, wodurch wir von allem Unangenehmen scharf angegriffen werden, ist eine der unglücklichsten Neigungen zu Leidenschaften. Man bestrebe sich also, sie zu schwächen. Das beste ist: man erwarte nicht von den Menschen Gutes, traue nicht zu viel auf Worte, halte seinen Körper strenge, ermüde sich durch Arbeit, vermeide, was die Nerven anspannen und schwächen kann, verschaffe sich einen Freund und Liebe. Einsamkeit, Sorgen, Verdruß, Furcht, Nachsinnen, Wollust, erhöhen die Empfindlichkeit ungemein. In dem ersten Anfalle des Zornes widerspreche man dem Erzürnten nicht, sondern gebe ihm Recht, wenn er auch Unrecht hat; Widerspruch und auch vernünftige Vorstellung erbittert. Ist der Zorn erkaltet, dann stelle man ihm sein Unrecht vor, dann wird es Eindruck machen.

Will man Ruhe haben, so mische man sich nicht in anderer Leute Händel, weiche dem Zornigen aus, gebe dem Stolzen und Groben nach, bleibe vor sich, und mäßige sein Verlangen und Gelüsten. — Schreck erfordert Ruhe und gelinde Stärkung. Ein Gläschen guter Wein, warmer Thee, Kaffe, und das Bett, erleichtern ungemein. — Die Furcht benimmt Unterricht, männlicher und gesetzter Umgang, Versuch sich zu überzeugen und zu überwinden. Gegen furchtsame Kinder sey man gelinde und sanft, muntre sie auf, führe sie unter Leute. Da Furcht die bevorstehende Gefahr, das Unglück und den Gegenstand immer größer macht, als er ist, so bemühe man sich, die Gefahr klein, das Unglück unbeträchtlich, und das Leere der Vorstellung lächerlich zu zeigen. Vernünftige Spötterey ist hier wohl angebracht. — Zeit, Thränen und Sättigung, vermindern die heftigste Traurigkeit. Man lasse also Traurige weinen, so viel sie wollen, und suche nur ihr Gemüth nach und nach von dem unangenehmen Gegenstande ab-, und zu einem angenehmern zu leiten; man vermeide alles Gespräch, alle Erinnerung, und breche sogleich ab, wenn der Traurige davon reden will. Tröstende Besuche sind unnütz, oft schädlich. — Gegen den Neid ist jeder Rath vergeblich, weil er sich nicht bereden läßt. — Ein vernünftiger, geliebter und vertrauter Freund endlich, ist nicht nur das Glück des Lebens, sondern auch in den heftigsten Leidenschaften das beste Linderungs-Mittel; er ist das für den Verstand und für das Herz, was der Arzt für den Körper ist.

Lächerliche Genauigkeit in Beobachtung der Lebens-Ordnung, und übertriebener Leichtsinn darin.

Es giebt einzelne Pflichten, die wir auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigen, ob sie gleich uns selbst viel näher angehen, als tausend andere, die wir auf die mühsamste Weise zu erfüllen suchen. Ich rechne dahin vornehmlich die Sorge für unsere Gesundheit und für das Wohlseyn unsers Körpers. Der angeborne Trieb der Menschen, den wir Eigenliebe zu nennen pflegen, breitet sich mehr über die Erhaltung unserer Ehre, über die Vermehrung unserer Güter, und über gewisse nichtsbedeutende Kleinigkeiten aus, als über die Sorge für die Dauer unsers Wohlbefindens. Man liebt sich entweder zu wenig, und vergißt die Erhaltung seiner Gesundheit gänzlich; oder man liebt sich zu sehr, und macht aus der Pflege seines Körpers ein Haupt-Geschäft, welches uns eben so viel Gefahr bringen kann, als die gänzliche Vernachlässigung desselben. Der leztere Fall ist seltsamer, als der erste, obgleich nicht weniger lächerlich und gefährlich. Ueberhaupt zeigen sich die Wirkungen schädlicher Vorurtheile, der Leichtsinn und die Gleichgültigkeit der Menschen in keinem Falle deutlicher, als in Ansehung der Regeln, die man, um ein hohes Alter zu erreichen, zu beobachten hat.

Ein langes Leben ist der allgemeine Wunsch der Menschen. Jedermann hält es für eine Wohlthat und für einen besondern Segen der Vorsehung. Die Würde eines hohen Alters, das ehrwürdige Ansehen eines Greises, der in seinen Kindern fortlebt, und in seinen Enkeln immer von neu m aufzublühen scheint, erbittet sich ein Jeder als eine vorzügliche Gnade des segnenden Himmels. Ist es wohl begreiflich, daß man auf das inbrünstigste um eine erkannte Wohlthat

that sterben kann, die wir doch so muthwillig von uns stoßen? So wenig Uebereinstimmung findet sich zwischen unserm Verhalten und unsern eifrigsten Wünschen! Gerade zu der Zeit, da der Mensch mit der heißesten Sehnsucht einem hohen Alter entgegen seufzet, wendet er aus übertriebener Vorsorge, aus Mode-Sucht, aus Leichtsinn, oder aus Unverstand, alle Mittel an, das Leben abzukürzen.

Phileurost ist ein wahrer Märterer seiner Gesundheit. Alle seine Bemühungen, alle einzelne Bewegungen seines Körpers, alle Kräfte seiner kleinen Seele, sind auf den einzigen Haupt-Gedanken gerichtet, alle mögliche, sogar die lächerlichsten Mittel zu versuchen, um nie krank zu werden. Sein Körper ist der Abgott, dem er allein opfert, und Weihrauch streuet. Er weis, daß Leib und Seele durch die festesten Bande mit einander verknüpft sind. Unglücklicher Weise hat er in einem Buche gelesen, daß allzustarke Anstrengungen der Seelen-Kräfte dem Körper nachtheilig werden könnten. Von dem Augenblicke an ließ er lieber alle Ansprüche auf eine gesunde Vernunft fahren, um vor allen Dingen einen gesunden Körper zu haben. Er erlaubt sich keinen andern Gedanken, als den ihm die Pflege seines Körpers zur Pflicht macht. Den wechselweisen Einfluß, den die beyden wesentlichen Theile des Menschen in einander haben sollen, erklärt er sich so vortheilhaft, daß er sicher hofft, bey einer sorgfältigen Pflege des Körpers könne die damit vereinigte Seele nie zu kurz kommen. Um allen Krankheiten vorzubeugen, begeht er tausend Thorheiten, welche ihre Entstehung mehr beschleunigen, als verhüten. Er hat gehört, daß sowohl eine allzu trockne und heiße, als eine sehr kalte und feuchte Luft der Gesundheit nachtheilig sey. Seitdem findet er die Luft im Frühlinge zu kühl, im Sommer zu heiß, im Herbste zu feucht, und im Win-

ter zu kalt. Aus allzu zärtlicher Besorgniß für sein Leben, wird er nächstens in der Atmosphäre seiner eigenen Dünste ersticken. Seine Speisen wiegt er so ängstlich ab, als ein Wucherer das Gold. In der Wahl seiner Getränke, beweiset er eine übertriebene Sorgfalt. Vom Wein befürchtet er hitzige Fieber; von Chocolate, eine Unverdaulichkeit; vom Kaffe, schlaflose Nächte; vom Thee, Erschlaffung des Magens; von starken Bieren, Schwindel und Magendrücken; vom Wasser, Erkältung. Ein dünnes verschlagenes Halb-Bier und Haber-Grütze, sind die einzigen Getränke, die er sich erlaubt. Er wird dabey schwach und elend. Was würde aber nicht aus ihm werden, wenn er sich minder strenge gegen seine sclavisch gewöhnte Natur bezeigen wollte! Zu seiner Leibes-Bewegung hat er etliche Stunden festgesetzt, die er nicht versäumet, und gerade so viele Schritte abgezählt, als er täglich ohne Schaden gehen darf. Die Stunden seiner Ruhe sind so richtig abgemessen, daß er, auch nach den schlaflosesten Nächten, keine Viertel-Stunde länger im Bette zubringt, als sein richtig gestellter Wecker ihm erlaubt. Eben so wenig würde man ihn einen Augenblick früher aus dem Bette nöthigen können. Wenn um 6 Uhr sein Haus in vollen Brand gerathen sollte, so würde er sich lieber mit dem Bette so lange an einen sichern Ort bringen lassen, bis er seinen Wecker hörte, als vor der Zeit vernünftige Anstalten zur Rettung seines Hauses machen. Das Capitel von den Leidenschaften war für ihn anfänglich das beschwerlichste in der Lebens-Ordnung. Es war nothwendig, sie zu beherrschen, wenn er gesund bleiben wollte. Um sich einen verdrießlichen Kampf zu ersparen, entwöhnte er sich, vermöge seines glücklichen Temperamentes, gänzlich von allen Gemüths-Bewegungen; die Furcht vor Krankheiten und vor dem Tode allein ausgenommen. Er

ent-

entsagte allen Vergnügungen des Lebens, um gewiß zu leben, und allen Gesellschaften, um desto sicherer allem Aerger und Verdruß auszuweichen. Die nöthigen Abführungen sucht er mit weit mehrerm Eifer zu befördern, als seine Glückseligkeit, die er, ohne Gesundheit, für eine bloße Chimäre hält.

Wenn man auch wirklich gesund wäre, so ist es doch immer möglich, einmahl krank zu werden. Es müssen also Mittel gebraucht werden den künftigen Krankheiten zeitig vorzubauen. Phileuroste ist so thöricht nicht, diese kluge Vorsicht zu verabsäumen. Frühlings- und Herbst-Curen stehen im Kalender zu weit aus einander. Ehe diese glücklichen Zeiten kommen, muß man doch wenigstens zuweilen balsamische oder Polychrest-Pillen, temperirende Pulver, Magen Tropfen, Viceral-Elixir, oder so etwas, nehmen, damit das Blut nicht verderben, oder sich erhitzen, und der Magen nicht so leicht erschlaffen kann. Phileuroste bedient sich solcher Arzeneyen so fleißig, als ob es die kräftigsten Nahrungs-Mittel wären. Kurz, er sucht sein kostbares Leben durch lauter übelverstandene Mittel zu verlängern, die es am zuverlässigsten abkürzen müssen. Sein frühzeitiger Tod ist unvermeidlich, und man muß dereinst von ihm sagen: Phileuroste warda. — „Ehe er das wahre Leben kannte, starb er aus übertriebener Neigung zum Leben. Man vergleiche hiermit dasjenige, was ich von der übertriebenen Sorge für die Erhaltung der Gesundheit, welche man die Diät-Sucht nennen könnte, im XVII Th., S. 807, fgg. gesagt habe.

Viel häufiger sind die Beyspiele derer, die ein frühes Opfer des Leichtsinnes, der Mode-Sucht, oder der Eitelkeit, werden. Die wenigsten Menschen kennen den ganzen Umfang der Regeln einer vernünftigen Lebens-Ordnung, und die meisten beobachten nur diejenigen, welche ihren Absichten am

wenigsten widersprechen. Die besondern Erkältungen einzelner Theile unsers Körpers können sehr leicht unserer Gesundheit nachtheilig werden. Jotin weis dieses wohl; er liebt sich auch zärtlich genug, um einzelne Regeln der Diät, so weit der Wohlstand es erlaubt, zu beobachten; es scheint ihm aber weit rühmlicher zu seyn, den Hut mit Anstand unter dem Arme oder in der Hand tragen zu können, als gar zu sehr für seinen Kopf zu sorgen. Er erträgt die Folgen der Erkältung mit Gelassenheit; und was sind nicht Katarrh, Schnupfen, Husten ꝛc. für unbeträchtliche Kleinigkeiten gegen den schmeichelnden Ruhm, ein artiger Herr zu seyn!

Die Geschicklichkeit, in muntern Gesellschaften etliche Dutzend Gläser Wein auszuleeren, ohne in einen taumelnden Schwindel zu verfallen, gehört unter die geselligen Helden Thaten, die ein Mensch von guter Lebens-Art in nöthigen Fällen nicht verabsäumen muß. Die fieberhaften Bewegungen, die der Wein dem Blute, und das schleichende Feuer, welches er dem ganzen Körper mittheilt, verursachet zwar nicht die angenehmsten Empfindungen; allein, ein Glas Limonade löscht alles wieder, und die Gewohnheit wird zur andern Natur. Wer kann sich in Gesellschaft so genau an eine gewisse Ordnung binden? Man muß seine Natur nach den Vorschriften der Mode und nach den Gesetzen der Geselligkeit gewöhnen. Ist sie haisstarrig, so hat man Aerzte genug, die sie wieder in Ordnung bringen können.

Die Gewohnheit und die Mode wollen, daß man gegen den Sommer leichtere Bedeckungen trage, als im Winter. Wer zu leben weis, darf dieses Gesetz des Wohlstandes nicht übertreten. Eutin beobachtet es alle Jahre mit der größten Strenge; aus dem dicksten Winter-Pelze wirft er sich auf ein Mahl in das dünnste Sommer-Fähnchen, und fängt die ersten

schwa-

schwachen Blicke der Frühlings-Sonne beynahe mit bloßer Haut auf. Sie lächelt ihn etliche Augenblicke lieb-reich an, und setzt, durch ihre Freundlichkeit, sein ganzes Blut in eine sanfte Bewegung. Mit lebhafter Eilfertigkeit flattert er, bis zur Ermüdung, auf den gewöhnlichen Promenaden herum. Er zeigt sich den Schönen, für die er lebt, so leicht und so bunt, als der artigste Schmetterling. Bald verhüllt die Sonne ihr lächelndes Antlitz wieder in feuchte Nebel, und nun schauert der Leichtsinnige fröstelnd nach seiner Wohnung zurück. Die Ente, sein Sommer-Kleid früh gezeigt und den Wohlstand aufs pünctlichste beobachtet zu haben, liegt ihm viel näher am Herzen, als die kleine Unbequemlichkeit, etliche Wochen krank zu seyn. Es wäre doch unverantwortlich, wenn ein junger Herr, an einem so heitern Tage, den alten Mann im Winter-Kleide spielen wollte. Die Aerzte wollen doch auch leben: und wie schlecht würde es um sie alle stehen, wenn die Menschen aufhören wollten, der Thorheit, der Mode-Sucht, den Vorurtheilen und dem sogenannten Wohlstande zu opfern! Die Entine haben einen innern Beruf, artig, aber kein Recht, lange zu leben.

Dort schleicht mit abgezählten Schritten eine liebenswürdige männliche Puppe auf den breitesten Steinen der Straße herum. Warum werden die Tritte so ängstlich abgemessen? — Was wollen die Züge des Schmerzes in diesem jugendlichen Gesichte? Hat etwan der wohlthätige Wein und die schmeichelnde Liebe unsern Helden zu dem hohen Range eines Podagristen erhoben? Sein Gang macht uns unschlüßig, ob wir ihn auslachen oder beweinen sollen. Er dreht sich um. — Ha! nun höre ich auf, mich zu verwundern. Es ist der artige Mikropus. Sein Gang ist so natürlich, als seine Denkungs-Art. Die Nothwendigkeit, im männlichen Alter noch die Füße

(und vielleicht auch die Seele) eines Kindes zu haben, bewog ihn, seine Schuhe im zwanzigsten Jahre noch immer über den Leisten eines zehnjährigen Knaben schlagen zu lassen. Nichts ist für ihn schmeichelhafter, als die Ehre, einen artigen Fuß zu spielen. Vermittelst der unnatürlichen Einspannung der Füße eräugnete es sich zufälliger Weise, daß ihm der eine Fuß im vorigen Winter erfror. Er triumphirte mit stoischer Herzhaftigkeit über diese unbedeutende Folge seiner Artigkeit, und blieb bey dem gewöhnlichen Leisten. Seitdem sind am andern Fuße einige harte Unebenheiten entstanden, die ihm ausserordentliche Schmerzen verursachen, und einen sehr vorsichtigen Gang erfordern. Weil aber die niedlichen Schuhe diese Unförmlichkeiten bedecken, und seine Zähne noch fest genug sind, viele Schmerzen verbeißen zu können, erhält sich Mikropus noch immer in dem Rufe, ein wohlgebauetes Herrchen zu seyn. Zuweilen fühlt er geheime Ahndungen trauriger Folgen; er hat aber Muth genug, sie zu unterdrücken, und ist fest entschlossen, seine Füße wenigstens noch so lange zu brauchen, als sie in die jezigen Schuhe passen.

Lucilie ist von der Natur mit dem liebenswürdigsten Körper beschenkt worden. Die Grazien können nicht reizender gemahlt werden, als sie wirklich ist. In ihren Augen wohnt Anmuth und Lebhaftigkeit. Jeder Zug ihres Gesichtes gehört zum Gemählde der regelmäßigsten Schönheit. Ihre Wangen sind der Sitz der Freundlichkeit; ihre Stirn ist der Sitz der Freude; ihre Lippen sind die reizenden Werkzeuge der einschmeichelndsten Beredsamkeit; und ihr Herz? — Schade für die schöne Lucilie! ihr Herz ist der Wohnplatz einer Eitelkeit, die allen äussern Vorzügen einen Theil ihres Glanzes benimmt, und ihrer Gesundheit die gefährlichsten Fallstricke legt. Zum Unglück sieht sie ihre eigenen Reize mit allzu parteyischen Augen an.

Sie

Sie ist noch nicht zufrieden, daß die gütige Natur sie bis zur Bewunderung schön gebauet hat. Nach ihren Begriffen von der Schönheit, ist der Umfang ihrer schlanken Taille noch einige Zolle größer, als er an einer geschickten Mode-Taille seyn sollte. Ihr neuer Schneider, der, aus Mitleiden für ihren zarten Körper, die erste Schnürbrust nach einer menschlichen Taille eingerichtet, und es für unanständig gehalten hat, aus der schönen Lucilie eine unförmliche Drechsler-Puppe zu machen, hat, nach vielen Verweisen, seine Arbeit wieder zurück nehmen, und ihr dafür einen großen Trichter verfertigen müssen, der oben eine unförmliche Weite hat, und unten ganz schmahl zuläuft. In dem engsten Theile dieses trichterförmigen Panzers wird der Unterleib der Lucilie aufs gewaltsamste eingepresset. Unlängst sagte eine ihrer Bekannten in öffentlicher Gesellschaft, daß es Lucilie der Stärke ihres Zwerchfelles allein zu danken habe, wenn die Eingeweide des Unterleibes nicht mit der Zeit in die Brust-Höhle hinauf gedränget wurden, und alle Rippen ihre bogenförmige Gestalt veränderten. Die Vorhersagungen der Aerzte, daß sie durch unnatürliche Einpressung aller Verdauungs-Werkzeuge, durch den beständigen Druck der Leber, der Milz und aller Eingeweide, sich eine ganze Reihe beschwerlicher Krankheiten zuziehen würde, finden bey Lucilien kein Gehör, so lange ihre eitle Seele noch den großen Gedanken, die niedrichste Taille zu haben, in seinem ganzen Umfange fühlt. Die Reize ihres blendenden Halses, die ihren Augen selbst wohlgefallen, hält Lucilie für einen Vorzug, den sie bloß zur Ergetzung lüsterner Augen erhalten hat. Die treulose Witterung der rauhesten Jahrezeiten hält sie nicht ab, ihre Schönheiten, um sie gemeinnützliger zu machen, allem Wetter und Winden bloß zu stellen. Ein beständiger Husten, ein Schnupfen, Heiserkeit,

böser Hals, abwechselnde Katarrhal-Fieber, sind zwar eben nicht die wünschenswürdigsten Folgen ihrer menschenfreundlichen Freygebigkeit; sie ist aber zu sehr überzeugt, daß man sein Pfund nicht muthwillig vergraben dürfe, als daß sie, um einiger unvermeidlicher Uebel willen, ihre Pflicht vergessen sollte. Genug, Lucilie ißt zu rechter Zeit; sie trinkt nicht zu wenig; sie schläft ihre ordentliche neun Stunden; sie ist nicht ärgerlich; und macht sich alle Tage mit Stricknadeln und Klöppeln eine gute Bewegung. Wie kann sie bey einer so guten Lebens-Ordnung jemahls wirklich krank werden? oder wer kann sie mit Recht anklagen, wenn sie unverschuldet einige zufällige Krankheiten dulden muß?

Polyphagus ist der ordentlichste Mann von der Welt; er geht zur gewöhnlichen Stunde zu Bette, und steht zu rechter Zeit wieder auf. An Bewegungen des Leibes läßt er es niemahls fehlen. Selbst mit allen Arten von Abführungen steht er im besten Vernehmen. Die Abend-Luft fürchtet er, wie einen geschwornen Feind. Kurz, er befleißigt sich einer vorzüglichen Lebens-Ordnung. Sein gesunder Appetit erfordert zwar, bey jeder Mahlzeit, einige Pfund Brod und Fleisch mehr, als der Appetit anderer Menschen, und seine Lüsternheit erlaubt ihm gar wohl, von fünf Gerichten dreyfache Portionen zu verschlingen. Weil er aber einen römischen Magen hat, der sich vom Uberflusse nicht lange drücken läßt, so kann er in drey Stunden zwey starke Mahlzeiten thun, ohne seine Verdauungs-Kräfte zu überladen. Man hat ihm zwar einreden wollen, daß sein Magen, durch die öftern Umkehrungen, mit der Zeit gänzlich geschwächet werden, und daß Polyphagus endlich, bey dem reichlichsten Genusse der Speisen, dennoch an der Entkräftung sterben würde. Das macht ihm aber wenig Kummer; er weis davor schon Rath zu finden.

Zwey

Zwey Bouteillen Burgunder alle Mittage, und eine Bouteille Malaga alle Abend, werden seinen arbeitsamen Magen wohl warm halten. Er verspürt zuweilen fieberhafte Bewegungen; das ist aber immer nur ein kleiner Uebergang. Die Drohungen der Aerzte, daß er sein Blut zu sehr erhitzen, und sich gefährliche Fieber zuziehen werde, kann wohl nichts anders, als Scherz, seyn. Polyphagus hält die beste Ordnung im Schlafen, im Wachen und in Leibes-Bewegungen; er ist auch selten so sehr bey sich selbst, daß er sich über etwas ärgern, oder bekümmern, oder zu sehr erfreuen könnte; über Tische folgt er ja auch nur seinem Appetit. Mehr kann man doch kaum von dem ordentlichsten Menschen fordern.

Vom Philógyn weis die ganze Gegend, daß er sich selbst und seine Gesundheit von ganzem Herzen liebt. Er nimmt kein Loth Speise ausser den festgesetzten Stunden zu sich. Lieber würde er alle Martern des dringendsten Durstes ausstehen, als einen einzigen Schluck Wasser zwischen der Mahlzeit trinken. Die Empfindungen des Hungers und Durstes sind nicht die Gelegenheiten, durch welche er sich blindlings zum Essen oder zum Trinken verleiten lässet. Eine gewisse Anzahl Glockenschläge sind der eigentliche Ruf, dem er folgt. Er kann nirgends zu Gaste gehen, wo man nicht in seinen gewöhnlichen Stunden speiset, wo man ihm die Mund-Portionen gleichsam zuwieget, und wo es ihm nicht erlaubt ist, seinen eigenen Haus-Trunk nachbringen zu lassen. In den meisten Stücken gleicht er dem Phileurost. Seine Freunde haben ihm oft scherzhafte Vorwürfe wegen seiner Lebens-Art gemacht. Er bleibt unerschüttert bey dem Grundsatze, daß man in allen Dingen eine gewisse Ordnung halten müsse, daß man für seine Gesundheit nie zu viel Sorge tragen, und diesen edeln Schatz nicht mit Golde erkaufen könne. — Bey der

größten Genauigkeit in der Lebens-Ordnung sieht Philogyn doch immer dem bloßen Schatten eines wirklichen Menschen ähnlich. Blaß, ausgetrocknet, entkräftet ist er, bey der strengsten Diät. Vielen Menschen ist er ein Räthsel. Wenn man einigen seiner schalkhaften Freunde glauben darf, so hat Philogyn nur eine einzige Empfindung, deren Befriedigung er nicht nach Glockenschlägen bestimmt, und deren geheime Anforderungen eine lebhaftere Folgsamkeit in ihm erregen, als ein ganzes Geläute von Glocken. Die losen Leute! Einen so ordentlichen Mann einer solchen Unordnung zu beschuldigen! Was würde er sagen, wenn er sie hörte? Und doch behaupten sie hartnäckig: Philogyn fände in dem Instincte, den er mit seinem Nettchen gemein hat, so viel anlockende Reize, daß er sich niemahls den Anforderungen derselben versagen könnte, wenn er sie auch in den unbequemsten Stunden empfände. Man geht so weit, ihn zu beschuldigen, daß er, um diesem kräftigen Rufe nie ungehorsam zu seyn, schon einige Mahl seine Eß Stunde verschoben hätte. Seine Entkräftung gereicht ihm in vielen Fällen sehr zur Last. Er ist aber doch völlig unschuldig, weil er die regelmäßigste Diät führt, und sich seinem natürlichsten Triebe nie gewaltsam widersetzt. Sein Nettchen ist ja immer gesund, und lebt doch lange nicht so ordentlich, wie er. Der arme Mann! Was mag ihn doch so elend machen, da er sich so viele Mühe giebt, es nicht zu seyn?

Es würde mir nicht schwer fallen, noch eine Menge Beyspiele von Leuten anzuführen, die entweder aus allzu großer Sorge für ihre Gesundheit, oder aus übertriebenem Leichtsinn, sich zu einer höchst verderblichen Lebens-Ordnung gewohnen. Warum sollte ich aber eine Materie so weit ausdehnen, die bereits von den größten Aerzten ausführlich abgehandelt,

und

und schon so lange tauben Ohren vorgepredigt worden ist? Ich wünsche meinen Lesern nur begreiflich zu machen, daß man von den Regeln der Lebens-Ordnung noch sehr irrige Begriffe habe, so lange man sich einbildet, es sey zur Erhaltung der Gesundheit entweder hinlänglich, nur die vorzüglichsten zu beobachten, oder nothwendig, sich, ohne Bedingung, auf das strengste zu binden. Wer hat jemahls einen Verleumder darum, weil er nicht stiehlt, oder einen Betrieger darum, weil er noch keinen Straßen-Raub begangen hat, für tugendhafte Menschen erklärt? Könnte man aber wohl einem Philogyn, weil er sich weder überladet, noch betrinkt, oder einem Polyphagus, weil er ordentlich schläft, und sich nicht von den Affecten hinreissen läßt, mit mehrerm Rechte eine ordentliche Lebens-Ordnung eingestehen? Was hilft es, wenn man, durch Vernachläßigung einer einzigen Regel, alles das Gute wieder vernichtet, was man durch genaue Beobachtung einer andern gestiftet hat? Die Vernunft fordert von uns, die sämmtlichen Vorschriften einer guten Lebens-Ordnung als ein unzertrennliches Ganzes zu betrachten, dessen einzelne Theile nie zureichend sind, eine gewünschte Absicht zu befördern.

Lebens-Pflicht, eine Pflicht, welche man in Ansehung seines Lebens, d. i. ganzen Verhaltens, zu beobachten hat.

Lebens-Pulver, Pulvis vitalis; unter dieser Benennung ist insonderheit das hallische Lebens-Pulver berühmt, welches, nach Hrn. Prof. Gren, mit dem martialischen Spießglanz-Kalk (Bezoardicum martiale, Antimonium diaphoreticum martiale, Pulvis cachecticus Ludovici,) in allem einerley ist.

Lebens-Regel, eine Regel oder Vorschrift, welche unser Leben, d. i. sowohl unser Verhalten in Ansehung der Erhaltung des natürlichen Lebens, (s. Lebens-

Ordnung,) als auch unser sittliches Verhalten, bestimmt.

Lebens-Saft, Liquor vitalis, bey Einigen der Nerven-Saft, in so fern er als der Grund des natürlichen Lebens betrachtet wird. Siehe Lebens-Geister, oben, S. 159, f.

Lebens-Strafe, die Strafe am Leben, zum Unterschiede von einer bloßen Leibes-Strafe. Jemanden mit einer Lebens-Strafe belegen. Siehe Todes-Strafe.

Lebens-Verlängerung, deren vernünftige und unvernünftige Methoden; s. im XVI Th., S. 771, fgg.; von der von Gott geschehenden Verlängerung und Verkürzung des menschlichen Lebens, s. unten im Art. Lebens-Ziel.

Lebens-Versicherung; in Ansehung derselben, ist, im Preußischen Land-Recht, Th. 2, Tit. 8, §. 1968 — 1974, Folgendes festgesetzt.

§. 1968. Jedermann kann sein eigenes Leben versichern lassen.

§. 1969. Auf einen durch Verbrechen verwirkten Verlust des Lebens kann jedoch eine solche Versicherung weder gegeben, noch gedeutet werden.

§. 1970. Hat aber jemand das Leben eines Dritten versichern lassen, so haftet der Versicherer für jeden auch von dem Dritten selbst verschuldeten Verlust des Lebens, wenn nicht das Gegentheil festgesetzt worden.

§. 1971. Aeltern, Kinder, Ehegatten, oder Verlobte, können für eigene Rechnung das Leben ihrer Kinder, Aeltern, des andern Ehegatten oder Verlobten, versichern lassen.

§. 1972. Unter Kindern werden eheliche Descendenten in aufsteigender Linie überhaupt verstanden.

§. 1973. Außer diesen kann niemand, zu seinem eigenen Vortheile, auf das Leben eines Dritten, ohne dessen gerichtliche Einwilligung, Versicherung nehmen.

§. 1974.

§. 1974. Ist dies dennoch geschehen, so muß jeder, sowohl der Versicherer, als der Versicherte, die gezeichnete Summe, zum Besten der Armen, als Strafe erlegen.

Lebens-Wandel, Vitae institutio, das ganze sowohl natürliche als moralische Verhalten eines Menschen, welches auch nur schlechthin der Wandel genannt wird.

Lebens-Wärme, siehe Lebens-Licht, oben, S. 180.

Lebens-Wasser, ein Nahme, welchen man den verschiedenen Arten abgezogenen Branntweines beyzulegen pflegt, weil sie die Lebens-Geister ermuntern, oder stärken sollen; nach dem Lat. Aqua vitae, Aqua vit. Siehe im II Th., S. 361, fgg.

Lebens-Weise, s. oben, S. 111.

Lebens-Zeit, (Menschliche) deren Flüchtigkeit und Kürze; s. im LXVI Th., S. 795, fgg.

Lebens-Ziel, L. Terminus vitae. Es ist unter den Gelehrten die Frage von dem Ziele des menschlichen Lebens, worauf sich dasselbe gründe, oft untersucht worden; und sie ist auch wirklich so beschaffen, daß man mit besonderm Fleiße dieselbe zu erörtern hat, damit man sich keine irrige Begriffe davon mache. Ehe ich die Sache selbst nach der Wahrheit vortrage, will ich vorher die zwey Abwege zeigen, davor man sich hier zu hüten hat. Einige behaupten, daß einem jeden Menschen ein unveränderliches Lebens-Ziel gesetzt sey, welches weder zu verlängern, noch zu verkürzen sey, welche Nothwendigkeit entweder von dem unvermeidlichen Schicksale, oder von einem absoluten Schlusse Gottes abhänge. Solcher Meinung pflichteten unter den Alten alle diejenigen bey, die der Lehre von dem Fato zugethan waren, unter welchen dieselbe insonderheit den Stoikern eigenthümlich war, daher das Dilemma entstanden ist: Si fatum tibi est, ex hoc morbo conualescere, siue medicum adhibueris, siue non, conualesces, dessen auch *Cicero* de fato, gedenkt;

denkt; und bey den lateinischen Schriftstellern ist die Redens Art fato concedere eben so viel, als: sich in den Tod begeben. Insonderheit sind die Türken der festen Einbildung, daß Jedem ein fatales Lebens-Ziel gesetzt sey, von welchen *Busbequius*, epist. 4, berichtet, daß sie sich deswegen bey keiner Gefahr fürchteten, und wenn in einem Orte die Pest sey, so begäben sie sich dahin, und zögen auch wohl die Kleider, darin Personen an der Pest gestorben sind, an; welches alles daher käme, daß sie meinten, sie könnten unmöglich sterben, wenn ihr gesetztes Lebens-Ziel nicht da wäre. *Bosius.* de imperio turcico, §. 32, urtheilt, man habe ihnen dieses deswegen glaublich gemacht, damit sie im Kriege große Tapferkeit beweisen, und keine Gefahr scheuen möchten; wovon *Levini Warneri* diss. qua ex Arabum & Persarum scriptis de vitae termino vtrum fixus sit, an mobilis, disquiritur, Amst. 1642, nachzulesen ist. Was bey den Heiden die fatale Nothwendigkeit war, das heißt bey den strengen Reformirten das absolutum decretum, welche daher auch behaupten müssen, daß das Lebens-Ziel eines jeden Menschen unveränderlich sey. Doch dieser Meinung stehen gar viele Umstände entgegen, zumahl wenn wir die h. Schrift zu Hülfe nehmen. Denn erstens finden wir darin die göttlichen Verheißungen, daß Gott den Frommen das Leben verlängern wolle. 2 Mos. 23, 25. 5 Mos. 30, 20. 1 Kön. 3, 14. Spr. Sal. 2, 8. welche alle vergebens wären, wenn der Mensch nothwendig zu einer gewissen Zeit sterben müßte; dergleichen Bewandtniß es auch mit den göttlichen Drohungen hätte, da Gott den Gottlosen ihr Leben verkürzen will: 5 Mos. 30, 17. 18. Ps. 55, 24. 109, 8. Spr. Sal. 10, 27. 36. So finden wir auch Beyspiele, daß Gott der Frommen Gebet erhört hat, wenn sie entweder für sich, oder für Andere, um ein längeres Leben gebeten haben,

wel-

welches Gebet gleichfalls etwas überflüssiges gewesen seyn müßte, wenn das Lebens-Ziel unveränderlich einem jeden Menschen gesetzt wäre. Die Diät, der Gebrauch aller Arzeney fielen auf solche Art weg, und der Mensch könnte sich ohne Furcht in die größte Gefahr begeben, wenn er nicht eher sterben könnte, als bis sein Lebens-Ziel zu Ende wäre. Brächte ein Mensch sich selbst oder einen Andern um das Leben, so fiele die Schuld auf Gott, indem alsdann das Lebens-Ziel, welches er verordnet hat, zu Ende gewesen wäre, daß er habe sterben müssen. Der zweyte Abweg, der hier zu vermeiden ist, ist dieser: wenn man den Grund des Lebens Zieles bloß in den natürlichen Ursachen sucht, und dabey von keiner göttlichen Vorsehung etwas wissen will; welches die Meinung der Epikuräer und Epikuräisch-gesinnten ist, deren das Buch der Weisheit, Cap. 2, V. 1. 2. gedenkt. Denn wer sich dieses einbildet, der muß von der Wahrheit und Gewißheit der göttlichen Vorsehung nicht überzeugt seyn.

Dieses voraus gesetzt, so komme ich zur Sache selbst. Man versteht unter dem Lebens-Ziel überhaupt, die bestimmte oder abgemessene Zahl von Jahren, Tagen und Stunden, die ein Mensch auf unserm Planeten sich aufhalten kann, nach deren Erreichung er sich keinen Augenblick länger auf dieser untern Welt, so gern er auch wollte, aufhalten kann. Er sieht sich, gleich einem olympischen Wettläufer, am Ende der Lauf-Bahn; und so gern er entweder für seinen Ruhm, oder noch für gewisse Vergnügungen und Neigungen diese Bahn verlängert sähe, so wenig ist es ihm möglich, diese Schranken, die seinen weitern Lauf aufhalten, zu durchbrechen. Eben so stehen bey einem gewissen Zeitpuncte alle unsere Hoffnungen, Bemühungen und Handlungen, nur allein unsere Wünsche nicht, stille. Die Haupt-Frage, worauf bey dieser Materie

alles ankommt, ist folgende: Woher rührt es, daß einige Menschen mehr, andere aber weniger Lebens-Jahre erreichen? Hängt dieses allein von Gott, oder auch von den Menschen selbst, ab? Diese Frage ist nichts weniger, als eine unnütze Curiosität, oder eine bloße Schul-Frage. Es hangen von ihrer Entscheidung wichtige Folgen ab, die einen sehr starken Einfluß in unser moralisches Verhalten haben. Die Türken glauben, wie ich bereits erwähnt habe, es sey einem jeden Menschen ein gewisses Lebens-Ziel so festgesetzt, daß er dasselbe weder verlängern noch verkürzen könne. Wenn der Janitschar allein im Felde diese Meinung hägte, so müßte man gestehen, daß sein Irrthum dem State sehr nützlich sey; denn er wird in die Feuerschlünde der Kanonen hinein laufen, er wird vor tausend blitzenden Säbeln nicht fliehen, weil er glaubt, daß er bey der größten Gefahr doch das Leben behalten werde, wenn das Schicksal es noch nicht beschlossen hat, daß er eben jezt sterben soll. Weil aber die Türken beständig, und auch in Friedens-Zeiten, diese Meinung haben, so geschieht es, daß die Pest in Konstantinopel jederzeit eine sehr große Menge Muselmänner dahin raffet, und hingegen nach Proportion nur wenige von den Christen; denn jene wenden nicht die geringsten Verwahrungs-Mittel an, diese aber begeben sich entweder auf das Land, oder gebrauchen in ihren Häusern alle Vorsicht, und bedienen sich des Beystandes der Aerzte. Eben diese Anmerkung kann man auch von einem großen Theile unserer gemeinen Leute machen, unter welchen ebenfalls die Meinung, daß das Lebens-Ende durch ein unveränderliches Schicksal festgesetzt sey, sehr stark im Schwange geht, und sie in manchen Fällen in der schuldigen Erhaltung ihres Lebens nachlässig macht, indem sie glauben, daß ihnen nichts das Leben verkürzen könne, wofern nicht ihre Stunde vorhanden sey. Endlich pflegen auch

unge-

ungeschickte Aerzte diesen gemeinen Wahn statt einer Schutzwehr wider die Vorwürfe ihres Gewissens zu gebrauchen, wenn sie entweder durch ihre Unerfahrenheit, oder durch ihre Nachlässigkeit, die menschliche Gesellschaft eines Mitgliedes berauben, welches derselben noch länger hätte dienen können. Aus diesen und andern Ursachen, wird es nützlich und nöthig seyn, diese ziemlich verwickelte Frage zu erörtern.

Ueberhaupt wird ein Jeder leicht davon überzeuget werden können, daß die göttliche Vorsehung sich ganz besonders um das menschliche Leben, um dessen Schicksale und Ende, bekümmern müsse, wenn er bedenkt, was für wichtige Folgen von dem längern oder kürzern Leben, auch des geringsten Menschen, abhangen. Nach dem er frühzeitig oder später stirbt, nach dem hat er sich auch mehr oder weniger auf die Ewigkeit zubereiten, nach dem hat er viel oder wenig Gutes und Böses in der menschlichen Gesellschaft stiften können. Der schlechteste Soldat kann in einer Schlacht einem großen Feld-Herrn oder Könige das Leben erhalten, oder nehmen. Ein Bettler kann bisweilen eine Verrätherey entdecken, welche einen ganzen Stat in Unglück gestürzt hätte; er kann aber auch dem Feinde einen wichtigen Umstand entdecken, der das Schicksal eines ganzen Kriegs-Heeres entscheidet. Wäre aber dieser Mensch vorher gestorben, so würde auch die große Begebenheit vielleicht nicht erfolgt seyn.

Aber es fragt sich nun: Wie verhält sich die göttliche Vorsehung dabey, daß ein Mensch gerade jezt, nicht früher und auch nicht später, stirbt? und was trägt sie dazu bey, daß von tausend Menschen, die an Einem Tage auf dem Schauplatze der Welt zugleich mit einander aufgetreten sind, wohl kaum zehn wieder zu einerley Zeit denselben verlassen? Nach meiner Einsicht, werden folgende Anmerkungen die Entscheidung dieser Frage erleichtern.

Man unterscheidet das gemeine, das besondere, und das ganz besondere Lebens-Ziel. Was das gemeine Lebens-Ziel betrifft, so ist es klar, daß Gott überhaupt dem ganzen menschlichen Geschlechte eine Zahl von Jahren bestimmt habe, die kein einziger Sterblicher überschreiten kann, und daß dieses Lebens-Ziel nach dem verschiedenen Alter der Welt unterschieden gewesen sey. Die Zahl der Lebens-Jahre war, wie ich im LXVI Th., S. 708, fgg. gezeigt habe, vor der Sündfluth, da wegen der geringen Anzahl Menschen ein langes Leben zur Ausbreitung sowohl des menschlichen Geschlechtes selbst, als auch der Künste, nothwendig war, viel Mahl größer, als nach den Zeiten der Sündfluth; und jezt scheint die allerhöchste Zahl, die doch nur sehr wenige wirklich erreicht haben, ein Alter von 150 Jahren zu seyn. Die Engelländer, unter welchen fast alle Jahre Greise sterben, die ihr Leben über 100 und mehrere Jahre gebracht haben, führen in ihren Geschichtbüchern nur drey Männer an, welche das gemeine Ziel doppelt überschritten hatten. Einer derselben hieß Thomas Parr, und starb 1635 zu London im 152sten Jahre, (s. Th. LXVI, S. 757,). Tho. Damme hatte 155 Jahr gelebt, da ihn der Tod wegnahm. Heinr. Jenkins zählte 169 Jahr, da er aus der Welt gerufen wurde (s. Th. LXVI, S. 762). Doch nicht bloß unser Geschlecht kann sich dieses großen Privilegii wider die allgemeinen Rechte des Todes rühmen. Alberti gedenkt, in seinen Briefen, auch einer Frau, die, während seines Aufenthaltes in Engelland, im 154sten Jahre ihres Alters von unserm Planeten Abschied genommen, und einer andern, die damahls 130 Jahr erlebt hatte, da sie in jene Welt gieng. Diese ausserordentlichen Beyspiele beweisen, es sey möglich, daß die Maschine des menschlichen Körpers, wenn sie durch Mäßigung im Essen, Trinken, Schlafen,

sen, Arbeiten und Leidenschaften gehörig erhalten wird, nach den gegenwärtigen Umständen der Luft anderthalb Jahrhunderte dauern könne. Da aber auch selbst diejenigen, welche die vollkommenste Mäßigkeit in den angezeigten Stücken beobachten, doch lange nicht an diese Zahl hinan reichen, sondern sich aufs höchste nur dem 90sten Jahre nähern, so läßt sich daraus schließen, daß die Vorsehung selbst dieses kurze Ziel dem menschlichen Leben gesteckt habe, und daß unsere Maschine vom 70sten bis 90sten Jahre aus natürlichen Ursachen so abgenutzet werden müsse, daß die Seele sich eines so verdorbenen Werkzeuges bey ihren Verrichtungen nicht länger bedienen könne, sondern genöthiget werde, die baufällige Werkstätte, so ungern sie auch daran kommt, zu verlassen. Denn es werden nicht nur die Knochen, sondern auch selbst das Fleisch und die übrigen weichern Theile eines alten Körpers, nach und nach dermaßen verhärtet, daß das Leben gleichsam allmählich aus einem Theile desselben nach dem andern weichen muß. Die Gänge der Ausdunstung werden eben dadurch verstopft, die Bewegungen langsamer, der Umlauf der Säfte wird aufgehalten, die Sinne werden stumpf, die Gelenke unbiegsam, das Athemhohlen wird dem Greise sehr beschwerlich, er fühlt in allen Gliedern widrige Empfindungen; und da seine Sinne nicht mehr scharf genug sind, die Ergetzlichkeiten dieses Lebens zu genießen, so ist es kein Wunder, daß er fast immer verdrießlich ist; wie Horaz sagt:

Wer machts dem Alten recht? er klagt bey allen Leuten:
Vor diesem war es gut, und noch bey meinen Zeiten.

Endlich verläßt den ehrlichen, und sowohl mit Jahren als Verdiensten beladenen Barsillai der Schlaf, dieser Liebling der Arbeitsamen, der ihnen bey dem Einbruche der Finsterniß ihre Sorgen abnimmt, um ihnen dafür bey der Ankunft der Sonne

ein verjüngtes Leben zu geben. Kaum hat er sie eine Zeitlang verlassen, so verfliegt der Rest ihrer Kräfte zusehends; sie verwelken wie die Blumen von der Hitze des Tages, wenn der Thau der Nacht sie nicht mehr erfrischt; oder, wie Cicero in seinem angenehmen Cato sich ausdruckt: „so stirbt der Greis natürlicher „Weise nicht anders, als wie wenn ein reifer Apfel „von selbst abfällt; wie eine Lampe erlischt, wenn kein „Oehl mehr zufließt; wie ein altes Haus einfällt, „wenn die morschen und dürren Balken selbst nach „und nach aus ihren Fugen gehen. In diesem Falle," fährt er fort: „muß man sagen, daß die Natur selbst „ihr Gebäude ganz ordentlich wieder aus einander „nimmt. Eine Art des Todes, die sehr zu wünschen „ist, weil gar nichts gewaltsames dabey vorgeht."

Die Vorsehung muß aber ohne Zweifel sehr wichtige und heilsame Ursachen haben, daß sie dem menschlichen Geschlechte überhaupt kein längeres Lebens-Ziel gesetzt hat: wiewohl es an sich immer etwas Bewunderungswürdiges bleibt, daß eine Maschine, die aus so vielen weichen und zarten Theilen besteht, unter den mannigfaltigen Abwechselungen der Witterung und widrigen Zufällen dieses Lebens, so lange aushalten kann, da doch, vergleichungsweise, die von Steinen aufgeführten Gebäude selten über 300 Jahr dauern, und selbst unsere zahmen Thiere, deren Körper doch weit gröber und fester gebauet ist, wie ich im LXVI Th., S. 735, f. dargethan habe, größten Theils lange nicht an die Hälfte des menschlichen Alters hinan reichen. Er würde aber auch, wenn es Gott gefallen hätte, seinen Körper etwas anders einzurichten, noch mehrere Jahre ausdauern können, wenn es nicht der Weisheit und Güte des Beherrschers der Welt gemäßer gewesen wäre, dieses Ziel etwas näher herein zu rücken, nähmlich damit mehrere Menschen nach und nach Platz bekämen, auf dem

dem Schauplatze der Welt ihre Rolle zu spielen, und sich dadurch eines edlern und erhabenern Lebens würdig zu machen. Indessen da diese kurze Dauer auf dem ganzen Erdkreise allgemein ist, so muß sie auch eine allgemeine Ursache haben; und diese trifft man theils in der Beschaffenheit des Körpers und der Luft, theils aber in der herrschenden Lebens-Art und der Mühseligkeit unserer Tage, an. Alle diese Umstände zusammen genommen, würden uns einen längern Aufenthalt auf unserm Planeten beschwerlich machen; und wer sie bedenkt, der wird eine Zahl von 70 Jahren für das vollkommen wohl abgemessene Maß halten, für einen Aufenthalt, der nicht zu kurz ist, um uns in den Stand zu setzen, alle Wohlthaten unsers gütigen Schöpfers zu genießen, aber auch nicht zu lang, daß er einen Ekel und Ueberdruß des Lebens bey Vernünftigen hervorbrächte.

Von dem allgemeinen Lebens-Ziele des menschlichen Geschlechtes, komme ich nun auf das besondere Lebens-Ziel, d. i. auf die größere oder kleinere Zahl von Jahren, welche ein Mensch vor dem andern erlebt. Dieses längere oder kürzere Leben rührt entweder aus ganz begreiflichen, oder aus verborgenen, Ursachen her. Man könnte jenes das ordentliche, dieses leztere aber das ausserordentliche Lebens-Ziel nennen. Was das erste, oder das ordentliche, betrifft, so sterben die Menschen gewöhnlicher Weise so, daß man ganz begreifliche Ursachen angeben kann, warum sie jezt gestorben sind. Diese Ursachen, welche die Zerstörung unserer Maschine befördern, sind zum Theil bloß physische, zum Theil aber physische und moralische zugleich. Unter den physischen Ursachen verstehe ich solche widrige und allzustarke Kräfte anderer Körper auffer aus, welche widernatürliche, plötzliche und gewaltsame Veränderungen, besonders in den flüssigen Theilen unsers Kör-

pers, verursachen, durch welche nothwendig der ordentliche Zustand desselben alterirt wird, die Lebens-Bewegungen aber zerrüttet, oder bisweilen schnell und auf ein Mahl gehemmet werden. Einige Kinder bringen schon einen Samen zu Krankheiten mit aus Mutterleibe. Ihre Aeltern haben ihnen, unglücklicher Weise, einen Keim von schlimmen Zufällen mitgetheilt, der sich nach und nach entwickelt, und ein Gewebe von elenden Tagen ausmacht. Es giebt Erb-Krankheiten, welche ganze Familien, ohne mit den Vorfahren abzusterben, befallen, und die nicht eher ausgerottet werden, als bis der ganze Stamm gleichsam mit der Wurzel abgestorben ist. Eine vernünftige Ueberlegung würde diese Personen in ihrem Gewissen von der Pflicht, für eine Nachkommenschaft zu sorgen, frey sprechen. Sie würde Aeltern gewisse Vorsichtigkeiten lehren, deren nur allzugewöhnliche Vernachlässigung die traurigsten Folgen denen zuzieht, die daran völlig unschuldig sind. Und es ist eine mit Recht zu bedauernde Nothwendigkeit, welche die Sitten-Lehrer fesselt, daß sie diesen Punct nicht berühren dürfen. Es würde vielleicht manchmahl gut seyn, wenn wir in Absicht auf gewisse Pflichten, die Gewohnheit der alten Mysterien bey den Versammlungen hätten, und daß alte Prediger einige Lehren und Pflichten nur verheuratheten, andere nur obrigkeitlichen, wiederum andere Regeln nur andern Ständen in abgesonderten Versammlungen vorstellten; und es ist nicht wohl zu begreifen, warum man bey dem öffentlichen Unterrichte so wenig die einzelnen Pflichten der Moral und des Rechtes der Natur berührt, und nur immer bey allgemeinen Ermahnungen zur Tugend stehen bleibt, da es doch gewiß ist, daß die beständige Uebertretung jener Regeln in besondern Fällen, die vornehmste Ursache von den gemeinen Uebeln ist, welche die menschliche Gesellschaft zerrütten

und

und verderben. Und doch weis man, daß der größte Theil der Zuhörer weder Zeit, noch andere Gelegenheiten, wie ein Gelehrter, hat, sie durch andere Wege kennen zu lernen. Wie viele besondere Anmerkungen könnte ich nicht über die verschiedenen Fehler bey der Erziehung, in Absicht auf den Körper, machen, von denen es doch größten Theils herrührt, daß so viele Kinder beständig kränkeln, und entweder frühzeitig sterben, oder doch hernach mit großer Mühe und Beschwerlichkeit ein Gebäude kaum 20 oder 30 Jahr lang erhalten, welches gleichsam aus lauter verdorbenen Materialien zusammengesetzt ist. Die Kinder der Vornehmen und Reichen haben insgemein das Unglück, daß sie von ihren Müttern keine weitere Pflege nach der Geburt genießen, hingegen unter den Händen einer Person aufwachsen müssen, welche sich ihrer nicht aus Liebe, sondern allein aus Noth, annimmt. Was Wunder also, daß so viele derselben gebrechlich sind? Unzählige andere werden sowohl von den Müttern, als den Wärterinnen, verzärtelt, indem ihre Säfte durch schädliche Speisen und Getränke gleich anfangs verdorben werden. Die übrigen Erziehungs-Fehler, welche eigentlich die Seele der Kinder anstecken, gehören auch hierher. Denn alles, wodurch die Begierden und Affecten rege, heftig und ausschweifend gemacht werden, befördert Krankheiten und einen frühen Tod. Und ich darf eine Anmerkung, welche die tägliche Erfahrung bestätigt, nicht erst beweisen, daß nähmlich die wenigsten Menschen eines natürlichen Todes, die meisten hingegen eines gewaltsamen sterben, indem sie sich nach und nach selbst durch die vielen Unordnungen in der Lebens-Art hinrichten. Denn, wer den zarten und subtilen Bau des menschlichen Körpers kennt, der wird leicht einsehen, daß unsere Unmäßigkeit, daß unnütze und gränende Sorgen, daß starke Affecten,

welche unser Geblüt in eine plötzliche Wallung setzen, der Gesundheit höchst nachtheilig seyn müssen; der wird zugleich begreifen, daß selbst die Arzeneyen, die wir wegen eines wider die diätetischen Regeln begangenen Fehlers einnehmen müssen, den natürlichen und ordentlichen Zustand des Körpers zu unserm großen Nachtheil verändern.

In sofern wir nun durch unsere eigenen Fehler unsere Lebens-Tage verkürzen, in sofern darf man nicht sagen, daß Gott eigentlich uns ein Ziel gesetzt habe. Wir hätten allerdings, vermöge der guten Natur, die er uns gegeben hat, länger auf dieser untern Welt dauern können. Vielmehr muß man sagen, daß Gott, als Richter, einen frühen Tod über uns verhänge, indem er eine solche Einrichtung in der Natur gemacht hat, daß eine jede Uebertretung seiner uns so heilsamen Gesetze ordentlicher Weise sowohl für unsere Seele, als auch für unsern Körper und unsern gesammten äusserlichen Zustand in der Welt, schädliche Folgen hat.

Hingegen giebt es Fälle, da man sagen muß, daß Gott uns aus weisen und heiligen Ursachen ein Ziel gesetzt habe. Ich rede von solchen, da wir ohne unser Verschulden früher sterben, als wir sonst, wegen der dauerhaften Beschaffenheit unsers Körpers und wegen unsers Verhaltens, gestorben seyn würden. Hierher rechne ich gewisse Lebens-Arten, Geschäfte und Professionen, bey welchen die wenigsten Menschen alt werden können, weil durch dieselben der Leib gar zu sehr geschwächt, oder das Leben allzu oft in Gefahr gesetzt wird. Ich rechne dahin: schädliche Witterungen, ansteckende Krankheiten, und diejenigen traurigen Zufälle, da Menschen von Menschen ihres Lebens durch gewaltsame Mittel beraubet werden. In diesen und andern Fällen kann man mit Recht sagen, daß Gott den Tod eines Menschen gerade

rade zu der Zeit, da derselbe erfolgt ist, beschlossen habe. Doch muß man dieses nicht so verstehen, als wenn Gott deswegen auch die unrechtmäßige Handlung, wodurch Andere unser Leben verkürzen, gewollt oder veranlasset habe. Wenn man sagt: die Vorsehung hat den Tod dieses oder jenes Menschen beschlossen, so heißt dieses nur so viel: sie hat es für besser angesehen, diejenigen Ursachen, welche uns den Tod zuziehen werden, nicht durch Wunder zu verhindern, sondern vielmehr sie frey wirken zu lassen. Denn dieses ist allein ein Vorrecht der göttlichen Regierung, daß sie solche Anstalten zu treffen weis, daß aus dem Bösen gute Wirkungen erfolgen müssen. Als der Allerweiseste, übersieht Gott, der Beherrscher der ganzen Welt, eine jede Handlung und Begebenheit in ihrem ganzen Umfange; und als unumschränkter Monarch, hangen alle, auch die entferntesten Folgen von seinem allmächtigen Wollen ab. Vielleicht wird es uns erlaubt seyn, dereinst in der Ewigkeit in die Bücher der menschlichen Schicksale zu sehen. Dann werden wir erkennen, aus was für wichtigen und heiligen Ursachen Gott den Tod dieses oder jenes Menschen vor der Zeit zugelassen habe.

Es ist nun auch noch das ganz besondere Lebens-Ziel zu betrachten übrig. Man versteht darunter: wenn sich die göttliche Vorsehung auf eine merkliche Art bey gewissen Todes-Fällen äussert, so daß sie einem Menschen seine Lebens-Jahre entweder weit über die Kräfte der Natur verlängert, oder auch dieselben verkürzet, wenn gleich weder die Lebens-Säfte verzehrt, noch andere Ursachen, menschlichen Einsichten nach, vorhanden sind, welche vor sich einen frühen Tod befördert hätten. Man theilt dieses Lebens-Ziel in das Ziel der Gnade, und das Ziel des Zornes, ein, ob ich gleich gestehe, daß diese Eintheilung nicht völlig bequem ist.

Gott

Gott läßt Menschen, bey noch völligen Leibes-Kräften sterben, und verkürzet also ihr natürliches Lebens-Ziel aus verschiedenen Ursachen. Sind es fromme Personen, so thut er es, so viel wir einsehen können, hauptsächlich deswegen, damit sie desto früher in den vollkommenen Besitz der Belohnung, die er ihnen aus freyer Gnade, für ihre standhafte Tugend bestimmt hat, kommen, und hingegen dem mannigfaltigen Uebel, besonders aber ausserordentlichen Straf-Gerichten, die er über gewisse Provinzen, Städte oder Familien, verhängen muß, glücklich und noch zu rechter Zeit entgehen mögen. In diesem Verstande sagt der Prophet: daß heilige Leute vor dem Unglück weggerafft werden, Jes. 57, 1; und in diesem Verstande pflegt man auch zu sagen, daß, wenn Gott den Umsturz der Länder verhängen wolle, er vorher die Säulen wegnehme, und seine Loths aus Sodom heraus ziehe. Ich gebe es zu, daß es öfters eine Strafe sey, wenn Gott aus einem Lande die Weisen, Frommen und Redlichen wegnimmt, und daß es allemahl ein sehr empfindlicher Verlust für eine Stadt oder das gemeine Wesen sey, wenn es einen tugendhaften und rechtschaffenen Mann in der besten Blüthe seiner Jahre verliert; man bemerkt auch gemeiniglich alsbald die sehr nachtheiligen Folgen, wenn ein Platz, den vorher ein würdiger Mann, ein Freund Gottes und der Menschen, bekleidet hat, von einem andern, der seine vortrefflichen Eigenschaften nicht mit seinem Titel geerbt hat, besetzt wird; aber bisweilen wird Gott selbst durch das allzu große Vertrauen, welches man auf rechtschaffene Männer setzt, genöthiget, daß er sie wegnehmen muß; er muß das bisher gebrauchte Werkzeug weglegen, weil eine lange Zeit aller Augen nur auf dasselbe, nicht aber auf seine unsichtbare Hand, welche es regiert hat, gerichtet gewesen sind. Also nimmt er ein anderes Werkzeug, dem wir nichts zu-

trau-

trauen, und wobey wir doch sehen, daß alles in der vorigen guten Verfassung bleibt.

Lässet Gott hingegen Gottlose früher sterben, als sie ihres Alters und ihrer Constitution halber gestorben seyn würden, so geschieht dieses darum, damit die menschliche Gesellschaft von solchen ansteckenden Gliedern befreyet werden, sie selbst aber durch das Wühlen im Irdischen nicht noch mehr alles Menschliche verlieren möchten. Man könnte zwar einwenden, daß ihnen gleichwohl durch eine solche frühzeitige Hinwegrückung auf ein Mahl vollends aller Weg, zur Erkenntniß Gottes und ihrer selbst zu gelangen, abgeschnitten werde; allein, diese Einwendung findet durchaus nicht Statt, weil es mit der Güte Gottes nicht bestehen könnte, daß er sie aus dem Reiche der Gnaden weggerafft hätte, wenn er vorhergesehen hätte, daß sie sich endlich noch gewinnen lassen würden. Vielmehr muß man also schließen: weil sie Gott aus dem Zubereitungs-Lande weggenommen hat, so hat er vorhergesehen, daß sie sich doch niemahls bessern werden; er hat ihnen also ein Leben wieder genommen, welches sie in Sünden würden beschlossen haben, und er hat eben dadurch das Maß ihrer Bosheiten, und ihrer damit verknüpften größern Verschuldung, zugleich abgekürzet.

Aus eben so weisen und gnädigen Absichten verlängert im Gegentheil die Vorsehung öfters das Leben solcher Menschen, die, wenn man nach der Beschaffenheit ihrer Jahre und Leibes-Constitution, oder nach den harten Zufällen und entkräftenden Arbeiten, die sie haben ausstehen müssen, von der Dauer ihres Lebens urtheilen wollte, schon längst gestorben seyn müßten. Sind es Gottlose, die ein hohes Alter erreichen, so geschieht es theils, um ihrer ihnen so höchstnöthigen Vorbereitung willen auf jenes Leben, theils aber um Anderer willen. Denn auch die verdor-

bens

benſten Menſchen haben bisweilen noch gewiſſe gute Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten, wodurch ſie Andern unentbehrlich werden; oder, Gott hat ſie als Geißeln zur verdienten Beſtrafung Anderer nöthig, einer Abſicht, wozu er ſeine Freunde und Kinder nicht gebrauchen kann. Sind es Fromme, die auſſerordentlich lange leben, ſo erreichen ſie dieſe lange Reihe von Jahren, theils um ihrer ſelbſt und theils um Anderer willen. Für ſie ſelbſt ſind die vielen Jahre und Tage reich an Gelegenheiten, ihre Erkenntniß von Gott und ihre Erfahrung von ſeinen Wegen zu vermehren, und durch eine ununterbrochene Reihe von göttlichen Wohlthaten in der Liebe gegen ihn immer mehr angefeuert, und eben dadurch auf das kräftigſte gereizet zu werden, ihre Seele mit den erhabenſten Tugenden auszuſchmücken, damit ſie mit einem deſto gröſſern Glanze der Heiligkeit dereinſt vor ſeinem Throne erſcheinen. Hier ſtelle man ſich jenen ehrwürdigen Greis, den uns die evangeliſche Geſchichte beſchreibt, den alten Simeon, wie er den Erlöſer der Welt an ſeine weiſe und geheiligte Bruſt drückt, vor; man ſetze ihm den Lieblings-Jünger des Heilandes, den heil. Johannes, an die Seite, von welchem wir aus der Kirchen-Geſchichte wiſſen, daß er alle übrigen Apoſtel des Herrn aus einer beſondern Gnade überlebt habe. Eben ſo iſt auch das lange Leben der Weiſen und Gerechten die gröſßte Wolthat für ganze Länder, Städte und Familien, weil ſie nur leben, um wohl zu thun. Die Erfahrung und Weisheit dieſer Greiſe, iſt das Orakel der Fürſten; und ihr Anſehen, welches durch eine reife und keiner Hitze mehr unterworfene Art zu handeln, unterſtützt wird, giebt ihren Anſchlägen die rechte Stärke. Wie lehrreich iſt nicht ihr Beyſpiel! Sind ſie nicht ſelbſt ein lebendiger und augenſcheinlicher Beweis von der Güte ihrer Lehren!

Und nunmehr hoffe ich eine richtige Erklärung der Worte: Der Mensch hat seine bestimmte Zeit; die Zahl seiner Monden steht bey Dir; Du hast ihm ein Ziel gesetzt, das wird er nicht übergehen, Hiob 14, 5. gegeben zu haben. Gott hat, will Hiob sagen, einem jeden Körper ein gewisses Maß von Kräften zugetheilt, vermöge dessen derselbe natürlicher Weise so und so leben kann; ist dasselbe erschöpft, so wird das Licht seines Lebens aus Mangel der zufließenden Säfte erlöschen; und das ist das natürliche Ziel, welches kein Mensch, selbst der weiseste und tugendhafteste nicht, weiter hinaus setzen, aber welches wohl verkürzet werden kann. Denn ein Mensch kann sich entweder selbst den Faden seiner Lebens-Tage abschneiden, oder es kann ihm derselbe von Andern gewaltsamer Weise abgerissen werden, und dies ist das widernatürliche Lebens-Ziel. In sofern nun Gott einen solchen zu frühzeitigen Tod nicht verhindert, sondern denselben wirklich erfolgen lässet, in so fern sagt Hiob auch in diesem Verstande von Gott: Du hast dem Menschen ein Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann.

Diese Abhandlung ist für mich und alle meine Leser von der größten Wichtigkeit. Ich will nur drey Haupt-Anmerkungen daraus herleiten.

1. Weil Gott das menschliche Leben keinem unvermeidlichen Schicksale unterworfen, sondern die Dauer und Erhaltung unsers Odems an natürliche Ursachen gebunden hat, so folgt, daß es in eines jeden Menschen Macht stehe, sein Leben bis zu dem ihm von Gott gesetzten natürlichen Ziel zu verlängern. Dieses aber geschieht, wenn wir uns der Mäßigkeit im Essen und Trinken befleißigen, wenn wir unsern Körper durch eine seinen Kräften angemessene Arbeitsamkeit in beständiger Bewegung erhalten; wenn wir uns vor heftigen Leidenschaften sorgfältig hüten; wenn

wir

wir aller Gefahr, die wir, ohne dadurch wichtigere Pflichten zu übertreten, vermeiden können, mit aller nur möglichen Vorsicht ausweichen; wenn wir endlich allen Krankheiten vorbeugen, oder, wenn wir von denselben wirklich befallen werden, doch gleich anfangs, so lange sie noch schwach sind, alle dienliche Mittel zu ihrer Besiegung anwenden. Versäumen aber oder übertreten wir im Gegentheil diese Pflichten und Vorsichtigkeiten, so sind wir vor Gott Selbst-Mörder, wo nicht auf eine gewaltsame, doch gewiß auf eine subtile Weise.

2. Eben diese Vorsorge müssen wir auch anwenden, um das Leben Anderer zu erhalten. Wenn wir sie hingegen zur Unmäßigkeit und zu Ausschweifungen verleiten, wenn wir ihnen die Nahrungs-Mittel entziehen, wenn wir sie kränken und in heftige Affecten setzen, wenn wir als Aerzte aus Nachlässigkeit, oder aus wissentlicher Ungeschicklichkeit, oder auf irgend eine andere Art ihren Tod befördern, so sündigen wir wider das fünfte Geboth, und werden subtile Mörder unserer Brüder. Wir schaden dadurch oft ganzen Familien, ja selbst dem State, den wir seiner Mitglieder berauben. Wir schaden aber dadurch nicht allein der zeitlichen Wohlfahrt unsers Nächsten, sondern selbst seiner ewigen. Denn, ist nicht das Leben der Inbegriff, der Mittelpunct aller übrigen Arten der Glückseligkeit? Was nützen einem Kranken, und noch vielmehr, was nützen einem Todten die unzähligen Güter, die Gott uns auf dieser Welt aus väterlicher Güte bestimmt hat? Ich sage noch mehr. Muß uns nicht ein jeder Augenblick dieses kurzen Lebens ganz unschätzbar seyn, da uns derselbe die wichtige Gelegenheit verschaffet, etwas zur Verherrlichung Gottes und zum gemeinen Besten auszurichten, viel Gutes zu thun, und große Tugenden auszuüben; ja, hängt nicht von unserm längern Aufenthalte auf dieser

Unter-

Unter-Welt die nöthige und würdige Vorbereitung auf einen glücklichen Zustand in jener unendlichen Ewigkeit ab? Oder können wir auch hiernieden zu lange Gott und göttliche Wahrheiten ausstudieren, an unserer Heiligung arbeiten, und Andern wohlthun?

3. Hieraus folgt: 1) daß Aeltern und Lehrer verbunden sind, jungen Leuten oft und nachdrücklich die Pflichten und Mittel der Erhaltung sowohl ihrer Gesundheit, als ihres Lebens, vorzustellen; 2) daß Obrigkeiten, als Väter ganzer Gesellschaften, für die Gesundheit ihrer Städte und Provinzen alle nur mögliche Sorgfalt tragen, und in dieser Absicht durch eine gute Polizey verhindern müssen, daß weder die Luft durch Unreinigkeiten und böse Dämpfe in den Städten angesteckt, noch schädliche Speisen und Getränke eingeführt werden; hingegen werden sie alle ihre Sorge darauf richten, daß die ganze Gesellschaft mit den geschicktesten Aerzten, Wundärzten und Apothekern versehen, alle Marktschreyer aber, und dergleichen privilegirte Marodeurs von den Gränzen abgehalten werden; wovon im Art. Medicinal-Anstalten ausführlich gehandelt werden wird.

Ein besonderer Beweis von der Weisheit und Güte Gottes ist es, daß kein Mensch mit Gewißheit die Stunde seines Todes voraus wissen kann. Hr. geh. Justizr. Pütter hat hievon gute Gedanken, in dem einzigen Weg zur Glückseligkeit, (Gött. 1775, 8) S. 135, f. geäussert, die ich hier anführen will. „Wenn ich glaube, die Gesundheit und „Stärke selbst zu seyn, so muß ich doch denken, daß „in dem Augenblicke eine tödliche Krankheit mich „überfallen, oder ein Unfall meinem Leben ein Ende „machen kann. Wenn ich hingegen noch so schwächlich „oder wirklich krank bin, so ist es für Gottes Allmacht „doch ein Leichtes, mir mein Leben noch über mein

„Vermuthen zu fristen. In beyden Fällen ist es Weis„heit und Güte Gottes, daß ich die eigentliche Zeit mei„nes Todes zum voraus nicht weis; denn wenn ich „voraus wüßte, daß ich nur noch so viel Tage, Wo„chen oder Monathe, nur noch ein Jahr, oder nur „noch so viel darüber, zu leben hätte, sollte ich dann „noch wohl in Geschäften meines Berufes das thun, „was ich in der Zeit nach der mir einmahl zugedach„ten göttlichen Bestimmung noch zum Besten des „gemeinen Wesens und der Meinigen thun kann? „Oder, wenn ich noch mit Gewißheit 10, 20 oder „mehr Jahre zu leben wüßte, würde ich dann auch „wohl in der Verfassung bleiben, die ich jezt einer täg„lichen Erinnerung eines vielleicht nahe bevorstehenden „Todes zu danken habe? Würde ich wohl seit 10, „20 Jahren, mich so betragen haben, wie ich wirklich „gethan habe, wenn ich gewiß gewesen wäre, noch so „lange zu leben? — — Wachen muß ich immer, „und mich bereit halten, es sey nun, wenn es wolle, „früh oder spät, heute oder morgen, diesen wichtigen „Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit zu thun."

Lebenos, ein Hafen auf der Süd-Küste der Insel Kreta. Er gehörte der Stadt Gortynna. Jezt Sli Linini.

1. Leber, (die) Diminut. das Leberchen, Oberd. Leberlein. Dieses Wort scheint ehedem,

1. Ueberhaupt, einen jeden erhabenen, oder seinen Theilen nach fest verbundenen Körper bezeichnet zu haben; im Gegensatze sowohl eines niedrigern, als auch eines weichern.

Hornek, und einige andere alte oberdeutsche Schriftsteller, nennen eine Anhöhe, einen erhöheten Ort, mehrmahls eine Leber, welche Bedeutung in einigen oberdeutschen Gegenden noch jezt gangbar ist. König Mela in Ungarn helaib (blieb) enhalb der March und trat an ain Leber, und wollt davon den Feinden des Streites zusehen, Hagen in seiner oesterreich. Chronik bey dem Frisch, der dieses Wort aber nicht zu erklären weis.

Im

Im Oesterreichischen werden die Flur- und Gränz-Steine noch jezt Lebern und Leber-Steine genannt.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, in den thierischen Körpern, ein großes und ansehnliches Eingeweide in dem Unter-Leibe, gleich unter dem Zwerch-Felle, welches oben und von vorn erhaben ist, die Galle von dem Geblüte absondert, und wegen seiner festern Beschaffenheit oder erhabenern Gestalt, im Gegensatze der weichern und flachern Lunge, den Nahmen der Leber bekommen zu haben scheint.

Deutsch von der Leber weg sprechen, freymüthig, offenherzig reden.

Es läuft ihm eine Laus über die Leber; s. im LXVI Th. S. 246.

In der Chemie, pflegt man die auf dem trocknen Wege gemachten Verbindungen der Laugen-Salze mit Arsenik, mit Phosphorus, mit Schwefel oder mit geschwefelten Metallen, Lebern zu nennen. So wird z. B. die Vereinigung des weißen Arseniks mit dem flüssigen feuerbeständigen vegetabilischen Alkali, Arsenik-Leber genannt.

In der zweyten engern Bedeutung im Oberd. Läber, im Nieders. Lewer, im Dän. Lever, im Angels. Lyfer, im Engl. Liver, im Schwed. Lefwer, im Isländ. Lifur.

Schon Wachter sahe es ein, daß dieses Wort mit liefern, geliefern, Eines Geschlechtes sey, doch nur in so fern dasselbe in der weitesten Bedeutung erhaben, fest werden, bezeichnet; ob ihm gleich die erste allgemeine Bedeutung des Wortes Leber, welche diese Verwandtschaft ausser allen Streit setzt, unbekannt war. Siehe Lab, im LVIII Th., S. 8, f. und Kleben, im XXXIX Th., S. 394, welche gleichfalls zu dessen Geschlechts-Verwandten gehören. Das Griech. ἧπαρ scheint auf ähnliche Art mit Haufe verwandt zu seyn.

Die Leber, L. Hepar, Jecur, Fr. Foie, ist ziemlich das größte und ansehnlichste Eingeweide unter allen, welche in der Höhle des Unterleibes anzutreffen

sind, auch sogar im Verhältnisse gegen alle übrigen gewiß das schwerste (1). Sie liegt eigentlich auf der rechten Seite, und nimmt in Erwachsenen einen grö-

ßen,

(1) Man hat zuweilen die Leber von ausserordentlicher Größe und Schwere gefunden, wovon ich hier einige Beyspiele anführe.

GE. SEGER obs. de hepate insolitae magnitudinis, st. in *Misc. Nat. Cur.* A. 1673 et 1674, obs. 142; und in *Mangeti Biblioth. med. pract.* To. II, p. 784, f.

JO. FR. HULDENREICHII obs. de hepate insolitae magnitudinis, pendente quatuordecim libras ciuiles, st. in *Misc. Nat. Cur.* A. 1675 et 1676, obs. 219; und in *Mangeti Biblioth. med. pract.* To. II, p. 783, f.

JO. DOLAEI obs. de hepate magno, st. in *Misc. Nat. Cur.* A. 1678 et 1679, obs. 139.

JO JAC. HARDERI ad Jo. Conr. Peierum epistola de hepate magno, (quod dimidiam ventriculi partem exacte occupabat, et vltra renis dextri regionem protendebatur,) data Basil. d. 13 Jul. 1678, st. in *Paeonis et Pythagorae exercitatt. anat. et med. familiar.* (Basil. 1682, 8.) S. 75, f.

JO. CONR. PEIERI ad Jo. Jac. Harderam epistola de tetibus muliebribus, hydrope ascite, hepate magno, (quod non solum dextrum hypochondrium occupavit, sed etiam sinistri maximam partem implenit) etc. data Paris. d. 29 Jul. 1678, st. eb. das. S. 77, f.

JOSEPHI LANZONI animaduerso de excessiua hepatis magnitudine, st. in Dessen *Animadvers. var. ad Medicinam, Anatomiam etc facient.* (Ferrar. 1688, 8.) animadv. 100. recus. in Ej. *Opp. omn. med. phys.* (Lausann. 1738, gr. 4.) To. III., S. 577, f.

MATTHI. TILINGII obs. de hepatis magnitudine excessiua in puella duorum annorum, atrophia lenta in vita laborante, st. in *Misc. Nat. Cur.* Dec. II. A. 2, obs. 71.

ALARDI MAUR. EGGERDES obs. de hepate humano, pondus librarum XXVII medicarum excedente, st. eb. das. Dec. II. A. 6, obs. 203.

GE. FRANCI *de Frankenau* obs. de hepate humano stupendae magnitudinis, st. eb. das. Dec. III. A. 1, obs. 122.

HIER. LAUBII obs. de hepate magno et purulento, haemorrhagiae narium diuturnae causa, st. in *Eph. Nat. Cur.* Cent. 10, obs. 86.

JO. SEBAST. ALBRECHTI obs. de hepatis nimia mole in puello, variorum morborum causa, st. in *Act. phys. med. Acad. N. C.* Vol. IV, obs. 52.

ANT. OTTOM. GOELICKE obs. de hepate insolitae magnitudinis, extremae maciei causa in puella 7 annorum,

ßen, bey Kindern und Leibes-Früchten aber einen noch größern Theil dieser Höhle ein. Ueber sich, vor und hinter sich berührt sie der Quer-Muskel (Musculus transversus abdominis). Sie nimmt fast den ganzen Ober-Theil des Unter-Leibes ein, neiget sich doch aber um desto mehr auf die linke Seite, sowohl in Menschen als in Thieren, je jünger nähmlich der Körper ist, wie man sie denn bey den Vögeln und Fischen fast beständig in der linken Seite antrifft, weil nähmlich bey diesen Thieren der Magen und die Milz mehr in der Mitte des Körpers liegen. Ueberhaupt ist es sehr schwer, die Gränzen der Leber allgemein zu be-

norum, Anatomiae subiecta, st. im Anhang zu Dessen *historia anatomiae nova aeque ac antiqua*. Jen. 1713, 8.

D. Bönnekens Sen. Anmerkung von einer ungewöhnlich großen und schweren Leber, deren ganze Substanz in eine Breygeschwulst verändert worden war, st. im 15 St. der Fränk. Samml. 2c. (Nürnb. 1757, 8.) S. 212 — 235.

JO. CHR. REINMANNI obs. de hepate per totum abdomen vsque in hypochondrium sinistrum transversim se extendente, st. in *Nov. Act. phys. med. Acad. Caes. N. C.* To. I. (Norimb 1757, 4) obs. 75, S. 303, f.

Conr. Dietr. Gutikens Betrachtung einer widernatürlichen Größe der Leber und Milz, da die Leber 8 bürgerliche Pfund gewogen, st. im 18 St. der Fränk. Samml. 2c. (Nürnb. 1758, 8.) S. 528 — 531.

Chr. Wilh. Rothkeppels Anmerkung von einer verhärteten Leber, so 12 schwere Pf. und 6 Loth gewogen, st. im 16 St. ders. S. 340 — 343.

ED. SANDIFORT *exercitatt. acad.* To. 2, obs. 76.

Ein Beyspiel einer ausserordentlich kleinen Leber, beschreibt PAUL. HAASII obs. de hepatis mole iusto minore, im *Commerc. litter. Nor.* A. 1742, hebd. 45, S. 360.

Am seltensten ist wohl der gänzliche Mangel einer Leber; doch findet man ein Beyspiel in CASP. BAUHINI libellus variar. historiar. ea quae in libro de partu caesareo tractantur, comprobantium, inter quas Corporis sine hepate et liene etc. continetur historia, in *Isr. Spachii Gynaeciorum libris.* (Argent. 1597, f.) p. 480 — 491.

ſtimmen, weil in dieſem Eingeweide diesfalls überaus viele Verſchiedenheiten und ganz ſonderbare Spiele der Natur vorzukommen pflegen. Man kann unter andern hierher den beſondern und ſeltenen Fall rechnen, da die Leber bisweilen, nach den Erfahrungen einiger Zergliederer, ihren angewieſenen Platz mit der Milz verwechſelt, und dieſe in der rechten, jene aber in der linken Seite angetroffen worden iſt (2). Meiſtentheils füllet ſie auf der rechten Seite die ganze Wölbung des Zwerchfelles aus, bedeckt nach vorn zu, einen großen Theil des Magens von oben her, und erſtreckt ſich ſogar bis zur Milz, und hinterwärts bis an den Rückgrath.

Die

(2) THO. BARTHOLINI obſ. de visceribus corporis inuerſis, ſt. in Deſſen *Hiſtoriar. anatom. rariar.* Cent. I et II. (Amſt. 1654, 8.) Cent. II. hiſt. 29, S. 199, f.

D. überſ. Von dem verkehrten Eingeweide des Leibes, in Deſſen ungewöhnl. anatom. Geſchichten, 1 und 2 Hundert, (Frf. M. 1657, 8.) S. 266, f.

An obſervation made by Dr. HENRY SAMPSON, of a Man anatomiſed, that had the order of all his Bowels inverted, ſt. in *Philoſ. Tranſact.* Vol. IX, for A. 1674, No. 107, S. 146, f.

Wahrnehmung einer beſondern Verſchiebung des Zwerchfelles, der Leber, des Herzens ꝛc. in einem waſſerſüchtigen Todten-Körper, von H. de Glatigny, ſt. in der aus dem Franz. überſ Sammlung auserleſ. Wahrnehm. ꝛc. 7 B. 1 St. (Straßb. 1763, 8.) S. 44 — 47. Die Leber ſtand einen Querfinger breit von der Verbindung der Schlüſſelbeine mit dem Bruſtbeine ab.

LAUR. HEISTER obſ. de inſolito prorſus ſitu hepatis, a dextro hypochondrio ad latus deorſum vsque in pelvim ſingulariter pertingentis, ſt. in *Act. phyſ. med. Acad. N. C.* Vol. 10, obſ. 1.

Hr. Hofr. Sömmerring ſahe ebenfalls die Leber, durch einen Fehler in der Urbildung, auſſerhalb der Bauch-Höhle liegen, wovon er in ſeiner Beſchreibung und Abbildung einiger Mißgeburten, (Mainz, 1791, f.) zwey Fälle anführt. In einem Falle nähmlich, befand ſich die Leber in einem Nabel-Bruche, wie auf Taf. 10, Fig. 2, zu ſehen iſt. Siehe auch *Buchholz* diſſ. de Hepatomphalocele congenita. Argent. 1768, 4. mit einer Abbild. Im andern Falle lag die Leber mit den Därmen auſſerhalb dem Unterleibe, wie auf der 8ten Tafel abgebildet iſt.

Die Farbe der Leber ist, nach Verschiedenheit der Thiere, sehr mannigfaltig und abwechselnd. In den meisten Fischen ist sie entweder gelblich oder weißlich, in einigen aber auch bisweilen blau und grün, und in andern purpurfarbig. In einem Hühnchen, welches noch im Ey liegt, ist sie anfangs aschgrau, wird bald darauf blaßroth, und endlich gelb, mit grün vermischt. Bey einem erwachsenen Menschen hat sie meistentheils ein dunkelrothes, und mit einem mehr oder weniger Gelben vermischtes Ansehen. In fetten Hühnern und Gänsen ist sie weiß, oder fleischfarbig.

Man theilt die Leber in zwey besondere Seiten-Theile, Flügel oder Lappen, wovon der eine, oder der größte, weil er zur rechten Seite liegt, der rechte Leber-Flügel, der zweyte, welcher kleiner, als jener, ist, und die linke Seite einnimmt, der linke Leber-Flügel, genannt wird. Der Grund dieser Abtheilung liegt sowohl in dem daselbst befindlichen Bande der Leber, wovon ich sogleich sprechen werde, als auch in einer zum Vorschein kommenden großen Spalte oder Ritze, die mit dem Bande selbst einerley Richtung hat, wodurch eben diese Absonderung bewerkstelligt wird. Der rechte oder große Leber-Flügel, oder Leber-Lappen, L. Lobus dexter, s. maior, macht den rechten Seiten-Theil, und zugleich das dicke Ende der Leber aus, liegt ziemlich abhängig, und bedeckt mit seiner untern und hohlen Fläche sowohl die rechte Niere und Neben-Niere, mit der er durch Zell-Gewebe verbunden ist, als auch einen Theil vom Bogen des Grimm-Darmes, und erstreckt sich über die untere Magen-Oeffnung und den Zwölffinger-Darm hin. Es hat derselbe einen kleinen dreyeckigen, pyramidenförmigen oder eyrunden Anhang oder Fortsatz, der sich gegen die Mitte der nächstgelegenen Wirbel hin erstreckt, und welchen man für einen besondern und dritten Flügel angesehen, und den eyrunden, oder, von seinem Er-

finder, den Spigelschen Leber-Flügel oder Lappen, L. Lobulus Spigelii, genannt hat. Dieser kleine, eyrunde Flügel befindet sich unter dem kleinen Netze an der kleinen Magen-Krümmung, und kann, so lange die Leber im Leichname, und dieses Netz nicht zerstört ist, nicht gesehen werden. Der linke oder kleine Leber-Flügel oder Lappen, L. Lobus sinister, s. minor, liegt horizontal, 1 oder 1½ Zoll unter dem degenförmigen Knorpel des Brustbeines. Zwey Drittel davon nehmen den mittlern Theil von der obern Gegend der Bauch-Höhle ein, und der übrige Theil geht vollends, nach dem linken Seiten-Theile dieser Höhle hinein, wo eben der Lappen selbst mit seiner hohlgebogenen Fläche auf dem vordern Theile des Magens ruhet, und selbst den Grimm-Darm einiger Maßen bedeckt, auch sich oft vornehmlich bey jungen Personen bis an den Schlund erstreckt. Man hat auch eine Leber mit fünf Flügeln oder Lappen gesehen (3).

Ungeachtet die Leber bey Menschen an einigen Orten gespalten ist, so ist sie doch allemahl, in Vergleichung mit der Leber der Thiere, mehr einfach, und weniger getheilt. Bey den vierfüßigen Thieren mit gespaltenen Klauen ist sie bald ganz einfach, bald wie eine Menschen-Leber zweyfach getheilt, da sie hingegen bey andern dergleichen, mit Zehen versehenen Thieren mehrentheils aus vielen Flügeln besteht. Bey den Vögeln ist sie oft so groß, daß sie beynahe beyde Dünnungen ausfüllt, übrigens zwar eigentlich nur zweyflügelig, aber doch mit vielen Rissen und Einkerbungen versehen, die man fast als so viele

Flü-

(3) An extract of an Italian letter, written from Venice by Sr. JACOMO GRANDI, containing an observation on a Liver divided into five Lobes, s. in *Philos. Transact.* Vol. V, No. 58, S. 1138.

Flügel ansehen könnte. Unter den Amphibien, ist bey einigen die Leber in zwey, bey andern in drey, bald auch in vier und mehrere Flügel getheilt, und überhaupt ist dieser Umstand so mannigfaltig, daß sogar in einer und derselben Gattung dergleichen Abtheilungen der Leber sehr unbeständig sind, und oft anders ausfallen. Bey den Fischen liegt die Leber, erwähnter Maßen, ohne Unterschied bald in der rechten, bald in der linken Seite, oder auch vorwärts, und nimmt beynahe zwey Drittel der Bauch-Höhle ein; übrigens ist sie bisweilen einfach, in den mehresten aber zwey- oder dreyflügelig. Bey den meisten Schal-Thieren, Insecten, und einigen Würmern, findet man zwar auch so etwas, was verschiedene Naturgeschichtschreiber als ein solches Eingeweide nahmhaft gemacht haben, welches aber im Grunde einer wahren Leber nicht ganz ähnlich, sondern vielmehr hohl und fächerig ist, und eher den Pförtner-Anhängen gleich sieht, an deren Gegenwart man vielleicht aber darum nicht zweifeln muß, weil man wenigstens bey vielen Gallen-Gefäße, die in den Magen laufen, wahrgenommen haben will.

Die Leber wird von dem Bauch-Felle (Peritonaeum) bis auf ein Par kleine Stellen, genau umgeben, und erhält dadurch nicht nur eine dauerhafte Decke, sondern auch zugleich unter dem Nahmen der Bänder (Ligamenta), hinlängliche Befestigung. Nähmlich von dem Quer-Muskel herab steigt diese Haut auf den erhabenen Rücken der Leber, und bildet an der Stelle, wo der Durchgang der Hohl-Ader (Vena cava) im Quer-Muskel sich befindet, bis zur Quer-Furche dieses Eingeweides, eine Verdoppelung oder Falte, die nach vorn zu immer breiter wird, den Nahmen des aufhängenden, breiten Hänge- oder Schwebe-Bandes, Ligamentum suspensorium, erhält, und, die Leber in den rechten und linken Flügel theilt. Von

hier aus begiebt sich diese Falte mit ihren beyden Blättern aus einander, und umgiebt auf eine ähnliche Weise, wie bey dem Magen, ihre obere und untere Fläche, so, daß sie rechts und links sich wieder dem Quer-Muskel nähert, und auf solche Weise das rechte Band, Ligamentum laterale dextrum, welches stark nach hinten zu den dicken rechten Leber-Flügel an eben diesen Muskel befestigt, und das linke Band, Ligamentum laterale sinistrum, welches mit dem Schlunde, der Milz und dem Quer-Muskel verbunden ist, hervorbringt. Am untern Rande des breiten oder Schwebe-Bandes kommt die Nabel-Blutader hinzu, die in Erwachsenen zusammengefallen, und zu einem starken runden Bande, Ligamentum rotundum, verwachsen ist, welches dieses Eingeweide mit dem Nabel, oder vielmehr mit der vordern Wand des Unter-Leibes, in Verbindung bringt. Ueberdies bildet das von der Niere zur Leber gehende Bauch-Fell noch eine bandähnliche Falte; auch das kleine Netz, ingleichem das in einem fortlaufende Grimmdarm-Gekröse verbinden die Leber mit dem Magen, dem Zwölffinger-Darme und der großen Magen-Drüse, so, daß nunmehr dieses Eingeweide ringsum Zusammenhang mit andern Theilen, aber gleichwohl so viele Freyheit hat, daß es von dem Quer-Muskel verschiedentlich beweget werden kann.

Alle die Bänder und Befestigungen kann man im Leichname besser untersuchen, als wenn die Leber schon herausgeschnitten worden ist; folglich muß man bey Zeiten dahin trachten, daß man von ihnen gehörige Einsicht bekomme. Dasjenige, was etwan nicht deutlich gesehen werden kann, wenn man von einer Stelle zur andern die im Wege liegenden Eingeweide zurück legt, verspart man bis zum Ausschneiden, oder untersucht es noch, wenn die Leber bereits ausgeschnitten worden ist.

Die Gestalt dieses Eingeweides ist einzig in seiner Art, daher kann sie mit nichts glücklich verglichen werden.

werden. Man unterscheidet an demselben die obere und die untere Fläche. Die obere Fläche, Superficies superior, s. conuexa, ist im Ganzen gewölbt, doch an der rechten Seite weniger, als an der linken; sie liegt gegen die untere ausgehöhlte Fläche des Quer-Muskels, und ist einiger Maßen als Gegen-Form von dieser anzusehen. Das breite Band theilt sie in ein rechtes und linkes Stück. Die untere Fläche, Superficies inferior, s. concaua, ist uneben ausgehöhlt, steigt schief von der rechten Seite gegen die linke in die Höhe, und sieht gegen die meisten übrigen Eingeweide der Unterleibes-Höhle. Der benachbarte Grimm-Darm macht zuweilen in dieselbe einen kleinen Eindruck, Faciecula colica; und eben so, nicht selten, die rechte Niere, Faciecula renalis. Ausser diesen beyden seichten Gruben, findet man noch auf derselben fünf andere von mehrerer Bedeutung. Die querliegende Grube, Sulcus transuersus, s. Fossa transuersa, erstreckt sich so ziemlich aus der Mitte von einer Seite zur andern, so, daß sie oft mehr als den dritten Theil der Länge der Leber beträgt. Da bey der Leibes-Frucht alles Blut, welches die Nabel-Blutader enthält, in die Pfort-Ader, Vena portarum, fließt, und diese den größten Theil der Grube ausfüllt, so muß sie nothwendig auf der rechten Seite etwas enger seyn, als auf der linken. Diese Grube wird, wegen ihrer beträchtlichen Tiefe, mit der Substanz der Leber hoch umgeben, und gewinnt nicht selten dadurch das Ansehen einer Pforte, Porta, wie unsere Vorfahren geglaubt haben; sie wurde daher auch von den Alten die Leber-Pforte, Porta hepatis, vielleicht auch noch aus dem Grunde, weil die meisten Nerven und Gefäße dieses Eingeweides hier durch nach seinem Innersten laufen, genannt; wie denn auch die in dieser Gegend befindliche Quer-Furche darum besonders den Nahmen der Pfortader-Höhle,

Sinus

Sinus venae portae, führt. Die vordere rechte und vordere linke längliche Grube, Fossa longitudinalis dextra & sinistra, endigt sich in die querliegende Grube. Die erste liegt ganz vorn rechts, und enthält die Gallen-Blase, daher wird sie auch Fossa cystica genannt; die lezte hingegen liegt links, und nimmt in der Leibes-Frucht die Nabel-Blutader auf, die in Erwachsenen das runde Band, Ligamentum rotundum, abgiebt; aus dieser Ursache nennt man sie auch die Nabel-Grube, Fossa vmbilicalis. Die hintere rechte und hintere linke längliche Grube, endigt sich gleichsam in die querliegende. Jene wird auch Fossa pro vena caua genannt, weil sie die Hohl-Ader aufnimmt, oder weil vielmehr dieses Gefäß hier an der Leber in die Höhe steigt; diese nimmt den Blutader-Gang auf, und wird daher auch Fossa pro canali venoso genannt. Beyde liegen tief hinten, und sind bald seichter, bald tiefer; beständig aber ist die rechte beträchtlicher ausgehöhlt, als die linke. Einige Zergliederer wollen die Leber, weil sie von diesen vier Gruben gleichsam in vier Theile zerschnitten wird, auch in eben so viele Theile getheilt wissen. Ausser diesen Vertiefungen bemerkt man zuweilen noch einige unbestimmt liegende Ritzen, oder Furchen, Rimae coecae, vorzüglich am rechten Leber-Flügel, in welchen dann ein besonderer kleiner Ast von der Pfort-Ader angetroffen wird.

Zu dem ganzen Umfange der Leber gehören auch endlich noch die beyden Ränder, wovon der eine oder vordere mehr scharf, der andere aber, welcher die Hinterstelle einnimmt, mit jenem verglichen, fast stumpf ist. Der vordere oder scharfe Rand der Leber, Margo acutus s. anterior, hat oft zwey Einschnitte. Der linke ist beständig vorhanden, und unter ihm geht das runde Band, oder die ehemahlige Nabel-Blutader, von dem vordern Theile des brei-

ten

ten Bandes eingeschlossen, zur untern Fläche dieses Eingeweides. Er wird daher auch der Nabel-Einschnitt, Incisura vmbilicalis, genannt, und unterscheidet den linken Leber-Flügel von dem rechten. Der rechte Einschnitt fehlt bisweilen in der Jugend; indessen bemerkt man ihn in den spätern Jahren, wenn nähmlich der Grund der Gallen-Blase mehr hervor gedränget ist, und über den scharfen Rand der Leber hinaus raget. Der hintere oder stumpfe Rand der Leber, Margo obtusus s. posterior, ist dick, aufgetrieben, und hängt vermittelst des Bauch-Felles mit dem Quer-Muskel zusammen. In der rechten Unter-Rippen-Gegend ist dieser Rand sehr erhaben, weil er gegen den ausgehöhlten Theil des Quer-Muskels, der sich an die lezten falschen Rippen der rechten Seite anlegt, gerichtet ist; gegen die Mitte aber ist er ebener, weil er sich hier an den sehnigen Theil dieses Muskels stützet; gegen das linke Ende spitzt er sich endlich allmählich zu, so, daß dieses Ende mit dem entgegengesetzten sehr contrastiret.

Die Leber hat, bereits erwähnter Maßen, nur Eine starke und haltbare Decke, oder Haut, nähmlich das Bauch-Fell. Was ihre eigenthümliche Haut betrifft, so verhält es sich mit dieser eben so, wie mit der eigenthümlichen Haut der Milz, die kaum diesen Nahmen verdient; indessen läßt sie sich noch am deutlichsten erkennen, wenn man den hintern Rand des rechten Leber-Flügels, da wo er nur durch Zell-Gewebe mit dem Quer-Muskel verbunden ist, untersucht.

Diese und die vorhergehenden Besonderheiten lassen sich an einer jeden Leber in natürlichem gesunden Zustande fast ohne alle anatomische Vorarbeiten hinlänglich bemerken, wenn sie aus dem Leibe genommen ist. Nur die kleinern Erhabenheiten und Vertiefungen kommen nicht immer, wie bereits angezeigt ist, an allen und jeden Lebern vor, sondern nur hier und da, in dieser oder in einer andern Form.

Was

Was die innere Structur dieses Eingeweides betrifft, so glaubte man in ältern Zeiten, daß dieselbe aus einem zusammengetretenen und geronnenen groben Geblüte, welches sich daselbst um die Blutgefäße angehäuft hätte, bestände. *Malpighi*, ein berühmter italiänischer Arzt und Zergliederer, legte ihr nachher im 17ten Jahrh., mit seinen Anhängern ein drüsenhaftes Wesen bey, bis endlich in den neuern Zeiten durch die künstlichen Einspritzungen (Injectionen) des Holländers Ruysch deutlich erwiesen und dargethan wurde, daß sie, eben so wie viele andere dergleichen Eingeweide, aus einem Gewebe und einer Zusammensetzung feiner Gefäße und Canäle von verschiedener Art bestehe, und dieses Gefäß-Gewebe von einem dazwischen befindlichen markigen Wesen zusammen und an einander gehalten werde. Die Leber ist ausserordentlich voll von Gefäßen, weniger von Nerven, zellig und schwammartig in der sehr zarten Leibes-Frucht, dichter hingegen, oder weniger zellig in Erwachsenen. Es verbreiten sich in derselben drey Gattungen von blutführenden Gefäßen; nähmlich: die Pfort-Ader, ihre Blutadern, und ihre Schlag-Ader.

Die Pfort-Ader, Vena portarum, welche auch, weil sie als eine Vene entsteht, sich aber als Arterie in der Leber verbreitet, Vena arteriosa genannt wird, ist das wichtigste und am meisten ausgebreitete Blut-Gefäß der Leber. Sie entsteht aus allen zur Verdauung bestimmten Eingeweiden, die in dem Sacke des Bauch-Felles eingeschlossen liegen, wird hierauf zu einem Stamm, steigt zu beyden Seiten von vielem dichten und kurzen Zell-Stoff, wie von einer Kapsel umgeben, hinter dem Zwölffinger-Darme und der großen Gekröse-Drüse zur querliegenden Grube der Leber auf, und breitet sich mit vielen Zweigen in diesem Eingeweide aus. Derjenige Theil von ihr, welcher aus den Verdauungs-Werkzeugen nach Art der Blut-

Adern

Adern entsprungen ist, wird die Bauch-Pfortader, Vena portarum ventralis; derjenige hingegen, welcher sich wie eine Schlag- oder Puls-Ader in der Leber ausbreitet, die Leber-Pfortader, Vena portarum hepatica, genannt. Dieses in seiner Art einzige Gefäß im menschlichen Körper hat daher, wie ich bereits erwähnt habe, bey seinem Ursprunge die Verrichtung einer Blut-Ader, bey seiner neuen Verbreitung aber die Verrichtung einer Schlag- oder Puls-Ader. So wie sie sich in die Leber begiebt, theilt sie sich in zwey, seltener in mehrere Aeste, die fast unter einem rechten Winkel aus ihrem Stamme entspringen. Der rechte Ast, welcher zum rechten Leber-Flügel läuft, und die Blut-Adern der Gallen-Blase aufnimmt, ist kurz und weit, der linke hingegen, welcher für den linken Flügel gehört, ist lang und enge, geht von dem vorigen weit ab, nimmt den größten Theil der querliegenden Grube ein, und wenn er ihr linkes Ende erreicht hat, so vereinigt er mit sich bey Embryonen die Nabel-Blutader, oder bey Erwachsenen das runde Leber-Band. Nach hinten zu, an eben dieser Stelle, läuft aus ihm ein Ast in die Hohl-Ader, welcher bey Embryonen der Blutader-Gang, Canalis s. Ductus venosus, genannt wird, in Erwachsenen aber zusammenfällt, selten offen bleibt, und zu einem Bande wird, welches unter dem Nahmen des weißen Leber-Bandes, Ligamentum hepatis album, bekannt ist. Die Nabel-Blutader ist da, wo sie in ihrer länglichen Grube liegt, auch in Erwachsenen noch immer etwas offen, erscheint daher erhabener und runder, empfängt Blut aus der Pfort-Ader, und bringt es durch einige aus ihr entstehende Zweige in die Leber. Wenn der rechte und der linke Ast in den beyden Leber-Flügeln sich hinlänglich ausgebreitet haben, werden sie zu sehr zarten Zweigen, welche sich hier und da in Knötchen verwickeln, und

sich

sich theils in die Gallen-Gefäße, theils in die Leber-Blutadern, endigen, aber auch mit den Schlag-Adern dieses Eingeweides Gemeinschaft haben.

Die Leber-Blutadern, Leber-Venen, Venae hepaticae, die das Blut, welches die Pfort-Ader und die Leber-Schlagader in die Leber bringen, wieder zurück in die große Hohl-Ader, Vena cava, führen, nehmen zum Theil ihren Ursprung aus den Pfort-Ader-Aesten, zum Theil aber aus den Zweigen der Leber-Schlagader, und stehen neben bey in Verbindung mit den Gallen-Gefäßen. Ihre Entstehung aus der Pfort-Ader ist die stärkste und ausgebreitetste, minder zahlreich hingegen ist die aus der Leber-Schlag-Ader. Dieses Gefäß-System nimmt nach der Pfort-Ader den größten Theil der Leber ein, und ist überall zu finden, wo ein Pfortader-Ast sich einfindet, mit dem es ziemlich lang in einem fortläuft. Alle Zweige sammeln sich nach dem hintern dicken Rande der Leber zu, in verschiedene Aeste, und diese in 10 und mehrere Stämmchen, die größer, oder kleiner, mehr, oder weniger von einander entfernt, in die Hohl-Ader sich einpflanzen. So sieht man, wenn die Hohl-Ader aufgeschnitten wird, gemeiniglich unterwärts etliche kleine, 5 bis 8 mittlere, und oberwärts 4 bis 5 große Mündungen, davon eine der Blut-Ader aus dem linken Leber-Flügel, eine der, die von dem scharfen Rand kommt, zwey denen, die seitwärts aus dem rechten Leber-Flügel zurücklaufen, und eine der, die von hinten kommt, gehören. Alle diese Stämmchen ergießen ihr Blut nahe am Quer-Muskel in die Hohl-Ader, und nehmen auf diesem Wege nicht selten das Blut des Quer-Muskels mit sich fort; die kleinen oder oberflächigen Leber-Blutadern nimmt sehr oft die Quermuskel-, Nieren- und ungepaarte Ader auf, oder zuverlässig stehen die Leber-Venen, die aus der Pforte kommen, mit ihnen in Verbindung. Alle diese

Blut-

Blut-Adern besitzen keine Klappen, oder etwas ähnliches.

Die Leber-Puls- oder Schlag-Ader, Arteria hepatica, als Haupt-Stamm betrachtet, entspringt aus der Oberbauch-Schlagader zur rechten Seite, steigt hinter dem obern Theile des Kopfes von der großen Magen-Drüse (Bauch-Speicheldrüse, Pancreas) und dem obern Theile des Zwölffinger-Darmes in die Höhe, und theilt sich, wenn sie über den Zwölffinger-Darm hervorgekommen ist, in einen herabsteigenden Ast, der für den Magen, das Netz, für die Magen-Drüse und den Zwölffinger-Darm bestimmt ist, und einen aufsteigenden, welcher eigentlich erst die Haupt-Schlagader für die Leber genannt werden sollte. So wie sie in dieses Eingeweide kommt, spaltet sie sich in einen rechten und linken Ast. Der rechte tief liegende ist beträchtlich lang und weit, und giebt, ehe er sich durch den rechten Leber-Flügel verbreitet, zwey Seiten-Aeste für den eyrunden Spigelschen Leber-Flügel, und zwey andere, die neben einander laufen, für die Gallen-Blase. Der linke Ast liegt seichter, läuft zur Nabel-Grube, zum Blutader-Gang, zum breiten Leber-Band, und verliert sich allmählich im linken Leber-Flügel.

In seltenen Fällen breitet sich die ganze Leber-Pulsader bloß im rechten oder linken Leber-Flügel allein aus. Im ersten Falle erhält der linke Theil der Leber einen eigenen Ast aus der großen Kranz-Pulsader des Magens; im leztern bekommt der rechte Leber-Flügel eine eigene Schlag-Ader aus der obern Gekröse-Pulsader, welche ebenfalls die Aeste für die Gallen-Blase abgiebt. In andern noch möglichen Fällen wird der vernachlässigte Theil von den benachbarten großen Schlag-Adern versorget. Ausser diesem Haupt-Stamme erhält noch die Leber verschiedene kleine Schlag-Adern; z. B. kleine Zweige von

den Gekröse-Schlagadern, von der innern Brust-Schlagader, von der Unterbauch-Schlagader, von den Puls-Adern des Zwerch-Felles, der Neben-Nieren, des Nieren-Fettes, und von den Samen-Schlagadern. Auch giebt mehrentheils die Kranz-Schlagader des Magens dem linken Flügel und der Grube des Blutader-Ganges einen Zweig, der nicht selten sehr beträchtlich ist.

So groß auch der Umfang aller dieser Schlag-Adern zu seyn scheint, und so zart auch ihre Aeste werden, sind sie doch nicht so zahlreich, als die Blut-Adern, und viel weniger als das Pfortader-System. Wenn diese Gefäße die Leber durchlaufen und sich in sehr viele Zweige vertheilt haben, so endigen sich sehr viele in die Leber-Blutadern, vielleicht eben so viele in die Gallen-Gefäße, und die wenigsten und zartesten in das Zell-Gewebe, mit Mündungen die kein rothes Blut mehr durchlassen. Auch die Saug-Adern der Leber stehen mit diesem Systeme in einer Verbindung.

Die Gallen-Gefäße, oder Gallen-Gänge, Vasa bilifera, Pori biliarii, machen das vierte Gefäß-System in der Leber aus, haben weit festere Häute, als die Blut-Gefäße, nehmen die abgesonderte Galle auf, und bringen sie an den Ort ihrer Bestimmung. Die kleinsten Anfänge zeichnen sich in der Leber schon durch ihre grüngelbliche Farbe aus, welche sie von der durchscheinenden Galle erhalten. Sie haben einen verschiedenen Ursprung, oder wenigstens stehen sie mit verschiedenen Gattungen der Gefäße in Verbindung. Die meisten Wurzeln ziehen sie aus den Pfort-Ader-Aesten, und im natürlichen Zustande nur wenige aus den Leber-Schlagadern. Ueberdies haben sie entfernte Gemeinschaft mit den Blutader-Aesten, und eine sehr nahe und innige mit den Saug-Adern. Wenn diese Wurzeln nach einigen Beugungen entstan-

ſtanden ſind, gehen ſie in Zweige, und dieſe in Aeſte unter ſehr ſpitzigen Winkeln über, bis zulezt in der querliegenden Leber-Grube aus zwey Haupt-Aeſten, davon der eine aus dem linken, der andere aus dem rechten Leber-Flügel gekommen iſt, ein Stamm entſteht, welchen man mit dem Nahmen des Leber-Gallenganges, Ductus hepaticus, belegt. Dieſer Stamm ſteigt ſchräge zum Zwölffinger-Darm herab; ehe er aber dieſen erreicht, verbindet er ſich unter einem ſehr ſpitzigen Winkel mit dem Gallen-Gange der Gallen-Blaſe, Ductus cyſticus, oder, genauer genommen, geht von ihm dieſer beträchtliche Seiten-Aſt ab, und zur Gallen-Blaſe. So wie dieſes an der angegebenen Stelle geſchehen iſt, vollendet er gar ſeinen Gang zum Zwölffinger-Darme, und pflanzt ſich in ihn, wie bereits geſagt iſt, dergeſtalt ein, daß ſeine äuſſere Einſenkung von der innern Oeffnung um eine oder mehrere Linien entfernt iſt. Man nennt dieſes Ende des Gallenganges den gemeinſchaftlichen Gallen-Gang, Ductus choledochus, weil er die Leber- und die Blaſen Galle, erſtere beſtändig, leztere zu gewiſſen Zeiten, abführt. Bey leerem Magen weicht die Leber von ihrer horizontalen Lage ab, hängt abwärts, und giebt ebenfalls der Gallen-Blaſe eine tiefere Lage. Da nun in dieſem Zeitraume die Blaſe mit ihrem Grunde tiefer liegt, als der Theil des Gallen-Ganges, von dem der Blaſen-Gang abgeht, ſo kann die aus der Leber kommende Galle leicht von hier aus in dieſes Behältniß kommen, und dieſes um ſo mehr, da ihr der Ausfluß in den Zwölffinger-Darm, der in dieſer Periode gleichfalls zuſammengefallen iſt, etwas erſchweret wird. So wie aber der Magen angefüllt iſt, in die Höhe ſteigt, die Leber drückt und mit ſich in die Höhe nimmt, findet die Blaſen-Galle durch ihren Gang einen Rückweg in den gemeinſchaftlichen Gallen-Gang, und läuft von

hier aus, in Gemeinschaft mit der Leber-Galle, in den Zwölffinger-Darm.

Das lezte Gefäß-System in diesem Eingeweide begreift unter sich die Saug-Adern, lymphatischen oder Wasser-Gefäße, Vasa lymphatica, welche häufig im Innern und auf dessen beyden Oberflächen angetroffen werden. Sie sind leicht zu entdecken, wenn man warmes Wasser in die Blut-Gefäße und in die Gallen-Gänge sprützet; man sieht sie hauptsächlich deswegen gut, weil die Oberfläche der Leber von einer dunkeln Farbe und glatt ist, und weil sie gleich unter derselben und in der Substanz der äussern durchsichtigen Haut liegen. Man befördert die Injectionen in dieses Eingeweide durch einen Druck, den man von den Stämmen in die Aeste, und von diesen in die feinsten Zweige führt; daher kann man sich in diesem Eingeweide eine Idee von den feinsten Zweigen dieses Systemes der Gefäße machen. Das Queck-Silber dringt bey dem Einfüllen von selbst in diese Gefäße ein; und man sieht dieselben so lange allein, bis der Widerstand, den das Queckfilber in den Drüsen findet, dasselbe nöthigt, wieder rückwärts zu gehen. Es ist ein schöner Anblick, dieses Halb-Metall in viele der feinsten Gefäße plötzlich eindringen zu sehen; unterstützt man nun noch die Kraft des Queckfilbers durch einen nach hinterwärts zu angebrachten Druck, vermittelst eines glatten Messer-Heftes, so sieht man, wie die Leber mit einem sehr feinen Netze von den zartesten Gefäßen überzogen wird, und dieses Eingeweide scheint, wenn man es von fern betrachtet, gleichsam wie mit einer silbernen Platte belegt zu seyn. Man sieht, daß zur Bildung des besagten Netzes alle Haupt-Stämme mit ihren subtilsten Zweigen das ihrige beytragen; sie sind alle dadurch mit einander verbunden, und bey der Ausspritzung des einen kann man durch den Druck fast alle, sowohl die oberflächigen

igen von der hohlen und erhabenen Fläche der Leber, als auch die tief liegenden, einsprützen, wofern nähmlich keine Extravasation geschieht, da dann das Queck-Silber an dem Orte, wo die Oeffnung ist, heraus dringt. Man findet diese Gefäße in Werner's und Feller's Werke (4), auf der 3ten Kupfert. abgebildet.

Paul Mascagni, öffentlicher Lehrer der Anatomie zu Siena, theilt, in der vorläufigen Anzeige eines Werkes über das System der lymphatischen Gefäße (5), die lymphatischen Gefäße der Leber in 3 Theile ab: in die auf der erhabenen, in die auf der hohlen Oberfläche, und endlich in die tief liegenden.

1. Die auf der erhabenen Oberfläche, befinden sich theils auf dem rechten, theils auf dem linken Leber-Flügel.

Die Haupt-Stämme des rechten Flügels machen, in Ansehung der Orte wohin sie gehen, 5 Partien aus. a) Die erste Partie, welche sehr beträchtlich ist, geht zu dem Hänge- oder Schwebe-Bande, wo sie sich mit einem Theile der vom linken Flügel kommenden Gefäße vereinigt; hierauf fließen sie in einen oder zwey sehr starke Stämme zusammen, welche zwischen den Lamellen des gedachten Bandes eingeschlossen, aus der Bauch-Höhle in die Brust-Höhle unter dem schwertförmigen Knorpel, und

(4) Vasorum lacteorum atque lymphaticorum anatomico-physiologica descriptio Fascic. I. ediderunt *Paul Chr. Fr. Werner*, *Chr. Gotth. Feller*, cum tab. IV. Lipsi. 1784, gr. 4. 9 B. Aus dieser Fülle von Gefäßen, wird, S. 45, die schnelle Entstehung der Gelbsucht nach heftigem Zorn erklärt. Auch aus der Verbindung derselben mit den Brüsten, die schnelle Wirkung der ersten Wege auf die Milch der Säugenden. — Man könne vielleicht beym Entwöhnen (oder wenn die Mutter gar nicht stillt,) die Ableitung der Milch aus den Brüsten durch ein Blasen-Pflaster auf die Leber-Gegend erleichtern.

(5) Prodrome d'un Ouvrage sur le Système des vaisseaux lymphatiques, contenant 24 planches in folio; par *Paul Mascagni*. à Sienne, 1784, 4.
D. übers. st. in der Samml. auserles. Abhandl. zum Gebr. prakt. Aerzte, 10 B. 3 St. (Lpz. 1785, gr. 8.) S. 447 f.

sodann zu einer oder zwey Drüsen gehen, welche zwischen den Blättern des Mittel-Felles (Mediastinum) unter- und vorwärts an dem Orte liegen, wo eine Menge Fett denjenigen Zwischenraum ausfüllt, den die Blätter des Mittel-Felles an dieser Stelle übrig lassen. Aus diesen Drüsen kommen zwey oder drey Stämme wieder hervor, welche zu andern Drüsen gehen, die zwischen den Knorpeln der Rippen, da wo diese leztern sich mit dem Brust-Beine vereinigen, ihren Sitz haben; es vereinigen sich dieselben in diesen Drüsen mit denjenigen lymphatischen Gefäßen, die von dem Zwerch-Felle und den Bauch-Muskeln kommen, welche leztere an den innern Brust-Gefäßen (Mammaria interna) liegen, und endlich auch mit den Gefäßen der Haut-Decken des vordern Theiles des Ober-Leibes, und der Decken des vordern und obern Theiles des Unter-Leibes. Diese Gefäße gehen von Drüse zu Drüse, formiren Geflechte (Plexus), laufen über die linke Schlüsselbein-Ader weg, und endigen sich in den Milch-Brustgang (Ductus thoracicus), da wo derselbe sich in dem Winkel der Drossel-Blutader und der Schlüssel-Blutader ergießt, nachdem diejenigen, welche von dem Herzen der großen Brust-Drüse (Thymus) und dem Herz-Beutel kommen, sich in die eben gedachten Gefäße vorher geöffnet haben.

b) Die zweyte Partie nimmt ihren Lauf nach dem rechten Leber-Bande zu, und geht mit 2 oder 3 Stämmen in dasselbe hinein, welche bey ihrem Fortgange zwischen den Blättern dieses Bandes sich in 2 Theile, nähmlich einen obern und einen untern, theilen. Der obere Theil durchbohrt das Zwerch-Fell, und geht zwischen dem Rippen-Fell (Pleura) und Zwerch-Fell von der rechten nach der linken Seite, wo er sich bald in viele Aeste theilt, und bald wieder vereinigt; hierauf zieht sich dieser Theil zwischen dem rechten Schenkel des Zwerch-Felles und der Hohl-Ader in die Bauch-Höhle, wo er auf eine oder zwey Drüsen stößt. Aus diesen Drüsen kommt er mit einigen Zweigen zu andern Drüsen, in welche auch einige von den tief liegenden Gefäßen der Leber sich begeben; von diesen leztern Drüsen geht er wieder zu andern, und endlich ergießt er sich in den Milch-Brustgang. Der untere Theil steht mit dem obern in Verbindung; er durchbohrt gleichfalls das Zwerchfell, und nimmt seinen Weg längst dem untern

Rande

Rande der lezten Rippe; am Anfange dieser Rippe theilt er sich, und kommt zu zwey Drüsen. Die aus diesen Drüsen hervorkommenden Zweige vereinigen sich in einen Stamm, welcher zwischen derselben Rippe und dem lezten Rücken-Wirbel auf eine andere Drüse trifft. Aus dieser Drüse kommen verschiedene Zweige zum Vorschein, welche, indem sie durch verschiedene Drüsen gehen, sich in einen oder zwey Stämme vereinigen, die über dem eilften Rücken-Wirbel sich in den Milch-Brustgang ergießen.

c) Die dritte Partie besteht aus verschiedenen Gefäßen, welche zwischen dem rechten und dem Hänge-Bande liegen. Einige vereinigen sich mit dem vorerwähnten obern Theile der zweyten Partie; andere vereinigen sich ebenfalls, durchbohren das Zwerch-Fell, und gehen zu denjenigen Drüsen, welche in der Gegend an der Hohl-Ader, wo dieselbe durch das Zwerch-Fell dringt, und an andern Stellen, um die Speise-Röhre (Oesophagus) herum, ihren Sitz haben; von diesen Drüsen begeben sie sich zu andern, und endigen sich zulezt in dem Milch-Brustgange auf seinem Wege durch die Brust-Höhle. Die übrigen gehen zwischen dem rechten Schenkel des Zwerch-Felles und der Hohl-Ader weg, und laufen zu den erwähnten Drüsen; von diesen gehen sie zu andern, und endlich in den Milch-Brustgang.

d) Die vierte Partie besteht aus 3 oder 4 Stämmen, welche sich in die Spalte der Leber hinab senken, wo dieses Eingeweide an dem Hänge-Bande befestigt, und worin die Nabel-Blutader befindlich ist. Diese Gefäße gehen durch diese Spalte, nachdem sie mit den tief liegenden sich eingemündet (anastomosiret) haben, und laufen durch die Glissonsche Kapsel zu zwey Drüsen, welche am innern Theile des untern Magenmundes (Pylorus) liegen, wo der Zwölffinger-Darm seinen Anfang nimmt. Es nehmen viele Stämme von den tief liegenden lymphatischen Gefäßen ihren Weg auch zu diesen Drüsen, deren bey Beschreibung dieser leztern Erwähnung geschehen wird.

e) Die fünfte Partie machen einige Zweige aus, welche von den untern Rändern dieses rechten Leber-Flügels, und den nahe an diesen Rändern gelegenen Theilen, entstehen. Sie vereinigen sich unter der Gallen-Blase in einen oder zwey Stämme. Eben dieselben Gefäße von

der erhabenen Fläche der Leber gehen über die Ränder hinweg, senken sich in den hohlen Theil hinab, und vermischen sich mit den Gefäßen dieses Theiles; sie werden daher bey der Betrachtung der Gefäße des hohlen Theiles der Leber mit beschrieben werden.

Die lymphatischen Gefäße des linken Leber-Flügels kann man in zwey Partien abtheilen. Die erste begreift diejenigen unter sich, welche zu dem Hänge-Bande gehen, und sich mit denen von der ersten Partie des rechten Leber-Flügels vereinigen, welche bereits beschrieben worden sind. Die zweyte Partie machen diejenigen aus, welche zu dem linken Bande gehen, und von denen einige die obern, die andern aber die untern genannt werden können. Die untern gehen mit 4 bis 5 Zweigen zu einigen Drüsen, welche unter dem Grunde des Magens nahe an dem ausgehöhlten und obern Theile der Milz ihren Sitz haben. Von diesen Drüsen nehmen sie ihren Weg zu einigen andern, welche unter dem linken Theile der Gekröse-Drüse (Pancreas) liegen, wo sie sich mit den lymphatischen Gefäßen der Milz vereinigen, und mit denselben sich in den Milch-Brustgang ergießen. Von den obern, welche nach innen zu liegen, biegen sich einige Zweige zurück, und ziehen sich unter die Speise-Röhre; andere aber gehen oben auf die Speise-Röhre, und begeben sich zu einigen Drüsen, die an der innern Seite und unter demjenigen Theile des Magens liegen, welcher nahe an der kleinen Krümmung desselben befindlich ist. Von diesen Drüsen laufen sie zu andern, welche man zwischen der kleinen Krümmung des Magens und dem kleinsten Leber-Flügel (Lobulus Spigelii) bemerkt. Es gehen auch einige von den tief liegenden Gefäßen der Leber zu eben denselben Drüsen, und ergießen sich sodann mit den vorigen Gefäßen in den Milch-Brustgang, nachdem sie zuvor noch andere, unter der Gekröse-Drüse gelegene Drüsen zurückgelegt haben. Einige von diesen obern lymphatischen Gefäßen durchbohren das Zwerch-Fell, und begeben sich zu Drüsen, die rings um die Hohl-Ader herum liegen; von diesen gehen sie zu andern, und endlich in den Milch-Brustgang auf seinem Wege durch die Brust-Höhle.

2. Die lymphatischen Gefäße der hohlen Fläche der Leber, lassen sich in zwey Classen eintheilen, nähmlich:

in

in die, welche in dem linken, und in die, welche in dem rechten Leber-Flügel befindlich sind.

Die in der hohlen Fläche des rechten Flügels befindlichen, machen 3 Partien aus. Zu der ersten gehören diejenigen, welche man auf der rechten Seite der Gallen-Blase findet. Die der Gallen-Blase am nächsten gelegenen Gefäße von dieser Art vereinigen sich mit den tief liegenden, welche durch die Glissonsche Kapsel aus der Leber herausgehen; diejenigen hingegen, welche mehr auf der rechten Seite liegen, gehen über die Hohl-Ader weg, und kommen zu zwey Drüsen, wohin auch die von dem vordern und Seiten-Theile des Darm-Felles, und einige von der rechten Niere, ihren Weg nehmen.

Zu der zweyten Partie gehören diejenigen lymphatischen Gefäße, welche, wie ich bereits gesagt habe, von dem erhabenen Theile der Leber, und die, welche aus dem hohlen Theile derselben aus der Gegend des Grundes der Gallen-Blase entspringen. Diese Gefäße laufen über die Gallen-Blase weg, bilden daselbst gleichsam ein Netz, und vereinigen sich sodann in zwey Theile, nähmlich in die obern und untern Gefäße. Die obern gehen zu einer am obern Theile des Halses der Gallen-Blase gelegenen Drüse, und von dieser zu andern sehr beträchtlichen Drüsen, welche unter dem Zwölffinger-Darme ihren Sitz haben, zu welchen auch viele von den tief liegenden Gefäßen ihren Lauf nehmen. Die untern ziehen sich nach einer sehr großen Drüse zu, zu der auch viele von den tief liegenden, und sodann von dieser zu den vorhin erwähnten Drüsen gehen. Zu der dritten Partie gehören die unter der Gallen-Blase befindlichen lymphatischen Gefäße, welche aus 3 bis 4 Stämmen bestehen, die sich mit den, von der Glissonschen Kapsel kommenden, tief liegenden Gefäßen vereinigen.

Die in der hohlen Fläche des linken Flügels vorhandenen lymphatischen Gefäße vereinigen sich mit einander; nähmlich, die von der rechten Seite mit den tief liegenden der Glissonschen Kapsel; die von der linken Seite, mit denjenigen tief liegenden, welche zwischen diesem und dem kleinsten Flügel hervorkommen; und die, welche aus dem kleinsten Flügel selbst entspringen, vereinigen sich ebenfalls mit denselben.

Auf der ganzen Oberfläche der Leber erblickt man eine Menge lymphatischer Gefäße, welche sich in die Substanz derselben hinab senken. Es sind dieses einige Zweige der tief liegenden Gefäße, welche sich auf der Oberfläche dieses Eingeweides vertheilen. In der hohlen Fläche kommen dieselben, und zwar besonders in einigen Leichnamen, weit häufiger zum Vorschein, sonst aber bemerkt man nur eine von den oberflächigen Gefäßen.

3. Die tief liegenden lymphatischen Gefäße der Leber, sind nicht minder zahlreich, als die oberflächigen. Sie folgen dem Laufe der Blut-Gefäße und der Gallen-Gänge. Einige erstrecken sich bis auf die Oberfläche, vertheilen sich daselbst, und vereinigen sich mit den oberflächigen. Diese Gefäße gehen in Bündeln, welche die Pfort-Ader, die Leber-Schlagader und die Gallen-Gänge umgeben, aus der Leber heraus; auch kommen sie aus der Spalte zwischen der hohlen Fläche des linken und des kleinsten Leber-Lappens bündelweise hervor. Einige von denen, welche mehr links liegen und aus dieser Spalte kommen, folgen der Richtung des kleinen Netzes (epiploon), und gehen mit andern tiefer gelegenen Gefäßen zu den Drüsen, welche man zwischen der kleinen Krümmung des Magens und dem Spigelschen Leber-Lappen findet. Zu diesen Drüsen gehen auch diejenigen lymphatischen Gefäße des Magens, welche sich aus diesem Eingeweide nach der kleinen Krümmung desselben zu, ziehen, und einige von der erhabenen Fläche des linken Leber-Flügels, die ich bereits beschrieben habe. Einige dieser Gefäße stoßen, so wie sie aus der besagten Spalte hervor treten, auf eine kleine Drüse, und begeben sich sodann zu den vorerwähnten Drüsen; sie gehen von einer Drüse zu der andern, und ziehen sich von der linken nach der rechten Seite zu, wo einige zu einer sehr beträchtlichen Drüse laufen, welche an der rechten Seite des kleinsten Lappens ihren Sitz hat. Diese Drüse erreichen auch die von der rechten Seite der erwähnten Spalte kommenden, und einige von denjenigen Gefäßen, welche in der Glissonschen Kapsel mit eingeschlossen sind; da hingegen andere unter dem linken Theile der Gekröse-Drüse weg, und zu andern daselbst vorhandenen Drüsen gehen. Noch andere Gefäße der Leber, nebst einigen von der Milz und den Därmen, kommen ebenfalls zu denselben, gehen mit

ihnen

thnen bis zu der rechten Niere gegenüber, und helfen mit den von den Nieren, den Hoden und den untern Gliedmaßen kommenden lymphatischen Gefäßen, den Milch-Brustgang formiren, nachdem sie zuvor verschiedene Geflechte gemacht haben, und durch verschiedene Drüsen, deren einige zwischen der Aorta und Hohl-Ader, und andere über, neben und unter diesen Gefäßen ihren Sitz haben, hindurch gegangen sind. Von den mit der Pfort-Ader, der Leber-Schlagader und dem Leber-Gallengange aus der Leber gehenden Gefäßen, laufen die links gelegenen zu der oben erwähnten Drüse; die übrigen, deren Menge sehr groß ist, dringen mit den oberflächigen in eine sehr beträchtliche Drüse, welche über der kleinen Portion des Pancreas liegt, zu welcher auch einige lymphatische Gefäße der Därme kommen; sodann gehen sie zu andern Drüsen, vermischen sich mit den leztgenannten Gefäßen, und tragen nebst denselben zu der Bildung des Milch-Brustganges etwas bey. Die von der großen Krümmung des Magens entspringenden Gefäße endigen sich in eben denselben, um das Pancreas herum gelegenen Drüsen, nachdem sie zuvor viele Drüsen durchdrungen haben, welche längst der großen Krümmung des Magens ihren Sitz haben.

Der innere Bau der Leber besteht demnach aus diesen sämmtlichen Gefäßen, und etwas wenigem, jedoch ziemlich festen Zell-Stoff. So weit man bis jezt diese Gefäße verfolgt hat, fand man immer einen Zweig der Pfort-Ader, der Leber-Schlagader, des Gallen-Ganges, und nicht selten einen, oder mehrere Saugader-Aeste, neben einander bündelweise liegen. Die Aeste der Leber-Blutadern liegen, gegen die übrigen, mehr nach aussen, und werden weniger genau mit den angeführten Bündeln vereiniget. Jedes Gefäß hat um sich ein eigenes Zell-Gewebe, welches dasselbe an andere befestigt; aber es liegt auch noch ein eigenes um die gebildeten Gefäße-Bündel, so, daß für Festigkeit und Sicherheit hinlänglich gesorgt ist. Die lezten Aeste der Pfort-Ader, der Leber-Blut- und Schlagader, ingleichem des Gallen-Ganges,

ges, werden durch Hülfe des Zell-Gewebes in gewisse, einiger Maßen sechseckige Körner vereiniget, und mit einem schlaffen Zell-Stoffe umgeben. In diesen unregelmäßigen Verwickelungen findet eine wechselweise Verbindung zwischen den Aesten der Pfort-Ader und der Leber-Schlagader mit den Wurzeln der Leber-Blutadern, und der Pfort-Ader mit den Anfängen der Gallen-Gefäße, Statt. Durch diese Bau-Art ist dieses Eingeweide zu einem der künstlichsten, aber auch zugleich zum schwersten, festesten und größten in der Bauch-Höhle gemacht worden.

Da eine genaue anatomische Untersuchung der Leber sich auf glückliche Einsp ützungen ihrer sämmtlichen, oder einzelnen Gefäße gründet, so ist vor allen Dingen auf die gehörige Wahl dieses Eingeweides zu sehen. Von kranken Lebern wird, auch bey Anwendung der besten Kunstgriffe, wenig oder nichts zu erwarten seyn. Auch die aus alten Körpern, wenn sie auch übrigens gesund seyn sollten, sind nicht sehr brauchbar. Nicht alle Lebern endlich, wenn sie auch gesund und aus jungen Leichnamen genommen sind, geben die besten ab, weil, wie häufige Versuche bewiesen haben, auf die Art des Todes sehr vieles ankommt. Die von jungen todgebluteten Personen, oder, nach Walter's Versuchen (6), die, so von Personen genommen werden, welche an schleichenden oder hektischen Fiebern gestorben sind, sind unstreitig, wenn sich nicht Local-Fehler an ihnen bemerken lassen, die besten.

Hat man nun in der Wahl die gehörige Vorsicht beobachtet, so wässert man die mit einem Stücke von der Hohl-Ader ausgeschnittene Leber in warmen Wasser

(6) *Frid. Aug Walter* annotationes academicae, Berol. 1786, 4. Die 2te Abh. handelt de hepate et vesica fellea.

ser etliche Stunden aus, durchwärmt sie gehörig, drückt gelinde so viel Blut aus ihr, als nur immer gehen will, und schreitet zur Einsprützung. Die Pfort-Ader wird mit einer blauen, die Leber-Blutader mit einer grünen, die Leber-Schlagader mit einer rothen, und der Gallen-Gang mit einer gelben oder braunen feinen, doch körperlichen Masse angefüllet, indessen der Druck der Sprütze gemäßiget, damit die Masse des einen Gefäße-Systemes nicht in ein anderes zu geschwinde übergehe. Nach vollbrachter Arbeit wird diese Leber zu fernern Untersuchungen in Weingeiste mit Salmiak-Geist oder Salz-Säure vermischt, aufgehoben, und eine andere vorgenommen, in welcher die Schlag-Ader mit eben der rothen, die Pfort-Ader aber mit blauer Masse eingesprützet wird. Unter glücklichen Umständen, wird die Leber-Blutader durch die Pfort-Ader mehr oder weniger angefüllt erscheinen. Füllet man in einer dritten Leber die Schlag-Ader mit rother, und den Gallen-Gang mit gelber oder brauner Masse an, so wird die Schlag-Ader-Masse in die Aeste der Pfort-Ader und der Leber-Blutadern übergehen. Sprützt man in einer vierten Leber einzig die Pfort-Ader mit blauer Masse ein, so geht die Masse häufig in die Blut-Adern, etwas sparsamer in den Gallen-Gang, und am wenigsten in die Schlag- und Saug-Adern über. Bey fortgesetztem mäßigen Drucke aber können jedoch alle Systeme gleich gut angefüllet werden, und an der obern und untern Fläche der Leber wird endlich, besonders in Embryonen, wo der äussere Ueberzug der Leber sehr dünn ist, in Schweiß-Gestalt die blaue Masse hervor dringen. Treibt man in einer fünften Leber die grüne Injections-Masse einzig in die Leber-Blutadern, so geschieht der Uebergang größten Theils in die Pfort-Ader, zum Theil aber auch in den Gallen-Gang und in die Leber-Schlagader. Sprützt man in einer sechsten Leber

ber einzig die Schlag-Ader mit rother Masse ein, so geht, doch nur in sehr glücklichen Fällen, die Masse in die Blut- und Pfort-Ader über. Wird endlich in einer siebenten Leber bloß der Gallen-Gang mit seiner gelben Masse eingesprützt, so füllen sich, wenn es glücklich von Statten geht, die Aeste der Pfort- und Blut-Ader, der Schlag-Ader, und das sämmtliche System der Saug-Adern an. Der Injection der Saug-Adern mit Queckſilber, ist oben Erwähnung geschehen.

So verschieden auch die Massen zu Injectionen für die verschiedenen Gefäße-Systeme gefärbt werden können, so ist es doch besser, für ein gewisses Gefäße-System eine eigene zu wählen, und sie für diese Gattung der Gefäße bey den auf verschiedene Weise anzustellenden Versuchen beyzubehalten, weil sonst leicht Irrthum und Verwirrung entstehen kann, wenn man das Resultat aus der ganzen Arbeit ziehen will. Ist also die Pfort-Ader bey der ersten Leber mit grüner Masse angefüllt worden, so muß man sich ihrer auch bey der vierten Leber bedienen, wo sie einzig und allein eingesprützet wird. Auch rathe ich, wenn Lebern genug vorhanden sind, nicht eher die Untersuchung über ihre innere Bau-Art anzufangen, als bis man mehrere auf die eben angegebene Weise eingesprützt hat. Hat man indessen diesen Vorrath nicht, oder will man Lebern, die schon eingesprützt sind, nicht so lange aufbewahren, bis man alle verschiedene Einsprützungen vollendet hat, so muß freylich zur genauern Untersuchung geschritten werden. Sie wird aber auf folgende Weise angestellt. Man corrodirt oder macerirt Lebern, deren sämmtliche Gefäße eingesprützt sind, entweder ganz, oder stückweise. In dieser Absicht schüttet man Säuren auf dieselben, wischt mit feinen Glas-Pinseln die zerfressene Substanz der Leber hinweg, und fährt damit so lange fort,

bis

bis die verschiedenen Gefäße sichtbar werden. Es versteht sich von selbst, daß man keine große Portionen zu dieser Arbeit nehmen darf, und daß man sie höchst vorsichtig behandeln müsse, wenn man seines Endzweckes gewiß seyn will. Auch sieht man leicht ein, daß, bey dieser Behandlung, alles Merkwürdige noch nicht so zu sehen sey, daß man vollen Aufschluß über die künstliche Bau-Art dieses Eingeweides erlangen könnte. Man muß daher noch andere Kunstgriffe anwenden, und sich keine Mühe verdrießen lassen, endlich dahinter zu kommen. In dieser Absicht nimmt man Stücke von Lebern vor, wo nur Eine Gattung Gefäße eingesprützt ist, schneidet diejenigen Gefäße, in welche die eingesprützte Masse übergetreten ist, so weit auf, bis man so glücklich ist, auf die Stellen zu stoßen, wo der Uebergang geschehen ist. Will man sich diese so mühsame Arbeit erleichtern, so schneidet man, in verschiedenen Richtungen, dünne Scheiben aus dergleichen Lebern, läßt sie trocken werden, und überstreicht sie fleißig mit Terpenthin-Oehl, damit sie einigen Grad von Durchsichtigkeit erhalten. Nicht alle von diesen Scheiben, aber doch einige, werden hier und da durch einen glücklichen Schnitt so gerathen seyn, daß man auf Einmündungen (Anastomoses) stößt. Die besten von ihnen werden entweder trocken, oder in Terpenthin-Oehl, aufbewahret. Macht man Scheiben perpendikulair, d. h. von der obern zur untern Fläche der Leber, und betrachtet sie nach oben, mitten und unten, so findet sich in wohlgerathenen Schnitten eine baumähnliche Verbreitung der Pfortader-Aeste, die so stark ist, daß die gefäßreiche Bau-Art dieses Eingeweides größten Theils von ihr herzurühren scheint. Auch bemerkt man nach vielen Windungen und Verbreitungen dieser Aeste, theils den Uebergang in die Leber-Blutadern, theils die Endungen in die Gal-

len-

len-Gänge. Ueberdies erscheinen die Aeste dieses Gefäße-Systemes etwas zusammengedrückt oder platt, und die feinsten Endungen etwas wulstig oder aufgeschwollen, so, daß man durch dieses charakteristische Merkmahl in Stand gesetzt wird, sie von allen übrigen zu unterscheiden. Die lezten und feinsten Zweige der Schlag-Adern sieht man zum Theil in das Zell-Gewebe der Leber sich begeben, größten Theils aber in die Pfortader-Aeste sich einpflanzen, nachdem sie sich in Stern-Gestalt durch die Leber-Masse ausgebreitet haben. Die Aeste der Leber-Blutadern erscheinen größer und stärker, als die übrigen, und ihre Verbindungen mit der Pfort-Ader deutlicher, als irgend etwas. Endlich läßt sich der einfache Gang der Gallen-Gefäße, wie dürre und platte Baum-Aeste, leicht bemerken, und ihre Verbindung mit der Pfort-Ader und den Saug-Adern nach einiger Mühe auffinden. Macht man sich Scheiben in verschiedenen Richtungen schief durch die Leber, so sieht man an ihnen fast eben das, was an den vorigen gesehen werden konnte, nur weniger deutlich und bestimmt. Schneidet man horizontale Scheiben, d. i. solche, die mit beyden Leber-Flächen parallel laufen, aus der Tiefe und von der Oberfläche dieses Eingeweides, und hat man an einigen das Bauch-Fell zurück gelassen, an andern aber weggenommen, so sieht man an den erstern, daß diese Haut von der Leber keine Gefäße bekommt, sondern ihre eigenen Gefäße besitzt, welche anderswo herkommen, und keine Gemeinschaft mit den Leber-Adern haben. An den leztern nimmt man wahr, daß die verschiedenen Gattungen der Gefäße nicht so häufig, wie innen, mit einander anastomosiren, sich größten Theils von aussen nach einwärts schlagen, und nur kleine Aestchen zurück lassen, die sich hier strahlenförmig ausbreiten und im Zell-Gewebe verlieren. Die Scheiben, welche aus der Mitte

genom-

genommen sind, zeigen eben das, was die vorigen senkrecht geschnittenen gezeigt haben. Am besten verwahrt man sie zum fernern Gebrauch im Branntweine, der mit etlichen Tropfen Salz-Säure vermischt ist. Sie zu trocknen, ist nicht in jedem Falle rathsam, weil dadurch mehr verschwindet, als man gern sieht.

Ein anderer Versuch, den man noch mit Lebern anstellen kann, in welchen bloß die Schlag-Ader eingesprützt ist, besteht darin, daß man mit Vorsicht und Fleiße den Stamm nebst den Aesten der Pfort- und Blut-Ader, ingleichem des Gallen-Ganges, aus der Leber-Masse heraus präparirt, aufschneidet und trocknet, oder ganz in Flüssigkeiten aufbewahrt. Ist man bey dieser Arbeit mit gehöriger Geschicklichkeit zu Werke gegangen, so zeigt sich rings um diese Gefäße ein überaus schönes Netz von feinen Schlag-Adern, die diesen Canälen ohne Zweifel zur Ernährung dienen.

Hat man sich von diesem Eingeweide die angegebenen Präparate verfertigt, und sie gehörig aufbewahrt, so ist nichts weiter zu thun übrig, als daß man noch, wofern man es für nöthig erachtet, einige ganze Lebern, der Form und Größe wegen, die sie in verschiedenen Perioden des menschlichen Lebens haben, aufhebt, und bey Embryonen dahin sieht, daß die Nabel-Blutader und der Blutader-Gang gut betrachtet werden können. Die hierzu nöthigen Handgriffe werde ich im Art. Leibes-Frucht, bey Beschreibung der Einsprützung und Zubereitung derselben, anzeigen.

Nerven hat die Leber eher viele, als große, daher schmerzt sie bey Verwundungen und Entzündung nur mäßig. Ihr Ursprung ist doppelt. Die meisten kommen von dem großen knotigen Geflechte des Eingeweide-Astes, des sympathischen, mit Hinzufügung eines Astes vom hintern Geflechte des umschweifen-

den Pares; sie begleiten die Leber-Arterie, laufen rings um ihren Stamm, und gehen mit ihr und der Pfort-Ader in die Leber. Ein anderes Bündel pflegt mit dem Blutader-Gange beyzutreten, welches von dem hintern Geflechte des umschweifenden Pares, auch bisweilen von dem großen Geflechte, entspringt.

So wenig auch der eigentliche Nutzen der Leber den Alten bekannt war, (wovon ich im Art. Leber-Fluß Beweise anführen werde,) so weis man doch heut zu Tage desto zuverläßiger, daß sie eigentlich zur Absonderung und Ausarbeitung der Galle bestimmt ist. Hiernächst hat sie auch einen offenbaren Nutzen in der Leibes-Frucht (dem Embryo), das aus dem Mutter-Kuchen zurückkommende Blut durchzulassen, und seinen Andrang, wie es scheint, zu brechen. Auch im erwachsenen Menschen hat sie den, doch weniger offenbaren, Nutzen, den Rückfluß des Blutes aus den Eingeweiden, die zur Bereitung des Speise-Saftes bestimmt sind, aufzuhalten.

Was besonders die Leber der vierfüßigen Thiere betrifft, so ist dieselbe, nach der gemeinen Meinung, eine in dem Bauche enthaltene drüsige Masse. Man bemerkt daran:

1. die Lage, an der vordern Seite dieser Höhle. Dieses Eingeweide nimmt nicht allein diesen Theil ein, sondern es erstreckt sich auch in denjenigen Theil, welchen die Zergliederer des menschlichen Körpers die hypochondrische Gegend nennen. In den wiederkäuenden Thieren liegt sie nur auf der rechten Seite.

2. Die Farbe ist dunkler und schwärzer, als die der menschlichen Leber; aber nicht so schwarz, als in den eben erwähnten Thieren.

3. Den Umfang oder die Größe. Die Leber des Pferdes hat ungefähr $2\frac{1}{2}$ Fuß im Umfange, und ihre Dicke ist an ihrem stärksten Theile 4 Zoll. Bey dem Rindviehe ist der Umfang, oder die Größe, geringer;

ringer; sie ist bey diesem Thiere 1½ Fuß lang, und 1 F. breit; ihre Dicke kommt mit der von dem Pferde an dem Orte, wo sie am dicksten ist, überein. Die Leber des Schafes hat, verhältnißmäßig, einen grössern Umfang; er beträgt ungefähr 10 Zoll in der Länge und Breite, und ihre Dicke gleicht ungefähr der Dicke der Leber vom Rindvieh.

4. Ihre vordere Fläche ist erhaben, sehr glatt, und stößt an das Zwerch-Fell.

5. Ihre hintere Fläche ist breit, an gewissen Orten ausgehöhlt, und hat Ungleichheiten, welche Spalten, Löcher und Erhöhungen vorstellen. Die Leber der wiederkäuenden Thiere hat eine äussere und eine innere Fläche. Die erstere ist gleichfalls glatt, erhaben oder gewölbet, und stößt an die falschen Rippen; die zweyte ist theils erhaben, und theils vertieft, stößt an den Wanst an, und hat einige Spalten, wie auch einige Löcher.

6. Den Rand, der ihren Umfang ausmacht, und welcher sehr dünn ist. In den wiederkäuenden Thieren ist er verhältnißmäßig an der Seite der Wirbel-Beine, und an dem hintern Theile, viel dicker.

7. Die Spalten, die sich an diesen Rand erstrecken, und welche sie in verschiedene Portionen theilen, die eben so viele Stücke ausmachen.

8. Die Stücke oder die Lappen der Leber, an der Zahl drey: ein großer, ein mittlerer, und ein kleinerer. Der erste begreift die ganze große Portion in sich, welche auf der rechten Seite ist, sich von dem obern Theile derselben bis den ersten Spalt ausbreitet, und an seinem Ende ein Läppchen hangend hat, dessen Figur pyramidalisch ist; dieses Läppchen, welches durch ein Seiten-Ligament unterstützt wird, bedeckt einen Theil der rechten Niere, und eben dieses Läppchen enthält in einer Vertiefung den vordern Theil dieser Niere. Der zweyte, oder der mittlere,

begreift alles das, was auf der linken Seite ist, und wird von dem ersten Spalte, der sich auf dieser Seite befindet, begränzet. Der dritte endlich, oder der kleine, nimmt den Raum ein, welcher zwischen diesen beyden Spalten ist; er ist gleichsam gezackt, d. i. durch 2 oder 3 Spalte in drey, zuweilen in vier Läppchen zertheilt.

Bey den mit dem Pferde verglichenen Thieren findet man dieselbe Zahl von Lappen oder Stücken, nähmlich: einen vordern, einen mittlern, und einen hintern. Der vordere ist viel dünner; er dehnt sich bis an den ersten Spalt aus, in welchen die Nabel-Blutader hinein dringt. Der mittlere ist viel dicker; er erstreckt sich von dem ersten Spalte an, bis an den zweyten. Bey dem Schafe ist in diesem Lappen eine Höhlung, worin ein Theil der Gallen-Blase liegt. Der dritte, oder der hintere, ist der kleinste; er liegt vor den rechten Nieren. Zuweilen erscheint bey diesen Thieren die Leber nur in Gestalt eines einzigen Lappens, und die beyden andern zeigen sich dabey nur als Anhänge.

9. Das Läppchen, welches man bey dem Menschen das Läppchen des Spigelius nennt, ist eine Art von Fortsatz an der Leber, und entsteht hier von einer weniger merklichen Erhöhung, als man ungefähr an der Mitte der hintern Fläche dieses Eingeweides wahrnimmt.

10. Die dreyeckige Höhle, von ungefähr 2 Zoll in der Tiefe, welche in dem größten, d. i. in dem Spalte, welcher den großen Lappen von dem kleinen absondert, angetroffen wird. Die Nabel-Blutader dringt in den Grund dieser Höhle ein, und ist übrigens bey Erwachsenen von keinem Nutzen. Eben diese Höhle, welche bey den wiederkäuenden Thieren gar oft einen wahren Gang oder eine Röhre ausmacht, scheidet den vordern Lappen von dem mittlern, er

stößt

stößt an die drey lezten falschen Rippen an, und nimmt ebenfalls die Nabel-Blutader auf, welche, um dahin zu gelangen, sich nach der rechten Seite wendet. Bey dem Schafe ist diese Höhle auch viel beträchtlicher.

11. Die Vertiefung, welche die Alten die Pforte der Leber genannt haben, und weshalb sie der an diesem Orte eindringenden Blut-Ader den Nahmen der Pfort-Ader beygelegt haben, welche bey den erwähnten Thieren noch viel größer ist. Diese ziemlich große Vertiefung ist in der Mitte des ausgehöhlten Theiles dieses Eingeweides, und in der Nachbarschaft des Endes von dem großen Spalte.

12. Die beträchtlichen Löcher, die in eben dieser Vertiefung sind; die weitesten sind zum Durchgange der Aeste der Pfort-Ader bestimmt, die andern dienen zum Durchgange der Zweige der Leber-Puls-Ader, und gestatten dem Canale, welcher den Nahmen von der Leber hat, einen Ausgang.

13. Die beträchtliche Rinne, welche auf derselben Seite, und nahe an den Wirbelbeinen, die Hohl-Ader in sich schließt; die aber bey den wiederkäuenden Thieren sehr geringe ist, indem sie nur ungefähr ein Drittel von der Hohl-Ader verbirgt.

14. Der runde Ausschnitt, welcher 1 Zoll breit von dieser Rinne entfernt ist, und durch welchen die Speise-Röhre, bey ihrem Austritte aus der Brust, schlüpfet. Bey den wiederkäuenden Thieren fehlt dieser ganz.

15. Die Substanz. Wenn man alle Gefäße, die in ihr Gewebe hinein gehen, abrechnet, so kann man nicht sagen, es bestehe dieses Eingeweide aus einem verdickten Blute, welches man in alten Zeiten das Parenchyma der Leber genannt hat, sondern es ist aus kleinen, auf einander gehäuften drüsigen Körperchen zusammengesetzt, welche man vermittelst des

Einweichens oder Wässerns, des Kochens oder des Vergrößerungsglases, entdeckt, und eben diese Körperchen stoßen auf die Gefäße.

16. Die Häute, welche bey den wiederkäuenden Thieren viel fester zusammen hangen; an der Zahl zwey. Die eine davon ist die allgemeine, die andere aber ist die besondere. Die erste entspringt von dem Bauch-Felle, welches an dem Orte, wo es das Zwerch-Fell nicht überzieht, oder vielmehr an dem Orte des Mittelpunctes der sehnigen Ausbreitung, sich in sich selber vertieft, und diesem Eingeweide eine sehr große und beträchtliche Tasche darbiethet, die es umschließt. Die zweyte, die vermittelst des Zellgewebes mit der ersten vereinigt ist, hängt sehr fest an der Leber an, schleicht sich in die Substanz selbst hinein, und dringt zwischen die kleinen drüsigen Körperchen dieses Eingeweides.

17. Die Verbindung a) mit der Hohl-Ader, und b) mit dem Zwerch-Felle, welche theils durch Anhangen, theils durch festere Ligamente, geschieht. Die Verbindung durch das Anhangen geschieht 7 bis 8 Quer-Finger breit unmittelbar an dem Zwerch-Felle, an dem Orte, wo das Bauch-Fell sie nicht bedeckt; und die Leber, die an dieser Gegend angeleimt zu seyn scheint, wird überdies noch durch weißliche Fäserchen daran befestigt, welche in ihre Substanz eindringen. Bey den wiederkäuenden Thieren geschehen die Verbindungen an dem Zwerch-Fell, an der Hohl-Ader, an der Gekröse-Drüse, an dem Netze und an dem Psalter; die Verbindung mit dem Zwerch-Felle geschieht aber nicht vermittelst weißlicher Fäserchen, noch auch durch ein Ligament, von welchen beyden man hier keine Spuren findet.

18. Die Bänder oder Ligamente, an der Zahl drey, nähmlich zwey Seiten-Ligamente, und ein mittleres. Die Seiten-Ligamente, eines an der rechten, und das

andere

andere an der linken Seite, sind einander ungefähr gleich, man mag auf ihre Gestalt, oder ihre Erstreckung, Rücksicht nehmen. Beyde entspringen von der gemeinschaftlichen Haut, das eine geht von dem großen, und das andere von dem mittlern Lappen der Leber, und beständig auf der vordern Fläche, ab, und endigen sich in dem Zwerch-Felle; bey den wiederkäuenden Thieren aber an den falschen Rippen. Das dritte, oder das mittlere, ist das ansehnlichste darunter; man nennt es auch das sichelförmige Ligament, weil es bey seinem Anfange eine Spitze darstellt, und hierauf breiter wird, jedoch weniger hier, als bey dem Menschen, wenn es sich von der Seite des Eingeweides zwischen den Seiten-Ligamenten, und fast in der Mitte der Leber, fortpflanzt. Es wird gleichfalls durch eine Falte des Bauch-Felles hervorgebracht, welche von der Seite des Nabels ab, längst der erhabenen Fläche fortgeht, und sich ebenfalls in dem Zwerch-Felle endigt. In den wiederkäuenden Thieren geht es mit der Nabel-Blutader längst dem mittlern und rechten Seiten-Theile, bis an die dreyeckige Höhlung, fort. Alle diese Ligamente schließen überdies die Ränder der Leber ein, und unterstützen dieselben, da sie sonst wankten, und bey einer gewaltsamen Handlung des Thieres auf die Därme fallen würden. Dieses Eingeweide, welches bloß vermittelst der kronenartigen Anhänge befestigt, übrigens aber durch den Magen und durch den ganzen Bündel der Därme, die keinen leeren Raum im Bauche lassen, unterstützt ist, ist weder einer Verrückung eines oder des andern Theiles, noch dem Zerren der Ligamente, und der Portionen, an welche sie befestigt sind, ausgesetzt.

19. Die Puls-Adern. Dieses Eingeweide hat nur eine einzige, und dazu, im Verhältniß der Größe desselben wenig beträchtliche Puls-Ader. Sie entspringt aus der Bauch-Pulsader (coeliaca), geht

von ihrem Ursprunge schief auf die rechte Seite niederwärts, und nachdem sie die rechte vom Magen nach dem Netze hinlaufende (gastro-epiploica dextra), und die Puls-Ader des untern Magenmundes (pylorica) von sich ausgeschickt hat, versenkt sie sich in die Substanz der Leber, in der Gegend der Vertiefung in der Mitte der vertieften Fläche, worin sie sich verliert, nachdem sie sich gleich anfangs wieder in 3 oder 4 Aeste vertheilt hat, welche alle sich hernach in sehr viele Zweige ausbreiten.

20. Die Venen oder Blut-Adern, deren einige von der Leber-Pfortader, andere von der Hohl-Ader herkommen. Die Leber-Pfort-Ader verliert sich in der Leber gänzlich; sie geht aus dem Ende des Stammes heraus, welchen man überhaupt die Höhle der Pfort-Ader (Sinus Venae portarum) nennt. Dieser Stamm ist aus der Vereinigung aller Blut-Adern des Bauches entstanden, und liegt zwischen dem Magen, der Leber und dem Zwölffinger-Darm; er läuft 5 bis 6 Quer-Finger breit schief nach der rechten Seite, um die Leber zu erreichen, und auf dieser Seite findet man die kleine Pfort-Ader, welche sich durch verschiedene Zweige in die Substanz der Leber versenkt, und an der Seite des Leber-Canales durch vorerwähnte Vertiefung hinein dringt. Ein jeder dieser Zweige vertheilt sich darin wieder, und alle zusammen verbreiten sich in das ganze Eingeweide; ihre verschiedene und vermehrte Zweige stoßen an eben so viele markige und drüsige Körperchen, wovon sie sehr schwer abzusondern sind, und vereinigen sich mit den Enden der Leber-Blutadern, die von der Hohl-Ader herkommen. Diese Leber-Blutadern, deren gleich anfangs drey oder vier sind, und welche sich nachher in die ganze Leber, den andern Zweigen entgegen laufend, zerstreuen, werden von der Hohl-Ader abgegeben, sobald sie durch das Zwerch-Fell gegangen ist.

21. Die

21. Die Nerven entspringen aus dem Intercostal-Pare, aus dem großen sympathischen Nerven, und aus dem achten Pare, welche die Leber-Flechte bilden; verschiedene Aeste aus eben dieser Flechte umwickeln die Leber-Pulsader, und gehen mit ihr in die Leber hinein, wo sie sich verlieren.

22. Die Lymphen-Gefäße zeigen sich auf der Oberfläche dieses Eingeweides, laufen unter der gemeinschaftlichen Haut weg, und nachdem sie bald auf der ausgehöhlten, bald aber auf der gewölbten Fläche herum gelaufen sind, begeben sie sich in den Brust-Milchgang, oder in das Behältniß des Nahrungs-Saftes.

23. Die Gallen-Gefäße sind die der Leber eigenen Gefäße, und müssen als ausführende Canäle aus dieser zusammengesetzten Drüse angesehen werden. Ihr Ursprung ist an allen drüsigen Körperchen, aus welchen sie zusammengesetzt ist. Sie folgen allen Vertheilungen der Pfort-Ader; viele pflanzen sich fort, und machen den Leber-Canal aus, der den ganzen mittlern Theil der Leber an der hintern Fläche, von dem Eingange der Pfort-Ader an, bis an das Ende des linken Lappens, einnimmt. Ausser diesem Canale findet man bey dem Rindviehe unzählige Zweige, welche aus dem Umfange des mittlern Lappens abgehen, und in den Mittelpunct dieses Lappens sich begeben; ihre Vereinigung macht verschiedene besondere beträchtliche Canäle aus, welche vermittelst sehr vieler merklicher Oeffnungen sich in den Gallenblasen-Gang öffnen, von dem Halse der Gallen-Blase an, wo sie viel stärker sich zeigen, bis an den Gallen-Gang, von welchem sie nicht unterschieden sind, und von welchem sie Aeste zu seyn scheinen. Die Röhrchen, die aus dem rechten Lappen kommen, laufen von der ganzen Oberfläche ab, bilden verschiedene beträchtlichere Canäle, die zu dem ersten stoßen, und sich mit

ihm vereinigen, wodurch sie seinen Durchmesser vermehren, weil sie zusammen nur einen einzigen Canal, einen Finger dick, ausmachen, welcher aus der Leber heraus geht, und sich alsdann noch ungefähr 3 Zoll lang verlängert, damit er den Anfang der dünnen Därme, 5 bis 6 Quer-Finger breit, unter dem untern Magenmunde, erreiche. Er durchbohrt dessen Häute, sein Gang zwischen den Häuten ist im geringsten nicht schief, und er endigt sich darin vermittelst einer Klappe, welche der Flüssigkeit, die er führt, einen Ausfluß verstattet, den Rückfluß aber verhindert. Von der Seite des Darmes ist eine kleine zirkelrunde Geschwulst, welche die Oeffnung des Canales genauer verschließen hilft. In dem Innern dieses Canales bemerkt man auch noch die eyrunde Oeffnung des vornehmsten Gekrösedrüsen-Canales, welcher sich dahin begiebt, und sich darein ergießt, nebst einer Menge kleiner Höhlen oder Bläschen, die von seinem Ausgange aus der Leber an, bis zu dem Orte, wo er sich endigt, häufig angetroffen werden. Wenn man endlich durch diesen Canal Wasser einsprützt, so schwellt man die Leber auf, und das Wasser kommt zum Theil durch die Pfort-Ader, zum Theil aber durch die Hohl-Ader, zurück; und wenn man an dem Rande dieses Eingeweides einige Einschnitte macht, so schwitzt dasselbe Wasser gleichsam heraus. Dieser Canal, welchen man hier den gemeinen Gallen-Gang nennen könnte, ist bey dem Pferde der einzige, welcher die Galle aus der Leber führt; denn da dieses Thier keine Gallen-Blase hat, so sind weder der Gallen-Blasen-Gang, noch die aus der Leber und Gallen-Blase gemeinschaftlich herkommenden Canäle (Ductus hepatico-cystici), in ihm zu entdecken. Bey den wiederkäuenden Thieren hingegen verhält es sich anders; diese Thiere haben eine Gallen-Blase, welche man auch bey den meisten derjenigen Thiere, die zu einem heftigen Laufen bestimmt,

stimmt, oder dazu gewöhnt sind, als: bey dem Dromedar, dem Hirsch, und sogar auch bey vielen Fischen, nicht antrifft. Die Gallen-Gefäße machen den Leber-Canal aus; dieser 4 Zoll lange Canal steigt bey dem Rindvieh von oben herunter, bey dem Schafe aber mehr wagerecht von vorn nach hinten, um den Darm zu erreichen, in dessen Höhle er, bey den erstern Thieren in Gestalt einer Warze, bey den andern aber in Gestalt eines Schnabels von einer Schreib-Feder, ohne die geringste Klappe, sich zeigt. Einen sehr merkwürdigen Unterschied findet man bey den leztern, daß er den Canal der Gekröse-Drüse ungefähr anderthalb Zoll, ehe er in den Darm hinein dringt, in sich aufnimmt. Uebrigens geschieht es sehr oft, daß bey dem Schafe und dem Kalbe, seltener hingegen bey dem Rinde, dieser Canal, und dessen Zweige mit einer Art von Würmern angefüllt sind, welche man Egel-Schnecken, Leber-Egel, Leber-Würmer, Fr. Douves, nennt, die sich auch zuweilen in dem Gallenblasen-Gange und in der Gallen-Blase selbst einnisteln. Ein Mehreres von diesen Egel-Schnecken findet man im X Th., S. 133, fgg.

24. Die gemeinschaftliche Haut liefert den durch die Leber-Pforte eindringenden und herauskommenden verschiedenen Leber-Gefäßen eine Scheide, welche Glisson in dem Menschen entdeckt hat; diese Kapsel entspringt von dem Bauch-Felle.

25. Der Nutzen dieser Gefäße ist, a) von Seiten der Leber-Pulsader, dieses Eingeweide zu ernähren, und vielleicht einen geringen Theil der Flüssigkeit, aus welcher die Galle abgesondert wird, dahin zu bringen. b) Von Seiten der Leber-Pfortader, die Verrichtung einer Puls-Ader hier zu übernehmen, und in die Durchseiher der Leber eine große Menge Blut zu führen, aus welchem diese Flüssigkeit heraus gezogen werden soll; und dieses wird auch durch ihre

Richt-

Richtung bewiesen, welche, ehe sie sich mit den Enden der Leber-Blutadern vereinigen, nach allen kleinen drüsigen Körpern gerichtet ist; dieses zeigt auch die Beschaffenheit des durch diese Gefäße herbeygeführten Blutes, welches, da es aus allen Blut-Adern des Magens, der Därme, des Gekröses, des Netzes und der Milz, kommt, nothwendig mit wenigerm Wasser beladen seyn muß, weil es dieses in den Durchseihern aller dieser Eingeweide in Menge hat absetzen müssen; es muß aber auch mit mehr brennbaren Theilen, welche es in dem Gekröse und in dem Netze in sich gezogen hat, versehen seyn. c) Von Seiten der Hohl-Ader, das Blut der Pfort-Ader, nachdem die Galle davon abgesondert worden ist, wieder aufzunehmen; die Leber-Aeste empfangen es, und bringen es in den Kreislauf zurück. d) Von Seiten der Lymphen-Gefäße, Wasser an sich zu ziehen, welches sich in den Bläschen von der Galle vielleicht möchte abgesondert haben, oder welches wegen der Langsamkeit des Kreislaufes in diesem Eingeweide, sich von dem Blute könnte abgesondert haben. e) Von Seiten der Nerven, die zur Unterhaltung der Bewegung und des Lebens nöthige Flüssigkeit, so wie durchgehends an alle andere Orte, also auch hierher, zu liefern. f) Von Seiten der Gallen-Canäle endlich, die in den kleinen drüsigen Körperchen abgesonderte Feuchtigkeit bis in den Leber-Canal, und bis in den ersten Theil des dünnen Darmes zu führen.

26. Der Nutzen der Leber ist also überhaupt der, den eine wahre zusammengesetzte Drüse leistet; also der Nutzen eines absondernden Werkzeuges, welches durch seine Vereinigung die Galle hervorbringt, d. i. eine Feuchtigkeit von ziemlich dicker Beschaffenheit, von einer gelblichen in das Grüne spielenden Farbe, und von einem sehr bittern Geschmacke.

Diese

Diese Feuchtigkeit ist eine Art von Seife, welche vermögend ist, die zähen Theile des Futters aufzulösen; und dieses verrichtet sie in den dünnen Därmen, wo sie sich mit ihnen vermischt. Man muß sie als ein bey der Verdauung sehr wirksames Wesen ansehen.

Aus Menschen-Lebern sollen die Hottentotten sich eine gute Mahlzeit zubereiten.

Bey etlichen Thieren gelangt die Leber zu einer ganz besondern Größe; und von manchen Thieren wird sie gegessen, und als ein Leckerbissen angesehen.

Die Leber vierfüßiger Thiere ist überhaupt etwas schwer zu verdauen; doch sind die von jungen und in guter Weide gegangenen Thieren, viel saftiger, zarter und größer, als die von altem und schlecht gefütterten Vieh. Am meisten wird die Lamms- und Kalbs-Leber geachtet; die von den Schweinen wird, nachdem sie gereinigt, entädert und gehäutelt ist, in Därme gestoßen, und es werden Leber-Würste daraus bereitet. Die Zurichtung der Kalbs-Leber ist im XXXII Th., S. 415 — 419, beschrieben worden. Die von Ziegen oder Böcklein, hält man für höchstschädlich.

Die Leber der Vögel ist derber, und daher schwerer zu verdauen; doch ist die Gänse-Leber ausgenommen, welche, wie ich im XVI Th., S. 62, fgg. gezeigt habe, ausserordentlich zu vergrößern ist, und sodann als schöne und gesunde Speise angesehen wird. Von Hühnern und Kapaunen, ist die Leber sehr beliebt. Man pflegt Semmel-Scheiben zu rösten, mit einer feinen Farße zu bestreichen, mit fetten Hühner- oder Kapaunen-Lebern zu belegen, und hernach im Ofen oder in einer Torten-Pfanne zu backen, welches in

der

der Koch-Kunst Foies gras en canapé (fette Lebern en canapé) genannt wird.

Unter den Fischen, haben die Quappen (Aalraupen), Welse und Hechte, die schmackhafteste Leber, welche zu den Leckerbissen gerechnet wird. Die ersten haben einen angenehmen Geschmack; die mittlern sind ziemlich süß und fast ekelhaft; die lezten aber sind die besten. Von Zurichtung der Quappen-Leber, s. im I Th. S. 22.; und von der Hecht-Leber, im XXII Th., S. 602, f.

Von dem aus Lebern von allerley Gattungen Fische zubereiteten Thran, welcher in Bohuslehn zum Brennen in Lampen gebraucht wird, s. im LIX Th., S. 156.

Bey den alten Römern wurde die Leber besonders mit zur Wahrsagerey gebraucht, welche Ἡ*ματοσκοπία* hieß. Bey der Haupt-Untersuchung der Eingeweide der Opfer-Thiere, machten die Aruspices den Anfang mit der Leber, welche gleichsam der Haupt-Sitz, oder, wie sie *Philostratus* (7) nennt, der Tripos aller Wahrsagungen war. Obwohl die andern Eingeweide, als: Herz, Milz, Nieren, auch mit in Betrachtung genommen wurden, hatte es doch, wenn es nur mit der Leber gut aussahe, mit den übrigen nicht viel zu bedeuten (8). Sie betrachteten ihre Farbe, ob sie die rechte gehörige Röthe hatte, oder ob man Eiter und kleine Geschwüre daran wahrnahm; ob sie die natürliche rechte Consistenz hatte, oder ob Verhärtungen und Steine darin angetroffen wurden; ob sie im Körper sich an der rechten Stelle befand, oder ob sie eine widernatürliche Lage hatte; ob die Opfer-Schlächter bey dem Schlachten die Leber verlezt, und darein unversehends geschnitten oder gestochen hatten;

(7) In vita Apollon. l. 8, 7. §. 15.

(8) *Stuck* de sacrific. p. 190. apud *Pitisc.* in *Jecur.*

ten (9); ob sie sehr klein und angefressen war; ob gar keine Leber da war, oder ob sie ganz schwammicht war; denn das alles waren ungemein böse und traurige Zeichen (10); ob sie im Kochen aufschwoll, oder zerriß, und eiterhafte Stellen zeigte; ob sie groß, und gleichsam doppelt erschien, welches ein gutes Zeichen war (11). Es wurde dabey sonderlich auf ihre Fibras, Fissuram und Caput gesehen. Fibrae hießen die Ränder (12); und wenn diese wie zurückgeschlagen waren, bedeutete es etwas besonders gutes (13). Die Fissura, oder Fissum, war, wenn die Leber sich in 2 Spitzen theilte, welche die Capita hießen (14), von denen das eine den Opfernden, das andere die Feinde desselben angieng, und nachdem eins gegen das andere gut oder schlecht beschaffen war, darnach urtheilten die Extispices (15). Fehlte aber dergleichen Caput gar, war es ein unglückliches Zeichen; war es doppelt, hieß es desto besser (16), und was der Tän-

des-

(9) *Plin.* l. 11, 37. Caput extorum caesum tristis quoque ostenti est; praeterquam in solicitudine et metu, tunc enim perimit cuias. („Man hält es für ein unglückliches „Vorbedeutungszeichen, wenn dieses Haupt-Eingeweide „etwa durch einen Schnitt verletzt war; ausgenommen, „wenn derjenige, welcher opfert, in Bekümmerniß und „Furcht ist, in welchem Falle es die Sorgen benimmt.")

(10) *Liu.* l. 30, 2. *Cic.* de diuin. l. 2, 13. *Liu.* l. 27, 26. 41, 15.

(11) *Suet.* Aug. c. 95. *Plin.* l. 11, 37. *Dio Cass.* l. 46. v. 35.

(12) *Virg.* Aen. l. 10, v. 176. et *Seru. Honor* ad h. l. Fibrae sunt iecoris extremitates. Parent autem, id est, peritissime agnoscuntur. Id. ad *Virg.* Georg. 1, v. 120. Fibrae per iecur, sunt venae quaedam ac nerui. *Virg.* Georg. 1, v. 484.

(13) *Suet.* Aug. c. 95. (14) *Cic.* de diuin. l. 1, c. 10.

(15) *Lucan.* l. 1, v. 626.

(16) *Plin.* l. 11, 37. *Val. Max.* l. 1, 6. §. 9. *Alex. ab Alex.* l. 5, 25. ad eumq. *Tiraquell.* l. c. *Struv.* Antiqu. Rom. c. 6.

deleyen alle mehr waren, die endlich der Kaiser *Theodosius M.* insgesammt scharf verboth (17).

Die Leber, welche sehr mit Blute angefüllt, und ein Eingeweide ist, welches roh und ungekocht sehr gern in Fäulniß geht, kann sich, wenn es gekocht worden ist, ganze Jahre halten, ohne zu faulen. Riolan versichert, daß eine gekochte Leber, welche er in dem medicinischen Hör-Sahle gelassen, sich ein ganzes Jahr lang gehalten hätte, ohne von der Fäulniß angegriffen zu werden.

Ueber eine besondere, durch die Fäulniß bewirkte Veränderung in der menschlichen Leber, von *de Fourcroy* (*). „Hr. *Poulletier de la Salle* hatte ein Stück Leber an einem Faden aufgehangen; ohne zu faulen, hatte es einen unangenehmen Geruch von sich gegeben; Insecten-Larven, besonders die des Speck-Käfers, hatten es angefressen; endlich war es nach und nach verwandelt. Auf diese Art war es länger als 10 Jahr aufgehangen gewesen, doch schien es seit 3 bis 4 Jahren weiter keine Veränderung zu leiden. Dem ersten Anblicke nach, hätte man es für eine erdige Substanz, fast für sogenannte Mond-Milch halten sollen; doch konnte man noch einige Spuren vertrockneter Häute wahrnehmen. Zwischen den Fingern gerieben, war es fett und weich anzufühlen, fast wie eine Seife.

Als man es bey der Untersuchung 1) auf glühende Kohlen brachte, erweichte es sich, und gab einen Geruch wie verbranntes Fett von sich; es schmolz bald ganz, wurde aufgetrieben, schwarz, und ließ eine kohl-

(17) L. 2. C. de pag. et Sacr. et Templ.

(*) Annal. de Chym. To. III. p. 120. v. Crell Beytr. zu den chem. Annalen, 4 Th. S. 378 fgg.

kohlige leichte Materie zurück, welche, sehr stark erhitzt, zu einer weißen Asche ward.

2) Eine halbe Unze davon, gab bey der Destillation anfangs einige Tropfen eines weißen Wassers, ohne merklichen Geruch; die folgenden weißen dicken Dämpfe verdickten sich zu einer weißen, festen Materie, die am Retorten-Halse hangen blieb; hierauf entstand ein äusserst widriger Geruch; das verdickte Oehl ward braun, und es entband sich brennbare Luft nebst Luft-Säure. Es schien ein beträchtlicher Theil der Leber unzersetzt übergegangen zu seyn. Das verdickte Oehl im Halse und in der Vorlage schien blättericht und krystallinisch, und man bemerkte weder Zeichen von Säure, noch vom Alkali.

3) Von 1 Qu. Leber schien sich etwas in 2 Unzen destill. Wassers durch Digestion aufzulösen. Es war weißlich undurchsichtig, roch ein wenig seifenhaft, und bey dem Schütteln zeigte sich eine Menge Luft-Blasen; es machte den Veilchen-Saft merklich grün. Kalk-Wasser, ohne einen merklichen Niederschlag zu machen, machte seinen Geruch etwas unangenehmer. Der nicht aufgelöfete Theil schmolz in der Wärme, und krystallisirte sich wieder im Erkalten. Man bemerkte einen Fett-Geruch, und zulezt entzündete sich die Masse.

4) 1 Qu. mit kaustischem Laugen-Salze, kalt zusammengerieben, schien merklich dadurch verändert; es entband sich ein schwacher Geruch von flüchtigem Alkali, und die Lauge ward schaumig. Durch Erwärmung ward sie braun, und roch wie erwärmte Seife. Nach $\frac{1}{4}$stündigem Kochen wurde die Flüssigkeit heiß durchgeseihet; nach dem Erkalten ward sie steif und braun. Kochendes destill. Wasser löfete sie in allen Verhältnissen auf, ohne ein Rückbleibsel (selbst nicht der häutigen Theile) zu lassen. Sie schäumte ungemein. Beym Erkalten setzte sie einige weiße flockige Theile ab.

Kalk-Wasser schlug daraus eine Menge nieder; die Säuren zersetzten sie, so wie auch die erdigen Mittel-Salze. Das Alkali hatte also eine fette oehlige Materie aufgelöset, und eine gleichförmige Seife gebildet. Es war also noch nöthig, die Art dieser oehligen Materie zu wissen.

5) 1 Qu., zu einer Art eines fettigen Pulvers gerieben, wurde mit 2 Unzen Alkohol, (von 36° nach *Beaume's* Aräometer) in gelinde Digestion gesetzt; nach 2 Tagen hatte der Weingeist eine bräunliche Farbe, und gab zugleich einen etwas stinkenden Geruch. Nach dem Durchseihen machte diese Tinctur, wie Wasser, eine sehr dicke weiße Wolke, und einen beträchtlichen Niederschlag. In einem Porzellan-Schälchen im Sandbade abgedampft, ließ sie eine gelbliche Masse zurück, die zwar harzig schien, doch in etwas vom Wasser aufgelöset wurde, und ihm eine weiße Farbe und ein etwas körnichtes Ansehen, als wie eines grauen geronnenen Oehles, gab. Der vom Weingeist unaufgelöfete Theil betrug ungefähr 30 Gr.; doch auch hiervon löseten 4 Unzen, (in zwey Mahlen) noch 10 Gr. auf; der Rest war nichts, als Häute und Gefäße. Diese zulezt aufgelöseten 10 Gr. verhielten sich eben so, wie die ersten. Man untersuchte die daraus durch Wasser abzuscheidenden Flocken; sie betrugen, in allem, nach Abzug des im Wasser auflöslichen Theiles, 37 Gr., von gelblicher Farbe, und waren weich und fettig anzufühlen; man that sie in eine Phiole, welche man in heißes Wasser steckte; sie erweichten sich, und waren eher geschmolzen, ehe das Wasser kochte. Waren sie ganz flüssig, so hatten sie eine braungelbe Farbe, und einen geringen Geruch von geschmolzenem Wachse; (denn der üble Geruch war nach der Auflösung im Weingeiste ganz verschwunden,) ausgegossen und erkaltet formirten sie eine feste, zerbrechliche und glatte Masse; sie

gab

gab einen glatten Bruch, war inwendig blätterich̃t und deutlich̃ krystallisirt. Heißer Weingeist lösete sie völlig auf, und verhielt sich̃ genau wie der Wallrath, nur daß sie nicht so trocken, so weiß, so durchsichtig, und etwas leichter in Weingeist aufzulösen war.

6) 2 Qu. kleingeschnitten, wurden in einer Phiole in heißes Wasser zu 98° Reaum. gesetzt. Ein Theil erweichte sich̃ und schmolz, und wurde durch Auspressen von dem übrigen geschieden. Nach dem Erkalten glich̃ er sehr dem Wesen, was der Weingeist ausgezogen hatte; nur war jener dunkler gefärbt und übler riechend, und hatte das seifenhafte Wasser bey sich̃, welches aus diesem das Wasser in sich̃ genommen hatte.

7) Der seifenhafte Theil war zu geringe, um ihn genau zu untersuchen; er schien aber aus demselben fettigen Wesen, etwas flüchtigem Alkali und Soda zu bestehen; und es ist glaublich̃, daß das ganze Fett anfangs in der Leber sich̃ als Seife befand; welches auch daraus zu vermuthen war, weil im tiefsten, der Luft am wenigsten ausgesetzten Theile das Seifenartige häufiger zu seyn schien.

Bey Menschen sowohl, als Thieren, ist die Leber verschiedenen Krankheiten und Zufällen unterworfen, wovon ich weiter unten im Art. Leber-Krankheiten handeln werde.

2. **Leber**, (die) ein Fluß im Nieder-Elsas, im Leberthal, welche in die Scheer fließt; Fr. la Lievre. Siehe Leberthal.

Leber-Aar, Fr. Happe-foie, ein gewisser Raub-Vogel, der nach der Stockfisch-Leber sehr begierig ist, und sich̃ daher gern um die auf dem Stockfisch-Fange begriffenen Schiffe aufhält.

Leber-Abscess, s. unten im Art. Leber-Krankheiten, bey Entzündung der Leber.

Leberachthal, siehe Leberthal.

Leber-Ader, in der Anatomie, der untere größere Ast der Achsel-Ader, welcher sich wieder in die zwey Brust-Adern theilt. Bey den Thieren, wo sie innerhalb des Schenkels liegt, wird sie auch die Viertel-Ader genannt.

Leber-Aloe, Aloë hepatica, ein Nahme des Gummi Aloe, wenn es von gelblicher Farbe ist, und der Farbe der Leber nahe kommt. Siehe im I Th., S. 567.

Leber-Arterie, s. oben, S. 353 und 375.

1. **Leber-Balsam**, Kleines Balsam-Kraut, Kleiner Costen-Balsam, Garten-Balsam, Leber-Kraut, Malvasier-Kraut, Rain-Blume, Achillea Ageratum, foliis lanceolatis, obtusis, acute serratis *Linn.* Ageratum, foliis serratis *C. B.* Ageratum plerisque, herba Julia quorundam *J. B.* Costus minor hortensis *Gesn.* Eupatorium Mesue *Trag. Matthiol. Lonic.* Herba Julia *Anguillar.* Mentha corymbifera minor *Cord.* Ptarmica lutea suaueolens *Tourn.* Costus hortorum, Sweet Maudlin *Hamb.*; eine Pflanze, welche in Languedoc und um Florenz wächst. Aus der faserigen Wurzel treiben viele, etwa 1 Fuß hohe, in Zweige abgetheilte, steife und holzige Stängel, wodurch die Pflanze ein strauchartiges Ansehen erhält.

Die Blätter stehen wechselweise; die untern sitzen platt auf, sind länglich, stumpf zugespitzt, am Rande scharf ausgezahnt; je weiter sie nach oben zu stehen kommen, je kleiner werden sie. Aus den Enden des Stängels und der Zweige treiben gelbe, knopfige Blumenbüschel. Die Wurzel und die immergrünenden Stängel dauern zwar einige Jahre, beyde aber gehen in hiesigen Gärten, in feuchten Wintern leicht durch die Nässe verloren, besonders wenn die Pflanze auf einem guten Boden steht. Sie blüht im Jun. und Jul., und trägt im Sept. reifen Samen, den man

im

im folgenden April auf ein Mistbeet wieder aussäet; man kann sie auch durch Zertheilung der Wurzeln, im Frühlinge oder Herbste fortpflanzen. Die ganze Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch, und dergleichen etwas bittern und zusammenziehenden Geschmack. Man hat dieselbe ehedem wider hartnäckige viertägige Fieber, und wider Krankheiten der Leber, des Magens und anderer Eingeweide, als ein stärkendes und auflösendes Mittel, gebraucht. Sie soll auch die Würmer tödten; und Simon Pauli behauptet, daß der Same an statt des bekannten Wurm-Samens (Semen Santonicum) gebraucht werden könne. Eben Derselbe hat das durch Aufgießen davon bereitete Oehl zu etlichen Tropfen eingegeben, auch mit Baumwolle auf den Nabel gelegt, und will dadurch Kinder von Würmern befreyet haben. In unsern Zeiten ist diese Pflanze ganz aus der Mode gekommen; und da wir mehrere dergleichen und weit kräftigere haben, können wir dieselbe leicht entbehren.

Folgende Varietäten sind nicht officinell, sondern nur Blumen-Pflanzen. a) Mit langen Blumen-Sträußen, Long-corymbous flowered Achillea *Mawe*, oder mit größern Blumenbüscheln; eine den Lust-Gärten sehr schätzbare Pflanze. b) Mit breiten Blättern und kleinern Blumendolden.

2. Leber-Balsam, eine Benennung der im LIV Th., S. 52, f. beschriebenen Kropf-Blume, Erinus *Linn.*

Leber-Band, Ligamentum hepatis; s. oben, S. 345, f. und 374.

Leber-Blume, weiße Leber-Blume, weißes Leber-Blümlein, weißes Leber-Kraut, Einblatt, Parnasser-Kraut, Parnasser-Gras, Parnassie, Hepatica alba, Parnassia, Engl. Grass of Parnassus, ist bey den meisten neuern Schriftstellern eine Gattung Pflanzen mit fünf Staubfäden, vier Staubwegen,

fünf Abschnitten an dem Blumenkelche, fünf Blättlein an der Blumenkrone, fünf herzförmigen Honigbehältnissen, welche mit Haaren eingefasset sind, und kugelrunde Spitzen haben, und einer Samenkapsel, welche aus vier Schalenstücken besteht. Man kennt bisher nur Eine Art, welche von ihrem Aufenthalte in Sümpfen, Parnassia palustris *Linn.* Parnassia palustris & vulgaris *Tourn.*, und im Deutschen Sumpf-Einblatt, Wasser-Leberblümlein, weiße Herren-Blümlein, weiße Herz-Blümlein, Horn-Blümlein, Stein-Blume, Studenten-Röschen, heißt. Sie wächst in ganz Europa an etwas feuchten und morastigen Orten, und auf sumpfigen Wiesen wild, und blühet im Aug. und September. Die zaserige, ausdauernde Wurzel, treibt viele, auf eigenen Stielen stehende, eyförmige, völlig ganze Blätter, und ganz einfache, nicht viel über $\frac{1}{2}$ Fuß hohe Stängel, welche ungefähr in der Mitte mit einem einzigen, herzförmigen Blatte umfasset, und auf der Spitze mit einer einzigen Blume besetzt sind. Die Blume ist weiß, nicht groß, aber wegen ihrer Beschaffenheit schön. Fünf längliche, stehenbleibende Kelch-Blätter umgeben fünf ausgebreitete, rundliche, vertiefte, gestreifte und eingekerbte Blumenblätter, und diese wieder fünf Honigbehältnisse; jedes besteht aus einem herzförmigen, ausgehöhlten Blättchen, dessen Rand mit vielen Stielchen, welche von der Mitte nach den Seiten verhältnißmäßig niedriger werden und ein gelbes Knöpfchen tragen, besetzt ist. Die fünf Staubfäden und der Fruchtkeim, welcher oberwärts ein Loch zeigt, und seitwärts mit vier stehenbleibenden Griffeln besetzt ist, vereinigen sich mit einander, und sondern sich wieder von einander ab; und dieses Spiel ist ein deutlicher Beweis, daß der Fruchtkeim von den Staubbeuteln befruchtet und geschwängert werde. Anfangs, wenn die Blüthe sich öffnet, stehen die Staubfäden

auf-

aufgerichtet, hernach biegt sich einer nach dem andern, und zwar wechselweise, als: der erste, hernach der dritte, u. s. f. gegen die Oeffnung des Fruchtkeimes, bringt den Staubbeutel in die Oeffnung, und wenn dieser das Pulver ausgeschüttet hat, richtet sich der Staubfaden wieder in die Höhe, schlägt sich auswärts, und legt sich auf das Blumenblatt. Der Fruchtbalg ist eyförmig, fast viereckig, mit den vier Griffeln besetzt, öffnet sich mit vier Klappen, und an diesen hangen einige längliche gelbrothe Samen, welche im Sept. reif werden.

In Gärten unterhält man auch eine Varietät, mit gefüllten Blumen, Parnassia flore pleno *Mill.*, welche von Liebhabern sehr geschätzt wird. Beyde Sorten werden im Herbste, im Winter, oder zeitig im Frühlinge, ehe sie wieder Blätter treiben, durch Zertheilung vermehret. Sie kommen am besten in einem feuchten und schattigen Boden fort, und blühen alsdann jährlich. In einem trocknen und hitzigen Boden aber haben sie keine rechte Art, wofern sie nicht beschattet, und bey trockner Witterung alle Abende regelmäßig begossen werden. Die einfache Sorte kann aus Samen gezogen werden, welcher im Herbste, sobald er reif ist, in leichte fette Erde gesäet werden muß, zum Theil aber erst im folgenden Frühlinge aufgeht. Die jungen Pflanzen müssen gehörig verdünnet, und, wenn das Beet nicht im Schatten liegt, von der Zeit an, da die Sonne im Frühlinge heiß zu scheinen anfängt, gegen ihre Hitze beschattet, und diese Beschattung den ganzen Sommer über fortgesetzt, auch von Unkraute rein gehalten, bey trockner Witterung gehörig begossen, und, wenn ihre Blätter sich verlieren, mit einem Ballen Erde um ihre Wurzel aufgenommen, und auf einen zu ihrer fernern Dauer bestimmten schattigen, feuchten Platz im Garten gepflanzt werden.

Die ältern Aerzte empfahlen die Pflanze zu Eröffnung der verstopften Leber, und rechneten sie unter die Wund-Kräuter; sie schrieben den Samen eine urintreibende, und dem Safte der Blätter, so wie dem mit der Wurzel abgekochten Wasser eine besondere Kraft in Augen-Krankheiten zu; es ist aber der Gebrauch ganz und gar aus der Mode gekommen, und wir werden dadurch gewiß nichts verlieren. In Westmannland pflegen die Landleute die Pflanze mit Bier zu kochen, und diese wider das Sodbrennen zu trinken. Die Bienen besuchen die Blumen fleißig, und hohlen daraus Stoff zu Honig.

Leber-Blutadern, Venae hepaticae; s. oben, S. 352, und 376.

Leber-Blutstürzung, siehe unten im Art. Leber-Krankheiten.

Leber-Brand, siehe eben daselbst.

Leber-Brassen, siehe Leber-Fisch.

Leber-braun, der lichten, braunen, ein wenig in das Graue fallenden Farbe der Leber gleich; leberfarben, leberfarbig.

Im Oberdeutschen ist der Leberbraune, eine Art süßer Weintrauben von leberbrauner Farbe, welche auch Kuhländer, in Sachsen aber der Kleinbraune genannt wird.

Leber-Distel, siehe Sonchen-Kraut.

Leber-Egel, Leber-Würmer, der Schafe; s. im X Th., S. 133, fgg.

Leber-Eitergeschwür, s. unten im Art. Leber-Krankheiten, bey Entzündung der Leber.

Leber-Entzündung, siehe eb. daselbst.

Leber-Erz. 1. Ein durch Arsenik und Schwefel, mit Kupfer, Eisen und Spießglaskönig vererztes braunes Silber-Erz. Siehe Silber-Erz.

2. Ein leberfarbenes, zuweilen gelbliches Kupfer-Erz, welches sehr reichhaltig ist, und oft gewachse-

nes

nes Kupfer enthält. In einigen Kupfer-Gruben wird auch ein röthlicher Eisen-Stein Leber-Erz oder Leber-Schlag genannt; doch versteht man unter Leber-Schlag eigentlich den braunen Kupfer-Mulm. Siehe im LV Th., S. 526.

3. Ein leberfarbenes Queckſilber-Erz zu Idria, welches auf 80 Pfund Queckſilber im Centner hält. Siehe Queckſilber.

Leber-Farbe, Franz. Couleur de Muſc, eine lichtbraune Farbe, welche der gewöhnlichen Farbe der Leber gleicht, und von den Färbern aus Roth und Braun zuſammengeſetzt wird.

Daher die Bey- und Neben-Wörter leberfarben und leberfarbig, dieſe Farbe habend. Siehe Leber-braun.

Leber-Fiſch. 1. Eine Art Felſen-Fiſch, Teuthis Hepatus *Linn.*; wovon in den Supplem. unter Felſen-Fiſch zu handeln ſeyn wird.

2. Eine Art Lipp-Fiſch, Labrus Hepatus *Linn.* Leber-Braſſen; ſiehe Lipp-Fiſch.

Leber-Flecken, ein leberfarbener oder leberbrauner Flecken.

Beſonders pflegt man gewiſſe braune, oder gelblich ſchwarze, leberfarbige, breite Mahle und Flecken, welche zuweilen unter dem äuſſerſten Häutchen zum Vorſchein kommen, und ehedem einer Erhitzung der Leber zugeſchrieben wurden, Leber-Flecken, L. Lenticula, Lentigo, Maculae hepaticae, zu nennen. Sie kommen nicht nur im Geſichte, wo ſie oft das Frauenzimmer verſtellen (*), ſondern auch auf der

(*) Daß Frauenzimmer, die zur Zeit des Monathlichen, Milch oder Leber eſſen, Leber-Flecken davon bekommen, iſt wohl ein Aberglaube; hoffentlich bekommen ſie dergleichen davon ſo wenig, wie vom Honig; mehr von der ſchlechten Beſchaffenheit ihrer Säfte und ihres Körpers. Dann iſt ſchlechte Farbe, nur und ohne Flecken, leicht zu erwarten. Uebrigens kann man dem Frauenzimmer zu ſolcher

Brust, auf dem Bauche, dem Rücken, den Armen und Händen, zum Vorschein, und zeigen sich mit einer geringen Rauhigkeit der Haut, welche zuweilen ganz dünne Schuppen fahren läßt. Sie haben ihren Ursprung aus der mit etwas Galle vermischten Lymphe, welche durch deren Beymischung verdicket, und zur freyen Ausdunstung unfähig gemacht wird, daher sie in den zarten Schweißlöchern sitzen bleibt, und diese Flecken verursachet. Je mehr Galle nun unter der Lymphe ist, desto brauner sind die Flecken, die daraus entstehen. Sie sind schwer zu vertreiben; doch hat man folgende Mittel dagegen empfohlen. Man dämpft Queckſilber in Kalk-Wasser oder Lauge, und bestreicht sie damit. Oder, man streicht, abends vor Schlafengehen, oder auch wohl täglich 2 Mahl, 8 oder 14 Tage nach einander, geflossenes Weinstein-Oehl, (Ol. tartari per deliq.), entweder allein, oder mit weißen Seeblumen-Wasser (Aqu. Nymph. alb.) vermischt, darauf, und wäscht solches des Morgens mit einem weichen Läppchen, welches in reines, und zwar kaltes Wasser eingetaucht worden ist, wohl ab.

An statt dieses Oehles kann man auch Wein-Essig mit Meer-Rettig gebrauchen, wie ich im II Th. S. 151, angezeigt habe; aber der Geruch ist unerträglich.

Der Hr. geh. Hofr. Delius, in Erlangen, hat ein Mittel zur Vertreibung der Leber-Flecken vorgeschlagen, welches einfach ist, auch unschädlich und sicher seyn soll. Man nehme eine kleine weiße Muschel, die unter dem Nahmen Otter-Köpfchen (Porcellana s. Cyprea alba minor) bekannt ist, lege sie in eine Thee-Tasse, und drücke frischen Citronen-Saft

cher Zeit die sorgfältigste Lebens-Ordnung im Essen und Trinken anrathen, damit dieses natürliche und zu ihrer Gesundheit höchst nöthige Geschäft nicht etwann in Unordnung gerathe.

Saft darauf, in welchem die Muschel nach und nach aufgelöset wird, und in ein weißes schleimiges Sälbchen übergeht. Mit diesem Sälbchen bestreiche man die Leber-Flecken, und wasche dasselbe, nachdem es einige Zeit darauf gelegen hat, und trocken geworden ist, mit reinem Wasser wieder ab.

Oft ist auch der Quendel-Spiritus (Spiritus Serpilli abstractitius) bewährt befunden worden. Man muß mit demselben die Flecken einige Mahl waschen, und den Gebrauch eine Zeitlang fortsetzen.

Nach Banau (*), ist das Decoct der Ulmen-Rinde gegen die Leber-Flecken sehr dienlich.

Daß Leber-Flecken, mit der Nachgeburt einer Erstgebärerinn bestrichen, vergehen, so wie die Nachgeburt im Fluß-Wasser faulet, ist so zuverlässig, wie andere sympathetische Mittel. Aehnliche dunkle Farbe und Fäulniß vermögen hier nichts. Bey sorgfaltig angestellten Versuchen mit Personen, die einen starken Glauben hatten, hat sich das Probatum est nicht ergeben.

Leber-Flügel, Lobus hepatis; s. oben, S. 343.

Leber-Fluß, Leber-Ruhr, Gr. und Lat. Ἡπατιῤῥοια, Hepatirrhoea, Coelica cruenta, Dysenteria haematodes, Dysenteria hepatica, Fluxus alui hepaticus, Fluxus hepaticus, eine Art eines Bauch-Flusses (Durchlaufes, oder einer Ruhr,) der Abgang einer blutig-wässerigen Flüssigkeit durch den Stuhlgang, da nähmlich der Stuhlgang wie Wasser, worin rohes Fleisch abgewaschen worden ist (Fleisch-Wasser), aussieht, sehr häufig ist, meistens bey Nacht abgeht, ohne Schmerzen und Stuhlzwang, (womit die wahre Ruhr verbunden ist,) aber doch mit vieler Entkräftung und mit einer

(*) Dessen Abh. vom Gebrauch der Ulmen-Rinde, in der Samml. auserles. Abhandl. zum Gebr. prakt. Aerzte, 9 B. 2 St. S. 296.

ner Art von Auszehrung, oft auf die rechte Ruhr folgt, und den Nahmen daher hat, weil oft ganz geronnenes, glänzendes und schwarzes Geblüt dabey abgeht, als ob es wirkliche Stücke der Leber wären, ungeachtet es gar kein eigentlicher Fehler der Leber ist. Die Alten erfanden diesen Nahmen, weil sie von dem Geschäfte der Leber in Ansehung der Zubereitung des Blutes einen Begriff hatten, welchen die Anatomie und Physiologie uns heut zu Tage verwerfen heißt. Denn obgleich, wie ich im Folgenden zeigen werde, eine in Schwärung gehende Leber dieses Uebel verursachen kann, und *Bontius* (1) einen Fall von einem solchen chronischen Blutflusse aufgezeichnet hat, wo dieser Fehler wirklich durch die Leichen-Oeffnung entdeckt wurde, so giebt es doch weit zahlreichere Wahrnehmungen, welche beweisen, daß die Leber meist unverletzt sey, folglich jene Voraussetzung bey dieser höchst seltenen, und um deswillen von Vielen ganz in Zweifel gezogenen Krankheit nicht allemahl zutreffe.

Herr Hofr. Richter (2) hat neulich eine eigene Meinung von der Entstehung des Leber-Flusses geäussert; und es haben gewiß wenige Krankheiten zu mehrern Theorien und Widersprüchen Gelegenheit gegeben. So viel Schriften neuerer Aerzte man über den Leber-Fluß nachlieset, so viel verschiedene Beschreibungen und Cur-Methoden findet man. Bey den ältern herrscht zwar mehr Uebereinstimmung, aber auch desto mehr Erdichtung. Alle Parteyen kommen nur darin überein, daß bey dem Leber-Fluß ein blutiges Wasser, dem, worin das Fleisch frisch geschlachteter Thiere abgespühlt worden ist, ähnlich, durch den Stuhlgang ausgeleeret werde. Aber dieses einzige Sym-

(1) De Medicina Indorum, Tr. IV. obs. 9.

(2) Im 1 B. seiner vortrefflichen medic. und chirurg. Bemerkungen. (Goett. 1793. 8.) S. 144 fgg.

Symptom ist, weil es bey mehrern wesentlich verschiedenen Krankheiten Statt finden kann, nicht einmahl hinreichend, die Existenz des Leber-Flusses, als einer eigenen Krankheit-Gattung zu beweisen; denn sonst müßte es mit gleichbleibenden aus Einer Quelle herzuleitenden Zufällen, immer wesentlich verbunden angetroffen werden. Ob dieß der Fall nun sey, oder nicht, verdient doch wohl untersucht und bestimmt zu werden; denn da bis jezt der Leber-Fluß wenigstens noch nicht allgemein aus der Reihe der Krankheiten ausgestrichen ist, so verliert man sich, ohne diese Bestimmung, im Reiche der Möglichkeiten und Speculationen. Soll aber eine solche Untersuchung von einigem Nutzen seyn, so muß man nothwendig bis auf die älteste Beschreibung der Krankheit, als der Quelle, welche von den spätern Aerzten mehr oder weniger benutzet wurde, zurückgehen. Hier findet man wenigstens was die Alten unter diesem Nahmen verstanden wissen wollten, und kann dann beurtheilen, worin der Grund der späterhin entstandenen Widersprüche zu suchen sey. Auf diesem Wege werden wir vielleicht am ersten das Wahre von dem Eingebildeten, und das Willkürliche von dem Festbestimmten unterscheiden können.

Galen war, so viel ich weis, der Erste, der des Fluxus hepaticus an mehrern Stellen ausführlich erwähnt; daß man aber schon vor ihm diese Ausleerung gekannt, und daß man sie Dysenteria hepatica genannt habe, erhellet aus mehrern, zum Theil unten angeführten Stellen (3). Im Hippokrates und Celsus findet sich indessen keine Spur davon. Galen's Meinung von der Natur desselben, stützt sich aber auf eine Menge von Hypothesen und Behauptungen, die jezt, wie billig, ganz veraltet sind, und die

(3) De symptom. caust. L. 3, c. 7.

die nur so lange als ausgemachte Wahrheiten galten, bis man nach ihren Beweisen zu fragen anfieng. Gleichwohl ist es, um seine Beschreibung ganz zu verstehen, nothwendig, mit ihnen bekannt zu seyn.

Die Leber hatte bey Galen und den ältern Aerzten, das Geschäft Blut zu erzeugen. Durch die Blut-Adern des Gekröses (Venae mesaraicae) wurde, nach ihrer Meinung, der Nahrungs-Saft aus den Därmen in die Pfort-Ader geleitet, aus ihr entsprangen eine Menge Aeste, die sich auf der hohlen Fläche der Leber verbreiteten, und mit den Aesten der Hohl-Ader (Vena cava), welche vorzüglich die erhabene Leber-Fläche einnahmen, in Verbindung standen. Der Nahrungs-Saft wurde nun von der hohlen Leber-Fläche zu der gewölbten, und von da, bereits in Blut verwandelt, zur Hohl-Ader geführt (4). Man beschenkte ferner alle Theile unsers Körpers, zum Behuf ihrer Ernährung, mit vielerley Kräften. Die erste war die anziehende (attractrix); sie zog die gleichartigen zur Ernährung des Theiles bestimmten Säfte an sich. Die zweyte, die verändernde (alteratrix), wandelte den beygezogenen Saft so um, daß er dem zu ernährenden Theile ähnlich ward. Ihnen waren zwey andere untergeordnet, nähmlich; die anhaltende (retentrix), die den Saft so lange kochte, bis er dem Theile ganz gleich ward; und die reinigende (expultrix), die alles Unbrauchbare und Schädliche absonderte, und forttrieb (5). Eben diese Kräfte ließ man nun auch bey den absondernden Organen wirken, wovon die Anwendung sich leicht auf die Leber machen läßt. Bey ihr war die Facultas alteratrix folglich diejenige, die in dem Haupt-Geschäfte der Leber, nähmlich der Blutmachung, bestand, und Galen nennt sie deshalb Facultas hepatis propria s. sanguifica.

War

(4) De loc. affect. L. 5, c. 7. 8. (5) Am ang. O. c. 8.

War diese eigene Kraft der Leber zu schwach, so nannte er den Zustand dieses Eingeweides imbecillitatem (ἀτονίαν), und die daher rührenden Zufälle, affectiones hepaticas im engern Sinne. In Absicht der Ursachen dieser Atonie, konnte Galen nicht in Verlegenheit seyn, denn bey ihm hieng das Wohlbefinden des ganzen Körpers und seiner einzelnen Theile, so wie die Wirksamkeit der Kräfte der Leber, von dem gehörigen Verhältnisse und der passenden Mischung der Elemente (6), des warmen, kalten, feuchten und trocknen ab, und ein unzählbares Heer von Krankheiten wurde auf Rechnung des Zuviel oder Zuwenig in dieser Mischung geschrieben. So sollte, z. B. die calida hepatis intemperies, die in der Leber enthaltenen, so wie die durch die Gekröse-Blutadern dahin gebrachten Säfte, braten und verbrennen; die frigida aber, jene dick, und gegen Flüssigkeit und Bewegung widerstehend, diese aber schleimig, roh und gleichsam nur halb-gekocht machen.

Galen (7) giebt überhaupt viererley Arten von blutigen Ausleerungen durch den Stuhlgang, als Folgen von eben so vielen verschiedenen Krankheit-Zuständen, an. Alle nannte man im Allgemeinen Dysenterias sanguineas. „Eine Art dieser Ausleer-„ungen," sagt er: „wo wirkliches Blut abgeht, findet „bey denen Statt, denen ein Glied abgelöset worden, „oder welche die gewohnten Leibes-Bewegungen un-„terlassen haben, wo sie periodisch erfolgt, oder bey „Frauenspersonen nach unterdrückter monathlicher „Reinigung. Eine andere, wobey wässeriges Blut, „welches man mit Fleisch-Wasser (Lotura carnis) „vergleicht, abgeht, rührt von Atonie der Leber her.

(6) De different. morbor. c. 4, sqq. De loc. affect. L. 5, c. 8.

(7) De symptom. causs. L. 3, c. 7.

„ber (8). Bey der dritten geht schwarzgalliges glän-
„zendes Blut ab. Bey allen dreyen wird viel Blut
„auf ein Mahl ausgeleert. Die vierte findet bey Ver-
„eiterung der Därme (Dysenteria proprie sic dicta)
„Statt.“ Die drey erstgenannten Ausleerungen ent-
springen, nach Galen, zwar alle aus der Leber, aber unter verschiedenen Bedingungen. Die erste und dritte, ob expultricis facultatis robur; die zweyte aber ab atonia facultatis propriae, da die Leber den durch die Gekröse-Venen erhaltenen Nahrungs-Saft zwar aufnimmt, aber nicht in wahres Blut verwandeln kann (9). „Die Leber,“ sagt er, a. ang. O.:
„leidet dann auf ähnliche Art wie der schwache Ma-
„gen, der zwar Speisen verlangt, aber von ihnen,
„wenn er sie zu sich genommen hat, eben weil er sie
„nicht verdauen kann, beschweret wird, und sie dann
„entweder nur halb-verdauet in die Därme schickt,
„oder zum Erbrechen gereizt wird (10). Die Aus-
„leerung ist dann dem Wasser, worin das Fleisch
„frisch geschlachteter Thiere abgespühlt worden ist,
„ähnlich, und damit verglichen es auch die Vorfahren.
„Wenn also der Stuhlgang diese Beschaffenheit hat,
„so kann man dieß als das sicherste Zeichen von Atonie
„der Leber ansehen (11).“ Noch genauer bestimmt er die Zufälle des Leber-Flusses an zwey verschiedenen Orten (12) folgender Maßen. „Im Anfange wird
„eine dünne blutige Gauche ausgeleert, hernach in
„der Folge der Zeit dickes schwarzgalliges Blut, end-
„lich schwarzes und auch wohl reine Galle. Abge-
fressene

(8) Ἕκτος ἰκτερίσις nennt sie Galen, de loc. affect. L. 6, c. 2.

(9) De loc. affect. L. 3, c. 7. und L. 6, c. 2.

(10) Das Blut-Harnen erklärt er auf ähnliche Art ex imbecillitate renum, a. ang. O. L. 6, c. 2.

(11) De loc. affect. L. 5, c. 8.

(12) De loc. affect. a. ang. O. und L. 6, c. 2.

„fressene Stücke von der innern Haut der Därme,
„wie bey der rothen Ruhr (Dysenterie), findet man
„nie. So ist auch im Anfange die Krankheit bisweilen, ob frigidam intemperiem, ohne Fieber, in der „Folge aber, wenn das Blut in der Leber in Fäulniß „übergeht (corrumpitur), kommt ein Fieber hinzu. „Bisweilen wird die Ausleerung 2 bis 3 Tage unterdrückt, dann kehrt aber das Uebel von neuem zurück, und die Excremente sehen weit schlimmer, als „vorher, aus. Bisweilen kann auch mit diesem Ausflusse eine Entzündung der Leber verbunden seyn.

So viel mag hinreichend seyn, um Galen's Meinung vom Leber-Fluß zu verstehen. Die auf Galen folgenden Aerzte waren, bekannter Maßen, bis zum Ende des vorigen (17ten) Jahrhundertes, fast alle seine Nachbeter, und bey ihnen dürfen wir also keine neue Aufklärungen über die Natur der Krankheit, und keine Bestätigung durch eigene Erfahrung, erwarten. Selten setzten sie seiner Beschreibung etwas Wichtiges zu (13), wohl aber verunstalteten sie seine Meinung durch noch mehrere Hypothesen, als sie bey ihm fanden (14), oder sie hatten ihn unrecht verstanden (15), und seine Beschreibung vom

(13) So sagt *Avicenna*, L. 4, fen 14, tr. 4, c. 2, daß die Ausleerung beym Leber-Fluß unschmerzhaft sey, und bald mit den Excrementen, bald ohne dieselben, erfolge; wovon Galen, wenigstens ausdrücklich, nichts erwähnt.

(14) So begnügt sich Sennert, Pract. med. L. 3, P. 2, Sect. 2, c. 8, nicht damit, die Atonie der Leber ab intemperie herzuleiten, sondern er nimmt noch überdies das Calidum innatum zu Hülfe.

(15) *Bernardus de Gordonio*, im Lilio Medicinae, (Venet. 1496,) p. 182, nennt alle blutige Ausleerungen durch den Stuhlgang, sie mögen nun, seiner Meinung nach, von der Leber, oder von andern Eingeweiden herrühren, Fluxus hepaticus. Andere ließen die Leber bloß an intemperie frigida leiden, da doch Galen ausdrücklich sagt, daß alle Ar-

vom Laufe der Krankheit übersehen (16). Man hat demnach auf dasjenige, was sie sagten, keine weitere Rücksicht zu nehmen.

Sobald die spätern Aerzte aufhörten, an Galen's Unfehlbarkeit zu glauben, und ihn blindlings nachzubeten, auch eine vernünftigere Physiologie, die Leber von dem Geschäfte, Blut zu machen, frey sprach, gewann die Meinung vom Leber-Fluß eine ganz andere Gestalt, ja, man wagte es sogar, an seiner Existenz zu zweifeln. Sylvius (17) sahe den Fluxus hepaticus nie, und zweifelt, ob ihn Andere je gesehen hätten; und Ettmüller (18) erklärt den, aus einem Unvermögen der Leber Blut zu erzeugen, hergeleiteten Fluxus hepaticus für ein Unding. Er, und die meisten folgenden Aerzte, ließen ihn nun aus andern Quellen entstehen, und wichen in ihren Beschreibungen immer bald mehr, bald weniger vom Galen ab, so daß, so viel ich weis, keine einzige glaubhafte Beobachtung eines neuern Arztes vorhanden ist, in welcher der Leber-Fluß so, wie ihn Galen gesehen haben wollte, und in Begleitung der oben genannten Symptome, beschrieben wäre. Man hielt sich fast allein an die von ihm angegebene Beschaffenheit der Ausleerung, ohne auf seine andern Bestimmungen Rücksicht zu nehmen.

Billig dringt sich uns nun, bey Betrachtung dessen, die Frage auf: was sollen wir von Galen's Fluxus

Arten von intemperies dabey Statt finden könnten. *Galen.* de compos. medic. p. loc. L. 8, c. 6, und *Alex. Trallian.* L. 8, c. 3.

(16) Sie begnügten sich daher, jeden blutig-wässerigen Durchfall Fluxus hepaticus zu nennen, wie die unten angeführten Erfahrungen des Bontius ꝛc. beweisen.

(17) *Franc. de le Boe Sylvii* Prax. med. L. 1, c. 13. 24.

(18) Oper. med. (Frf. M. 1697.) II. p. 167.

xus hepaticus halten? So viel leidet wohl keinen Zweifel, daß Galen solche Ausleerungen, die einem blutigen Wasser glichen, (so wie mehrere andere Aerzte nach ihm,) wirklich gesehen habe. Er spricht von ihnen, als einer eben nicht ungewöhnlichen Krankheit, und bedient sich an mehrern Stellen, bey ihrer Beschreibung, des Ausdruckes: „ihr werdet oft gesehen „haben ꝛc.“ Auch führt er ausdrücklich die Kranken-Geschichte eines sicilischen Arztes an, bey welchem diese Ausleerung mit Entzündung der Leber verbunden war. Man wird auch leicht begreifen können, warum er die Leber als die Quelle der meisten blutigen Ausleerungen durch den Stuhlgang, und folglich auch als die, der ebengenannten ansahe; sobald man sich nur an seine Hypothesen von den Verrichtungen der Leber erinnert. Allein diese Hypothesen waren es, die ihn darauf leiteten, die Leber anzuklagen. Er sagt ausdrücklich, daß bey der Affectio hepatis die Substanz der Leber fehlerfrey sey, und daß bloß die (ihr angedichteten) Kräfte litten. Auch führt er kein einziges Symptom an, das auf eine wirklich verletzte Leber hindeutete. Wir würden also, um wenigstens zur negativen Bestimmung des Galenischen Fluxus hepaticus etwas beyzutragen, hieraus, ohne zu irren, schon jezt den Schluß machen können, daß die blutig-wässerige Ausleerung, die Galen beschreibt, und die er als das Haupt-Sympton seiner Affectio hepatis ansieht, von keinem wirklichen Fehler der Leber hergerührt habe. Da indessen mehrere Aerzte, sogar solche, die seine erklärte Anhänger waren, aus ihren Erfahrungen das Gegentheil behaupten wollten, und dadurch zu mancherley Verwirrungen Anlaß gaben, so muß ich, ehe ich mich weiter zur Beantwortung der obigen Frage wende, diese zu widerlegen suchen.

Bontius (19) erzählt folgende Kranken-Geschichte. Ein engländischer Soldat bekam nach einer Leber-Entzündung den Fluxum hepaticum, wobey die Geschwulst, welche vorher im rechten Hypochondrium war, ganz verschwand. Nach Verlauf von 6 Monathen starb er, abgezehrt wie ein Skelet. — Bey der Leichen-Oeffnung fand man, statt der Leber, bloß die sie umgebende Haut, in welcher sich noch eine Portion von der Gauche, die er so lange ausgeleert hatte, und die der lotura carnis ähnlich war, fand. Eben Derselbe sagt, daß bey Eröffnung der Geschwüre, die nach Leber-Entzündungen entstehen, sanioſus humor carnium loturae similis heraus fließe.

Andere Schriftsteller, als: *Ballonius* (20), *Jordanus* (21), *Lieutaud* (22), führen ähnliche Fälle an, wo sich bey der Leichen-Oeffnung immer eine beträchtliche Destruction der Leber fand.

Foreſtus (23) sagt, daß diejenigen, die am Leber-Fluß stürben, nicht allein blutig-wässerigen Stuhlgang hätten, sondern daß sie ipſam quaſi hepatis ſubſtantiam ausleerten.

Indessen beweisen alle diese Erfahrungen, deren sich vielleicht noch weit mehrere auffinden lassen, weiter nichts, als daß bey Leber-Geschwüren bisweilen eine blutige Gauche in die Gedärme überfließe, und lange Zeit durch den Stuhlgang ausgeleeret werde. Aber daß Galen solche Leber-Geschwüre bey seiner Be-

(19) Medic. Indor. L. 3, obſ. 9.

(20) Conſil. med. L. 1, c 53.

(21) De peſte phaenom. c. 19.

(22) Hiſtor. anat. L. 1, obſ. 779.

(23) Obſervat. et curat. med. (Frk. 1602, f.) p. 200. 386. Am letztern Orte findet sich ein ausführliches Capitel von dem Fluxus hepaticus, in welchem *Foreſtus* nicht nur Galen's Lehre von demselben, sondern auch die Meinungen derer, die damahls Neoterici hießen, vorträgt.

Beschreibung des Leber-Flusses nicht im Sinne gehabt habe, und daß bey Leber-Geschwüren ganz andere Symptome vorkommen müssen, und wie in dem unten vorkommenden Art. Leber-Geschwür gezeigt werden wird, ist leicht einzusehen (24).

Auch sagen diese Schriftsteller nicht, daß bey ihren Kranken nur anfangs eine blutige Gauche ausgeleert worden sey, in der Folge aber Excremente von mannigfaltiger anderer Beschaffenheit, was doch Galen ausdrücklich behauptet (25).

Eben so wenig kann man die Haemorrhagiam hepaticam, deren *Morgagni* und *Portal* (26) erwähnen, wobey das Blut durch den gemeinschaftlichen Gallen-Gang ausfließt, für Galen's Leber-Fluß halten, weil hier schwarzes und geronnenes Blut ausgeleeret wird.

Auch unter den neuern Aerzten sind einige, welche die Leber als Quelle des Leber-Flusses ansehen, (z. B. R. A. Vogel, Selle, u. a.); da sie sich aber nicht an die Galenische Beschreibung desselben binden,

(24) Galen kannte die Zufälle einer verletzten Leber sehr gut, und er spricht über ihre Entzündung, Verhärtung, Vereiterung ꝛc. mit viel Wahrheit und praktischen Sinn; s. de loc. affect. L. 5, c. 7; aber er unterscheidet sie ausdrücklich von der Affectio hepatis, sowohl a. ang. O., als: de compos. medicam. sec. loc. L. 8. Affectio igitur hepatica peculiariter, veluti etiam coeliaca et stomachica, citra tumores praeter naturam circa ipsas partes contingit. Inflammatum enim esse hepar, aut abscessu laborare, aut induratum esse, medici dicunt, aut aliud quidpiam tale, non tamen hepaticum vocant hominem ipsum, cui tale quidpiam accidit: verum quando *citra manifestum* aliquod in viscere malum, in propriis actionibus debilitatur, tunc aegrum hepaticum appellant.

(25) Am ang. O. Aucta autem affectione, nihil amplius tale excernitur, sed multiformes aliae qualitates et consistentiae, velut a ventre ex cruditate laborante.

(26) Von den Krankheiten der Leber, in Samml. auserles. Abhandl. zum Gebr. prakt. Aerzte, 8 B. 1 St., S. 19.

so gehört die Beurtheilung ihrer Meinung noch nicht hierher. Allein einen Schriftsteller, der sich besonders um die Krankheiten der Leber verdient gemacht hat, und der bey seiner Beschreibung des Leber-Flusses die Galenische zum Grunde legt, darf ich nicht unerwähnt lassen. Es ist *Bianchi* (27), dessen Stimme hier allerdings gehört zu werden verdient, wenn ihn gleich sein Eifer, die Ehre der Alten zu retten, vielleicht in gegenwärtigem Falle zu Inconsequenzen verleitete. Er nimmt sich des Leber-Flusses (den er einen Catarrhum hepatis nennen zu können glaubt,) mit allem Ernste an, und eifert mit Heftigkeit gegen die neuern Aerzte, die es wagen könnten, eine Krankheit unter die eingebildeten zu zählen, auf deren genaue Bestimmung die Alten so vielen Fleiß gewandt hätten. Er sucht nun den Begriff, den die Alten sich vom Leber-Fluß machten, aus einigen Stellen des Galen's festzusetzen; ohne sich aber damit zu begnügen, fügt er, (ohne jedoch zu sagen woher, oder sich auf eigene Erfahrungen zu berufen,) eine Menge Symptome hinzu, die alle auf einen Fehler der Leber deuten, deren aber Galen mit keinem Worte gedenkt; z. B. häufige gallige Stühle, besonders nach dem Schlafe und Mittags-Essen, abzehrendes Fieber, trocknen Husten, mehr oder weniger schmerzhafte Auftreibung des rechten Hypochondrii, Ekel, gelbe Zunge, bittern Geschmack, schluchzendes Athemhohlen ꝛc. Als den vornehmsten Beweis, daß wirklich die Leber beym Leber-Fluß leide, beruft er sich auf die Erfahrungen des *Bontius*, *Ballonius* ꝛc. die aber, wie ich eben gezeigt habe, hier gar nicht als Beweise gelten können. Ueberhaupt erhellt aus der ganzen Abhandlung des *Bianchi*, daß es ihm ganz an eigener Er-

(27) *Jo. Bapt. Bianchi* historia hepatis. (Genev. 1725.) P. 2, c. 9. P. 3, p. 455.

Erfahrung fehlte, und daß er selbst nicht wußte, was er unter dem Fluxus hepaticus verstehen sollte, sondern sich theils aus Galen's Beschreibung, theils aus den Beschreibungen der folgenden Aerzte, ein sehr verworrenes Bild davon entwarf. Unmöglich würde er sonst die Stelle des *Hippocrates*, in Coac. „Quibus hepati dolor, sanguine per aluum egesto „seruantur, non autem egesto moriuntur," als einen Beweis für einen kritischen Fluxus hepaticus angeführt haben. So häuft er auch Widersprüche auf Widersprüche, wenn er am Schlusse seiner Abhandlung eine Kranken-Geschichte aus *C. A. Alidii* animadversionib. anführt, wo eine Kranke, die ein dreytägiges Fieber hatte, welches mit dem siebenten Paroxysmus in ein heftiges anhaltendes übergieng, binnen 4 Stunden über 6 Pfund reines Blut (lineeri sanguinis) durch den Stuhlgang von sich gab. *Alidius* nennt dieß specimen fluxus hepatici; und *Bianchi* führt die Behandlung desselben als Muster der Cur des Fluxus hepatici an.

Es bedarf nun wohl keines weitern Beweises, um überzeugt zu seyn, daß Galen's Fluxus hepaticus nicht von einem Fehler der Leber hergeleitet werden könne. Ich wende mich nun zur fernern Beantwortung der obigen Frage: was man von Galen's Fluxus hepaticus zu halten habe? die ich nun, bestimmt zu reden, so abfassen will: „Giebt es wirk„lich eine für sich bestehende Krankheit, die zu Ga„len's Beschreibung paßt, und den Nahmen Fluxus „hepaticus verdient; oder, ist ein blutig-wässeriger „Durchfall bloß ein Symptom mehrerer, wesentlich „verschiedener Krankheiten, und welche sind diese?"

Was den ersten Theil dieser Frage: „Giebt es „wirklich eine für sich bestehende Krankheit, die zu „Galen's Beschreibung des Fluxus hepatici paßt?" betrifft, so wiederhohle ich hier nochmahls, was ich

oben, S. 402, nur beyläufig sagte: mir ist keine glaubhafte und zuverlässige Erfahrung eines spätern Arztes bekannt, die mit Galen's Beschreibung vollkommen übereinstimmte. Foreſt (28) führt zwar vier eigene Beobachtungen vom Fluxus hepaticus an, in welchen, wenigstens in der ersten und zweyten, nichts vorkommt, was der Galenischen Beschreibung widerspräche; allein, erstlich gedenkt er der von Galen ausdrücklich bestimmten stufenweisen Veränderungen in der Beschaffenheit der Ausleerung gar nicht; und zweytens, mangeln seinen Kranken-Geschichten die Eigenschaften guter Beobachtungen, und hauptsächlich die nöthige Vollständigkeit so ganz, daß sie unmöglich auf Beweis-Kraft Anspruch machen können. Mehrere andere Beobachtungen dieser Krankheit, die mir bekannt sind, passen noch weit weniger zu Galen's Beschreibung; und ich halte es daher für unnöthig, mich bey deren Anführung und Beurtheilung noch länger aufzuhalten, da doch das endliche Resultat immer dasselbe bleiben würde. Existirten wirklich dergleichen glaubhafte Beobachtungen, so würden die spätern Aerzte, wenn sie gleich Galen's Theorie verwerfen mußten, doch über die Krankheit selbst einverstanden seyn. Daß Galen seinen Fluxus hepaticus wirklich so beobachtet habe, wie er ihn beschreibt, ist möglich. Es kann seyn, daß er ihn sogar, wie er sagt, oft gesehen hat, wenn ihn gleich alle folgende Aerzte morbum rariſſimum nennen. Es kann aber auch seyn, daß er Symptome zusammensetzte, die er bey keinem Kranken wirklich vereinigt sahe, und daß sein „oft gesehen haben," nicht eben im strengsten Sinne zu nehmen sey. Galen's Glaubwürdigkeit hat ohnehin schon manchen beträchtlichen Stoß leiden müssen; er wird aber doch immer der bewunderns-

würd-

(28) Obſerv. et curat. med. L. 22, obſ. 21. 22. 23. 24.

würdige und große Mann bleiben, der er wirklich ist. Dem ungeachtet werde ich meine Einwürfe und Bedenklichkeiten nicht ferner zu rechtfertigen suchen, da sich doch schlechterdings nichts entscheiden läßt, und der gute Galen, sich zu rechtfertigen, auſſer Stande ist. Bey einer einmahl gefaßten falschen Hypothese ist es ja ohnehin leicht genug, zu Trugschlüssen, wie zu falschen Wahrnehmungen verleitet zu werden; und es fehlt wohl nicht an Beyspielen, daß sich die angesehensten Aerzte, ähnliche Menschlichkeiten zu Schulden kommen ließen.

So bliebe uns dann von Galen's Fluxus hepaticus, verglichen mit neuern Erfahrungen, nichts weiter übrig, als eine blutig-wässerige Ausleerung, die aber bey mehrern wesentlich verschiedenen Krankheiten Statt finden kann, und folglich immer nur ein Symptom bleibt, welches weder einerley Ursachen noch Neben-Zufälle hat, noch nach einerley Cur-Methode behandelt werden kann. Manche Schriftsteller haben daher, weil sie bloß die blutig-wässerige Ausleerung als das charakteristische Symptom ansahen, bald diese bald jene damit verbundene Krankheit, Fluxus hepaticus genannt, da doch eigentlich dieser Nahme nur derjenigen Krankheit zukommen sollte, die Galen, bey dem wir die Benennung zuerst finden, darunter verstanden wissen wollte. Die meisten hingegen nennen zwar auch jede unschmerzhafte blutig-wässerige Diarrhöe Fluxus hepaticus, aber sie halten ihn doch nicht für eine eigene Krankheit.

Die Fälle nun bestimmt anzugeben, bey welchen eine solche Ausleerung beobachtet worden ist, bleibt mir zur Beantwortung des lezten Theiles der obigen Frage noch übrig. Es sind folgende:

1. Geschwüre der Leber und des Gekröses. Wenn auf Entzündung in der Substanz der Leber (von Vereiterungen auf ihrer converen Fläche ist hier

die Rede nicht,) ein Abscеß, oder vielmehr, da wegen der Anhäufung von Blut und Galle, eine gute Eiterung nicht wohl Statt finden kann, ein Geschwür, welches eine solche blutige Gauche erzeugt (29), entsteht, so kann sich dieselbe, anderer Wege nicht zu gedenken, entweder nach vorhergegangener Verwachsung der Leber mit dem Grimm-Darme in denselben ergießen, oder sie fließt durch den gemeinschaftlichen Gallen-Gang in den Zwölffinger-Darm. In beyden Fällen wird eine blutig-wässerige Ausleerung Statt finden können, und nach Maßgabe des Umfanges des Geschwüres, und der größern oder geringern Absonderung in demselben, wird eine bald mehr bald weniger häufige blutig-wässerige Diarrhoe entstehen müssen. Die vorhergegangenen Zufälle einer Entzündung, die in Eiterung übergegangen ist, oder, wofern diese übersehen werden, die eben gegenwärtigen Zeichen einer verletzten Leber, als: schmerzhafte Spannung des rechten Hypochondrii, Schmerz der rechten Schulter, Gelbsucht (die wenigstens selten fehlen wird,) abzehrendes Fieber ꝛc. müssen diesen Fall unterscheiden. Nach den oben erwähnten Erfahrungen, kann eine solche Diarrhöe mehrere Monathe hindurch fortdauern, und der Patient stirbt abgezehrt oder wassersüchtig. Will man dieses Symptom des Leber-Geschwüres ausschließend Fluxus hepaticus nennen, so ist wenigstens der Nahme der Sache angemessen. Auch Frank belegt es mit diesem Nahmen (30). *Sauvages* führt diese Ausleerung als erste Species seiner Hepatirrhoea an (31), und setzt zu

(29) S. die oben, S. 404, angeführten Erfahrungen, die zur Genüge beweisen, daß eine blutig-wässerige Gauche in einem Leber-Geschwüre entstehen kann.

(30) *Franck* epitome L. 2, §. 249.

(31) *Sauvages* Nosol. method. II. Class. 9, Ord. 2, gen. 8. Er nennt sie Hepatirrhoea vera.

zu der Erfahrung des *Bontius* hinzu: similem obseruaui ipse, Mantae ad Sequanam, anno 1730.

Aehnliche Ausleerungen können aber auch bey andern Geschwüren in der Höhle des Unterleibes, die sich in den Darm-Canal ergießen, Statt finden. Von einem Geschwüre im Gekröse, welches einen so genannten Leber-Fluß verursachete, führt *Bonetus* aus *Jo. Rhodius* einen Fall an (32). Einer unserer achtungswürdigsten Aerzte, Herr geheim. Rath Selle (33), läßt den unschmerzhaften fieberlosen Abgang einer röthlich gefärbten Flüssigkeit, den er Fluxus hepaticus nennt, von Erosionen und Auflösungen, oder auch von Erschlaffungen in den Extremitäten der Gefäße der Leber und der Gedärme entstehen. „Nicht „immer," sagt er: „ist die Leber, sondern auch oft „und mehrentheils sind die Gefäße des Gekröses, die „Quelle der abgehenden Feuchtigkeit." Ich bleibe jezt bloß bey dem Falle stehen, wo die Leber die Quelle seyn soll. Hr. Selle nennt als Ursachen Erosionen und Auflösungen der Gefäße. Mit andern Worten soll dieß doch wohl so viel heißen, als Geschwüre oder faulige Verderbniß der Leber? Hier müßten dann aber doch gewiß Entzündung, oder wenigstens Verhärtung der Leber vorhergegangen seyn, wovon aber Hr. Selle, so wie von andern Zufällen, die nothwendig die Destruction dieses Eingeweides begleiten müßten, nichts erwähnt. Auf eigene oder fremde Erfahrungen, so wie auf Leichen-Oeffnungen, beruft sich Hr. Selle auch nicht; und ich muß aufrichtig bekennen, daß ich seine Meinung, von der Natur der Krankheit, wenigstens unvollständig und undeutlich

(32) *Boneti* Sepulchr. anat. To. 2, L. 3, sect. 12, obs. 6. *Sauvages* macht hieraus eine eigene Species; Hepatirrhoea mesenterica.

(33) Medicina clinica, Sechste Aufl. (Berl. 1793, gr. 8.) S. 452.

lich ausgedrückt finde. Seiner Cur-Art wird weiter unten Erwähnung geschehen.

2. Blut-Anhäufungen in den Arterien des Gekröses. Gehemmter Blut-Umlauf im System der Pfort-Ader, und daher rührende Ueberfüllung desselben, wird die gewöhnlichste und vornehmste Veranlassung dazu seyn; und es läßt sich dann leicht einsehen, daß bey immer fortdauerndem Andrange und erschwertem Rückflusse des Blutes, besonders bey hinzukommender Schlaffheit und Erweiterung der aushauchenden Arterien-Enden, reines Blut, oder wenigstens blutiges Serum, in den Darm-Canal ausschwitzen müsse, auch wohl gar durch die schwarzgallige Verderbniß mürbe gewordene Gefäße zerreissen können. Wenigstens ist diese Erklärung den Grundsätzen einer vernünftigen Pathologie angemessen (34), und durch analoge Erfahrungen bestätigt. Es wird dieses aber um so mehr der Fall seyn müssen, wenn in der Leber, der Milz, oder dem Gekröse, Verstopfungen vorhanden sind; wenn andere Ausleerungs-Wege nicht durch reichlichere Aussonderung ihrer Feuchtigkeiten das Gleichgewicht der Circulation herstellen; wenn gewohnte Ausleerungen unterdrückt sind, u. dgl. Höchst wahrscheinlicher Weise trifft dieser Fall bey den fließenden Hämorrhoiden (wenn sie nicht bloß Local-Krankheit sind,) ein, als bey welchen Stockungen im System der Pfort-Ader, Ueberfüllung der Arterien des Mastdarmes und Ergießung des Blutes aus denselben, veranlassen. Es treffen mehrere Umstände zusammen, welche Congestionen und Anhäufungen des Blutes gerade nach die-

(34) *Boerhaave* praelect. ad instit. §. 814. Quando sanguis per portarum venam eiusque ramos nequit transire, tunc ipse purus sanguis per anastomosin ex vasis mesentericis effundi potest, quorum oscula dilatata sunt.

diesem Darme begünstigen. Indessen lassen sich auch ähnliche Umstände denken, bey welchen das Blut, unter den oben erwähnten Bedingungen, leichter nach andern Theilen des Darm-Canales, als nach dem Mast-Darme, Congestionen macht. Bey starkem Andrange des Blutes, und daher rührender grösserer Erweiterung der aushauchenden Gefäße, oder wirklicher Zerreissung der Arterien, wird dann reines Blut, bey geringerm Antriebe bloß ein blutiges Wasser, in den Darm-Canal ergossen werden. Da die Menge der aushauchenden Gefäße in den dünnen Därmen so beträchtlich ist, so wird hier die Quelle einer anhaltenden blutig-wässerigen Ausleerung vorzüglich Statt finden.

Hierher gehört nun die vom Hrn. Hofr. Richter(35) bekannt gemachte wichtige Erfahrung:

„Mir ist es wahrscheinlich, daß Vomitus cruentus, Morbus niger, Fluxus hepaticus und die güldne Ader, Krankheiten von einerley Natur und Ursprung sind, und daß sie bloß in Absicht ihres Sitzes und des Grades der Heftigkeit von einander verschieden sind.

Dringt das Blut in den obern Theil des Darmcanals, so entsteht ein Blutbrechen; dringt es in den untersten Theil des Darmcanals, so erfolgt der güldne Aderfluß; dringt es in die kleinere Därme in geringer Menge, so erfolgt ein fluxus hepaticus; und der morbus niger, wenn sich altes stockendes Blut, oder auch frisches Blut in grösserer Menge in die kleinern Därme ergießt.

Dies zu glauben, berechtigt mich folgender Fall, in welchem ich alle diese Krankheiten, die güldne Ader ausgenommen, bey einem einzigen Kranken vereinigt sah.

C. S. Bedienter bey dem Gr. v. Br. ein Italäner von Geburt; ein langer, hagrer, melancholischer Mensch, von einer braungelben Gesichtsfarbe, sonst ziemlich gesund, und sehr mäßig, einige 50 Jahr alt, klagte mir, daß er seit einiger Zeit eine gewisse Aengstlichkeit und Unruhe, und

(35) Am ang. O.; s. oben, S. 396.

und einen immerwährenden tauben Schmerz in der Gegend des Nabels verspühre; daß ihm der Kopf eingenommen sey, und daß er sehr unruhig schlafe.

Da er alle Zeichen atrabilarischer Stockungen in den Eingeweiden des Unterleibes auf seinem Gesichte trug, gab ich ihm auflösende Mittel; vorzüglich den Tartarus solubilis mit dem Extracto taraxaci.

Den dritten Tag, vorzüglich gegen Abend war er sehr beängstigt und unruhig. Ich verordnete ihm ein Purgiersalz, welches er den folgenden Tag nehmen sollte; aber in der Nacht ward er übel, und brach Blut aus. Jedoch waren die Zufälle dabey nicht heftig; des Blutes, was er ausbrach, war nur wenig, und betrug dem Anscheine nach kaum 10 Unzen. Als ich des Morgens zu ihm kam, hatte sich das Erbrechen glücklich gelegt, und er war jezt ruhiger, und von unangenehmen Empfindungen im Unterleibe freyer, als den Tag vorher.

Er nahm das bereits verordnete Abführungsmittel, welches nichts bemerkliches schadhaftes ausleerte, und den Tag drauf wieder Tartarus solubilis.

Den achten Tag fing die Empfindung in der Nabelgegend wieder an, lebhaft zu werden; zugleich wurde der Bauch aufgetrieben und gespannt. Ich gab eine Abführung ohne sonderlichen Nutzen. Die Empfindung in der Nabelgegend nahm zu.

Den dreyzehnten Tag des Morgens wurde ich zu ihm gerufen. Ich fand ihn auf dem Nachtstuhle, todtenbleich, mit kaltem Schweiße im Gesichte, heftigem Poltern im Bauche, fast ohne Puls, und einer Ohnmacht nahe. Unter ihm stand ein Eimer, der beynahe halb mit geronnenem Blute angefüllt war, welches seit ein paar Stunden von ihm ging. Dieser Blutabgang continuirte noch immer. Vor jeder Ausleerung wurde der Schmerz in der Nabelgegend heftiger, der Bauch mehr ausgedehnt, und es erfolgte ein Poltern im Bauche. Ich ließ kalte Umschläge machen, und Ipecacuanha in kleinen Dosen, und ein Infusum Millefolii, nebst besänftigenden Klystieren, geben; und die Ausleerungen wurden allmählich seltner und schwächer, und verlohren sich endlich gänzlich.

Nach drey Tagen erschien ein neuer Anfall, der aber durch die eben genannten Mittel bald gestillt wurde. Von nun an entstand ein wahrer Fluxus hepaticus, der 10 Tage

lang

lang anhielt, und wobey dem Kranken unter einem immerwährenden, bald gelindern, bald lebhaftern Kolikartigen Schmerz in der Nabelgegend eine Feuchtigkeit durch den Stuhlgang abging, die völlig einer lotura carnis glich; bald häufiger, bald sparsamer abging, bald mehr, bald weniger gefärbt war. Der Kranke nahm während der ganzen Zeit einen schwachen Tamarinden-Molken.

Als dieser Abgang 8 bis 10 Tage gedauert hatte, entschloß ich mich, ihm ein gelindes Brechmittel zu geben. Der Kopf war ihm eingenommen, die Zunge braungelb belegt, er klagte über einen unangenehmen Geschmack, hatte keinen Appetit, die Empfindungen in der Nabelgegend minderten sich nicht, und Purgirmittel hatten nie eine merklich gute Wirkung gehabt.

Das Brechmittel leerte eine bräunliche Materie mit einiger Erleichterung aus. Den Tag drauf gab ich den Tartarus solubilis und Tamarindenmolken. Und nun erfolgten kohlschwarze pechartige Stuhlgänge. Bey dem fortgesetzten Gebrauche der ebengenannten Mittel continuirten diese Stuhlgänge mit einer sichtbaren Erleichterung. Die Spannung und Geschwulst des Bauchs nebst der schmerzhaften Empfindung in der Nabelgegend verlohr sich, der Kranke ward munter, und Kräfte und Appetit kamen allmählich wieder.

Vierzehn Tage und drüber dauerte dieser schwarze Kothabgang, da er denn allmählich seine natürliche Farbe wieder annahm. Die China mit dem Lichen island. stellte die Kräfte wieder her. Ein paar Monathe hatte ich Gelegenheit den Mann nachher täglich zu sehen; und er befand sich sehr wohl. Er reisete darauf von hier ab, da ich denn weiter nichts von ihm gehöret habe.

Ich dächte, die Quelle des Blutes sowohl, als des Blutwassers, welches durch den Stuhlgang abging, war in diesem Falle sichtbarlich in den kleinen Gedärmen. Der Mann hatte übrigens nie die güldne Ader gehabt, auch hatte er jezt keine Empfindung davon."

Schon *Bartholdi*.(36) scheint eine ähnliche Meinung vom Leber-Flusse gehabt zu haben. Er handelt ihn

(36) *G. Theod. Bartholdi* Opera medica (posthuma), Part. 2, c. 4. Auch folgende Stelle, die hier vorkommt, verdient ange-

ihn mit dem Vomitu cruento in Einem Capitel ab, und sagt, daß beyde Krankheiten einerley Heil-Art erforderten.

Auch verdient, zur Bestätigung der Meinung, daß dergleichen Ausleerungen ex anastomosi vasorum exhalantium ihren Ursprung nehmen, die von Vogel angeführte Leichen-Oeffnung des *Klaunigius* Erwähnung (37).

Hierher gehören nun auch die Meinungen mehrerer Aerzte, welche, ohne jedoch bestimmte Erfahrungen anzuführen, den Leber-Fluß von den obern Hämorrhoidal-Gefäßen herleiten, und für nichts weiter, als eine Anomalie der goldenen Ader, halten. *Sauvages* macht die aus dieser Quelle entspringende blutigwässerige Ausleerung, zur zweyten Species seiner Hepatirrhoea (38).

3. Folge

angeführt zu werden: Fluxus hepaticus adscribitur hepati, sed perperam, legibus enim anatomicis repugnat. Prouenit potius ex vasis mesaraicis, vbi sanguis congestus tandem membranas intestinorum rumpit, et in insigni quantitate ater ille succus plus minus serosus ad Libr. ij. vel Libr. iij. interdum eiicitur, cum virium et appetitus prostratione.

(37) *R. A. Vogel* Praelect. §. 283, sagt, indem er sich auf *Klaunigii* Nosocom. charit. obs. 23, bezieht: Alias vero videtur, malum ex arteriis intestinorum lymphaticis relaxatis — — deriuari posse. — — Haecque sententia — ipsâ autopsiâ confirmata fuit, dum in cadauere non solum turgidae mesenterii venae ac arteriae repertae, sed et ilei, coli ac recti internae superficies, punctulis rubris obsessa visa est, vnde adeo guttulae sanguinis exprimi potuere.

(38) Hepatirrhoea intestinalis. — Et fluxus alui loturae carnium similis, doloris expers, cuius materia per intestinorum vasa secretoria anastomosin passa et dilatata, in intestina effunditur. *Sauvages*, a. ang. O.

Bey Blut-Anhäufungen in den Gefäßen des Gekröses und der Därme, und besonders bey schwarzgalligen die Gefäße mürbe machenden Stockungen daselbst, entsteht sehr oft ein varicöser Zustand in diesen Theilen. (*J. E. Pohl*, resp. *C. C. F. Menz*, diss. de Varice interno, Lpz. 1785, 4.)

Die

3. Folge der Ruhr. Mehrere Schriftsteller behaupten, daß der sogenannte Leber-Fluß, oder eine blutig-wässerige Diarrhöe, bisweilen nach der Ruhr folge. Auch Ettmüller führt diesen Fall, unter den drey verschiedenen Arten von blutig-wässerigen Ausleerungen, die er für möglich hält, an, und beruft sich auf Sydenham, bey welchem ich doch keine Stelle finden kann, wo von einem blutig-wässerigen Abgange nach der Ruhr die Rede wäre (39).

Aus einer, wiewohl einzigen, Erfahrung, glaube ich endlich 4. Fisteln und Geschwüre des Mast-Darmes, als die Quelle eines lange dauernden blutig-wässerigen Durchfalles anführen zu können. Bey einem vierzigjährigen Gelehrten, der schon seit mehrern Jahren an blinden Hämorrhoiden und andern Hämorrhoidal-Beschwerden litt, auch vor 8 Jahren eine kleine Fistel an der Oeffnung des Mast-Darmes sich operiren ließ, finden sich noch folgende Umstände: An der äussern Oeffnung des Mast-Darmes sieht

Die übermäßig ausgedehnten Gefäße zerreissen endlich, und es erfolgt ein Ausfluß einer blutig-wässerigen Feuchtigkeit, dessen angegebener Ursprung sich oft bey Leichen-Oeffnungen zeigt, und der mit hierher gerechnet werden muß.

(39) Die einzige Stelle, welche hierher gezogen werden könnte, ist: *Tho. Sydenham* Opuscula, (Amst. 1683.) p. 167. Accidit nonnunquam, licet raro admodum, vt dysenteria, sub initio non rite curata, particulare subiectum ad annos aliquot discruciet — aegro interim singula vitae munia mediocriter bene obeunte. Huius specimen se mihi obtulit non ita pridem in muliere quadam — quae per tres annos — hoc malo continenter exercebatur. — Diese Stelle beweiset indessen weiter nichts, als daß, wie auch Andere beobachtet haben, bisweilen auf wirkliche Ruhr, nachdem die fieberhaften Zufälle, das Bauchgrimmen und der Stuhlzwang, sich schon sehr vermindert haben, noch ein Durchfall mit Blute vermischt, fortdauert, der aber, wenn man auch bloß auf die Beschaffenheit der Ausleerung sehen wollte, den Nahmen Fluxus hepaticus doch nicht verdient.

sieht man zu beyden Seiten zwey traubenförmige Auswüchse, wovon der größere etwa 1 Zoll lang ist. Sie waren beyde anfangs kleiner, und im Mast-Darme verborgen. Zu Anfange dieses (1794) Jahres traten sie aus dem Mast-Darme heraus, wurden nach einiger Zeit weggeschnitten, wuchsen aber bald von neuem wieder. Unter dem größern ist der Eingang in eine kleine Fistel, die unter der Haut des Mittel-Dammes (Perinaeum) etwa 1 Zoll weit fortläuft. Die Oeffnung des Mast-Darmes ist von aussen schwielig (callös) anzufühlen, und kann seit einem Jahre nicht mehr geschlossen werden. Bringt man den kleinen Finger in den Mast-Darm, welches aber nicht ohne große Schmerzen geschieht, so fühlt man da, wo der innere Schließ-Muskel (Sphincter ani internus) sitzt, eine ringförmige, knorpelartige Verhärtung, und auch weiter hinauf im Mast-Darme mehrere einzelne callöse unebene Stellen. Gewöhnlich, doch ein Mahl mehr als das andere Mahl, gehen die Excremente unwillkürlich, und nach und nach, zuweilen derb und hart, aber dann nie dicker als ein Feder-Kiel, ab; oft ist auch der Stuhlgang dünn und flüssig. Die flüssigern Excremente sind immer mit Blut-Klümpchen, Blut-Streifen, und einer zähen, schleimigen, Eiter-ähnlichen Masse vermischt, die dichtern aber damit überzogen. Hat der Mast-Darm sich von den Excrementen entledigt, so geht nun bald ein weißes schleimiges Wesen fort, bald nur gelbrothe oder blutrothe, dem Fleisch-Wasser ähnliche Gauche, die sehr empfindlich brennt; dies hört aber auf, sobald wieder Excremente in den Mast-Darm kommen. Diese blutige Gauche fließt besonders des Nachts sehr häufig, doch auch bey Tage, nur bald mehr, bald weniger. Manche Speisen gehen unverdauet, die meisten aber recht wohl verdauet, nach 24 Stunden ab. Der Kranke hat den besten Appetit,

keit, und ausserdem, daß er sehr von Blähungen geplagt wird, kein Uebel, als seine Beschwerden im Mast-Darme, abwechselnde heftige Schmerzen im Kreuze, und beständige Schmerzen unter den Gesäß-Muskeln der linken Seite. Die Leisten-Drüsen dieser Seite sind auch beständig geschwollen.

Schon aus den angeführten Umständen erhellt mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Geschwüre und Fisteln im Mast-Darme die Quelle der abgehenden Gauche seyn müssen. Diese Wahrscheinlichkeit wird aber noch erhöhet, wenn man den ganzen Verlauf der Krankheit (dessen umständliche Erzählung hier zu vielen Raum wegnehmen würde,) in Betrachtung zieht. Dieses Uebel ist gewiß eben so merkwürdig, als selten (40).

Einige rechnen auch zum Leber-Fluß den blutigen Durchfall, der in den heißen Klimaten bisweilen Personen ohne Bauchgrimmen befallen soll, und den *Macbride* (41) von einer fauligen Auflösung des Blutes herleitet; ferner die blutige Diarrhöe beym Scorbut; und endlich den durch den After erfolgten Blut-Verlust bey den Anfällen des bösartigen Wechsel-Fiebers, dessen *Torti* (42) gedenkt, und welches er um deswillen Febris hepatica oder subcruenta nennt. Da aber hier wirkliches Blut, kein blutiges Wasser, abgeht, so sehe ich keinen Grund ein, warum man sie zum Leber-Fluß gerechnet hat (43). Eher ver-

(40) Fälle von ähnlichen Verhärtungen des Mast-Darmes, findet man: in *Ruyschii* obsl. anat. obs. 95, 96. und eb. Dess. Adverl. anat. med. chir. Dec. 2, c. 10, zu Ende. *Morgagni* de sedib. et caus. morbor. epist. 32, 6.

(41) Systemat. Einleit. in die theoretische und praktische Arzneyk. Th. 2, S. 752.

(42) *Franc. Torti* Therapeutice ad febr. period. pernic. S. 126. 128.

(43) *Sauvages*, a. ang. O., macht aus diesen drey Fällen eben so viel Species der Hepatirrhoea.

diente der blutig-wässerige Durchfall eine genauere Untersuchung, der sich bey erklärten Branntwein-Trinkern oft einfindet, wenn es mit ihnen, unter gänzlichem Mangel an Eßlust, schleichendem Fieber, Abnahme der Kräfte ꝛc. bald zu Ende geht; dessen Ursachen noch nicht ganz klar scheinen.

Aus dem bisher Gesagten kann folgendes Resultat gezogen werden: Der Leber-Fluß von Atonie der Leber entstanden, ist ein Unding. Die Krankheit, so wie sie Galen unter diesem Nahmen beschreibt, ist von neuern Aerzten nicht beobachtet worden. Ihr vornehmstes Symptom aber, der Abgang einer blutig-wässerigen Flüssigkeit durch den Stuhlgang, kann bey mehrern, ihrer Natur nach sehr verschiedenen Krankheiten Statt finden, und man sollte daher aufhören, den Leber-Fluß als eine eigene Krankheit-Gattung anzuführen.

Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur- und Arzneywissenschaft, 1 B. 4 St. (Gotha, 1793, 8.) S. 58, fgg. und 5 St. S. 22, fgg.

Ich komme zur Beschreibung der Cur des Leber-Flusses, und werde zuerst einige Vorschriften berühmter neuerer Aerzte, sodann aber meine eigene Beobachtung davon anführen.

D. Ge. Heinr. Behr's Consilium de fluxu hepatico, cum haemorrhoidibus symptomatice fluentibus, febreque lenta coniuncto, oder von einem lange-dauernden Leber-Fluß, mit dazu schlagender goldenen Ader, und schleichendem Fieber verknüpft (44).

„Indicationes. 1. Primas vias von ihren Unfläthigkeiten zu säubern und zu reinigen.

2. Die Gedärme durch lenia abstergentia, temperantibus simul, ad infringendum humorum aestum, remixta, von allen scharfen Mucositatibus zu befreyen.

3. Die

(44) Aus Dessen Medicina consultatoria, 1 Th. (Augsp. 1751 4.) S. 49, fgg.

3. Die so nöthige Dauung besser Maßen wieder her zu stellen, und folglich auch
4. durch behörige Tonica und Subadstringentia den Gedärmen ihre gehörige Elasticität und motum peristalticum wieder zu verschaffen.
5. Da dieser Morbus sehr gern in Tabem oder Hecticam degenerirt, taugliche Nutrientia und Gelatinosa, wie auch hauptsächlich evpepta alimenta, weil solcher Fluxus auch mit solcher Cachexie, oder wohl gar der Hydrope bisweilen begleitet wird, zu verordnen.
6. Die Symptomata zu mindern, den Schmerz im After zu besänftigen, und die Haemorrhoides symptomaticas à sero nimis acri et arrodente exortas, in etwas zu mäßigen.

Der ersten Indication nach, sind die Pilulae Beccherianae oder Stahlianae, wie auch remedia rhabarbarina, zu brauchen.

Der zweyten Indication nach, müssen die Absorbentia cum salibus neutris atque nitro remixta eingegeben werden.

Nach der dritten Indication, sind folgende Pillen zu verordnen:

℞. Extr. cent. min.
fumar.
gentian. āā ℈j.
tamarisc.
tormentill.
cort. cascar. c. ▽a parat.
Gumm. Thur.
heder. āā ℈ß.

M. f. c. Ess. traymat. Pilulae, no. LXX. consp. Pulv. cinam.

D. S. Stärkende Pillen, des Morgens und Abends jederzeit 10 zu nehmen.

In welcher Absicht zugleich folgende Tinctur verschrieben werden kann:

℞. Tinct. vitr. mart. Ludov. c. Spir. vin. gall. parat.
Eſſ. travmat. Wed. āā ℥ß.
catechu, ℥ij.

M. D. S. Stärkende Tinctur, davon jederzeit vor Tiſche 60 Tropfen in einem Löffel voll Burgunder Wein zu nehmen.

Nach der vierten Indication, wird, nebſt erſtgedachten Arzney-Mitteln, auch folgendes verordnet:

℞. Limat. mart. non rubigineae, et alcoholiſatae, ℥j.

D. S. Stahlpulver, davon jederzeit eine gute Meſſer-Spitze voll, vorm. um 10, und nachm. um 4 Uhr, zu nehmen.

Wie auch:

℞. Trag. ſuav. rubr. ℥j.

D. S. Magen-Treſeney, davon jederzeit zugleich, mit vorgedachtem Stahl-Pulver, eine Meſſerſpitze voll zu nehmen.

Ohne dieſes Pulver, können auch nachgeſetzte Magen-Morſellen nach einiger Zeit gebraucht werden:

℞. Condit. Nuc. indic.
Cort. aurant.
citr. āā ℥j.
rad. zingib.
Confect. Alkerm. compl. āā ℥ß.
Amygd. d. excort. ℥vj.
Piſtac. ℥ij.
Spec. diacinam.
diambr. āā ℥j.
Corall. rubr. ppt.
Nuc. moſch. āā ℥ß.

M. f. c. ſ. q. Sachar. in ▽cinam. ſolut. l. s. Morſuli.

D. S. Stärkende Morſellen, von welchen ſich dann und wann, eines Stückchens zu bedienen.

Nach

Nach der fünften Indication, werden, nebst den mancherley leicht zu verdauenden Speisen, als: dem so beliebten himmlischen Manna, den gesponnenen Nudeln, Eyer-Gersten, weich gesottenen Eyern, Reiß-Breyen, Gersten-Schleimen, u. s. f. auch mancherley nährende Gallerten oder Sulzen, Kräuter-, Schnecken- und Krebs-Brühen, Chocolat-Getränke und Mandel-Milche, gegeben.

Leztens können bald Clysmata, bald Iniectiones balsamico-demulcentes, bald aber Decocta vulneraria, per anum appliciret werden."

Nach N. A. Vogel's Vorschrift (45), wird die Cur des Leber-Flusses, wenn er nicht periodisch ist, folgender Maßen eingerichtet. Den Anfang macht man mit einem Wein-Aufgusse von Ipecacuanha, deren eine halbe Drachme zu 2 Unzen weißen Wein genommen wird, und läßt vormittags den Kranken, von Stunde zu Stunde, davon nehmen, nicht daß er sich erbricht, sondern nur einen Ekel darauf bekommt. Nachmittags reicht man ihm Pulver, worin stärkende Arzeneyen mit Absorbir-Mitteln und schleimigen Dingen versetzt sind. Vogel giebt folgendes Recept:

℞. Lap. cancr. ppt.
Boli armen. ppt. ãã ℥j.
Gumm. tragac. ℥ij.
Extr. cascar. gr. xij.
M. f. Pulv. divid. in vj. p. æ.

Zum Getränk preiset er das Wegwart-Decoct mit ein wenig Wein, auch Citronen-Saft mit Honig-Wasser, täglich 1 Maß zu trinken. Brod, mit einem stärkenden Magen-Pulver bestreut und in Wein geweicht, wie auch Hirsebrey, sind die dienlichsten Nahrungs-Mittel. Wenn man den Gebrauch von obiger Infusion und Pulvern eine Zeitlang fort-

(45) Praelect. §. 234.

gesetzt hat, und gute Folgen davon bemerkt, so beschließt man die Cur mit Mitteln aus der stärkenden Classe, wobey man unter Infusionen, Essenzen, aufgelöseten Extracten ꝛc. die Wahl hat.

Herr geheim. Rath Selle, dessen Meinung von der Natur dieser Krankheit ich oben, S. 411, angeführt habe, hält dieselbe für äusserst schwer zu heilen, besonders wenn sie etwas eingewurzelt ist. „Laxantia," sagter: „schwächen, ohne zu helfen. Aderlässe „finden, der Kacherie wegen, äusserst selten Statt. „Temperantia schicken sich eben so wenig, da die „Kranken mehr kühl als warm sind, und einen klei„nen Puls haben. Hält man den Abgang an, so entste„hen gemeiniglich Aengstlichkeiten, und andere noch „schlimmere Zufälle. Alles was man thun kann, ist: „die Congestionen des Blutes zu verhindern, welches „man durch emollientia und antispasmodica, und „durch Blutigel und Schröpfen zu bewirken su„chen muß."

In meiner dreyßigjährigen Praxis (von 1749 bis 1779) ist mir nur ein einziger Fall dieser Krankheit vorgekommen, und zwar im J. 1752, als ich noch in Frankfurth an der Oder wohnhaft war. Eine Frau von ungefähr 36 Jahren klagte über einen beständigen drückenden Schmerz in der rechten Seite, im rechten Hypochondrio unter den falschen Rippen, und über Beängstigungen; sie bekam öftere Uebelkeiten, hatte dabey ein schweres Athemhohlen, Spannen im Rücken, auch bisweilen im Unterleibe, und ziemlich heftige Leib-Schmerzen; dabey nahm sie beständig ab, und verlor nach und nach die Kräfte; der Appetit ward täglich geringer; der Schlaf war ziemlich ordentlich, doch zuweilen unterbrochen. Weil sie sich in dürftigen Umständen befand, ließ sie etliche Tage verstreichen, ehe sie, sich an einen Arzt zu wenden, sich entschloß. Endlich schickte sie zu mir, und ließ sagen: sie hätte Herzens-Angst, Spannen im Rücken, Reissen im Leibe, und kurzen Athem. Weil ich eben damahls nach Küstrin zu einem kranken Officier war gefordert worden, und ich die kranke Frau in Frankfurth nicht selbst besuchen konnte,

konnte, so verordnete ich ihr, weil ich anfangs ihre Krankheit für hysterisch hielt, den Spiritum nitri dulcem. Dieser minderte zwar die Zufälle, hob aber nicht das Haupt-Uebel. Hierauf ließ es die Frau wieder anstehen, bis sie mir, bey meiner Rückkunft, nach etlichen Tagen melden ließ, sie hätte sich plötzlich legen müssen, weil auf etliche Quart Blut mit dem Stuhlgange abgegangen waren. Bey meinem persönlichen Besuche fand ich, nach näherer Untersuchung, daß es kaum 2 bis 2½ Pfund Blut gewesen. Es war lauter geronnenes Blut, und etwas dunkel, wie ein aus der Ader gelassenes, welches sich coagulirt hat. Ich erkannte diese Krankheit sogleich für einen Leber-Fluß, wovon ich folgende Theorie hatte. Das Blut kann unmöglich aus der Leber kommen. Die Arterien der Därme, sind Zweige von den Gekröse-Arterien; in der innern Fläche der Därme sind viele Vascula hiantia, welche, ordentlicher Weise, niemahls Blut, sondern nur ein Serum, ausfließen lassen. Die Venen der Därme sind gleichfalls Ramificationen von der Gekröse-Vene, welche ihr Blut in die Pfort-Ader ergießt. Die Anhäufung des Blutes nun in dieser Krankheit, geschieht im Gekröse. Die grosen Gefäße des Gekröses werden erweitert, die kleinern Seiten-Gefäße und Arteriolae aber können zersprenget werden, und Lezteres ist wohl am gewöhnlichsten. Es geschieht gleichsam eine wirkliche Haemoptysis in den Därmen. Diese Ausdehnung der Arterie entsteht von einer Verstopfung der zurückführenden Venen, und weil das abgegangene Blut coagulirt erscheint, so geht die Extravasation vielleicht in den dünnen Därmen vor (*), weil daselbst das Blut länger liegt, einen weitern Weg zu gehen hat, und sich also mehr und mehr coaguliren muß. Daß es in den dicken Därmen so lange dauern sollte, ist nicht wahrscheinlich; doch kann dergleichen zu gewissen Zeiten auch gar wohl im Grimm-Darme (Colon) geschehen, da aber alsdann, sobald Zerreissung und Extravasation geschehen wären, das Blut bald fortgehen, und noch sehr flüssig, auch zugleich häufig seyn würde. Mehren-

(*) Daß die Quelle des Blutes sowohl, als des Blutwassers, welches durch den Stuhlgang abgeht; in den kleinen Gedärmen sey, bekräftigt Hr. Hofr. Richter; s. oben, S. 413.

theils ist auch bey solchen Personen die Leber und Pfort-Ader verstopft, wie denn meine Kranke auch lange zuvor einen drückenden und spannenden Schmerz im rechten Hypochondrio, dem Orte der Leber, empfunden hatte. Sie hatte eine sitzende Lebens-Art, und dabey beständig viel Gram und Kummer gehabt, und ihre monathliche Reinigung war schon seit etlichen Jahren irregulair und geringe gewesen, welches alles zur Verstopfung der Pfort-Ader und der Gekröse-Gefäße hat beytragen können. Begangene Diät-Fehler gestand sie nicht, doch aber daß sie sich zuweilen geärgert hätte. Da ich sie nach dem Blutflusse sehr schwach fand, so konnte ich keinen Aderlaß bey ihr anstellen lassen, ob sich gleich etwas Fieberhaftes bey ihr bemerken ließ, denn sie hatte Unruhe, schnellen Puls, und etwas Hitze.

Ich verordnete ihr, an statt des ordinairen Getränkes, einen Gersten-Trank, aus Rad. scorzon. 2 Loth; Rad. gram. arv. 1 Loth; Natur. C. C. 4 Loth, und reiner Gerste, 5 bis 6 Händevoll; davon mußte sie, verschlagen, so viel als möglich, trinken, sowohl um das dicke Blut zu verdünnen, als auch die Verstopfung in der Leber und Mutter zu eröffnen, wie auch den Blut-Verlust einiger Maßen durch eine temperirte Flüssigkeit wieder zu ersetzen; die Mucilaginea wählte ich, um die zerrissenen oder sehr erweiterten Theile in den dünnen Därmen zu verkleistern. Mit diesem Decocte mußte sie 14 Tage lang fortfahren; alle scharfe und hitzige Getränke aber wurden ihr verbothen. Zugleich verordnete ich ihr folgendes Tränkchen:

℞. Aqu. endiv.
lactuc. āā ℥iij.
Crem. tart.
Conch. citrat. āā ℈j.
Nitr. depur. ℥ij.
Mucilag. sem. cydon. ℥j.
Pulv. paeon. ℈ß. M. D.

Hiervon mußte sie anfangs alle Stunde einen, hernach aber, etliche Tage hindurch alle 2 Stunden, einen Eßlöffel voll nehmen. Darauf kam ferner kein Blut, und in Ansehung der übrigen Zufälle hatte sie gute Linderung; indessen

indessen ließ ich mit diesem Tränkchen noch 8 Tage lang continuiren. Alsdann veränderte ich dasselbe, ließ den Mucilag. sem. cydon. weg, und setzte, an dessen statt, Liquor. terrae fol. tart. ℥j. hinzu, um die Verstopfung mehr und mehr zu resolviren. Um auch die irregulaire und verminderte monathliche Reinigung wieder herzustellen, verschrieb ich folgendes Pulver, welches sie aber, des Geschmackes wegen, nicht lange ertragen konnte.

℞. Lap. cancr. ppt.
Tart. solub.
Sal. acetosell.
Rhab. orient. āā ℥j.
Nitr. dep. ℥j.
Gran. cherm. gr. IV.
M. F. Pulv. divid. in vij. p. æ. D.

Dieses Pulver bekam sonst gut, es trieb den Urin, eröffnete, abstergirte auch gelinde, denn ich ließ des Tages 3 Theile davon brauchen; des Morgens hatte sie allezeit darnach einen Stuhlgang, wodurch viele Unreinigkeiten abgingen. Ich mußte aber, wegen des übeln Geschmackes, den Rhabarber weglassen, und setzte, an dessen statt, Sal. Ebsham. ℥j. dazu. Als sie hiermit eine Zeitlang continuirt hatte, ließ ich auch letzteres weg, und setzte Borac. venet. ℥ß. dazu, um das Monathliche in Gang zu bringen. Nach Verlauf von 4 Wochen war sie völlig besser. Sie hatte zwar, die ganze Zeit über, einen Insultum febrilem dabey; allein, dieses Fieber war durchaus nicht schädlich, indem es die Säfte verdünnte, und die Verstopfungen öffnete, zumahl da ich mit Incidentibus zu Hülfe kam. Ich rieth der Patientinn, noch mehr zu brauchen, um das Monathliche gänzlich in Ordnung zu bringen. Weil es gegen das Frühjahr ging, verordnete ich ihr Bäder aus Herb. serpill. et menthae, und Flor. cham. rom.; und um eben die Zeit setzte ich auch unter das eröffnende Pulver 3 Gran vom Croc. orient.; vorher aber mußte sie am Fuße aderlassen. Hierauf kam der Fluxus menstruus wieder stärker zum Vorschein, und die Person hat sich nach der Zeit vollkommen gesund befunden.

Einer

* * *

Einer Leber-Ruhr bey Pferden, geschieht, im 2 B. des von den Herren Busch und Daum herausgegebenen Archiv für Roßärzte und Pferdeliebhaber, (Marb. 1789, 8.) S. 78. fgg. Erwähnung.

„Im verflossenen Winter wurde ein altes Pferd zum hiesigen zootomischen Theater lebendig abgeliefert, das eine unheilbare Leber-Ruhr hatte, die wenigstens durch keines von den angewandten Mitteln hätte gehoben werden können. Wegen dieses sonderbaren Zufalles will ich hier kürzlich die Erscheinungen bemerken, die sich bey der Oeffnung des Körpers vorfanden. In der Leber war nehmlich kein Tropfen Galle zu finden, so genau ich auch dieses Eingeweide durchsuchte. Der Gallengang war durch eine offenbare Verwachsung gänzlich verschwunden. Neben der linken Niere lag eine mit Luft angefüllte Blase, in der Größe eines neugebornen Kindskopfs, nur war sie etwas eyförmig verlängert, und bestand aus zwo getrennten Schichten des Bauchfells. An der linken Neben-Niere hing ein Stückchen Fleisch, das einem fingerlangen und schmahlen Ligament glich, das in einen auflösbaren einfachen Knoten geschlagen war. Der ganze Canal der Gedärme war mit einer Menge Wasserbläschen und Knoten besetzt, die größtentheils wie Hühnerärsche aufgebürster standen. Die dicken Gedärme waren im Lichten noch einmahl so weit ausgedehnt, als gewöhnlich. Die übrigen innerlichen Theile waren alle gesund. Das ganze Thier war, wie leicht zu erachten ist, schrecklich mager, und fiel gleich von einem einzigen Schlage auf den Kopf völlig todt zur Erde nieder."

Leber-Fuchs, ein Fuchs, d. i. röthliches Pferd, dessen Haare in die Leber-Farbe fallen. Siehe im XV Th. S. 411.

Leber Gallengang, siehe das Folgende.

Leber-Gang, in der Anatomie, ein jeder Gang oder Canal, welcher nach und von der Leber führt.

In engerer Bedeutung ist es ein Gallen-Gang, welcher die Galle aus der Leber in den Zwölffinger-

Darm

Darm führt; Leber-Gallengang; zum Unterschiede von dem Blasen-Gange und gemeinen Gange; Siehe oben, S. 355.

Leber-Geschwulst, siehe unten im Art. Leber-Krankheiten, bey Entzündung der Leber und bey Verstopfung derselben.

Leber-Geschwür, siehe eb. daselbst.

Leber-Kies, im Bergbaue einiger Gegenden, ein bräunlicher, leberfarbener Kupfer-Kies. Siehe im LV Th. S. 561, fgg.

Leber-Klee, Trifolium hepaticum; siehe Leber-Kraut.

Leber-Klette, eine Benennung der im I Th., S. 453, fgg. beschriebenen Odermennig, Agrimonia Eupatoria *Linn.* wegen ihrer guten Wirkung in den Verstopfungen der Leber.

Leber-Knoten; gemeine Knötchen der Leber; große weiße, weiche braune, und skrophulöse Knoten der Leber; siehe unten im Art. Leber-Krankheiten.

Leber-Kolik, siehe eb. daselbst.

Leber-Krankheiten, der Menschen und Thiere. Unter Leber-Krankheit, L. Morbus hepaticus, versteht man eine jede Krankheit, d. i. widernatürlichen Zustand der Leber in den Körpern der Menschen und Thiere.

Unter allen Krankheiten, welchen der Mensch unterworfen ist, sind fast keine gefährlicher, als diejenigen, davon der eigentliche Sitz uns unbekannt ist. Ein jedes Eingeweide hat eine ihm besonders eigene Art von Bau; und es ist daher dasselbe nicht nur gewissen Krankheiten unterworfen, von denen andere Eingeweide befreyet bleiben, sondern es wird auch auf eine ihm besonders eigene Art wieder hergestellt. Da nun aber bey der Behandlung einer Krankheit die größte Kunst eines Arztes darin besteht, daß er die

Natur

Natur unterstützt, so wird er nie diese Absicht erreichen, wofern er nicht den Sitz der Krankheit vollkommen gut erkennt.

Die Leber, die in der Einrichtung und den Geschäften des thierischen Körpers so wichtige Dienste leistet, ist eines von denjenigen Werkzeugen, deren widernatürliche Veränderungen man am wenigsten kennt. Man schreibt ihr bald Krankheiten zu, von denen sie ganz frey ist, bald aber verkennt man diejenigen, die ihren Sitz in diesem Eingeweide haben, wieder so sehr, daß man solche in andern Theilen sucht, die sich in dem gesundesten und natürlichsten Zustande befinden. Dergleichen Irrthümer sind aber von desto größerer Wichtigkeit, weil sie gewiß vielen Kranken das Leben gekostet haben, die man ausserdem, wenn man den wahren Sitz ihrer Beschwerden erkannt hätte, leicht curirt haben würde. Da man aber oft zur Erkenntniß der Wahrheit nicht anders als dadurch gelanget, daß man seine Irrthümer einsieht, so muß man solche durch Oeffnung der Leichname zu entdecken suchen; und man muß gestehen, daß wenn je die Anatomie dem Arzte Nutzen schaffet, dieses alsdann der Fall ist, wenn sie ihm seine begangenen Fehler zeigt.

Die Ergießungen und Anhäufungen von Feuchtigkeiten in der rechten Brust-Höhle, und die Verstopfung desjenigen Flügels der Lungen, welchen diese Höhle enthält, bringen in der Lage der Leber eine solche Veränderung hervor, daß man oft eine Verstopfung dieses Eingeweides vermuthet, ungeachtet sich dasselbe in einem sehr guten Zustande befindet. Einige Beyspiele hiervon führt Portal (*) an, aus welchen

(*) In seiner, in den Memoir. der pariser Akad. v. J. 1777, S. 107, fgg. befindlichen, und in der Samml. auserles. Abhandl. zum Gebr. prakt. Aerzte, 8 B. 1 St. (Lpz. 1783, gr. 8.) S. 3, fgg. übers. Abhandlung von den Krank-

chen erhellt, daß die Leber bey allen Schwindsüchtigen, bey denen der rechte Lungen-Flügel verstopft ist, sehr stark unter den falschen Rippen hervorraget, und daß dieses Eingeweide, so wie die in dem besagten Lungen-Flügel enthaltene Materie durch den Auswurf ausgeleeret wird, auch sich immer nach und nach wieder unter die kurzen Rippen zurückzieht. Es ist dieses in der That eine sehr wichtige Bemerkung. Diese Verminderung der Geschwulst in der rechten Seite, die sich in dem Fortgange der Krankheit eräugnet, hat oft viel dazu beygetragen, die Aerzte in ihrer falschen Meinung über den Sitz der Krankheit zu bestärken.

Bey denjenigen Verstopfungen, die in der linken Lunge entstehen, empfindet man auch einen Widerstand unter den falchen Rippen auf der linken Seite, der aber von der Milz entsteht, die alsdann gegen die Niere herunter gedrückt wird. Da aber die Milz weit kleiner, als die Leber, ist, und auch noch mehr unter den Rippen liegt, so ist der Widerstand, welchen man unter den linken kurzen Rippen verspüret, nie so groß, als es solcher auf der rechten Seite zu seyn pflegt. Man muß diese Umstände wissen, um der Milz nicht die Krankheiten zu zuschreiben, die eigentlich in der linken Lunge ihren Sitz haben.

Eine andere Art von Irrthum, in den man öfters verfällt, besteht darin, daß man allemahl, sobald eine Gelbsucht vorhanden ist, auch gleich die Leber krank zu seyn glaubt. Es ist wahr, daß diese Krankheit sich bey vielen Fehlern der Leber einstellt; allein, so wie, nach verschiedener Aerzte Bemerkung, bey einigen Fehlern der Leber doch keine Gelbsucht erfolgt, so giebt es auf der andern Seite wieder gelbsüchte

Krankheiten der Leber, die man andern Theilen zuschreibt, und von denjenigen Krankheiten, deren Sitz man gemeiniglich in der Leber sucht, ob er sich gleich nicht eigentlich darin findet.

süchtige Kranke, bey denen die Leber sehr gesund ist, und bey welchen die Absonderung der Galle auf die regelmäßigste Art geschieht. Verschiedene Beyspiele davon, führt Portal, a. ang. O., an; und im XVI Th., S. 767, habe ich Fälle namhaft gemacht, wo eine Gelbsucht nach dem Bisse giftiger oder zorniger und rasender Thiere, folglich ohne vorhergegangene Krankheit der Leber, erfolgt ist.

So wie man aber auf der einen Seite, der Leber gewisse Krankheiten zuschreibt, von denen dieselbe frey ist, so giebt es auch auf der andern Seite wieder einige Krankheiten, die wirklich ihren Sitz in der Leber haben, ob man sie gleich öfters andern Eingeweiden zuschreibt. Da dieses Eingeweide an das Zwerch-Fell, an die rechte Niere, an den Grimm-Darm und an den Magen stößt, welchen leztern es zum Theil mit bedeckt, so geschieht es daher, daß man die genannten Eingeweide für krank hält, ob sie gleich in der That gesund sind, und ungeachtet nur bloß die Leber leidet. Dieses Irrthumes wird an verschiedenen Stellen der Werke von *Morgagni* (de sedibus & caussis morborum), und von *Lieutaud* (Historia anatomico pathologica) gedacht. Man vergleiche hiermit dasjenige, was ich unten von Verstopfungen und Stockungen in der Leber sagen werde.

Eine gewisse widernatürliche Veränderung der Leber, deren *Morgagni* Erwähnung thut, welche die übrigen Aerzte fast gar nicht zu kennen scheinen, die Portal aber selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, ist die Blutstürzung aus der Leber, Haemorrhagia heparica, wobey das Blut durch den gemeinschaftlichen Gallengang (Ductus choledochus) aus der Leber herausfließt, und welchen man nicht, wie ich bereits oben erinnert habe, für Galen's Leber-Fluß zu halten hat. Portal hatte schon vorher in 5 oder 6 Körpern, die er auf seinem Zergliederungs-

Sahle

Sahle öffnete, die Gallengänge und dünnen Gedärme mit Blute angefüllt gefunden, als er zu einem Kranken gerufen wurde, der eine sehr heftige Entzündung der Leber hatte, die aber gleich von ihrer ersten Entstehung an, sehr vernachlässigt worden war. Ungeachtet dem Kranken verschiedene Mahle zur Ader gelassen wurde, gab doch derselbe noch immer viel schwarzes und geronnenes Blut durch das Erbrechen von sich. Es gieng auch viel dergleichen durch den Stuhl ab; und man bemerkte deutlich, daß, so wie diese Ausleerung anhielt, auch die Größe der Leber immer verhältnißweise abnahm. Das Athemhohlen ward weit leichter, und der heftige Schmerz, welchen der Kranke im Halse in der Gegend des Ursprunges des Zwerchfell-Nerven empfunden hatte, ward schwächer, und verschwand endlich gänzlich. Unterdessen zeigten sich doch in dem Blute, welches der Kranke von sich gab, einige Streifen Eiter, es entstand ein schleichendes Fieber, und der Kranke starb in kurzer Zeit. Durch die Oeffnung des Körpers überzeugte sich Portal, daß die Krankheit ihren Sitz vornehmlich in der Leber gehabt hatte, und daß alle andere Theile des Körpers gesund waren. Die Leber hatte eine so beträchtliche widernatürliche Größe erlangt, daß sie einen Raum einnahm, der doppelt so groß war, als er es sonst gewöhnlicher Weise zu seyn pflegt. Sie hatte eine dunkle schwarze Farbe, und ihre Substanz war ganz faulicht, inwendig aber fanden sich in diesem Eingeweide viele Eiter-Geschwülste, die unter sich zusammenhiengen. Der Leber-Gallengang und der ausführende Gang der Gallen-Blase, die Gallen-Blase, der gemeinschaftliche Gallengang, und die kleinen Gedärme, waren insgesammt mit Blut und Eiter angefüllt.

Doch haben die Blutstürzungen aus der Leber nicht immer den übeln Ausgang, welchen sie in

dem izt angeführten Falle gehabt hatte; ja, sie schaffen sogar oft dem Kranken dadurch Nutzen, daß die damit verknüpften Ausleerungen des Blutes durch den Mund oder durch den Stuhlgang, welche eine Folge dieser Blutstürzungen sind, die Entzündung der Leber verhüten, oder dieselbe, wenn sie bereits vorhanden ist, wieder zertheilen.

Ein junger Mensch, welcher sich verschiedenen Arten von Ausschweifungen ergeben hatte, wurde mit einem sehr heftigen hitzigen Fieber befallen, und klagte dabey über einen starken Schmerz in der rechten Seite unter den kurzen Rippen, welcher Ort auch beträchtlich aufgeschwollen war. Sobald man die Gegend des Magens nur etwas berührte, fieng der Kranke sogleich an auf das heftigste zu schreyen. Er bekam hierauf Ekel und Neigung zum Erbrechen, und gab endlich sowohl durch das Erbrechen, als durch den Stuhlgang, eine so große Menge Blut von sich, daß man dieselbe auf 2. Pfund schätzte. Dieser Blutsturz hatte die heilsamste Wirkung; die Geschwulst der rechten Seite setzte sich, die Schmerzen vergiengen, das Fieber verschwand, und der Kranke ward vollkommen gesund.

Wenn die Blutstürzungen aus der Leber, die durch den gemeinschaftlichen Gallengang geschehen, sehr klein sind, und nur von Zeit zu Zeit erfolgen, so sind sie weit schwerer zu erkennen, als dieses bey denen Kranken, deren Geschichte kurz vorher erzählt worden ist, der Fall war. Das Blut vermischt sich sodann zuweilen mit der Galle, oder mit dem Magen-Safte, und geht, bald mehr bald weniger verändert, durch den Mund von dem Kranken ab. Die Aerzte irren sich hier leicht in Ansehung der Quelle, woraus dieses Blut kommt, und setzen gewisse Krankheiten der Lunge, die doch gar nicht zugegen sind, als gegenwärtig voraus; ja, sie behandeln sogar die Kranken so, als wenn diese Krankheiten wirklich vorhanden wären. Portal hat dieses in zwey Fällen durch die Leichen-Oeffnungen bestätigt gefunden. Geht ein in

so

so kleiner Menge aus der Leber kommendes Blut in die Gedärme, so wird die Krankheit oft für einen Hämorrhoidal-Fluß gehalten.

Portal meldet bey dieser Gelegenheit, daß er gesehen habe, daß sehr große Geschwülste der Milz sich auch mit dem glücklichsten Erfolge durch solche Blut-Stürzungen endigten.

Der berühmte Botaniker, *Aublet*, hatte seit langer Zeit eine Geschwulst auf der linken Seite des Unterleibes, die sich unter den Rippen zu verlieren schien; dabey fiel ihm das Athemhohlen beschwerlich, und es waren ihm auch die Füße geschwollen. Man fragte Hrn. Portal um Rath, welcher nach einer genauen Untersuchung der Geschwulst glaubte, daß dieselbe in der Milz ihren Sitz hätte; da sie aber sehr hart war, so ließ er sich nicht einkommen, daß sie, wie solches doch der Ausgang bestätigte, bloß von einer Stockung des Blutes in diesem Eingeweide herrührte. Der Patient gab durch das Erbrechen und den Stuhlgang zu einer Zeit, wo seine Geschwulst ihn am allerwenigsten beschwerte, eine so große Menge Blut von sich, daß man solche auf 3 Kannen schätzte. Durch diesen Blutfluß verlor sich die Geschwulst in der linken Seite gänzlich, indem wahrscheinlicher Weise das Blut, welches durch seine Stockung dieselbe hervorbrachte, sich in dem Magen durch die sogenannten kurzen Gefäße (Vasa brevia), und die zu denselben gehörigen zurückführenden Adern ausgeleeret hatte. Dem sey aber wie ihm wolle, so erlangte doch der Kranke dadurch vollkommen seine Gesundheit wieder. Portal ertheilte ihm indessen doch den Rath, sich, so oft als er wieder verspürte, daß ihm die linke Seite etwas aufträte, sogleich eine Ader öffnen zu lassen. Er hat dieses auch immer, und zwar mit dem besten Erfolge, gethan, indem allemahl seine Geschwulst, so wie er sich das Blut abzapfen ließ, auch verhältnißweise kleiner ward; wenn er aber dieses Aderlassen vernachlässigte, oder sich eine ungewöhnlich stärkere Bewegung machte, schwoll die Milz auf, und füllte sich mit Blute an, bis endlich das Blut sich in den Magen ergoß.

Unter der Benennung Leber-Brand, wird in Hrn. Rath Adelung Wörterbuche, Th. III, Col. 107, dasjenige angeführt, was ich im VI Th., S. 407, Leber-Brand genannt habe.

Von den Leber-Egeln der Schafe, habe ich im X Th. S. 133, fgg. gehandelt.

Die Leber-Entzündung, Gr. und Lat. Hepatitis, Inflammatio hepatis, welche den Nahmen Leber-Krankheit in engerer Bedeutung führt, unterscheidet sich von der Brustfell-Entzündung (Pleuritis) dadurch, daß bey ihr kein stechender, sondern ein drückender Schmerz in der Gegend der Leber in der rechten Seite unter den kurzen Rippen ist, wobey man öfters eine Geschwulst an besagtem Orte verspüret. Das Athemhohlen ist hierbey frey, und die Lungen können, so viel der Kranke will, ausgedehnet werden.

Die Leber-Entzündung findet entweder nur in der äussern Membran, oder auch in der Substanz derselben, Statt. Bey der Entzündung der äussern Membran der Leber, ist entweder das Bauch-Fell durchaus in der Höhle des Unterleibes entzündet, oder die Entzündung ist auf die Membran der Leber eingeschränkt. Im leztern Falle ist sie nicht sehr oft über die Membran ganz ausgebreitet, sondern zeigt sich gemeiniglich an dem Theile, welcher die vordere oder gewölbte Oberfläche der Leber überzieht. Auch sieht man nicht selten Entzündung, oder wenigstens ihre Wirkung, an der Seite der Leber, welche den Magen und den Zwölffinger-Darm berührt.

Findet Entzündung in der Membran der Leber Statt, so zeigt sie genau dieselben Erscheinungen, welche man bey der Entzündung des Bauch-Felles, von welchem sie ein Theil ist, wahrnimmt. Sie ist

mit

mit einer größen Menge von sehr kleinen Gefäßen überzogen, welche rothes Blut führen; auch ist sie dicker, als im natürlichen Zustande, und es wirft sich auf ihre Oberfläche eine Lage von gerinnbarer Lymphe. Diese Lage ist in einigen Fällen dicker, als in andern, und leimt oft die Leber mehr oder weniger an die benachbarten Theile; zugleich wird auch eine Menge einer serösen Flüssigkeit abgesondert.

Es ist gewöhnlicher, Verwachsungen als Folge einer vorgängigen Entzündung der Membran der Leber zu sehen, als die Membran selbst in einem Entzündungs-Zustande zu finden. Diese Verwachsungen werden von der gerinnbaren Lymphe des Blutes, welche sich stufenweise verändert, gebildet. Sie bestehen gemeiniglich aus einer dünnen, durchsichtigen Membran, welche die Leber mit den benachbarten Theilen verbindet. Diese Verwachsung kann entweder allgemein seyn, und über eine der Oberflächen der Leber sich erstrecken, oder sie kann aus einer Anzahl von Verwachsungs-Processen bestehen. Die Verwachsung geschieht bisweilen durch eine Membran von ansehnlicher Länge; bisweilen ist die Verwachsung sehr kurz, indem die Oberfläche der Leber unmittelbar an den benachbarten Theilen liegt. Die Oberfläche der Leber, wo diese Verwachsungen am meisten gefunden werden, ist die vordere, durch welche sie mit dem Bauch-Felle verbunden wird, welches die Muskeln am obern Theile der Bauch-Höhle überzieht. Bildet sich ein Abscess in der Substanz der Leber, der sich nach aussen spitzt, so sind diese Verwachsungen von großem Nutzen, indem sie hindern, daß der Eiter sich nicht in die allgemeine Höhle des Unterleibes begeben kann. Man findet auch öfters Verwachsungen der hintern Oberfläche der Leber mit dem Magen und Zwölffinger-Darme; und diese mögen ebenfalls bey Abscessen der Leber an

ihrem hintern Theile von Nutzen seyn, indem sie hindern, daß die Materie sich nicht in die allgemeine Höhle des Unterleibes begeben, und entweder in den Magen, oder in den obern Theil des Darm-Canales dringen kann.

In den beyden Indien, ist, wie ich hernach zeigen werde, diese Krankheit weit häufiger, als bey uns. Die idiopathische Leber-Entzündung kommt aber noch seltener vor, als die symptomatische. Sie ist eine der wichtigsten Krankheiten; und glücklich ist der Arzt, wenn er allemahl die übeln Folgen davon abwenden kann.

Die Leber hat, wie ich oben, S. 347, erwähnt habe, zwey Flächen oder Seiten: die obere, erhabene, gewölbte, convexe, und die untere, gehöhlte, concave. Man muß bey den Kennzeichen und Zufällen dieser Krankheit hierauf Rücksicht nehmen; es wird seinen guten Nutzen haben; denn die Entzündung ist entweder nur in der Oberfläche des erhabenen Theiles der Leber, und in dem angränzenden Zwerch-Felle; oder sie ist in dem untern hohlen Theile, und mehr in der Substanz derselben. Beyde unterscheiden sich durch die vorhergegangenen Ursachen, und erfordern mehrentheils eine verschiedene Heil-Art.

Die Entzündung des erhabenen Theiles der Leber, äussert sich durch einen anhaltenden stechenden Schmerz, im rechten Hypochondrio, unter den falschen Rippen, der sich nach oben erstreckt; dieser Schmerz wird insonderheit, wenn das Zwerch-Fell bewegt wird, allemahl sehr heftig, und zieht sich längst der Scheidewand der Brust gegen die Kehle und das Schlüsselbein hinauf. Das Einathmen ist dabey ebenfalls schmerzhaft, dahingegen das Ausathmen leichter geschieht. Der Puls ist voll und hart; dabey ist leicht ein trockner Husten. Die rechte Seite unter den Rippen ist sehr gespannt, und der Kranke empfindet

Schmer-

Schmerzen, wenn man sie anfühlt. Die Entzündung des untern und innern Theiles der Leber äussert sich nur durch einen stumpfen drückenden Schmerz, welcher durch die Bewegung des Zwerch-Felles nicht vermehrt wird; dabey zeigen sich gemeiniglich gelbsüchtige Zufälle, weil hier die Absonderungs- und Ausführungs-Werkzeuge der Galle unmittelbar leiden. Der Puls hat nicht die Härte, die er im ersten Falle hat, sondern ist oft, so wie bey der Peripneumonie. Ueberhaupt kann diese Entzündung leicht verkannt werden, und sie erfordert daher die genaueste Beobachtung. Zuweilen erhebt sich eine Geschwulst nach aussen.

Die Zufälle bey dieser Krankheit sind theils schon erwähnt, theils sind es noch: ein anhaltendes hitziges Fieber, heftiger Durst, trockner Husten, brennender Urin, und Verstopfung des Leibes. Bey der Entzündung der erhabenen Fläche ist gemeiniglich der Schlucken; ist diese aber am untern Theile der Leber, mehr Brechen, Beklemmung und Aengstlichkeit.

Franz Home (*) theilt die Leber-Entzündung noch in eine wahre, und in eine falsche, ab; den Sitz der leztern weiset er in dem die Leber umkleidenden Bauch-Fell und falschen Rippen, an.

Die Ursachen der idiopathischen Leber-Entzündung, können alles das, was eine Entzündung hervor zu bringen vermögend ist, seyn. Vorzüglich aber kann man hierher rechnen: Vollblütigkeit, ein Schlag oder Stoß in die rechte Seite, Verstopfungen und steinartige Verhärtungen in der Leber, heftige Leidenschaften, unterdrückter Hämorrhoidal-Fluß, und gehemmte monathliche Reinigung, bey gallichter Constitution der Luft und des Körpers. Die nächste Ursache bey der Entzündung des untern Theiles der

(*) Principia medicinae, p. 152.

Leber scheint eine Anhäufung eines scharfen gallichten Blutes in dem System der Pfort-Ader zu seyn.

Eine symptomatische Leber-Entzündung, kann irgend leicht durch Versetzung einer Fieber-Materie, bey Rheumatismen und Podagra, und von einem Schlage oder Falle auf den Kopf, entstehen.

Der Ausgang dieser Krankheit ist verschieden; entweder die Entzündung zertheilt sich, oder es entsteht ein Abscess, oder eine Verhärtung der Leber daraus. Die kritische Ausleerung bey einer Leber-Entzündung, sind: gallichter Stuhlgang, wobey die Excremente mit etwas Blut vermischt sind; ein Nasenbluten aus dem rechten Nasenloche; dicker Urin mit einem weißlichen Bodensatze, und ein anhaltender Schweiß. Giebt aber der Kranke eine schwarze stinkende Materie durch das Erbrechen und den Stuhlgang von sich, welches mit anhaltendem Schlucken und großem Durste begleitet ist, und sind Hände und Füße kalt, so sind dies Kennzeichen des gegenwärtigen Brandes und des bevorstehenden Todes.

In Beziehung auf eine richtige Cur-Methode bey der Leber-Entzündung, theilt man dieselbe am füglichsten in eine rein entzündliche Leber-Entzündung (Hepatitis mere inflammatoria), und in eine gallichte Leber-Entzündung (Hepatitis biliosa), bey welcher sich auch leicht ein faulichter Zustand einfinden, oder welcher auch vorhergehen kann, ein.

Bey der ersten Art hat man nun vorzüglich dahin zu sehen, daß man den Antrieb der Säfte auf die Leber vermindere, die dicken zähen Säfte verdünne, und das Aufgelöfete ausführe. Die erste Absicht zu erreichen, wird eine große Menge Blut gelassen, und der Aderlaß wird, wenn der Schmerz nicht nachläßt, und die Kräfte des Kranken es verstatten, wiederhohlt. Zur Erreichung der zweyten Absicht, muß der Kranke viel verdünnendes Getränk mit Salpeter und andern

Mittel-

Mittel-Salzen zu sich nehmen; äusserlich kann man auf die schmerzhafte Stelle das flüchtige Liniment einreiben, und warme Bähungen darüber schlagen. Einige rathen auch Blasen-Pflaster aufzulegen, die gewiß alsdann gute Dienste leisten werden, wenn durch eine auf die Leber verschlagene rheumatische Materie die Leber-Entzündung verursachet worden ist. Nach der dritten Absicht endlich, muß man darnach gelinde abführende Mittel geben, die aus Weinstein-Rahm, Rhabarber, Tamarinden, Seignette-Salze und andern Mittel-Salzen, bestehen. Reizende Klystiere werden auch gute Dienste thun, und überhaupt muß man mit diesen gelinden Abführungen einige Tage anhalten. Hat sich nun der Schmerz und das Fieber verloren, so ist es doch noch nöthig, um vor einer Verhärtung in der Leber ganz gesichert zu seyn, den Kranken eine Zeitlang auflösende Pillen nehmen zu lassen. Diese Pillen können aus spanischer Seife, Ammoniak-Gummi, Rhabarber und Calomel, bestehen; wobey noch ein Decoct von der Gras-Wurzel zum gewöhnlichen Getränk zu empfehlen ist.

Die zweyte Art, nähmlich die gallichte Leber-Entzündung, erfordert weit mehr Vorsicht. Mit dem Aderlassen muß man hier vorsichtig verfahren; besser wird es hier seyn, Blut-Egel an den Mast-Darm zu setzen. Vornehmlich suche man die angehäufte Galle auszuführen; turgescirt dieselbe gleich anfangs, so kann man auch gleich im Anfange der Krankheit zuerst ein Brech-Mittel geben, und dann mit antiphlogistischen Laxier-Mitteln continuiren. Dabey läßt man den Kranken Molken, mit Tamarinden gekocht, oder ein Decoct von der Gras-Wurzel, mit Weinstein-Rahm und Sauer-Honig (Oxymel) versetzt, fleißig trinken. Aeusserlich kann man, wie man auch in Ost-Indien zu thun pflegt, eine Queckssilber-Salbe einreiben, wovon weiter unten Nachricht

erfolgen wird. Nach hinlänglichen Ausleerungen, und wenn Schmerz und Fieber sich verloren haben, kann man den Kranken, der sehr von Kräften seyn wird, die China Rinde mit etwas Rhabarber und etlichen Granen Calomel versetzt, nehmen lassen.

Wenn in beyden Fällen der Leber-Entzündung, die Zertheilung nicht spätestens am zwölften Tage erfolgt ist, so hat man bey guten Umständen Eiterung zu erwarten. Wenn ein Eiter-Geschwür (Abscеß) entsteht, und sich derselbe durch eine Geschwulst nach aussen zeigt, so suche man, durch Eröffnung derselben, dem Eiter Ausfluß zu verschaffen, und das Geschwür zu heilen. Man öffne aber nicht jede Erhöhung, zumahl vorwärts am Rande der falschen Rippen, weil sich auch hier eine von vieler Galle aufgelaufene Gallen-Blase zeigen, und diese Erhöhung veranlassen kann. Der Wund-Arzt erforsche daher vorher, ob er ein Schwappen (eine Fluctuation) in der Erhöhung fühle, und ob an dieser Stelle ein klopfender Schmerz vorhergegangen ist. Ist es ein wirklicher Abscеß, so wird man nicht leicht ein Schwappen darin bemerken, und man fühlt es auch nur anfangs im Mittelpuncte der Geschwulst, der noch von einer gewissen Härte umgränzt wird. Zuweilen aber wird der Eiter in die Schenkel oder Waden abgesetzt, und es entstehen Geschwüre, die, da sie fast immer von der fortdauernden Exulceration der Leber unterhalten werden, meistentheils unheilbar sind, oder doch nicht geheilet werden dürfen. Der Eiter kann durch die Gallen-Gänge nach den Därmen, und durch die Leber-Venen in das Blut geführt, und von hier aus durch die Urin-Wege, durch die Lungen und durch die Därme ausgeführt werden. Auch kann in der ersten Art der Leber-Entzündung, der Magen, und in der andern Art ein Darm zerfressen werden, wodurch der Eiter seinen Ausweg erhält, da dann im Falle der

Heil-

Heilung die Leber entweder mit dem Magen oder mit dem Darme verwächst. Wenn die Einsaugung langsam geschieht, so folgt ein abzehrendes Fieber; und wenn der Abscess sich in den Unterleib öffnet, folgt die Eiter-Bauchwassersucht (Ascites purulentus), und in beyden Fällen der Tod.

Wenn weder Zertheilung, noch Eiterung, noch Gangrän erfolgt, so bleiben Verhärtungen, wo zwar der Schmerz aufhört, aber beschwerliches Athemhohlen und üble Verdauung zurückbleiben, und Kachexie und Wassersucht erfolgen.

Nähere Anweisung zur Behandlung der Leber-Entzündung, und der damit verknüpften Zufälle. Die Cur dieser Krankheit, richtet sich nach der Entzündung. Meistentheils macht man zuerst, weil die Krankheit nicht gleich heftig anfängt, einen kleinen Aderlaß am Fuße der leidenden Seite, und sieht wie die Erleichterung darauf wird, weil zuweilen ein gastrisches oder gallichtes Fieber diese Larve von Entzündung annehmen, und in diesem Falle der Aderlaß schaden kann. Spürt der Kranke Erleichterung, so läßt man mehr Blut weg, oder setzt am untern Rande der falschen Rippen der rechten Seite Blut-Egel oder Schröpf-Köpfe, doch nicht bis zur Entkräftung, worauf Stockungen, und zulezt Verhärtungen der Leber folgen. Ferner giebt man verdünnende und auflösende Getränke; z. B.

No. 1.

Rc. Rad. gramin.
scorzon. aa. Vnc. j.
carlin. Vnc. dim.
M. C. coqu. c. Aqu. Menf. iij.
Colat. add.
Oxym. simpl.
Syr. de 5 aper. aa. Vnc. d.
D. S. Oefters eine Tasse davon zu trinken.

Oder No. 2.

Rc. Aqu. fl. famb. Vnc. viij.
Spirit. Mindereri Vnc. iv.
M. D. S. Alle Stunden 2 Eßlöffel voll zu nehmen.

Oder No. 3.

Rc. Aqu. fl. chamom. Vnc. vj.
Liqu. terr. f. tart. Vnc. ij.
M. D. S. Alle halbe Stunden 1 Eßlöffel voll zu nehmen.

Fer-

Ferner läßt man erweichende Umschläge äusserlich auflegen; z. B.

No. 4.
Rc. Pulv. fl. cham.
melil. aa. Vnc. j.
Farin. sem. lini Vnc. dim.
M. f. c. Lactis q. s. Catapl.
add. Ol. verbasc. Vnc. j.
D. S. Brey-Umschlag.

Oder: No. 5.
Rc. Farin. sem. lini
foenugr.
Pulv. fl. samb. aa. Vnc. j
M. f. c. Vitell. ovor. et Lact.
q. s. Catapl.
cui add.
Ol. lil. alb. Vnc. j.
D. S. Brey-Umschlag.

auch ein lauliches Klystier stark einspritzen, damit es bis zum Grimm-Darm gelangen könne; verordnet zugleich ein Abführ-Mittel; z. B.

No. 6.
Rc. Crem. tart. solub. Vnc. j.
Pulp. tamarind. Vnc. ij.
Coqu. in Aqu. font. Libr. j. dim.
Colat. add. Tart. emet. gr. iij.
Oxym. simpl. Vnc. j.
D. S. Alle Stunden eine Theetasse davon zu nehmen.

und giebt auf die Krisis Achtung. Entsteht ein Durchfall, so fährt man mit den Klystieren und verdünnenden Getränken fort, und verordnet:

No. 7.
Rc. Flor. sulph.
Sacch. alb. aa. Drachm. ij.
Crem. tart. Drachm. vj.
Sem. foenic. Drachm. j.
M. f. Pulv. D. S. Auf 4 Mahl des Tages zu nehmen.

Oder: No. 8.
Rc. Flor. sulph. Drachm. ij.
Crem. tart. Vnc. dim.
Pulp. tamar. Vnc. ij.
Rob. samb. q. s.
M. f. Elect. D. S. Alle 2 Stunden so viel als eine starke Haselnuß groß zu nehmen.

Diese Mittel führen die Unreinigkeiten gut ab.

Entsteht ein Brechen, und werden viele Unreinigkeiten mit ausgeleert, so unterhält man es dadurch, daß man öfters eine Tasse Kamillen-Thee mit einem Löffel voll Honig trinken läßt. Sind aber die Unreinigkeiten ausgeleert, so stillt man es mit dem Rivierschen Tränkchen, welches aus Wermuth-Salz und Citronen-Säure besteht, und welches man während des Aufbrausens nehmen läßt; oder man verschreibt zu eben dieser Absicht Folgendes:

No. 9. a)
Rc. Sal. tart. dep. Drachm. j.
Solv. in
Aqu. destill. Vnc. vj.
D. S. No. 1.

b)
Rc. Spir. vitr. Drachm. dim.
Dilue cum
Aqu. font. Vnc. vj.
D. S. No. 2.

Von diesen beyden Mitteln läßt man den Kranken von No. 1. zuerst eine halbe Tasse voll nehmen, und dann gleich darauf von No. 2. ebenfalls eine halbe Tasse, und eine solche Portion alle 2 Stunden wiederhohlen, bis das Brechen nachläßt. Dann giebt man ein gelindes Purgier-Mittel, als:

No. 10.
Rc. Aqu. chamom.
menth. crisp. aa. V. ij.
Anim. rhei Vnc. j.
M. D S. Alle halbe Stunden 2 Eßlöffel voll zu nehmen.

Oder: No. 11.
Rc. Pulp. tamarind. Vnc. ij.
Sal. mirab. Glaub. Dr vj.
Mann. calabr. Vnc. i. dim.
M. solv. in Aqu. Vnc. viij.
Colat. D. S. Auf 2 Mahl zu nehmen.

Hört das Brennen noch nicht auf, so giebt man das Opium; z. B.

No. 12.
Rc. Opii puri gr. IV.
Sacch. alb. Scrup. j.
M. div. in 3 p. æ. D. S. Alle Stunden ein Pulver zu nehmen.

Rührt aber das Brechen von der Entzündung her, so läßt man zur Ader, legt ein Blasen-Pflaster auf die Leber-Gegend, oder setzt Blut-Egel dahin.

Ent-

Entsteht Brennen in den Nieren, so legt man Umschläge auf diese Gegend; z. B. die oben, S. 444, beschriebenen, No. 4 und 5; giebt ein urintreibendes Mittel, als:

No. 13.

Rc. Rad. gramin.
tarax. aa. Vnc. j.
Sem. foenic. Drachm. ij.
C. C. M. Coqu. in Aqu. font.
Lib. iv.
Col. add. Oxym. squill. V. d.
D. S. Oefters eine Tasse davon zu trinken.

Oder: No. 14.

Man giebt die Mölken mit ein wenig Weinstein-, Rahm, oder mit ein paar Eßlöffel Meerzwiebel-Honig, oder mit ein paar Theelöffel Salpeter.

und setzt die andern ausleerenden Mittel aus; mit den Klystieren aber fährt man fort.

Entsteht ein Bluten aus dem rechten Nasenloche, so unterstützt man es dadurch, daß man den Dampf von warmen Wasser, vermittelst eines Trichters in die Nase ziehen läßt. Wird dasselbe aber zu heftig, so legt man mit Essig befeuchtete Tücher auf die Stirn, den Nacken, die Schläfe, oder steckt, im äussersten Nothfalle, eine Wieke von Charpie, die man mit einer schwachen Alaun-Auflösung getränkt hat, in die Nase.

Zeigt sich der Goldader-Fluß, so läßt man den Kranken auf den Nachtstuhl, worin ein Topf mit einem Decocte von bittern Kräutern steht, von denen der Dampf an den Mastdarm geht, setzen, legt einen von oben beschriebenen Umschlägen auf das Kreuz; giebt zum Abführ-Mittel, No. 8, und setzt 6 bis 8 Blut-Egel an den Mast-Darm.

Treten mäßige Schweiße ein, und, wegen erschwerten Ausbruch desselben, Aengstlichkeiten, so läßt man sie etwas warm halten, und einige Tassen Thee von Hohlunderblumen, Lachenknoblauch, Ehrenpreis und etwas Wein-Molken dazwischen trinken. Wird der Schweiß zu stark, so verändert man die Betten behutsam, sprengt im Sommer mit kaltem Wasser die Stube, und läßt die nasse Wäsche mit trockner, wohl ausgeräucherter verwechseln.

Zeigt sich eine rosenartige Entzündung, die nicht mißfarbig aussieht, so giebt man Purgier-Mittel mit

schweiß-

schweißtreibenden verbunden, als z. B. No. 7, nur statt des Fenchel-Samens mit einem Zusatz von ½ Scrupel Campher.

Ist ein Auswurf im Anzuge, so giebt man, um denselben zu unterhalten, einen Brust-Thee; z. B.

No. 15.

Rc. Spec.herb.pect.Lib.dim.
Flor. verbasc.
rhoead., aa. Mj.
Rad. liquir.
foenic. aa. Vnc. iij.
C. C. M. in 4 p. D. S. Hiervon einen Theil eine Stunde lang mit 4 Pfund siedendem Wasser zu übergießen, und alle Stunden 1 Tasse davon mit einem Löffel voll von folgenden beyden Leck-Säften No. 16. 17. zu geben.

No. 16.

Rc. Syr. de symphyt.
rhoead.
Oxym. simpl. aa. Vnc. iv.
M. f. Linctus. D. S. Zu brauchen, wie so eben gesagt ist.

Oder: No. 17.

Rc. Gumm. tragac. vitello ovor. sol. Vnc. j.
Sperm. cet. Vnc. dim.
Syr. diacod.
alth. aa. Vnc. iv.
M. f. Linctus. D. S. Zu brauchen wie der vorhergehende Leck-Saft.

Ist die Krankheit heftiger, so muß man mehr Blut weglassen, und zwar gleich 12 Stunden nach dem ersten Aderlaß. Will die Entzündung hierauf nicht nachlassen, so kann man den Kranken, wenn er hinlängliche Abführ-Mittel bekommen hat, in ein warmes Bad setzen, eine mit warmer Milch gefüllte Blase, oder Umschläge aus erweichenden Mitteln, z. B. No. 4, auflegen, und die Eibisch-, oder auch die Pringlsche Salbe, die aus 1 Th. Hirschhorn-Geist, und 2 Th. Baum-Oehl, besteht, einreiben lassen, aber keine kalten Umschläge auflegen, denn diese reizen zu sehr. Am allernützlichsten aber sind hier die Blasen-Pflaster, und über diese die Brey-Umschläge oder feuchten Bähungen. Wird der Kranke nach dem eine zeitlang fortgesetzten Gebrauche der so eben beschriebenen Mittel matt und schwach, so muß man ihm nun bittere Mittel geben, als:

No. 18.

No. 18.

Rc. Extr. cort. peruv.
tarax. aa. Vnc. dim.
Solv. in Aqu. meliff. c. vin.
Vnc. viij.
D. S. Alle Stunden 2 Eß-Löffel voll zu nehmen.

Oder: No. 19.

Rc. Decoct. cort peruv. Lib. j.
Pulv. cort peruv. Vnc. j.
Elix. vitriol. arom. Dr. ij.
M. D. S. Alle Stunden 3 Eß-Löffel voll zu nehmen.

Erhohlt sich hierauf der Kranke, und wird besser, so kann man schließen, daß die Entzündung zertheilt und die Krankheit gehoben sey, so wie dieses auch der natürliche Stuhl- und Urin-Abgang, die Nachlassung des Schmerzens in den Weichen, die Wiederherstellung der vorigen guten Gesichts-Farbe, und die Abnahme und nach und nach gänzliche Verschwindung der Aengstlichkeit nach dem Essen, beweiset. Und nun läßt man den Kranken den Eger-Brunnen, oder, noch besser, das Karlsbad, brauchen.

Geht aber die Entzündung in Eiterung über, so entsteht entweder ein verschlossenes Geschwür, und also eine wahre Vomica, die zuweilen nach aussen eine Geschwulst bildet, und mit gutem Erfolge geöffnet werden kann; oder es entsteht ein offenes Geschwür, wenn die Geschwulst nach innen geborsten ist, und sich nun der Eiter in die Därme ausleert. Hier giebt man Klystiere, und folgende Purgier-Mittel:

No. 20.

Rc. Mannae calabr. Vnc. ij.
Extr. cort. aurant. Dr. ij.
Solv. in Aqu. fimpl. Vnc. vj.
et add.
Sal. mirab. Glaub. Vnc. d.
D. S. Auf zwey Mahl zu nehmen.

Oder: No. 21.

Rc. Tinct. rhei aquof. Vnc. j.
Extr. gent. rubr. Dr. j.
Solv. in Aqua cinam. V. iv.
et add.
Tart. tartarif. Vnc. dim.
D. S. Zu nehmen wie voriges.

Auch kann man die Molken mit Manna oder Tamarinden und etwas Weinstein-Rahm nehmen lassen; und, wenn solcher Gestalt der Darm-Canal gereinigt ist, stärkende Mittel geben, als:

No. 22.

No. 22.

Rc. Pulv. cort. peruv. Vnc. j.
Tart. vitriol. Dr. j. dim.
Extr. millefol. Dr. ij.
Conf. fumar. q. f.
M. F. Electuarium. D. S.
Alle Stunden ungefähr 1 Quent, oder so viel wie eine Muskatennuß groß, zu nehmen.

Oder: No. 24.

Rc. Hb. cent. min. Mj.
Cort. Winter.
Rad. galang. aa. Dr. ij.
Flaved. cort. aur. Dr. dim.
Sem. foenic. Dr. dim.
C. M. D. S. Species mit 1 Maß Rhein-Wein zu infundiren, und vor der Mahlzeit 1 Spitzglas voll zu nehmen.

Oder: No. 23.

Rc. Extr. card. ben. Dr. ij.
casc. aquos.
Gummi. ammon. el.
Limat. mart. n. rub. aa.
Drachm. j.
M. f. c. Elix. Pr. Pilulae No. 150. conspers. lycop.
D. S. Früh und abends 10 Stück zu nehmen.

Oder: No. 25.

Rc. Lim. mart. n. rub. Vnc. j.
Succi citri Vnc. dim.
M. dig. et adde
Extr. absinth.
cort. aur. aa. Dr. iij.
Vini rhen. Libr. ij.
M. stent per 24 hor. in loco temperato.
Colat. D. S. Vor- und nachmittags 1 Spitzglas voll zu nehmen.

Geht die Eiter-Materie nach den Nieren, so legt man äusserlich einen stärkenden Umschlag auf, und braucht ein urintreibendes Mittel. Vorschriften zu beyden sind folgende:

No. 26.

Rc. Aqu. chaerefol. Vnc. iv.
cinam. s. v. Vnc. j.
Acet. squill. Drachm. iij.
Syr. de eryf. Lob. Dr. ij.
M. D. S. Alle 2 bis 3 Stunden ein halbes Theeköpfchen voll zu nehmen.

Oder: No. 27.

Rc. Herb. rutae
absinth.
scordii
Fl. cham. rom. aa. Mj.
C. M. D. S. Species zum Umschlag, wovon die Hälfte mit 1 Pf. Wasser zu kochen.

und dann giebt man oben erwähnte innerliche stärkende Mittel.

Bahnt sich die Materie einen Weg nach den Lungen, so ist der Ausgang meistentheils unglücklich. Manchmahl geht sie nach den Waden, und macht da einen Abscess, ohne daß das Schwappen des Eiters in der Leber aufhört. Diese Abscesse heilen fast gar nicht zu, weil der Eiter aus der Leber sich vielleicht unter dem Zellgewebe fortschleicht. Noch ein anderer Ausgang ist die Verhärtung oder der Skirrhus. Sind solche Skirrhen klein, so hat es nicht viel zu bedeuten; sind sie aber groß, so zehren sich die Kranken dabey ab. Bey erstern muß man sich vor starken heftigen Purgier-Mitteln hüten, so wie auch vor Brech-Mitteln, welche die Leber zu sehr erschüttern, und öfters den Krebs verursachen. Man brauche hier bloß gelinde auflösende Mittel, als:

No. 28.

Rc. Sap. venet.
Extr. fumar.
cichor. aa, Dr. iij.
Gumm. ammon. Dr. dim.
Oxymel. simpl. q. s.
M. f. Pilulae ad pond. gr. ij.
D. S. Täglich 4 Mahl 6 Stück zu nehmen.

Oder: No. 29.

Rc. Sap. venet. Drachm. vj.
Gumm. ammon.
Extr. tarax. ex succ.
rhei aquos. aa.
Drachm. iij.
Balsam. peruv. q. s.
M. f. Pilulae gr. ij.
D. S. Täglich 4 Mahl 6 St. zu nehmen.

Zum Nachtrinken auf diese Pillen, kann man Folgendes verordnen:

No. 30.

Rc. Rad. tarax. Vnc. iv.
Herb. fumar.
trif. fibr. aa. Mvj.
C. C. M. D. S. Hiervon den 4ten Theil zu nehmen, in 5 Quart Wasser 1 Stunde lang zu kochen, durchzuseihen, auszudrücken, und 2 Tassen voll zu trinken.

Oder: No. 31.

Rc. Rad. cichor.
lapath. acut.
tarax. aa. Vnc. j.
Herb. fumar.
absinth.
trif. fibr. aa. Mvj.
C. C. M. D. S. zu behandeln und zu brauchen wie voriges.

Ferner

Ferner kann man auch den Unterleib mit Tüchern, die mit Wachholder-Beeren durchräuchert sind, frottieren, und folgende Salbe in der Leber-Gegend beym Ofen gelinde einreiben, oder einen gewürzhaften Umschlag auflegen lassen; z. B.

No. 32.

℞. Vngu. popul. Vnc. iij.
nervin. Vnc. j.
M. D. S. Salbe zum äusserlichen Gebrauch.

Oder: No. 33.

℞. Vngu. alth. Vnc. iij.
Spir. sal. ammon. Vnc. d.
M. D. S. Salbe zum äusserlichen Gebrauch.

No. 34.

℞. Bacc. junip.
Sem. anisi
carvi
Herb. menth. crisp. aa. Vnc. ij.
Inc. cont. M. c. s. q. Mellis despum. ut fiat Cataplasma.
D. S. Aeusserlich aufzulegen.

Mit Nutzen giebt man auch hier die Queckſilber-Mittel sowohl innerlich als äusserlich, wie aus dem Folgenden zu ersehen seyn wird.

In Europa pflegt, bereits erwähnter Maßen, die Leber-Entzündung so selten vorzukommen, daß einige angesehene Aerzte, und unter denselben auch Fried. Hoffmann (*), an dem wirklichen Daseyn derselben gezweifelt haben. In West-Indien ist sie eben so selten, als in Europa, allein sie kommt dagegen sehr oft in Ost-Indien (**) vor, und befällt die Europäer in solchen Gegenden. Wenn diese Krankheit ursprünglich ist, und nicht durch remittirende Fieber oder andere Krankheiten hervorgebracht wird, so nimmt dieselbe mit einem spannenden,

(*) Opusc. pathol. practic. Dec. II. Diss. VIII. p. 484.

(**) *Andr. Murray* diss. de Hepatitide, maximo Indiae orientalis. Goett. 1779, 4. 7 Bog.

drückenden, doch aber auch zuweilen stechenden Schmerz in der rechten Seite unter den Rippen ihren Anfang, wobey der Schmerz sich sehr vermehrt, wenn man die Leber in die Höhe drückt, oder der Kranke auf der linken Seite liegt. Die Augen sind gemeiniglich gelb gefärbt, und der Kranke empfindet einen heftigen Schmerz auf der Spitze der Schulter, welcher der pathognomische Zufall dieser Krankheit ist. Der Puls ist zuweilen geschwinde und stark, zu andern Zeiten aber ist derselbe sehr wenig von dem natürlichen Pulse unterschieden. So wie die Krankheit sich vermehrt, nimmt die Haut gemeiniglich eine dunkle, fahle Farbe an; das Athemhohlen wird dem Kranken schwer, und derselbe wird von einer starken Uebelkeit beschweret, welche öfters mit einem gallichten Erbrechen und Durchfalle verbunden ist. Wenn die Entzündung anhält, so folgen bald kleine Anfälle von Frösteln, und eine Vereiterung. Macht der Eiter nach aussen zu eine Spitze, und wird er durch einen gemachten Einschnitt ausgeleeret, so wird der Kranke oft wiederhergestellet. Allein, die Krankheit hat selten einen so glücklichen Ausgang, wenn das Eiter-Geschwür sich nach innen zu öffnet, weil in diesem Falle entweder der Tod unmittelbar, oder doch bald darauf erfolgt, indem der Kranke, weil der Eiter sich in die Bauch- oder Brust-Höhle ergossen hat, an der Abzehrung stirbt.

In Ost-Indien pflegt man, sobald man überzeugt ist, daß die Leber leidet (welches man daraus, daß der Kranke Schmerzen an diesem Theile empfindet, wenn die Leber in die Höhe gedrückt wird, noch eher als der Schmerz in der Schulter sich einstellt, schließt,) ein wenig Blut dem Kranken abzuzapfen. Man schränkt ihn alsdann auf ein gehöriges antiphlogistisches Verhalten ein, und macht nun den Anfang, die Queckſilber-Salbe in die kranke Seite einzureiben,

und

und zu gleicher Zeit das Calomel, oder alkalisirtes Queckſilber, (welches aus lebendigem Queckſilber, davon man 3 Theile mit 5 Theilen Krebsſteinen ſorgfältig zuſammen reibt, bereitet wird,) innerlich zu geben, wobey man ſich alle mögliche Mühe giebt, es bald dahin zu bringen, daß ein Speichelfluß entſtehe, weil, ſobald derſelbe ſich zeigt, der Schmerz gemeiniglich aufhört; und wenn die Wirkungen des Queckſilbers vorüber ſind, welches gemeiniglich in 14 Tagen oder 3 Wochen geſchieht, ſo iſt alsdann die Cur des Kranken völlig zu Stande gebracht.

Den zuverläſſigſten Bericht von dem Verlaufe dieſer Krankheit und der Cur-Methode derſelben in Oſt-Indien, ertheilt Hr. D. Schwartze (*), aus eigenen Wahrnehmungen, in Folgendem:

„Die erſten Zufälle der Leber-Entzündung pflegen insgemein in einer Spannung in der Gegend des Zwerch-Felles, einer Schwere der Glieder, Mangel an Eßluſt, einer unreinen Zunge, einem öftern kurzen Huſten, einem Schmerz in der Seite, der dem Schmerze bey der Bruſt-Fell-Entzündung gleicht, und einem beſchwerlichen Athemhohlen zu beſtehen; überdies klagen die Kranken noch, daß ihnen das Liegen auf der leidenden Seite ſchwer wird; man bemerkt dabey ein heftiges Fieber und Phantaſiren, welches leztere doch bisweilen fehlt.

So lange als die hier erwähnten Zufälle keinen hohen Grad erreichen, wird dieſe Krankheit, insbeſondre unter den Soldaten, oft wenig geachtet, und daher findet der Arzt ſchon bey dem erſten Beſuche, daß dergleichen Patienten gefährlich, ja tödlich, krank ſind. Dieſes gilt hauptſächlich von derjenigen Art dieſer Krankheit, welche in der hohlen Fläche der Leber ihren Siß hat, und deren Anfang größten Theils gelinde iſt, und nicht deutlich in die Augen fällt. Bey einigen Kranken bemerkte ich gleich beym Ausbruch der Entzündung, eine Geſchwulſt, Härte und Schmerz auf der rechten Seite unter den kurzen Rip-

(*) Diſſertatio inaug. medica, Obſervationes quasdam medicas continens. Auct. *Jo. Fr. Schwartze.* Goett. 1787, 4.

pen, und bey diesen war es schwer, die Vereiterung zu verhindern; bey andern hingegen, so heftig auch das Fieber war, kam weder Geschwulst noch Härte zum Vorschein. Mir sind Kranke dieser Art vorgekommen, welche, ausser dem Schmerz und einer geringen Geschwulst und Härte, keine weitern Zufälle, und fast ganz und gar kein Fieber hatten; diese leztern kamen unter allen am leichtesten durch.

War der Puls voll und hart, das Athemhohlen sehr erschwert, das Fieber heftig, und die Gegend unter den kurzen Rippen gespannt, so verschaffte das Aderlassen bisweilen Erleichterung. In warmen Gegenden muß jedoch das Aderlassen behutsam und nur alsdann vorgenommen werden, wenn das starke Ansehen des Kranken solches zu zulassen scheint, wofern man nicht die Heilung erschweren, und die Gefahr der Abzehrung bey den Kranken vermehren will.

Ich habe, so lange als das Fieber fortdauerte, den Salmak mit dem Glauberschen Salze, meinen Patienten verordnet, wodurch der Leib, welcher insgemein verhärtet, oder gar verstopft zu seyn pflegt, mit großer Erleichterung offen erhalten wurde. Schwächern Personen schienen die Klystiere größern Nutzen zu gewähren, als die Laxier-Mittel.

Schwächlichen Kranken, bey denen die Krankheit schwer, und das Fieber und der Schmerz heftig waren, verschafften die an der leidenden Stelle angesetzten Blut-Egel vortreffliche Linderung. Ich muß aber doch überhaupt erinnern, daß ich selten die Blut-Egel, noch seltener aber das Aderlassen anzuwenden nöthig gehabt habe. Auch ist der Gebrauch der Blut-Egel mit einer gewissen Beschwerlichkeit verknüpft; denn es bluten die kleinen Wunden, welche die besagten Thierchen machen, bey solchen Kranken, deren Blut oft sehr aufgelöset ist, lange, ja zuweilen etliche Tage lang fort, und es wird nicht nur der Kranke geschwächt, sondern auch das Auflegen anderer äusserlicher Mittel dadurch verhindert.

Ausser den sogenannten antiphlogistischen Mitteln, haben mir auch Pillen aus Rhabarber, Seife und dem Brech-Weinstein, vortreffliche Dienste geleistet. War der Schmerz heftig, und bemerkte man eine Geschwulst und Härte, so bediente ich mich äusserlich einer warmen

Auf-

Auflösung des Salmiakes in Wasser und Essig; äusserte sich aber ein starker Schmerz ohne Geschwulst, so thaten die Blasen-Pflaster gute Wirkung. In Ansehung der Blasen-Pflaster muß ich noch die Erinnerung hinzu fügen, daß man durch dieselben bloß eine Röthe, nie aber eine Blase, hervorbringen, und sich sorgfältig hüten müsse, daß sie keine Suppuration verursachen, wodurch der Gebrauch der äusserlichen Mittel, die ich hernach anzeigen werde, und auf welchen der ganze Grund der Cur beruhet, verhindert, oder doch wenigstens erschweret wird.

Sobald als das Fieber und der Schmerz aufhören, ist es die rechte Zeit das Queckſilber äusserlich und innerlich anzuwenden; ein Mittel, welches bey einer sehr grossen Anzahl von Kranken, welche ich bey meiner Praxis in den warmen Gegenden zu behandeln gehabt habe, von mir fast nie ohne Nutzen gebraucht worden ist.

Es ist sehr dienlich, in den warmen Ländern bey dem Gebrauche des Queckſilbers die Fieber-Rinde zu verordnen, welche leztere die Wirkung des Queckſilbers, das Blut aufzulösen, verhütet. Dieses ist nicht selten in warmen Gegenden nothwendig, wo das Blut insgemein aufgelöset und zur Fäulniß geneigt ist, und wo folglich das Queckſilber durch seine auflösenden Kräfte schadet, indem die übrigen Wirkungen desselben heilsam sind. Aus eben dieser Ursache glaube ich beobachtet zu haben, daß das Queckſilber weniger dienlich ist, wenn man einen Speichelfluß dadurch erreget; dieser ist um deswillen desto sorgfältiger zu vermeiden, weil er bey diesem Zustande des aufgelöseten Blutes leicht entsteht, und die erschöpften Kranken noch mehr ihrer Kräfte beraubt. Ich habe daher, sobald als das Fieber und der Schmerz verschwunden waren, innerlich von dem Queckſilber-Sublimat in den ersten Tagen ein Drittel Gran, in der Folge aber einen halben Gran, und zugleich einige Doses von der Fieber-Rinde verordnet, dabey aber auch etwas von der Queckſilber-Salbe in die leidende Seite einreiben lassen, und sehr dafür gesorgt, daß dem Kranken täglich ein bis zwey Mahl offener Leib gemacht werde. Denenjenigen, welche einen schwachen und sehr empfindlichen Magen zu haben schienen, habe ich, an statt des Sublimates, das versüßte Queckſilber, des Morgens und Abends zu 2 Gran, in Pillen-Form verordnet. Ich kann versichern, daß ich

mich dieser Methode allemahl mit so glücklichem Erfolge bedient habe, daß nicht ein einziges Mahl ein Speichel-Fluß entstand; nur bey drey Kranken fiengen das Zahn-Fleisch und die Drüsen ein wenig anzuschwellen an, welches einen bevorstehenden Speichelfluß anzuzeigen schien. Ich hatte aber auch zu argwöhnen, daß diese Leztern, ehe sie von der Leber-Entzündung befallen wurden, Mercurial-Mittel gebraucht haben mochten.

Fängt die Geschwulst an, sich allmählich zu verlieren, und kommt eine lebhafte Farbe bey dem Kranken im Gesicht wieder, so muß man von dem fernern Gebrauche des Queckſilbers abstehen, und die Fieber-Rinde ganz allein noch etliche Tage gebrauchen lassen. Zur völligen Wiederherstellung meiner Patienten wurden selten mehr als 15 Gran vom Queckſilber-Sublimat erfordert.

Durch Hülfe der angezeigten Mittel sind von mir die mehresten Kranken, von denen einige eine sehr beträchtliche und ziemlich harte Geschwulst der rechten Seite unter den kurzen Rippen hatten, völlig curirt worden. Unter diesen befanden sich einige, bey denen die Geschwulst und Härte sich bis in die Magen-Gegend ausbreitete. Wofern jedoch bey einem acht- oder zehntägigen Gebrauche dieser Mittel, die Geschwulst nicht zertheilt oder verringert wird, und der Schmerz sich wieder einstellt, so hat man eine Vereiterung zu befürchten, und man darf sich mit der Hoffnung, die Geschwulst zu zertheilen, nicht mehr schmeicheln. Sodann ist es, meinen Beobachtungen nach, besser, äusserlich erweichende Mittel aufzulegen, und die Erzeugung des Eiters zu beschleunigen, und, so bald als möglich, denselben auszuleeren, als mit dem Gebrauche der zertheilenden Mittel, welche insgemein nunmehr fruchtlos angewendet werden, fortzufahren. Denn ich habe es zu wiederhohlten Mahlen erfahren, daß hauptsächlich von der zeitigen Ausleerung des Eiters das Leben des Kranken abhieng; und daher rathe ich, gleich bey den ersten Kennzeichen des erzeugten Eiters die Geschwulst zu öffnen, wenn man auch gleich keine Fluctuation oder Weiche in derselben verspürt. Dieser Rath ist vorzüglich alsdann von grosser Wichtigkeit, wann der Eiter nicht in der Oberfläche, sondern tiefer in der Substanz der Leber selbst, seinen Sitz zu haben scheint; in diesem Falle bemerkt man die Fluctuation sehr spät von aussen, und nur

erst

erst alsdann, nachdem bereits ein großer Theil der Leber von dem Eiter zerstöret worden ist.

Man hat in einem solchen Falle gar nicht zu befürchten, daß man den Ort, wo der Eiter seinen Sitz hat, nicht erreichen werde, wenn man nur mit der Lanzette in denjenigen Theil den Einschnitt macht, welcher am meisten hervor raget, und bey dem äusserlichen Druck am meisten schmerzet. Uebrigens ist es gewiß, daß in der Leber die Erzeugung des Eiters sehr geschwinde von Statten geht. Ich habe Kranke gesehen, bey denen man des Abends vorher nicht die geringste Spur von vorhandenem Eiter zu entdecken vermochte, und bey welchen man doch am folgenden Morgen fand, daß die ganze Geschwulst weich und fluctuirend war, und nach der Oeffnung derselben auf 3 Pfund Eiter heraus liefen.

Man ersieht hieraus, daß man die Oeffnung der Geschwulst, wenn sich in derselben Eiter erzeugt hat, nicht so lange aufschieben dürfe, bis man aus den äusserlichen Kennzeichen die Gegenwart und den Sitz des Eiters erkennen kann. Oft muß man mit der Lanzette bis auf 2 Zoll tief hinein gehen, ehe man den Ort des Eiters erreicht; und hauptsächlich in diesen leztern Fällen erlangten die Kranken ihre Gesundheit sehr zeitig wieder.

Es ist jedoch hier ein großer Einschnitt in die Geschwulst keinesweges dienlich: 1) weil solcher über die Gränzen der widernatürlichen Verwachsung der Leber an die äusserlichen Haut-Decken des Unterleibes, als welche allemahl durch die vorhergehende Entzündung verursachet wird, sich leicht erstreckt, und folglich sodann der Eiter in die Bauchhöhle jederzeit mit einem tödlichen Erfolge ausgeleeret wird; 2) weil eine allzugroße Oeffnung der Luft einen freyen Zutritt zu dem Eiter verstattet, welche, wenn sie in den Abscеß hinein dringt, den Eiter verschlimmert, und den Abscеß verdirbt; und endlich 3) weil der Wund-Arzt, welcher bloß die Ausleerung des Eiters verlangt, durch eine kleine Oeffnung seinen Zweck hinlänglich erreicht. Ich habe sehr oft gesehen, daß bey der Oeffnung des Eiter-Geschwüres sehr guter Eiter herauskam, und solcher nach einigen Tagen immer ein schlechteres Ansehen annahm, welches ich der in die Höhle des Abscesses eindringenden Luft zuschreibe. Ein Kranker, bey welchem in die Seite ein Einschnitt von 2 Zoll lang gemacht wor-

den war, mußte an dem Brande des Geschwüres sterben; so gefährlich ist in warmen Ländern die Witterung der Luft auf die Geschwüre.

Nach gemachtem Einschnitt muß der Kranke sich auf die leidende Seite legen, damit der neu erzeugte Eiter beständig abfließen könne, und die Leber nicht anfresse und zerstöre. Ausserdem spritzt man täglich ein oder zwey Mahl ein Kamillen-Decoct, mit Honig vermischt, behutsam ein, damit der Eiter verdünnet werde, und leichter heraus fließe; dabey setzt man den innerlichen Gebrauch der Fieber-Rinde fleißig fort. Die Kranken müssen eine leicht verdauliche und gut nährende Diät beobachten. Nach dieser Methode habe ich alle Patienten, bey denen eine Eiterung in der Leber entstand, behandelt und alle erhalten.

Diejenigen Kranken, bey welchen der Eiter seinen Weg nach innen zu nimmt, oder wo derselbe seinen Sitz in der Tiefe hat, oder sich einen Weg in die Gedärme bahnet, können schwerlich wiederhergestellet werden; und es sterben solche, wenn die Leber zerfressen wird, an der Abzehrung. Ich habe in dem Leichnam einer Mannsperson, die nach der Operation noch ein Jahr sich wohl befand, und endlich von einer andern Krankheit weggerafft wurde, fast den ganzen rechten Lappen der Leber dermaßen vom Eiter durchgefressen gesehen, daß wenig oder gar nichts davon übrig geblieben war. Man muß sich allerdings hierüber verwundern, indem der Kranke sich wohl zu befinden schien, und keine Beschwerde empfand, die man dem Verluste eines Theiles der Leber hätte beymessen können."

Daß die Leber-Entzündung auch in Europa als eine ursprüngliche Krankheit vorkommen könne, ersieht man aus folgender Beobachtung des Hrn. Ge. Wilkinson (*).

„Ein Schulmeister von 65 Jahren, und einer ziemlich gesunden Leibes-Beschaffenheit, bekam im Jun. 1783, einen Anfall von Frost, worauf ein Husten, schweres Athemhohlen, schwacher Auswurf, und ein starker stechender

(*) Im London medical Journal, P. II. p. 142; und Samml. zum Gebr. f. pr. Aerzte, 13 Th. S. 363, 539.

der Schmerz in der untern Gegend des Brust-Beines, vornehmlich nach der rechten Seite zu, erfolgte. Sein Puls war voller und geschwinder als gewöhnlich, allein der Kranke hatte keinen großen Durst. Sein Appetit war vermindert, und der Leib verstopft. Man rieb, zur Erleichterung dieser Zufälle, die flüchtige Salbe in den schmerzhaften Theil ein, und legte auch ein Blasen-Pflaster zwischen die Schultern. Man gab ihm dabey von Zeit zu Zeit etwas von einem abführenden Mittel, und ließ ihn, den Tag über, eine Auflösung von Gummi Ammoniacum mit Meerzwiebel-Sauerhonig, und des Abends bey dem Schlafengehen ein gelindes Opiat nehmen.

Bey dieser Behandlung besserte sich der Kranke bald, so daß ich nach 8 oder 9 Tagen ihn nicht weiter besuchte. Ich sahe ihn zuerst d. 12 Sept. wieder, da ich abermahl zu ihm gerufen wurde; und ich fand, daß er, ob er gleich auf einem Stuhle saß, doch sehr engbrüstig war. Seine Augen waren gelb, und seine Füße sehr geschwollen. Er klagte sehr über Durst, und hatte öftere Neigung zum Erbrechen. Sein Puls war dabey sehr geschwinde; sein Urin ausserordentlich dunkel gefärbt, und gieng in geringer Menge ab; dabey war der Kranke jezt so verstopft, daß er schon binnen 9 Tagen keinen Stuhlgang gehabt hatte.

Ich sahe nun deutlich, daß seine Krankheit, die ich im Anfange als eine Lungen-Entzündung behandelt hatte, eine Leber-Entzündung war. Ich wurde davon noch mehr überzeugt, da ich bey ihm eine ziemlich große und etwas ungleiche Geschwulst entdeckte, die sich von der Gegend unter dem schwertförmigen Knorpel bis zu dem Nabel erstreckte, und durch welche die falschen Rippen auf der rechten Seite ein wenig in die Höhe gehoben zu werden schienen.

Ich erfuhr, da ich mich genauer nach der Ursache und dem Fortgange der Krankheit erkundigte, daß der Kranke oft eine Art von unangenehmer Empfindung oder Schmerz um die Gegend der Leber verspürt habe, von der er geglaubt hatte, sie entstände davon, daß er sich bey dem Schreiben mit diesem Theile an das Pult lehnte. Dieser Schmerz hatte einige Zeit vorher, ehe ich das erste Mahl zu ihm gekommen war, welches nun vor 3 Monathen geschahe, nach und nach zugenommen. Er hatte darauf

ver-

schiedene unregelmäßige Anfälle von Frost gegen Abend bekommen, die mit einem Schweiße verknüpft waren, und war sehr mit Verstopfung beschwert worden. Die Farbe der Excremente war seit einiger Zeit weißlich gewesen. Die Gegend der Leber war jezt nicht nur, wenn man auch noch so leicht darauf drückte, ausserordentlich schmerzhaft, sondern der Kranke empfand auch, daß der Schmerz sich bis nach der Spitze der Schulter auf dieser Seite ausbreitete; dieses geschahe vornehmlich alsdann, wann er, auf der entgegengesetzten Seite zu liegen, oder sich herum zu drehen, versuchte.

Da jezt die Natur der Krankheit so vollkommen bestimmt war, entschloß ich mich, ungeachtet des Alters des Kranken, und ob ich gleich Ursache zu vermuthen hatte, daß bereits eine Vereiterung ihren Anfang genommen hätte, doch die Wirkungen des Queckſilbers, und also dem Rathe des Celsus zu Folge, lieber ein ungewisses Mittel zu versuchen, als den Kranken ohne alle Hülfe umkommen zu lassen. Ich ließ ihn zuerst ein purgierendes Klystier, und darauf, den Tag über, 2 Scrupel von den Koloquinthen-Pillen (Pilulae ex colocynthide des engl. Dispensat.), und 6 Gran versüßtes Queckſilber, nehmen. So stark aber auch diese Dosis war, so fand ich doch, da ich den Patienten des andern Morgens, d. 13 Sept., besuchte, daß er noch keine Oeffnung gehabt hatte, ob man ihm gleich noch ein zweytes Klystier gegeben, und derselbe alle Pillen, jedoch wegen der großen Reizbarkeit seines Magens, mit einiger Schwierigkeit bey sich behalten hatte.

Da ich auf die Gedanken kam, daß ein Ueberfluß von Säure die Auflösung und Wirkung der zulezt gegebenen Arzeneyen verhinderte, so ließ ich den Kranken 2 Scrupel Weinstein-Salz und ½ Quent weiße Magnesia, in einer schicklichen Flüssigkeit alle 2 Stunden nehmen. Man bemerkte die guten Wirkungen dieser Mischung augenscheinlich gleich bey der zweyten Dosis, indem der Kranke nicht nur einen sehr starken Stuhlgang bekam, sondern auch eine beträchtliche Menge Urin ließ.

Ich ließ nun 2 Quent von der starken Queckſilber-Salbe unsers Dispensatorii in die Gegend der Leber einreiben, und den Kranken des Abends bey dem Schlafengehen 5 Gran Calomel nehmen; und man setzte diese Mittel

tel von Zeit zu Zeit bis zum 18 Sept. fort. Es waren sodann ungefähr 6 Quent Salbe eingerieben, und 20 Gran Calomel innerlich gegeben worden. Die Geschwulst hatte sich sehr gesetzt, und war bey dem Anfühlen weniger schmerzhaft. Der Kranke klagte aber über eine Völle in der Gegend des Nabels, oder vielmehr unter demselben, in der ich, da ich mit meinem Finger dieselbe untersuchte, deutlich die Bewegung einer eingeschlossenen Flüssigkeit fühlte. Die Excremente waren bis jezt weißlich gewesen, allein an dem heutigen Tage schien der Stuhlgang mit Galle vermischt zu seyn. Am folgenden Tage, d. 19 Sept., ließ ich die Queckſilber-Cur aussetzen, und, statt dessen, ein Salz-Tränkchen (Mixtura salina), mit Oxymel squillit., der gewürzhaften Tinctur, und dem flüssigen Laudanum, geben. Das Queckſilber hatte um diese Zeit auf den Mund zu wirken angefangen, und es war ein mäßiger Speichelfluß entstanden. Die gelbe Farbe des Weißen im Auge war verschwunden, und die Menge des Urins war sehr vermehrt. Am 20 Sept. gieng auf ein Mahl durch den Stuhlgang eine beträchtliche Menge einer weißen eiterartigen Feuchtigkeit ab, die der gerinnbaren Lymphe, welche man oft in der Bauch-Höhle bey einer Entzündung des Bauch-Felles findet, sehr ähnlich war.

Ich traf, da ich, nachdem dieses geschehen war, zu dem Kranken kam, denselben sehr schwach an; zu meiner Verwunderung aber bemerkte ich, daß die Geschwulst des Unterleibes sich völlig verloren hatte. Von dieser Zeit an gieng, bis zum 27 Sept., täglich mehr oder weniger von dieser eiterartigen Materie mit dem Stuhlgange ab. Um diese Zeit aber fieng der Kranke an, sich zu erhohlen, doch war er noch immer sehr schwach. Sein Speichelfluß hatte aufgehört; der Urin gieng in beträchtlicher Menge ab, war aber doch zuweilen mit einer Art von Schleim, der dem Eiter ähnlich war, vermischt. Ich rieth dem Kranken, von Zeit zu Zeit ein Decoct von der Fieber-Rinde, und des Abends bey dem Schlafengehen ein Opiat zu nehmen.

Zwey Tage darauf, nähmlich d. 29 Sept., fand ich den Patienten sehr unruhig und fieberhaft, mit einem geschwinden Pulse, und mit Durst. Er hatte den Abend vorher einen starken Frost bekommen, und eine ziemlich schlechte Nacht zugebracht. Ich entschloß mich nun, die

Fie-

Fieber-Rinde in Substanz, und zwar von 2 Scrupel bis zu 1 Quent, alle 3 oder 4 Stunden zu geben. Auf diese Art fuhr ich, ohne große Abänderung, ungefähr 14 Tage lang fort, nach welcher Zeit der Kranke fast wieder hergestellt war, so daß er sich nun ziemlich wohl befindet.

Dieser Fall ist wegen der Art seines Ausganges, und deswegen merkwürdig, weil er ein deutliches Beyspiel von einer Krankheit ist, die, wie man durchgängig annimmt, in Europa selten als eine ursprüngliche Krankheit vorkommt, dergleichen sie bey meinem Kranken gewesen zu seyn scheint. Die symptomatische oder diejenige Leber-Entzündung, welche die Folge einer andern Krankheit ist, und die in unsrer Gegend am häufigsten vorkommt, endigt sich selten mit einer Vereiterung, sondern es entsteht gemeiniglich ein Skirrhus, auf den die Wassersucht folgt.

Es scheinen gute Gründe vorhanden zu seyn, die uns glauben machen, daß in dem gegenwärtigen Falle die Krankheit bloß in einem Theile der Leber, und zwar in einem solchen befindlich gewesen ist, der den Ausgang des Eiters in den Darm-Canal gestattet hat. Es wird dieses durch die geschwinde Endigung der Krankheit, und durch die Leichtigkeit der Wiederherstellung des Patienten bestärket.

Obgleich die Leber-Abscesse selten durch den Stuhlgang sich öffnen, so scheint es doch öfter zu geschehen, als es die Aerzte erfahren, weil diese nicht allemahl genug auf die Beschaffenheit des Stuhlganges Acht geben.

Ich will nicht bestimmen, wieviel Antheil das Queckſilber bey dieser Cur gehabt hat. So viel scheint indessen gewiß zu seyn, daß dieses Mittel mit größerm Nutzen, als irgend ein anderes, bey den Krankheiten der Leber gebraucht worden ist. Der merkwürdige Fall, den D. Clarke, im 5 B. der edinburg. Commentarien, erzählt, wo schon, wie es scheint, eine Vereiterung entstanden war, bewog mich, das Queckſilber, ungeachtet der Ungleichheit des Alters, die sich zwischen meinem und Clarke'ns Patienten fand, zu versuchen.

Ich würde, wenn ich die Natur der Krankheit im Anfange hätte genau bestimmen können, vielleicht die Entstehung der Vereiterung verhindert haben. Allein, die Dunkelheit der Zufälle verursachte, wie ich bereits erinnert

nert habe, daß ich dieselben bloß als Wirkungen einer Krankheit der Lungen ansahe, und folglich nicht genug Rücksicht auf die Leber nahm. Man kann daher ausser dem, was uns dieser Fall in Ansehung der wunderbaren Hülfsmittel der Natur bey dergleichen Krankheiten lehrt, noch aus ihm etwas in Ansehung der Kennzeichen, die uns das Daseyn einer Leber-Entzündung zu erkennen geben, lernen."

Von Abscessen der Leber nach Kopf-Wunden. Ein Jeder, der die Beobachtungen der praktischen Aerzte, besonders der Wund-Aerzte (*), gelesen hat, wird wissen, daß zuweilen nach Beschädigungen und Wunden des Kopfes und des Gehirnes, Leber-Abscesse sich einstellen und eine Folge derselben seyn, von welchen Erscheinungen alle Schriftsteller des vorigen Jahrh. die Ursache theils in der Mitleidenschaft der Nerven, theils in einer Versetzung des Eiters suchen (**). Bertrandi aber läugnet beydes, und zwar 1. deswegen, weil man keine andere Eingeweide, zu welchen die Aeste ein und desselben Nerven hingehen, entzündet antrifft; 2. weil dem ungeachtet, wenn gleich das Gehirn von keiner Eiterung angegriffen, sondern nur erschüttert worden ist, die Leber voll Eiter sich befindet (***). Vielmehr müsse man, sagt er, die Ursache von dem in Unordnung gerathenen Kreislaufe des Blutes im Gehirne, nähmlich von der allzugroßen Anhäufung desselben in diesem Eingeweide, und von dem mit Gewalt nach dem rechten Herz-Ohr zurückströhmenden Blute herleiten; einer

(*) S. Memoir. de l'Acad. R. de Chirurgie, To. III. S. 482; und Cheston's pathological inquiries and observations in Surgery. S. 37, und 112.

(**) *Meibom* de abscessuum internorum natura et constitutione. (Dresd et Lpſ. 1718.) Art. 7 de hepatis abscessibus.

(***) S. *Bertrandi* Traité des operations de chirurgie; Reponse sur les abscès de foie, à Mr. *Pouteau*, S. 286.

einer Meinung, welcher er durch die Erscheinungen und Zufälle, von welchen er sie hernimmt, noch mehreres Gewicht giebt. Denn man sieht ja, fährt er weiter fort, aus dem Ausflusse des Blutes aus Augen, Ohren und Nase, dem Anschwellen des Gesichtes, den verschiedenen convulsivischen Bewegungen am Halse, dem Klopfen der Drossel-Adern, dem Fieber und Phantasieren, daß diese Flüssigkeit nach dem kranken Theile weit stärker zuströhme, folglich in weit größerer Menge durch die Blut-Behälter und obere Hohl-Ader zurückgehe, das in der untern Hohl-Ader heraufsteigende Blut also, diesem zu Folge, mit einer Gewalt von dem rechten Herz-Ohre zurückgedrückt und gepresset werde, die um so größer seyn müsse, als zuverlässig die Behauptung der Schriftsteller ist, daß die Hülfsmittel, durch welche der Blutlauf der obern Hohl-Ader unter dem Winkel am Einpflanzungs-Orte in das Herz-Ohr (Valvulam cartilagineam *Highmori*, Isthmum *Vieussenii*, und Tuberculum *Loweri*) geleitet und erschwert wird, abwesend seyn und fehlen. Diese Ursache sey es, warum die Leber bey Kopf-Wunden mit Blut verstopft werde, eine Entzündung entstände und in Eiterung übergienge, wenn sie sich nicht zuvor mit dem Brande endige. Hiervon ist in der That einiges, was wahr ist, und was man wirklich glauben muß; anderes wieder nicht, da sich die triftigsten Einwürfe dagegen machen lassen. Ist der Kopf verwundet, oder das Gehirn nur erschüttert worden, und ist eine so große Reizung der zarten Gehirn-Fasern vorhanden, so gebe ich es gern zu, und glaube, daß dieses, was man bey allen Verwundungen sieht, auch hier geschehen, und eine Anhäufung des Blutes nach dem Kopfe Statt finden könne, wenn es gleich Pouteau (*) bey Kopf-Wunden läugnet,

(*) Melanges de Chirurgie, S. 123. sur les abscès du foie qui se forment a l'occasion de plaies de la tète.

net, und mit diesen Beweisen gegen Bertrandi zu Felde zieht. Allein, die Frage und der Streit ist der: werden von dieser in dem Gehirne angehäuften Feuchtigkeit, die Blut-Behälter und die mit diesen in Verbindung stehenden zurückführenden Blut-Adern des Gehirnes so erweitert und ausgedehnt, daß durch die Schwere und Menge desselben das aus der untern Hohl-Ader heraufsteigende Blut in jene zu fließen, wenn gleich nicht ganz verhindert, doch erschwert werde? Ich zweifle. Bey der Vollblütigkeit und bey Entzündungs-Krankheiten werden die großen Arterien ausserordentlich vom Blute aufgetrieben, die kleinern hingegen vom Krampfe zusammengezogen und zusammengeschnürt. Läßt man Blut weg, und entledigt man das Schlagader-System, so werden durch alle Aussonderungs-Wege die Säfte von neuem ausgeleert, im Urin ist ein kritischer Bodensatz, und die Haut ist feucht; ein Beweis, daß durch das Aderlassen und durch die verminderte Bewegung des Blutes, den Säften ihre ganze vorige Freyheit durch die kleinen Arterien wiederhergestellt sey. Da nun dieses von den Entzündungs-Krankheiten überhaupt gilt, warum soll es nicht auch von den Kopf-Wunden und den Beschädigungen des Gehirnes gelten, bey welchen Uebeln doch, wenn Säfte mit Ungestüm zu diesen Theilen hinströhmen, die in der weichen Hirn-Haut und dem Gehirne vertheilten Aeste der Hals-Schlagadern und der basilaris erweitert, die etwas kleinern in der Gehirn-Rinde eingewebten und folglich mit den zurückführenden Venen in Verbindung stehenden verengert werden? Daher ist der Durchgang des Blutes aus der Arterie in die zurückführende Vene nicht nur erschwert, sondern auch verhindert. Die Schlafsucht, die Schlaflosigkeit, das Phantasiren, das Zittern, die Zuckungen, das Erbrechen, und die andern von dem Drucke des Gehir-

nes entspringenden Uebel bey den am Kopfe Verwundeten, sind nicht Wirkungen, die von erweiterten zurückführenden Blut-Adern und Blut-Behältern entstanden sind, sondern Folgen von erweiterten Schlag-Adern, und der ausser den Gefäßen befindlichen Feuchtigkeit, des Schlagader-Blutes, des Blut-Wassers und des Eiters. Auch muß man auf die Zartheit der zurückführenden Blut-Adern der weichen Hirn-Haut, und auf die Verengerung der Mündungen, mit welchen die zurückführenden Blut-Adern sich in die Blut-Behälter einpflanzen, Rücksicht nehmen, aus welcher Ursache die zurückführenden Blut-Adern, noch ehe die Blut-Behälter mit Blute verstopft werden können, zerreissen.

Nachdem nun Pouteau die Schwierigkeiten, welchen diese Meinung unterworfen ist, eingesehen hatte, fiel er auf entgegengesetzte Seiten. Seine Meinung ist diese: daß, wenn der Kopf verwundet worden ist, das Blut in geringerer Menge nach dem Gehirne, in größerer aber zu den Eingeweiden des Unterleibes gebracht werde; es sey also nicht die Verstopfung der zurückführenden Leber-Blutadern, sondern die allzu heftige Bewegung des Blutes, an der Entzündung und dem Abscеß der Leber Schuld. Allein, die Schwäche und Atonie des Gehirnes, und die große Ergießung der Säfte, von welchen, wenn die Schlag-Adern zusammengedrückt werden, der Zufluß des Gehirn-Blutes vermindert würde, ist das Gehirn-Mark, welches keinen Druck leiden kann, nicht lange auszustehen vermögend, und bringt dem Verwundeten, noch ehe dieser Ursache wegen sich ein Abscеß bildet, den Tod zuwege. Auch entspricht dieses dem nicht, was man bey allen Verwundeten wahrnimmt; denn es ist ausgemacht, daß ein um desto größerer Zufluß von Säften nach einem jeden Theile geschieht, je grö-

ßer

ßer die Verwundung oder der Stoß jenes Theiles gewesen ist.

Da nun keine von diesen Meinungen beweiset, was sie beweisen soll, so müssen wir nun sehen, ob wir nicht die Ursache von dieser Erscheinung, die man in den Blut-Gefäßen nicht finden konnte, in den Nerven antreffen. Sehr viele hatten schon längst die Mitleidenschaft verschiedener Theile gekannt und eingesehen, suchten aber die Ursache dieser wechselseitigen Uebereinstimmung bald in den netzförmigen Verwickelungen und knotenartigen Geflechten der Nerven, bald in den Biegungen und sogenannten Handhaben der Nerven, bis man endlich diese Meinung änderte, und sie von dem Sammelplatze der Nerven (Sensorium commune) herleitete. Dieses ist jenes Gesetz, nach welchem die Bewegungen der Nerven und Gefäße so regieret werden, daß, wenn jenes vernachläßiget worden ist, die Verrichtungen des Körpers gestöret und in Unordnung gebracht werden. Zwischen dem Gehirne und den Blut-Gefäßen findet eine besondere Mitleidenschaft Statt, wodurch, wenn die Ursache der gestörten Bewegung in einem Theile sich befindet, auch die Wirkung auf den andern sich fortpflanzt. Nach dieser Erklärung gelangt man nun zu einer andern, die uns etwas näher zur Wahrheit führt, wenn wir erwegen, daß zwischen einigen Eingeweiden und Theilen eine größere Mitleidenschaft, und gleichsam etwas Eigenes mit dem Gehirne Statt finde, wovon andere Theile ausgeschlossen sind. Bey einem gesunden Menschen, welcher starke Verdauungs-Werkzeuge hat, und aus den gehörig verdaueten und gekochten Nahrungs-Mitteln diejenige Stärke, die seine Arbeiten ihm entzogen haben, wieder erhält, häufen sich Unverdaulichkeiten im Magen an, seine Verdauungs-Kräfte werden schwach, er beschwert sich über Mattigkeit und Kopfweh, bekommt Schwin-

del, und kann manchmahl seine innern und äussern Sinne nicht recht brauchen; ein am Kopfe Verwundeter klagt über Ekel und bekommt Erbrechen; offenbar steht also hier der Magen mit dem Gehirne in Mitleidenschaft. Eben diese Mitleidenschaft findet auch zwischen der Leber und dem Gehirne Statt; denn die Erfahrung lehrt, daß, wenn jenes Eingeweide angegriffen ist, auch die Verrichtungen dieses Eingeweides gestöret werden, und daß dieses sehr oft die Ursache der Melancholie und Tobsucht ist, die nicht eher gehoben werden, als bis man die Verstopfung durch auflösende und abführende Mittel hebt; worüber man sich auch nicht verwundern darf, da von den Zwischenrippen-Nerven und dem herumschweifenden Paar, Aeste zu diesem Eingeweide gehen, wodurch es geschieht, daß, wenn das Gehirn-Mark angegriffen worden ist, auch die Wirkung des Reizes von der Leber empfunden, und die Bewegung der in derselben befindlichen Säfte verändert wird.

J. G. Haase diss. de abscessibus hepatis, Resp. *J. S. Lieberkühn.* Lipsi. 1776, 4.

Bey Pferden, ist die Leber-Entzündung ein sehr seltener Fall, weil die Leber-Arterie, in welcher das Blut nach diesem Eingeweide hingeleitet wird, sehr klein ist, mithin dieselbe verhindert, daß das Uebermaß des Blutes nicht gleich dahin geleitet werden kann. Und obgleich die Pfort-Ader die mehresten in der Leber sich verbreitenden Gefäße ausmacht, so giebt sie doch nicht leicht Veranlassung zur Entzündung, weil das in dieser Ader enthaltene Blut nur langsam in ihren Gefäßen bewegt wird. Auch trägt der Bau dieser Pfort-Ader sehr viel zur Abhaltung der Entzündung der Leber bey. Da nähmlich diese Ader nicht mit Klappen (Valvein), wie andere Blut-Gefäße im Körper, versehen ist, so kann das Blut, wenn es in derselben Widerstand findet, ungehindert

wie-

wieder zurück treten, welches aber in andern Blut-Gefäßen nicht geschehen kann, indem die daran befindlichen Klappen solches verhindern. Diese beyde angeführte Ursachen sind es, warum die Entzündung der Leber, wie bey Menschen, so auch bey Thieren, nicht so oft wie Lungen-Entzündungen, oder dergleichen Krankheiten in andern Eingeweiden, vorfallen. Zuweilen aber ist diese Art Krankheit epidemisch, und hat in einer bisher unbekannten Ursache ihren Grund. Hingegen entstehen alle Verstopfungen in diesem Eingeweide, so, daß man auch unter zwanzig verreckten Pferden kaum fünf findet, bey denen nicht eine Verstopfung oder Verhärtung der Leber anzutreffen ist. Die Ursache hievon ist aus dem Vorhergehenden leicht einzusehen. Die der Leber die benöthigten Nahrungs-Säfte zuführenden Gefäße, nähmlich: die Leber Arterie, ist ausserordentlich klein, mithin findet hierin kein überflüssiger Zufluß Statt; das Blut in der Pfort-Ader aber kann, wegen seiner Zähigkeit und geringen Bewegung, ganz ohne große Gewalt in die Leber hinein gebracht werden. Weil aber die Bewegung dieses Saftes in diesem Eingeweide nicht stark ist, und nicht leicht Entzündungen bewirken kann, so ist dieses als die Ursache anzusehen, warum bey Pferden so oft Verhärtungen in der Leber, Scirrhi, und Polypen in den Blut-Gefäßen angetroffen werden.

Die Kennzeichen, woran die Entzündung der Leber bey Pferden zu erkennen ist, sind folgende: 1. Das Pferd steht traurig, und will nicht fressen, ohne dabey unruhig zu seyn. 2. Der Puls geht, wie bey allen Entzündungen, geschwinde und hart; wenn der Urin gelb, zähe und schleimig ist, und das Weiße in den Augen, oder mit diesem zugleich das Maul und die Zunge gelb von Farbe ist.

Die dienlichsten Hülfsmittel wider diese Krankheit, bestehen, nach dem Rathe des ehemahl. kurhannöver. Ober-Hof-Roßarztes Kersting (*), in folgenden. Gleich zu Anfange der Krankheit, wenn der Puls das Entzündungs-Fieber durch seine Geschwindigkeit und Härte anzeigt, muß dem Pferde eine Ader geöffnet, und eine starke Portion Blut abgelassen werden. Nach dem Aderlassen giebt man ihm alle 6 Stunden folgenden Trank:

Rc. Rad. gramin.	N. Graswurzel,
cichor.	Hindlaufwurzel,
tarax. aa. Vnc. j.	Kuhblumenwurzel, von jedem 2 Loth.
Herb. hepatic.	Leberkraut,
arnic. c. flor. aa. Mij.	Wolverleykraut mit den Blumen, v. j. 3 Händev.
Conc. cont. M.	Z. z. und Species dav. gemacht.

Diese Species werden mit 2 Maß Wasser gekocht, und von der Brühe jedes Mahl ein guter Schoppen dem Pferde eingegeben. In so fern aber der Puls eine beständige Wallung des Blutes anzeigt, muß man sich zwischen diesem Tranke derjenigen niederschlagenden Mittel bedienen, welche bey der Lungen-Entzündung werden vorgeschlagen werden, und das so lange, bis der Puls ruhiger und weicher zu schlagen anfängt.

Wenn man durch den Gebrauch dieser Mittel die Besserung erlangt, und das Pferd einige Tage wieder zu fressen angefangen hat, kann ihm folgende gelinde abführende Latwerge gegeben werden:

Rc.

(*) In Dessen, vom Hrn. Hauptm. Sothen herausgegebenen, nachgelassenen Manuscripten über die Pferdearzeney Wissenschaft, (Berl. 1789, gr. 8.) S. 248, f.

Rc. Rad. alth. Vnc. iij.	*N.* Eibischwurzel, 6 Loth.
Aloë hepat. Vnc. iij.	Leberaloe, 6 Loth.
Crem. tart. Vnc. iv.	Geläut. Weinstein, 8 Loth.
M. f. Pulvis,	M. es zu Pulver.

Dieses wird mit einem Pfund schwarzer Seife zur Latwerge gemacht, und dem Pferde davon Morgens und Abends jedesmahl ein guter Eßlöffel voll auf die Zunge gestrichen. Sie führt so gelinde ab, daß der Mist nur schlüpfrig wird; und im Fall, daß das Pferd durch dieses gelinde Laxativ zum starken Laxiren gebracht würde, so kann demselben davon täglich nur ein Mahl gegeben werden. „Ich bekenne hier auf„richtig," sagt Kersting: „daß es nicht möglich sey, „die Verstopfung und Verhärtung der Leber durch die „Kunst zu curiren, wenn nicht etwas ausserordentli„ches dabey vorgeht. Die Hülfsmittel können nur „die übeln Zufälle abhalten, und bewirken, daß die „Krankheit gleichsam eingekerkert werde; d. i. so viel „gesagt, daß die Verstopfung der Leber alsdann lange „zugegen seyn kann, ohne daß das Thier daran „stirbt."

Entzündung der Leber bey dem Rindvieh. Nach Hrn. v. Willburg (*), äussert sich unter allen Krankheiten des Rindviehes keine so vielfältig, als diese, und sie rafft, ausser einer wirklichen Seuche, das meiste Vieh weg. Es ist dabey zu bedauern, daß eben diese Krankheit bey ihrer so vielfältigen Aeusserung, zugleich wenige zuverlässige Kennzeichen ihres Daseyns an den Tag legt, davon der Grund in der Beschaffenheit dieses Eingeweides selbst liegt, indem es keine, oder nur wenige Empfindungs-Nerven hat, daher auch nur sehr wenig schmerzhaft ist, davon

(*) In Dessen Anleit. für das Landvolk in Absicht auf die Erkenntniß und Heilungsart der Krankheiten des Rindviehes, (2te Aufl. Nürnb. 1781, 8.) S. 105. fgg.

man gleichwohl die Gegenwart einer Entzündung in diesem Eingeweide am sichersten folgern könnte; wenigstens hindert dieses, daß man dieses Uebel nicht sogleich, wie die übrigen Entzündungs-Krankheiten, bey dem ersten Anfange hinlänglich erkennen und beurtheilen kann, da uns indessen folgende Anzeigen bey dem Fortgange dieser Krankheit, von ihrer wirklichen Gegenwart überzeugen. Die ersten Tage stehen sie mit hängendem Kopf, und wollen wenig oder gar nichts fressen; die rechte Seiten-Weiche unter den kurzen Rippen ist etwas gespannt, hart, und beym Anfühlen mit wenigen Schmerzen begleitet, daher vermeiden auch die Thiere, wegen dieser, obgleich nur stumpfen und spannenden Schmerzen, auf der linken Seite zu ruhen, weil in dieser Lage die Last der Leber mit einer Empfindung auf diese Seite gezogen wird; das Athemhohlen geschieht schwer, und dieses vermehrt sich, wenn das Vieh etwas Futter zu sich genommen hat, oder einige Bewegung macht; sie haben einen trocknen Husten, der sich gegen Abend gemeiniglich stark zu vermehren pflegt; die Augen bekommen eine gelbe Farbe; aus der Nase fließt eine gelbe Feuchtigkeit; die Zunge ist trocken, gelblich, und zulezt ganz schwarz; der Puls wenig hart, doch geschwinde, und der Durst selten groß, wie bey andern Entzündungs-Krankheiten.

Weil diese Krankheit bey dem Rindvieh sich so vielfältig zu äussern pflegt, so ist es eine Sache von großer Wichtigkeit, daß man ihre Ursachen nach Möglichkeit zu erforschen trachte, damit man, durch Verhütung derselben, diesem so oftmahligen und gefährlichen Uebel um so mehr vorbauen könne. Das kalte Trinken, besonders wenn es auf vorhergegangene Erhitzung des Leibes, und in großer Menge geschieht, gehört billig unter die ersten und vornehmsten Ursachen dieser Krankheit; und man hat sich hierüber um

so

so weniger zu verwundern, wenn man erweget, daß die Leber größten Theils auf dem Magen liegt, daher das Blut in diesem Eingeweide, nach einem solchen kalten Trunke bey erhitztem Leibe, nothwendig zu einer schnellen Stockung und Entzündung gebracht wird. Eine gleiche Beschaffenheit hat es auch mit dem Baden und Schwimmen der Thiere, wenn ihr Leib zuvor durch Arbeit und Springen sehr erhitzt worden ist. Große Fettigkeit des Netzes verursachet auch sehr oft eine Entzündung der Leber; denn nicht selten hat man das Netz bey gemästetem Vieh über 1 Centner schwer gefunden, welche große Last aber durch ihren schweren Druck auf die Leber, nebst andern Zufällen, sehr oft diese Krankheit hervorbringen kann. Eben so kann dieses Fett, wenn es durch die Hitze mancherley Krankheiten aufgelöset und scharf geworden ist, alsdann ein gleiches Uebel erzeugen. So geschieht es auch nicht selten, daß bey starker Sommer-Hitze oder heftiger Bewegung, dieses Fett des Netzes schmilzt, und alsdann in großer Menge und mit starkem Triebe in die Leber kommt, wodurch die Enden der Pfort-Ader verstopft werden, und auf diese Weise ebenfalls eine Entzündung der Leber, oder auch wohl eine gänzliche Zerreißung der Gefäße, und, in leztem Falle, ein sehr schneller Tod erfolgt. Man beobachtet dieses leztere sehr oft bey heißem Wetter an dem Rindviehe, welches vorher ganz gesund war, und sich die Weide wohl schmecken ließ, aber plözlich nach einer Erhizung erkrankt, ein Keichen bekommt, die Augen gelb werden, schwindelig wird, bald darauf zur Erde fällt, und todt ist. Oeffnet man alsdann ein solches Vieh, so findet man den ganzen Bauch mit Blut angefüllt, und man glaubt, das Vieh habe sich etwas zersprengt. Wenn die Galle der Thiere durch starke Sonnen-Hitze, oder viele Bewegungen und Arbeit zur Fäul-

niß geneigt worden ist, so kann sie gleichfalls durch ihre fressende Schärfe die angränzende Leber aufs höchste entzünden. Nicht weniger sind die Steine, die man sowohl in dem Gallengange, als auch in der Leber des Rindviehes sehr oft findet, und die sich zur Winterszeit, wenn das Vieh in den Ställen ruhet, und trockues Futter bekommt, in diesen Theilen ansetzen, zuweilen eine Ursache dieser Entzündung. Zum Glück aber sind diese Steine, wie *Glissonius* (*) und Runsch (**) bemerkt haben, sehr mürbe, daher sie auch durch die grüne Sommer-Weide meistens wieder aufgelöset, und aus dem Körper geführt werden. Indessen geschieht diese Auflösung jener Steine durch die Sommer-Weide doch nicht immer vollkommen, sondern es bleibt zuweilen ein, eines Hühner-Ey großes, Ueberbleibsel zurück, welches dann im folgenden Winter um so mehr, und zu einer unglaublichen Größe, die öfters einen Kindes-Kopf übersteigt, anwächst (***). Hr. v. Willburg hat dergleichen Steine bey allen Gattungen von Rindvieh, nur bey Kälbern nicht, von ungeheurer Größe angetroffen. Es erhellt aber von selbst, daß dergleichen große und widernatürliche Körper, die sich in der Substanz der Leber befinden, die daselbst häufig laufenden Blut-Gefäße zusammen drücken, und folglich sowohl öftere Entzündungen, als auch mehrere Krankheiten, in diesem Eingeweide hervorbringen müssen. Daß eine Entzündung auch von den zuweilen in der Leber anzutreffenden Würmern entstehen könne, werde ich weiter unten zeigen. Endlich hat man auch bemerkt, daß die Entzündung der Leber bey einer sehr groben und trock-

(*) *Glissonii* Anatomia hepatis, c. 7.

(**) Nova Acta phys. med. To. V. obs. 112, p. 392.

(***) Mittelhäusers Abhandlung von der Viehseuche, S. 193.

trocknen Nahrung zu Winterszeit, besonders wenn es zugleich dem Viehe an einem hinlänglichen Getränke und Feuchtigkeit dabey mangelt, öfters entstanden sey, wovon man die Ursache gar leicht in einem dem Geblüte beygemischten groben Nahrungs-Safte finden wird. Daß aber diese Krankheit auch durch äusserliche Verletzungen, als: Fallen, Schlagen und Stossen hervorgebracht werden könne, ist leicht zu erachten, und die Ursache davon ist leicht einzusehen.

Die Entzündung der Leber bey dem Rindviehe, wird, wie bey Menschen, entweder durch die Zertheilung gehoben, oder sie geht in ein Geschwür, in eine Verhärtung, oder in einen Brand der leidenden Theile, über. Die Zertheilung der stockenden Säfte ist der einzige Weg, der bey dieser Krankheit eine vollkommene Gesundheit zu geben versichert, daher man auch, diese zu bewirken, mit allem Ernste bedacht seyn muß. Man läßt deswegen sogleich bey der Vermuthung einer solchen Entzündung auf der rechten Seite des Bauches, der Brust oder des Halses, zur Ader, und sparet dabey den Ausfluß des Blutes weniger, als bey irgend einer andern Entzündungs-Krankheit; ja, man wiederhohlt einen solchen reichlichen Aderlaß die ersten vier Tage so oft und so stark, bis sich sichere Merkmahle einer Besserung zu erkennen geben. Zugleich giebt man innerlich, alle 2 Stunden, einen Löffelvoll von folgendem Pulver:

Zu Pulver gestoßene Auster- oder Muschel-Schalen, 8 Loth;
Gereinigten Salpeter, 2 Loth;
Campher, ½ Quent.

Der Campher wird zuerst mit einem Par Nuß- oder Mandel-Kerne zu einem Pulver abgerieben, sodann durch ferneres Beymischen und Abreiben mit dem Salpeter und den Auster-Schalen, zu einem Pulver gemacht, welches man in einem zugebundenen Zucker-Glase zum Gebrauch verwahrt.

Zu-

Zugleich läßt man von einem Decocte aus 4 Handvoll rohe Gerste, und 1 Loth Salpeter, mit 2 Quart Wasser, so viel als das Vieh mag, jedoch wohl überschlagen, trinken. Aeusserlich gebraucht man eine Bähung von erweichenden Kräutern, die man sehr oft des Tages an den Bauch der Thiere gehen läßt. Dergleichen erweichende Kräuter sind: der Eibisch, die Käsepappeln, das Wollkraut, die Kamillen, die Hohlunderblüthe, und der Leinsame. Von Klystieren schickt sich folgendes hierzu am besten:

Man nimmt: Kraut und Wurzel von Eibisch, oder auch von Käsepappeln, zusammen 2 Handvoll; Leinsamen, 1 Loth; läßt es mit 2 Maß Brunnenwasser ½ Stunde sieden, seihet es hernach durch Leinwand, nimmt davon 1 Pfund, mischt ½ Loth Salpeter und 2 Eßlöffel voll Harsamen-Oehl darunter, und gebraucht solches als Klystier.

Dergleichen Klystier muß man des Tages 3 bis 4 Mahl beybringen; ja, es kann nicht oft genug wiederhohlet werden, denn es dient zugleich innerlich, statt einer Bähung, und hilft dadurch die Entzündung mit Nachdruck zertheilen.

Wenn, auf diesen Gebrauch, innerhalb 5 bis höchstens 6 Tagen, die Zufälle sich nicht vermindert zeigen, so bleibt alsdann keine fernere Hoffnung zu einer Zertheilung übrig, sondern die Entzündung geht in ein Geschwür, in eine Verhärtung, oder in den Brand, über, welche Stücke zugleich mit einer Gelbsucht begleitet werden, die sich an der gelben Farbe der Augen kennbar macht. Ist das Uebel in ein Geschwür und in Vereiterung gegangen, so fangen die Thiere an zu frösteln und zu zittern, bald aber auch wieder neue Beängstigungen und Hitze zu bekommen; das Geschwür bricht alsdann auf, und dessen Eiter ergießt sich entweder in die Bauch-Höhle, oder er wird durch den Gallen-Gang in die Gedärme geführt. Im ersten Falle schwillt der Bauch hoch auf, und im

lezten nimmt der Eiter, mit stinkenden Excrementen vermischt, durch den Mast-Darm seinen Abgang. Weil aber alle diese Uebel fast beständig unheilbar sind, und der Tod hierauf gar bald zu erfolgen pflegt, so lohnt es sich nicht der Mühe, davon weitläuftiger zu handeln. Wenn aber, wie zuweilen der seltene Fall erfolgt, das Geschwür der Leber an der inwendigen Haut des Bauches sich ansetzt, welches man an der äusserlich in der Gegend der Leber zum Vorschein kommenden Geschwulst bemerkt, so muß diese Geschwulst unverzüglich aufgeschnitten, und in die gemachte Oeffnung täglich 3 Mahl ein mit roher Gerste gekochtes Wasser, worunter etwas Honig gemischt worden ist, laulich bis zur Heilung eingespritzt, die äussere Wunde aber vor dem Zugange der Luft, beständig durch folgendes Pflaster bedeckt gehalten werden.

Man nimmt: Baumoehl, 1 Pfund; rothe Mennige, ½ Pf.; läßt alles zusammen so lange kochen, bis es die Consistenz eines Pflasters erlangt hat; thut alsdann ½ Loth gelbes Wachs hinzu, und wann lezteres zerschmolzen ist, nimmt man es vom Feuer, und mischt solchem ½ Loth Campher, der mit einem Löffel voll Branntwein vorher aufgelöset worden ist, bey. Man gießt alsdann diese Mischung in Formen von Papier in beliebiger Größe, oder macht solches zu sonst gewöhnlichen Pflaster-Zapfen.

Wenn die herausgehende Materie weiß, dicklich und ohne Geruch ist, so hat man sich der Genesung zu getrösten; im widrigen Falle aber bleibt diese zweifelhaft.

Erlaubt es die Jahrszeit, so muß das mit einer Entzündung der Leber behaftete Vieh, während dieser ganzen Krankheit, mit lauter grünem und zarten Futter ernähret werden, welches man aber auch nur sparsam geben darf. Allein zum Unglück fällt diese Krankheit nur meistentheils im Winter vor, und man muß alsdann seine Zuflucht für die Nahrung dieser

Thiere,

Thiere, in den vorräthigen Rüben und Salat suchen. Wenn es aber auch an diesen leztern Gattungen mangelt, so müssen, an deren Statt, wohl angebrühete Gesöder von klein geschnittenem guten Heu, die mit etwas Gersten-Mehl und wenigem Salz bestreuet sind, gewählt werden.

Bey Schafen, entsteht die Entzündung der Leber sehr oft, und hat fast beständig die im X Th., S. 133, fgg. beschriebenen Egel-Schnecken (Hirudo limacis) zum Grunde, als welche durch ihr immerwährendes Nagen und Beißen, eine Entzündung in diesem Eingeweide verursachen, worauf selten Besserung, und gemeiniglich ein sehr schneller Tod erfolgt; doch zuweilen wird sich dieses Uebel auch von äusserlichen Gewaltthätigkeiten zutragen.

Diese Krankheit giebt sich durch folgende Zeichen zu erkennen: die Schafe bekommen einen Frost, wodurch der ganze Leib erschüttert wird; darauf erfolgt Hitze; der ganze Leib, besonders aber die Ohren, Füße und das Maul werden warm anzufühlen; und wenn man sie mit halb eingebogenen Fingern auf der rechten Seite unter den Rippen drückt, geben sie einen empfindlichen Schmerz zu erkennen; sie trinken viel, und haben dabey zum Fressen gute Lust, welches leztere diese Krankheit sehr spät kennbar, und daher um so gefährlicher macht; aber der Puls, den man an den Seiten des Halses fühlen kann, und der alsdann sehr geschwinde und stark schlägt, giebt nebst vorigen ein untrügliches Kennzeichen von dem Daseyn dieser Krankheit. Vielmahls kommt die Gelb- und Wassersucht dazu.

Die Entzündung der Leber ist nur selten zu curiren; sie kann aber leicht abgehalten werden, wenn man den Schaf-Heerden 4 Mahl im Jahre so viel Salz, als sie mögen, zu lecken giebt, welches die Würmer in der Leber bald und gewiß tödtet. Wenn aber die

Nach-

Nachlässigkeit oder der Geiz des Landmannes hierin nicht gehörige Vorsicht gebraucht, und daher diese Krankheit sich aus vorerwähnten Anzeigen kenntlich gemacht hat, so öffne man unverzüglich diejenige Ader am Kopfe, welche auf beyden Seiten vom Auge nach dem Nasenloche zu läuft, und die, wegen der kurzen Wolle an diesem Theile sehr sichtbar ist. Es ist aber hierbey nicht genug, daß man nur wenig Blut lasse, sondern es muß solches wenigstens ein halbes Pfund betragen. Nach dem Aderlassen gebe man dem kranken Schafe häufig ein Getränk von Wasser und etwas Gersten-Mehl, in dessen jedem Maße zugleich ein Quent gereinigter Salpeter aufgelöset worden ist. Dieses leztere Mittel widersteht der Entzündung, und tödtet zugleich die Egel-Schnecken, welche durch ihr Nagen solche Krankheit hervorgebracht haben. Hiernächst muß alle 2 Stunden ein Quent von folgendem Pulver gegeben werden:

Man nimmt: zu Pulver gestoßene Austerschalen, 1 Loth;
Campher, 20 Gran.

Der Campher muß mit einer Mandel oder einem Nuß-Kerne abgerieben, und dann mit dem Austerschalen-Pulver vermischet werden.

Zugleich muß man bey dieser Krankheit alle starke Nahrungs-Mittel weglassen; und zur Erhaltung der Kräfte ist obiges Getränk von Gersten-Mehl eben so hinreichend, als es zugleich der Gesundheit in diesem Falle gedeihlich ist.

Eine der gemeinsten Krankheiten der Leber, (und vielleicht die allergemeinste, wenn ich die Verwachsungen, deren oben, S. 437, Erwähnung geschehen ist, ausnehme,) ist die Bildung der Knötchen in ihrer Substanz. Diese Krankheit trifft man selten bey jungen Personen an, sondern gemeiniglich bey Personen von mittlerm oder höherm Alter, auch ist sie gemeiner bey

Manns-

Manns-, als bey Frauenspersonen. Es sollte scheinen, daß dieses vom unmäßigen Trinken herrührte, welches bey jenem Geschlechte gewöhnlicher, als bey diesem, ist; denn diese Krankheit trifft man am häufigsten bey starken Trinkern an, ungeachtet keine nothwendige Verbindung zwischen einer solchen Lebens-Art und dieser besondern Krankheit der Leber einzusehen ist. Allein man findet oft wenig Verbindung zwischen Ursache und Wirkung der Veränderungen, welche in jedem andern Theile des Körpers vorgehen.

Die Knötchen, welche in dieser Krankheit gebildet werden, nehmen gemeiniglich die ganze Masse der Leber ein, sitzen sehr nahe an einander, und sind von rundlicher Gestalt. Sie geben überall der Oberfläche der Leber ein unregelmäßiges Ansehen. Schneidet man sie auf, so bemerkt man, daß sie aus einer bräunlichen, oder gelblich weißen, soliden Materie bestehen. Bisweilen sind sie sehr klein, so, daß sie nicht größer, als Köpfe großer Steck-Nadeln erscheinen; am häufigsten aber sind sie so groß, als eine kleine Haselnuß, und viele von ihnen auch wohl noch größer. Ist die Leber auf diese Art knotig, so fühlt sie sich weit härter, als gewöhnlich, an; und nicht selten ist ihr unterer Rand ein wenig vorwärts gebogen; doch ist ihre Größe gemeiniglich nicht beträchtlicher, als im gesunden Zustande, und wohl bisweilen kleiner. Zerschneidet man die Leber in diesem Zustande, so scheinen ihre Gefäße einen kleinern Durchmesser, als im natürlichen Zustande, zu haben. Sehr oft ist die Leber in diesem Zustande von gelber Farbe, welche von der in ihrer Substanz angesammelten Galle herrührt; auch befindet sich Wasser in der Höhle des Unterleibes, welches von beygemischter Galle gelb gefärbt ist. Die Gallen-Blase ist gemeiniglich sehr zusammengezogen, und, weil sie leer ist,

weiß

weiß von Farbe. Die Galle erreicht, wegen des Druckes auf die Gallen-Gänge, nicht den Leber-Gang, und kann also nicht in die Gallen-Blase gelangen. Die Farbe der Haut ist in solchen Fällen gelbsüchtig, und bleibt beständig so, weil sie von einem unveränderlichen Zustande der Leber abhängt. Dies ist die gewöhnliche Erscheinung von demjenigen, was man überhaupt eine skirrhöse Leber zu nennen pflegt, und wovon bereits oben, S. 450, Erwähnung geschehen ist; allein, es giebt andere harte Knoten in der Leber, welche der Structur eines Skirrhus in andern Theilen des Körpers ähnlicher scheinen.

Man sieht zuweilen harte weiße Massen in der Leber sich zu einer ansehnlichen Größe bilden. Oft sind diese große weiße Knoten von der Größe einer Kastanie, zuweilen aber sowohl merklich größer als auch kleiner. Sie finden sich nahe an der Oberfläche derselben in größerer Anzahl, als gegen die Mitte ihrer Substanz. Zwey oder drey Knoten liegen gemeiniglich nahe an einander, und eine ansehnliche Portion Leber, die gesund ist, zwischen ihnen und einem Klumpen gleicher Knoten. Sie bestehen aus einer sehr festen, einförmigen, undurchsichtigen weißen Substanz, und sind überhaupt auf ihrer äussern Oberfläche etwas eingedrückt, oder ausgehöhlt. In dieser Krankheit ist die Leber gemeiniglich sehr merklich über ihren gewöhnlichen Umfang erweitert. Diese Knoten scheinen zuerst rings um die Blut-Gefäße der Leber gebildet zu werden, wie man wahrnimmt, wenn man die Leber in diesem Zustande zerschneidet. Während die Leber in solchem Zustande der Krankheit sich befindet, ist bisweilen Wasser in der Höhle des Unter-Leibes enthalten, bisweilen aber auch nicht. Manchmahl ist die Leber von Ansammlung der Galle stark gefärbt, bisweilen hingegen ist die Farbe der Substanz der Leber zwischen den Knoten ganz natürlich.

Die izt beschriebene Art Knoten ist weit seltener, als die andere, und gleicht weit mehr dem gewöhnlichen Ansehen von Skirrhus in andern Theilen des Körpers. Wollte man also bloß nach der Structur die Sache bestimmen, so müßte man die großen weißen Knoten als den wahren Skirrhus der Leber betrachten, und die andern etwann als eine besondere Krankheit dieses Eingeweides ansehen, welche eben so schwer, als der wahre Skirrhus, zu curiren ist.

Herr D. Baillie (*) sahe ebenfalls in der Leber weiche braune Knoten, oder eine Menge weicher Geschwülste, ungefähr von der Größe einer wälschen Nuß; sie lagen insonderheit an der Oberfläche der Leber, und bestanden aus einer glatten, weichen, braunen Materie. Dies ist eine sehr seltene Erscheinung von Krankheit, und ihrer eigentlichen Natur nach nicht hinreichend bekannt. Solche Geschwülste könnte man vielleicht skrophulös nennen, wenn man Gründe hätte, diese Meinung zu unterstützen; allein, zuverlässig ist keine Aehnlichkeit zwischen dieser Art von Geschwulst, und entweder einem skrophulösen Knoten der Lungen, oder einer skrophulösen Saugader Drüse. Es würde sich der Mühe verlohnen, solche Erscheinungen besonders zu untersuchen, um endlich die Natur dieser Krankheit festzusetzen; diese Untersuchung würde durch eine genaue Kenntniß der Zufälle und der allgemeinen Disposition der Leibes-Beschaffenheit sehr erleichtert werden.

Man findet bisweilen Knoten in der Leber, welche den Knoten in den Lungen völlig gleichen; doch ist dies eine sehr seltene Erscheinung dieser Krankheit. Sie haben

(*) S. Dessen Anatomie des krankhaften Baues von einigen der wichtigsten Theile im menschlichen Körper, aus dem Engl. mit Zusätzen von S. Th. Sömmerring. (Berl. 1794, gr. 8.) S. 132.

haben dieselbe Größe, dieselbe Structur, und dieselbe Beschaffenheit beym Anfühlen. In dem Beyspiele, welches Baillie von dieser Krankheit sahe, waren die Knoten überhaupt durch die Substanz der Leber in ziemlich regulären Entfernungen zerstreuet, und machten die Oberfläche der Leber nicht irregulär, wie bey der gemeinen Art von Knoten. Auch sahe Derselbe die Leber weit schlaffer in ihrer Substanz, als natürlich, und röthliche Geschwülste von beträchtlicher Größe in ihr zerstreuet, welche einen dicklichen Eiter enthielten. Er hält diese Leber für skrophulös, weil sie in einer Person, deren allgemeine Constitution starke Anzeigen von Skropheln hatte, und in deren Leichnam man viele Saugader-Drüsen skrophulös antraf, gefunden wurden.

Die Leber-Schwindsucht, L. Tabes hepatica, Fr. Phthisie hepatique, ist eine Gattung von Auszehrung, wovon es zwey Unter-Arten giebt; die erste ist ohne Husten, und die andere ist mit Lungen-Sucht complicirt. Siehe Schwindsucht.

Die Leber ist verschiedenen Verstopfungen und Verhärtungen unterworfen, welche Anfälle von Erbrechen hervorbringen, deren Ursache man gemeiniglich verkennt. Portal, in seiner bereits oben angeführten Abhandlung von den Krankheiten der Leber, die man andern Theilen zuschreibt ꝛc. bestätigt dieses durch folgende zwey Beobachtungen:

„Eine Frauensperson, die von einer trocknen und sehr reizbaren Leibes-Beschaffenheit war, empfand einen Schmerz in der Gegend des Magens (Regio epigastrica), den man durch kein einziges Mittel stillen konnte. Dieser Schmerz ward sehr heftig, und war bald mit Erbrechen verknüpft, und die Anfälle desselben wurden so häufig und so hartnäckig, daß die Kranke die Nahrungs-Mittel allemahl gleich, nachdem sie solche zu sich genommen

hatte, wieder wegbrach. Man rief einige berühmte Aerzte zu der Kranken, welche alle den Sitz ihrer Krankheit in dem Magen suchten. Sie verordneten ihr daher bittere magenstärkende Mittel, und vergaßen keine von denjenigen Arzeneyen, die man gemeiniglich gegen das Erbrechen zu verordnen pflegt. Allein, alle diese Mittel verhinderten keinesweges den Fortgang dieser Krankheit; es kam ein schleichendes Fieber dazu, und die Person starb endlich an der Auszehrung.

Ich war bey der Oeffnung des Körpers zugegen, und fand, daß der Magen, den man sehr krank zu seyn glaubte, sich in dem besten Zustande befand. Seine beyde Mündungen waren keinesweges zusammengezogen, ihre Ränder waren nicht aufgeschwollen, und der eigentliche Magen war vollkommen gesund. Auch die große Magen-Drüse und alle andere Eingeweide des Unterleibes, bis auf die Leber, waren nicht im geringsten widernatürlich verändert. Allein, diese leztere war insonderheit an ihrem kleinen und mittlern Flügel sehr geschwollen. Diese Theile hatten eine solche widernatürliche Größe erlangt, daß sie den Magen zusammendrückten, und den untern Magenmund ausserordentlich verengerten. Die Substanz des kleinen und mittlern Flügels war so weich geworden, daß sie einem ein wenig zusammengetrockneten Honig, oder derjenigen Art von Sack-Geschwulst ähnlich war, die man Honig-Geschwulst (Meliceris) zu nennen pflegt. Dieser widernatürlichen Veränderung der Leber war das Erbrechen zu zuschreiben. Der durch die geschwollene Leber gereizte und zusammengedrückte Magen konnte die Speisen nicht bey sich behalten. Kaum waren solche in die Höhle des Magens gekommen, so fiengen die Wände gleich an, sich zusammenzuziehen, und der Magen suchte durch Erbrechen sich der Speisen zu entledigen, daher dann endlich nothwendig ein schleichendes Fieber, Abzehrung und der Tod erfolgen mußte.

Man kann bey andern Schriftstellern vielleicht Beobachtungen aufgezeichnet finden, die der jezt mitgetheilten ähnlich sind, allein ich zweifle, daß irgend ein Arzt eine glücklichere Anwendung davon gemacht hat, als ich solches vor einigen Jahren that. — Die Marquisinn von Epaany klagte über Magen-Schmerzen, und alle ihr dagegen verordnete Mittel waren unnütz. Sie hatte den

Husten,

Husten, zehrte sich immer mehr und mehr ab, und das Athemhohlen ward ihr beschwerlich. Hierbey blieb aber die monathliche Reinigung in ihrer Ordnung. Die Kranke bekam Erbrechen; und dieses nahm dermaßen zu, daß sie alles, was sie genoß, wieder von sich gab. Die Füße schwollen zugleich an, es kam ein schleichendes Fieber dazu, und die Kranke war äusserst abgezehrt. Die Herren *Vernage*, *Borden*, *Mahony*, und andere Aerzte, welche die Kranke besorgten, hatten nicht aufgehört, derselben die wirksamsten magenstärkenden und das Brechen stillende Arzeneyen zu verordnen; allein, sie hatten dieses mit so wenig Nutzen gethan, daß das Erbrechen, an statt daß es sich hätte vermindern sollen, vielmehr immer zunahm. Es hatten bereits viele von den vorigen Aerzten der Patientinn dieselbe verlassen, weil sie dieselbe für unheilbar hielten, bis ich endlich zu ihr gerufen wurde; und ich muß gestehen, daß mir auch bey dem ersten Anblicke ihr Zustand ganz unheilbar vorkam. Da ich unterdessen durch das Gefühl den Sitz der Krankheit untersuchte, fand ich zu meiner großen Verwunderung, daß die Leber, und insonderheit derjenige Theil derselben, welcher in der Gegend des Magens liegt, ausserordentlich aufgeschwollen war. Nachdem ich diesen widernatürlichen Zustand entdeckt hatte, zweifelte ich weiter keinesweges, daß solcher nicht die Ursache des häufigen Erbrechens bey der Patientinn wäre. Ich veränderte daher meine Cur-Methode. Ich gab den mineralischen Kermes in kleiner Dosis, so wie man denselben in gewissen Perioden von einigen Brust-Catarrhen zu geben pflegt; und dieses Mittel, welches sehr oft auch selbst schon in einer sehr kleinen Dosis Ekel, ja selbst Erbrechen, hervor zu bringen pflegt, hatte bey dieser Patientinn eine so entgegengesetzte Wirkung, daß das Erbrechen, womit dieselbe seit länger als zwey Monathen beschwert war, sich in wenigen Tagen verlor. Ich fuhr sodann mit dem Gebrauche der eröffnenden Mittel fort, und ließ die blätterichte Weinstein-Erde täglich zu 1 oder 2 Quent in einem Aufguß der Münze nehmen. Die Kranke gab darnach sehr gallige Excremente von sich, und wurde, ungeachtet man ihr sonst völlig das Leben abgesprochen hatte, vollkommen wiederhergestellet. —

Diese Cur war um desto merkwürdiger, weil sie mir Gelegenheit gab, auch vielen andern Personen wieder zu ihrer Gesundheit zu verhelfen, denen das von eben derselben Ursache entstandene Erbrechen ganz gewiß endlich den Tod verursachet haben würde. Ich behandelte sie auf die oben gemeldete Art, und mit demselben guten Erfolge. Den einen dieser Kranken ließ ich den Brech-Weinstein, in einer sehr kleinen Dosis, mit destillirtem Münz-Wasser, wie man in einigen Arten von Fieber zu thun pflegt, und zwar mit einem so guten Erfolge, nehmen, daß ich dadurch Anfälle des Brechens hemmte, welche man durch alle diejenigen Mittel, die man gemeiniglich gegen das Brechen zu verordnen pflegt, keinesweges hatte mäßigen können. Der auf diese Weise gegebene Brech-Weinstein, ist eines der stärksten verdünnenden und auflösenden Mittel. Auf gleiche Weise hat er in dem gegenwärtigen Falle gewirkt, wo er die Verstopfung der Leber auflöfete; und da das Erbrechen die Wirkung des Zusammenpressens war, welches die allzugroße Leber durch diese ihre widernatürliche Größe auf den Magen verursachete, so ließ auch dieses Erbrechen verhältnißweise nach, so wie die Materie, die in diesem Eingeweide stockte, nach und nach aus ihm weggeschaffet wurde, und mithin die Leber frey ward."

Oefters entsteht eine Leber-Verstopfung und Verhärtung von Verstopfung der monathl. Reinigung. Dergleichen Fall erzählt Thompson (*) von einer Person, welche von einer Leber-Beschwerde vor ungefähr einem Jahre, und gerade zu der Zeit, da ihre monathl. Reinigung sich verloren hatte, war befallen worden. Sie empfand eine Schwere in der rechten Seite, ihre Gesichts-Farbe war dunkler als gewöhnlich, sie war gemeiniglich verstopft, und spürete einen etwas bittern Geschmack im Munde. Thompson erkannte ihre Krankheit für eine skirrhöse Verhärtung in der Leber, die von dem Aufhören der monathl. Reinigung entstanden wäre: ein Umstand, der bey fetten und vollblüt-

(*) Medical consultations on various diseases, published from the Letters of *Tho. Thompson*. Lond. 1773.

blütigen Personen sehr oft den Grund zu mancherley Krankheiten legt. Ungeachtet man dergleichen Personen keine völlige Hoffnung zu einer völligen Wiederherstellung mit Gewißheit machen kann, so pflegt doch, wofern nur dieselben ein gehöriges Verhalten beobachten, die Krankheit nicht so zu zunehmen, daß sie den Tod verursachet; und es können solche Personen, wenn auch das Uebel nicht gehoben wird, doch dabey ein hohes Alter erreichen. Da gedachte Patientinn vollblütig war, so rieth ihr Thompson, von Zeit zu Zeit Ader zu lassen. Dabey mußte sie täglich 2 Mahl eine halbe Pinte Decoct der eröffnenden Wurzeln trinken, und sowohl um den Leib offen zu halten, als auch die Auflösung der Geschwulst zu befördern, einen Abend um den andern 15 Gran von Pillen nehmen, die aus gleichen Theilen Rhabarber und Seife mit Violen-Syrup bereitet waren. Uebrigens untersagte er ihr den Genuß aller unverdaulichen Speisen, und rieth ihr, statt des Bieres, Wasser mit Citron-Saft und Zucker zu trinken, auch öfters mit Reiten und Fahren sich Bewegung zu machen. Ueberdies ermahnte er sie, nachher die mineralischen Wasser zu Bath zu versuchen, die bey vielen Kranken in Fällen dieser Art, wenn auch die Krankheit weit länger gedauert hatte, doch gute Dienste geleistet haben.

Pouteau der Aeltere, Wund-Arzt zu Lyon, erzählt folgenden ähnlichen Fall (*):

„Die Frau Delorme, eine Wärterinn der Wöchnerinnen in Lyon, 50 Jahr alt, und die im 40sten Jahre, ohne krank gewesen zu seyn, ihre monathliche Reinigung verloren hatte, bekam zu Anfange des Febr. 1781, die

(*) In seinen Bemerkungen über den Vortheil, welchen der Gebrauch der Blasenpflaster in verschiedenen Krankheiten verschaffen kann. S. Oeuvres posthumes de M. *Pouteau*, le fils. Supplement To. III. p. 753.

Gelbsucht. Vorher hatte sie heftige Magen-Schmerzen ausgestanden, welche mir aber mehr in der Gegend der Leber ihren Sitz gehabt zu haben scheinen; diese vermeinten Magen-Schmerzen blieben nach dem völligen Ausbruche der Gelbsucht ganz weg. Nachdem sie verschiedene Aerzte um Rath gefragt, und viele Arzeney-Mittel wider diese Krankheit ohne den geringsten merklichen Nutzen gebraucht hatte, suchte sie am Ende des Aug. dess. J. meinen Rath. Nach verschiedenen gethanen Fragen untersuchte ich die Beschaffenheit der Leber; ich fand den großen Flügel derselben nach der rechten Seite zu verstopft und sehr aufgetrieben; der Urin war, wie die Kranke mir versicherte, sehr gelb und trübe, und die Excremente nicht gefärbt. Ich rieth ihr fast dieselben Arzeney-Mittel an, die man ihr schon verordnet hatte, und vorzüglich die Seifen-Pillen mit dem tartarisirten Weinstein, und den Aufguß von römischen Kamillen-Blumen.

Im darauf folgenden December traf ich diese Frau bey einer Wöchnerinn an; sie sagte mir, daß sie seit einigen Tagen einen Schmerz unter den falschen Rippen hätte, an welchem sie sehr litte, und zwar wäre der Schmerz doppelt, sowohl vorn als hinten; der leztere aber griffe sie nicht so an, als der erstere. Ich ließ sie auf ein Bett legen, um die Leber zum zweyten Mahl zu untersuchen. Ich fand, daß dieselbe an Größe sehr zugenommen hatte, so, daß sie 2 oder 3 Linien breit über das äusserste Ende der drey ersten falschen Rippen und ihrer Knorpel, von oben nach unten zu gezählt, hervor ragete; der hintere Schmerz war auch unter denselben falschen Rippen, 2 Zoll weit von den Wirbelbeinen des Rückens.

Nunmehr hielt ich diese Frau für völlig verloren; doch sagte ich ihr, daß man ihr auf die vordere Seite, welche die schmerzhafteste war, ein Blasen-Pflaster legen müßte; und daß man, wenn es einige Erleichterung verschaffte, oder den Schmerz zertheilte, einige Tage nachher ein zweytes auf die hintere schmerzhafte Stelle legen würde. Ich bat die Wöchnerinn, bey der sie war, ihr 24 Stunden Freyheit zu geben. Ich ließ ihr ein Blasen-Pflaster auf die schmerzhafte Stelle legen; sie blieb 24 Stunden im Bette. Das Pflaster zog sehr stark und zertheilte den Schmerz, welches mir eine gute Vorbedeutung zu seyn schien; 8 oder 10 Tage nachher, ließ ich ihr ein anderes

auf

auf die hintere Seite legen; es hatte denselben Erfolg als das erste.

Am darauf folgenden 15 Jan. 1782, sagte sie mir, daß sie keine Schmerzen wieder gehabt hätte, daß sie weniger Beklemmung auf der Brust verspürte, und in den Gliedern viel leichter wäre. Ich untersuchte die Leber zum dritten Mahl; ich fand, daß ihr Umfang sehr abgenommen hatte, und daß sie die falschen Rippen nicht mehr drückte. Nun fieng ich an, viel Hoffnung zu schöpfen, und sprach der Kranken Muth zu. Da sie zu Hause und ohne Geschäfte war, ließ ich ihr zum dritten Mahl ein Blasen-Pflaster gerade auf die Stelle des erstern legen; ich verordnete ihr, wenn es zugeheilt seyn würde, den Gebrauch der Seifen-Pillen und des Kamillen-Aufgusses wieder anzufangen, und befahl ihr zugleich, spätestens in 3 Wochen wieder zu mir zu kommen. Sie folgte meinem Rathe genau, kam aber zu der bestimmten Zeit nicht wieder, sondern dieses geschah erst am 27 Apr. Sie sagte: sie käme, mir ihren Dank abzustatten, und mich um Verzeihung zu bitten, daß sie nicht eher gekommen wäre; sie erzählte mir, daß der Urin 14 Tage nach dem Auflegen des lezten Blasen-Pflasters nicht mehr gelb, und seit dieser Zeit immer ganz natürlich gewesen wäre; daß die Gelbsucht schon seit 6 Wochen ganz verschwunden wäre, daß sie sich wohl befände, wieder Kräfte bekäme, und völlig hergestellt zu seyn glaubte.

Ich muß gestehen, daß ich über diese Cur ganz erstaunt war, und daß sie mir eine ungemeine Freude verursachte. Alle diejenigen, welche die Kranke kannten, und sie fast ein Jahr lang gelbsüchtig gesehen hatten, wurden durch diesen Ausgang der Krankheit in Verwunderung gesetzt. Indessen wollte ich den Zustand der Leber zum vierten Mahl untersuchen; ich entdeckte gar keine Geschwulst mehr an derselben, und fand sie in einer ganz natürlichen Verfassung. Zulezt sagte ich der Kranken noch, daß sie sich sehr schonen, und eine strenge Diät beobachten müsse; daß bey dieser Art Krankheiten, Rückfälle sehr gewöhnlich wären; daß sie aber bey der geringsten Unpäßlichkeit, die ihr zustieße, mich um Rath fragen müsse."

Oefters entstehen skirrhöse Verhärtungen in der Leber, wenn der Abgang der Hämorrhoiden verstopft

wird, weil alsdann das Blut in einer größern Menge nach dem Stamme und den Aesten der Pfort-Ader, die sich in der Leber verbreiten, geht.

Bey einer Verstopfung der Leber pflegt auch die Milz gemeiniglich aufzuschwellen, wobey man aber keinen Schmerz in diesem Eingeweide verspüret. Wird aber der Umlauf der Säfte wiederhergestellt, so entsteht in der Milz ein stumpfer Schmerz.

Daß man oft eine Verstopfung der Leber vermuthet, wenn der in der rechten Brust-Höhle befindliche Lungen-Flügel verstopft ist, habe ich oben, S. 430, erinnert.

Personen, die Stockungen in der Leber haben, oder bey denen dieses Eingeweide zum Theil völlig verstopft ist, werden öfters vom Husten und von verschiedenen Katarrhen beschweret.

Bey Pferden, sind, wie ich bereits oben, S. 468, gesagt habe, Leber-Verstopfung und Verhärtung nichts Seltenes.

Nach des Freyherrn v. Sind Anweisung (*), rührt die Verstopfung und Verhärtung der Leber von mehrerley Ursachen, nach Beschaffenheit des Blutes, her. Das Blut ist entweder überflüssig, und dehnt die Canäle so widernatürlich aus, daß der Umlauf gehindert wird; oder das Blut enthält gar zu dicke, schwere, grobe, zähe und unbewegliche Theilchen, die in der Leber um so langsamer umlaufen, als dieser Theil keine Puls-Adern enthält, die das Blut, so wie in andern Theilen, weiter zu drücken vermögen.

Man bemerkt mehrerley Krankheiten bey dem Pferde, die von dergleichen Unordnung aus der Leber entstehen. Sie werden daran erkannt, wenn die Theile, die von Haaren entblößt sind, wie das Zahn-Fleisch

(*) In Dessen vollständ. Unterricht in den Wissenschaften eines Stallmeisters, (Gött. 1775, gr. 8.) S. 1031, flg.

Fleisch im Maule, der innere Theil der Augendeckel, und die Augenwinkel, eine gelbrothe Farbe haben, und wenn das Weiße im Auge auf das Gelbe zieht. Dies sind sichere Zeichen, daß die Galle, wegen Verstopfung der Leber, sich in das Geblüt ergossen hat, und alles, was vom Blute befeuchtet wird, färbet. Bey vielen Krankheiten ist gemeiniglich die Verstopfung der Leber der eigentliche Grund derselben. Das Blut, welches in subtilen Aederchen stehen bleibt, verursachet Hitze, Fieber, kurzen Athem, Keichen, und Entzündung der Leber; und da es durch die gemeinen Mittel nicht flüssig und gangbar gemacht werden kann, setzt es sich so fest an einander, daß endlich Verhärtungen und Skirrhe daraus werden.

Nach Hrn. v. Sind Rathe, muß man anfänglich, sobald man die Krankheit erkennt, zertheilende und auflösende Mittel anwenden, wodurch die Stockung gehoben werden kann; widrigenfalls, wenn schon eine Verhärtung da wäre, geht diese entweder in Suppuration oder in Brand über, und es erfolgt plötzlich der Tod. Man gebraucht sowohl inn- als äusserliche Mittel, welche die Zertheilung und Auflösung des stockenden Blutes bewirken. Zu leztern wird gebraucht:

℞. Vngu. dialth. ℥iij.
Ol. absinth. ℥iß.
dest. aneth. ℥ij.
Camph. ℥j.
M. f. Vnguentum.

Mit dieser Salbe wird das Pferd von der rechten Hand zur linken hinter den Rippen bis zum Nabel geschmiert, und mit der Hand stark eingerieben, welches täglich 2 bis 3 Mahl geschehen muß. Man macht auch dem Pferde ein Dampf-Bad, wobey man folgender Gestalt verfährt:

℞.

℞. Rad. alth.
Herb. plantag.
hyosc. āā Mij.
Fl. chamom.
melil. āā Mj.
Sem. lini Ziij.
Inc. cont. gr. m. M. D.

Diese Species werden in 8 Maß Wasser gekocht. Zugleich läßt man große Kiesel-Steine in Feuer recht heiß werden, setzt dem Pferde eine Wanne unter den Leib, legt den einen der heißen Steine darein, gießt von obigem Decocte darauf, und läßt den Dampf davon dem Pferde an den Leib gehen; und damit dieser desto besser gedeihe, muß man das Pferd mit Tüchern über den ganzen Leib bedecken. Wenn dieser Stein zu dampfen aufhört, muß man den zweyten, und so die übrigen, einen nach dem andern in die Wanne legen, und das Decoct nach und nach, so wie am ersteren, daran verrauchen. Wenn das Pferd eine Stunde lang über dem Dampf-Bade gestanden hat, nimmt man die dazu gebrauchte Wanne unter ihm weg, taucht sechs- bis achtfach zusammengelegte Tücher in das warme Decoct, wozu noch 2 Quent Campher, und 4 Loth gereinigter Salpeter, in 8 Loth Weingeist aufgelöset, gethan werden, legt sie dem Thiere auf die Gegend der rechten Seite unter den kurzen Rippen und auf die Gegend des Magens, befestigt sie mit Gurten, u. dgl., damit sie nicht abfallen, und erwärmt diese Umschläge alle Stunden frisch, bis man Linderung verspüret.

Während der Cur müssen dem Pferde täglich 3 bis 4 abführende Klystiere beygebracht, und morgens, mittags und abends nachstehender Trank gegeben werden: Man nimmt: Rasur. L. Sassafr. 12 Loth, und Junip. ½ ℔.; läßt es über Nacht in 4 Maß Brunnen-

Wasser

Wasser weichen; thut sodann Herb. alchemill., hed. terrestr. und veron. von jedem 3 Handvoll hinzu, kocht es bis der 4te Theil davon eingekocht ist, seihet es durch, thut dann Syr. de hyssop. und de symph. Fernel. von jedem 12 Loth, hinzu, und giebt dem Pferde jedes Mahl ½ Maß davon ein. Dieser Trank reinigt das Blut, befördert die Suppuration der harten Knoten in der Leber, heilt sie auch wenn die Geschwüre sich öffnen, und die Materie durch den Urin, oder sonst, abgegangen ist; selten aber geschieht es, daß die Pferde von dieser Krankheit curirt werden.

Bey dem Rindvieh, giebt sich eine Verstopfung und Verhärtung der Leber durch folgende Merkmahle zu erkennen: Im Anfange verspürt man auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen eine zuweilen äusserlich kennbare, und mit den Fingern leicht zu fühlende, doch nicht schmerzhafte Geschwulst, auf welche das Vieh, sowohl beym Stehen als Liegen, sehr oft mit dem Maule hinlangt, und auch zuweilen diese Stelle mit der Zunge beleckt. Das Athemhohlen wird dabey immer beschwerlicher, der Speichel zähe und trocken, daher auch das Maul und die Zunge dürre, und ohne sonst gewöhnliche Feuchtigkeit gefunden werden. Hierauf findet sich ein Husten ein, die Eßlust vergeht, der Durst wird stärker, der Leib ist meistens verstopft, und das Vieh vermeidet, sich auf die rechte Seite zu legen, weil dadurch der Schmerz und der Husten vermehrt wird. Ist aber das Uebel noch weiter gekommen, so findet sich ein schleichendes Fieber ein, der ganze Leib vertrocknet, der Athem wird stinkend, die Augen werden gelb, die Beine geschwollen, und der Leib wird wassersüchtig. Zulezt erfolgen kalter Schweiß, oder Durchfall, und endlich der Tod.

Die nächste Ursache dieser Krankheit gründet sich sowohl auf eine krampfhafte Zusammenziehung der Ge-

Gefäße, als auch auf eine allzu große Erschlaffung derselben; in Ansehung der flüssigen Theile aber, wenn die Säfte zu dick und zu Entzündungen geneigt, oder aber zu zähe und verschleimt sind. Unter die entfernten Ursachen können folgende gerechnet werden: die Entzündungen der Leber, die, oben gedachter Maßen, sehr oft vorfallen, und selten durch eine gutartige Zertheilung gehoben werden können; heftig stopfende und zusammenziehende Arzeney-Mittel, mit welchen man, unvorsichtiger Weise, einige Krankheiten bey dem Viehe zu curiren pflegt; kaltes und übermäßiges Trinken nach erhitztem Leibe; lange anhaltender Mangel der Bewegung, und zugleich der Genuß unverdaulicher, grober oder auch allzu schleimiger Nahrungs-Mittel, wohin vorzüglich die Oehl-Kuchen mit gehören, besonders, wenn dabey zugleich der Gebrauch des Salzes mangelt, als welches dergleichen unverdauliche Nahrungs-Mittel gehörig zu entwickeln und aufzulösen vermögend ist; ferner der Mangel eines hinlänglichen Getränkes bey der Ruhe des Körpers, und zugleich bey dem Genusse trockner und harter Nahrungs-Mittel; endlich auch äusserliche Verletzungen, als: Schlagen, Fallen und Stoßen, auf die Gegend der Leber.

Die Cur dieser Krankheit ist im Anfange, und wenn das Uebel nicht allzu beträchtlich ist, und gehörig behandelt wird, nicht unmöglich; sie ist es aber, wenn die Verstopfung lange gewährt hat, sehr groß und beträchtlich, und bereits in eine Verhärtung übergegangen ist. Um so weniger darf man sich auch alsdann einen glücklichen Erfolg versprechen, wenn sich bereits ein anhaltender Bauchfluß dabey einfindet, oder auch Gelb- oder Wassersucht, oder beyde zugleich, dabey erscheinen.

Es ist aber sehr zu bedauern, daß man gegen diese, bey allen Gattungen des Viehes so oft vorkommende

Krank-

Krankheit, nicht mehrere und zuverlässigere Mittel findet. Die venetianische Seife, die Wurzel des Löwenzahnes (Taraxacum), und das Kraut von dem stinkenden Schierling (Cicuta aquatica), sind, nach Hrn. v. Willburg Urtheile, diejenigen Arzeneyen, von denen man im Anfange und bey einem geringen Grade dieser Krankheit, fast allemahl einen glücklichen Erfolg sich versprechen kann; aber sehr selten, ja fast niemahls, läßt sich solches von diesen, noch weniger aber von irgend einigen andern Arzeney-Mitteln, in einem hohen Grade dieser Krankheit, wo die stockenden Säfte verdickt, und bereits in den Gefäßen verwachsen sind, hoffen. Folgendes Mittel enthält die Kraft aller dieser Arzeneyen: Man nimmt venet. Seife, 2 Loth; Löwenzahn-Extract (*), 1 Loth, thut beydes in ein irdenes Geschirr, und gießt 1 Maß Wasser, in welchem vorher eine Handvoll Schierling-Kraut gekocht worden ist, siedendheiß darauf; und wenn die Seife nebst dem Extracte zerschmolzen ist, giebt man des Tages 3 Mahl eine Theetasse voll davon. Wenn das Uebel sich hartnäckig zeigt, kann man dieses Mittel von Zeit zu Zeit mit etwas Schierlingkraut-Extract, welches eben so wie das Löwenzahn-Extract bereitet wird, welches man darin zerschmelzen läßt, mehr und mehr verstärken, und den Gebrauch dieses Mittels auf erst besagte Art fortsetzen. Hr. v. Willburg versichert, er sey ein Par Mahl mit der Beymischung des Schierlings-Extractes so weit gestiegen, daß auf den Tag anderthalb Loth kamen, und

(*) Dieses Extract wird auf folgende Art bereitet. Man sammelt das Löwenzahn-Kraut zu Ende des Jun., oder in der Mitte des Jul., schneidet und stößt es; dann presset man den Saft davon, und läßt solchen allmählich bey dem gelindesten Feuer in einem irdenen Geschirre sieden, bis er die Dicke eines Extractes erlangt. Diesen verwahrt man hernach in einem irdenen und wohl verbundenen Geschirre, zum bestimmten Gebrauch.

und habe damit den erwünschtesten Endzweck erreicht. Zum allgemeinen Getränke ist ein mit eröffnenden Wurzeln abgekochtes Wasser, welches man, etwas verschlagen, nach Durst und für beständig zu trinken giebt, dienlich. Zu dergleichen Wurzeln gehören die Cichorien-, Gras-, Löwenzahn- und Süßholz-Wurzeln; man kocht eine oder die andere, oder auch alle diese Wurzeln, einige Minuten lang, im Wasser, und giebt es, nachdem es durchgeseihet worden ist, nach obiger Vorschrift zu trinken.

Wenn die Jahrszeit es gestattet, muß man das an dieser Krankheit leidende Vieh auf die Weide treiben; es dürfen aber auf einer solchen Weide keine sauere noch sumpfige Gras-Gattungen wachsen; eben so dürfen sie auch kein Wasser von gleicher Beschaffenheit zu trinken bekommen; dergleichen nützliche Gras-Gattungen müssen demnach süß und saftig, doch auch nicht allzufett, seyn. In Ermangelung einer solchen Gelegenheit, ernährt man das Vieh mit gleichartigen frischen Pflanzen im Stalle; und wofern es auch an lezterm mangeln sollte, hält man sich an gedörrtes Heu von gleicher Beschaffenheit, dem man jedoch die etwan vorräthigen Möhren, Rüben und Kohl, beyfügen kann.

Die Wirkung äusserlicher Mittel beruhet hier mehr auf der Einbildung, als auf einer wahren Heil-Kraft derselben; ja, einige derselben, besonders wenn sie, nach der gewöhnlichen Art, aus fetten Salben bestehen, sind mehr schädlich, als nützlich. Wer aber die äussere Gegend der Leber zu wiederhohlten Mahlen mit einem wollenen Tuche lange und gelinde reibt, der wird es nicht ohne Nutzen thun; nur muß dieses niemahls sogleich nach der Fütterung, sondern vor derselben, und bey leerem Magen geschehen.

Uebrigens muß der Landmann des an dieser Krankheit leidenden Viehes ohne großen Schaden

los zu werden trachten. Ihre Genesung ist von keiner sichern Dauer; es bleiben oft kleine unmerkbare Ueberbleibsel zurück, die bey der geringsten Veranlassung wieder rege werden, und alsdann alle Hoffnung zu einer abermahligen Genesung benehmen.

Nach dem 4 Th. der allgem. Haushaltungs- und Landwissenschaft, (Hamb. und L. 1764, gr. 8.) S. 235, f., sind die Zeichen, woran man die Verstopfung der Leber bey Kühen und Ochsen erkennen kann, diese: eine Unlustigkeit in allem, was sie thun, und eine Trägheit, und Unlust sich zu bewegen; hierzu kommt noch eine Aussätzigkeit, und rohe Trockenheit der Lefzen, und eine Trockenheit der Nase des Morgens. Dieses Lezte ist ein besonderes, aber ein sehr gewisses Zeichen. Wenn dieses Vieh sich wohl befindet, so bemerkt man des Morgens, daß ihnen ein Thautropfen, wie eine Perle an der Nase hängt; wenn es aber krank ist, so sieht man diesen Tropfen gemeiniglich nicht. Keine Krankheit nimmt dieses Gesundheits-Zeichen so bald weg; aber sie hat dieses nicht allein besonders. Wenn die andern Kennzeichen zeigen, daß die Krankheit von dieser Art sey, so wird dieses die Sache entscheiden; ist dieses Zeichen nicht da, so muß man sich nach einer andern Ursache umsehen. Bey der Verstopfung der Leber kann man folgendes Mittel gebrauchen. Man nimmt 1 Pfund von dem großen Schöllkraute, welches mit der Wurzel ausgegraben ist, schneidet alles, Blätter, Stängel und Wurzeln in Stücke, wirft es in einen Topf mit 6 Quart Wasser, läßt es einige Minuten lang kochen, schüttet sodann ½ Pf. Färberwurzel, 20 Loth Gelbwurz (*), und 8 Loth frische Fenchelwurzel dazu,

(*) Im Original, und auch an dem in der folg. Anmerk. angeführten Orte der Hausmutter, steht Turmerika, worunter wohl die sogenannte Terra merita (Gelbwurz, Curcuma) zu verstehen ist.

dazu, läßt es wohl kochen, und gießt hernach den Liquor ab. Man sammelt hernach einen Vorrath von Keller-Schaben, oder Holz-Läusen, die man häufig an verfaultem Holze und unter Steinen findet, quetschet diese in einem Nößel weißen Wein, presset den Saft aus, und gießt ihn zu dem abgegossenen Liquor. Man schüttelt dieses, wann es gebraucht werden soll, um, und macht jedes Mahl $\frac{1}{2}$ Nößel warm. Es muß 10 Tage lang, alle Morgen und Abend, eingegeben werden (*).

Die Verstopfung und Verhärtung der Leber ist ebenfalls eine bey den Schafen sich sehr oft äussernde Krankheit, welche, wie die Entzündung der Leber, die Egel-Schnecken zum Grunde hat. Doch können gedachte Zufälle auch zuweilen durch äusserliche Gewalt hervorgebracht werden. Die Kennzeichen davon sind folgende: Man bemerkt auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen eine Geschwulst, welche beym Anfühlen einigen Widerstand und etwas Schmerzen verspüren lässet; das Athemhohlen wird beschwerlich, der Speichel zähe, und es folgt ein immerwährendes Husten, wobey die Schafe täglich mehr am Leibe abzehren. Zugleich kann das kranke Thier fast niemahls auf der gesunden, sondern beständig auf der kranken Seite liegen; endlich folgt die Gelb- oder Wasser-Sucht, und zuweilen beyde zugleich, welche alsdann einen baldigen Tod zur Folge haben.

Wenn diese Krankheit nicht zu weit gekommen ist, so gebe man des Tages 3 Mahl einer Muskat-Nuß groß venetianische Seife; dieses Mittel gebrauche man so lange, als das mindeste Zeichen von vorigem Uebel sich

(*) Hr. Past. Germershausen meldet, im 4 B. seiner Hausmutter, (Lpz. 1780, gr. 8.) S. 804, daß einer seiner Freunde, mit diesem Mittel, im J. 1772, alle seine Kühe gerettet habe, da an demselben Orte die meisten bey andern Wirthen darauf gegangen waren.

sich spüren lässet. Das Pulver von stinkendem Schierlings-Kraut, hatte ebenfalls, wie Hr. v. Willburg versichert, des Tages 3 Mahl zu ½ Quent gegeben, etliche Mahl in dieser Krankheit Wunder gethan. Zum Getränk koche man eine Handvoll Löwenzahn-Wurzel mit 6 Maß Wasser einige Minuten lang; wenn solches erkaltet ist, wird es den Schafen zum beständigen Getränk gegeben. Wenn sie dieses Getränk nicht trinken wollen, kann man etwas Salz darein thun, da sie es dann begierig nehmen. Zur Nahrung, giebt man den Schafen frische oder gedörrte Pflanzen und bittere Kräuter, die auf trocknen Bergen und an dürren Orten gewachsen sind; vornehmlich sind Löwenzahn, Cichorien und Cardobenedictenkraut, hierzu dienlich.

Zu den Leber-Krankheiten gehören auch die Wasser-Blasen. Es giebt, nach Hrn. D. Baillie (*), keine Drüse im menschlichen Körper, in welcher sich Wasser-Blasen so häufig finden, als in der Leber, ausgenommen die Nieren, in denen sie noch gemeiner sind. Wasser-Blasen der Leber werden gemeiniglich in einem Sacke oder Balge gefunden, der meist eine ansehnliche Größe hat, und aus einer sehr festen Materie, welche sich fast wie Knorpel anfühlt, besteht. In einigen Lebern ist dieser Balg nicht dicker, als ein engl. Schilling, in andern hat er fast einen Zoll in der Dicke. Die Blätter, aus denen er besteht, sind aus einer weißen Materie gebildet, auf deren innern Seite sich eine Lage von breyiger Substanz befindet, die wie gerinnbare Lymphe aussieht. Die Höhlung des Balges ist durch Abtheilungen dieser breyigen Substanz, wieder in kleinere Höhlen getheilt. In einem Balge findet man eine Wasser-Blase, oder auch wohl

(*) Am angef. O., S. 134, f.

mehrere Wasser-Blasen. Sie liegen los in der Höhlung, und schwimmen in einer Flüssigkeit, oder einige von ihnen hangen an den Seiten des Balges. Sie bestehen aus einem runden Sacke, welcher aus einer weißen, halb durchsichtigen breyigen Materie gebildet ist, und eine gerinnbare Flüssigkeit enthält. Obgleich die gemeine Farbe der Wasser-Blasen weiß ist, so sieht man sie doch zuweilen von einer hellen Bernstein-Farbe. Der Sack der Wasser-Blase besteht aus zwey Blättern, und besitzt eine ziemliche Kraft sich zusammen zu ziehen. An der innern Seite der Wasser-Blase findet man bisweilen kleinere Blasen, welche gemeiniglich nicht größer, als Stecknadel-Knöpfe, sind; diese hangen an der größern Blase, entweder zerstreuet in irregulairen Entfernungen, oder formiren kleine Klümpchen; auch findet man sie in der Flüssigkeit der größern Wasser-Blase schwimmen. Wasser-Blasen der Leber findet man oft los, und mit einander nicht verbunden; bisweilen aber liegen sie wie in einander eingeschachtelt. Die gemeinste Lage der Wasser-Blasen der Leber ist, daß sie in ihrer Substanz oder in einem Sacke eingeschlossen liegen.

Der Ursprung und die wahre Natur dieser Wasser-Blasen, ist nicht völlig bekannt; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß sie eine Art unvollkommener Thiere seyn. Daß die Wasser-Blasen in den Lebern der Schafe, Thiere seyn, ist ausser allen Zweifel (*); man hat sie sich oft bewegen gesehen, wenn man sie aus der Leber nahm, und in warmes Wasser legte; sie behalten diese Fähigkeit zur Bewegung, viele Stunden lang nach dem Schlachten eines Schafes. Auch ist die Analogie in den Wasser-Blasen in der

Leber

(*) Man sehe hierüber die vortrefflichen Abbildungen bey Goeze, in seinem Werke von den Eingeweide-Würmern, nach.

Leber eines Schafes, und der Leber eines Menschen, sehr groß. Beyde sind in starken Säcken enthalten; beyde bestehen aus derselben weißen, breyigen Materie. Doch ist ohne Zweifel einige Verschiedenheit zwischen ihnen in der Einfachheit ihrer Organisation. Die Wasser-Blase in der menschlichen Leber, ist ein einfacher, einförmiger Sack; die Wasser-Blase in der Schaf-Leber hat einen Hals und Mund, der von dem Sacke herabhängt; dieser Unterschied ist kein unbedeutender Einwurf gegen die oben angeführte Meinung. Leben läßt sich mit der einfachsten Form von Organisation verbunden denken; zum Beweise hiervon dient, daß man in dem Gehirne der Schafe Wasser-Blasen findet, die denen in der menschlichen Leber völlig gleichen, welche man sich bewegen sahe, und von denen man mit Gewißheit weis, daß sie Thiere sind. Die Wasser-Blasen in der menschlichen Leber hat man zwar nicht sich bewegen gesehen, wenn man sie aus dem Körper nahm, und in warmes Wasser legte; wäre dieses geschehen, so würde kein Zweifel übrig bleiben. Es ist nicht schwer, einen guten Grund zu finden, weshalb kaum eine schickliche Gelegenheit vorkommen möchte, diesen Versuch zu machen. Wasser-Blasen nähmlich werden theils nicht sehr oft in der Leber gefunden, weil es keine häufige Krankheit ist; theils müssen die Wasser-Blasen, wofern sie auch Thiere wären, ihre Lebens-Kraft verlieren, wenn man den Leichnam eine zu lange Zeit nach dem Tode liegen läßt, ehe man ihn untersucht. Doch ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie Thiere seyn, sehr stark; und es scheint schwerer, ihre Erzeugung zu erklären, nach der gemeinen Theorie der Erzeugung, als die Erzeugung der Eingeweide-Würmer. Die Behauptung, daß die Wasser-Blasen in der menschlichen Leber nicht lebende Thiere seyn, hebt diese Schwierigkeit nicht, weil sie es in Schafen zuverlässig sind, wo

die Schwierigkeit, ihre Erzeugung zu erklären, genau dieselbe bleibt.

Auf der innern Seite eines Sackes, die genau demjenigen ähnlich war, welcher Wasser-Blasen enthält, sahe Baillie eine weiße, brüchige, erdige Materie; sie ließ sich zum Theil in Kochsalz-Säure auflösen.

Würmer will man in Säcken der Leber eben so wohl, als in den Gallen-Gängen, gefunden haben (*). Im 1 Bande der Medical observations and inquiries, findet man einen ungeheuern Wurm, der die Leber größten Theils aufgezehrt hatte, abgebildet.

Unter den Thieren, trifft man den Leber-Wurm, Fasciola hepatica *Linn.* am häufigsten bey den Schafen an. Schäfer hat ihn unter dem Nahmen Egel-Schnecke beschrieben. Er lebt in der Leber und Gallen-Blase der Schafe; die Gestalt ist eyförmig, platt, bräunlich, von der Größe eines Kürbiß-Kernes; er kann sich verlängern und zusammenziehen, dünn und dick machen. Die Mund-Oeffnung hat einen schwachen Ring. In der Mitte des Leibes, sieht man den braunen, undurchsichtigen Eyer-Schlauch. Wenn die Schafe eine Zeit lang auf nasser Weide gehen, bekommen sie diese Würmer, welche die Wassersucht und den Tod verursachen. Bey dem Anfange des Erkrankens können sie noch curirt werden, wenn man sie auf eine trockne Weide bringt. Ein Mehreres hiervon, s. im X Th., S. 133, fgg.

Eben diese Würmer hat Hr. v. Willburg auch bey Ochsen und Kühen, so wie auch Ruysch (**) bemerkt, doch weit seltener, als bey Schafen, angetroffen. Diese Würmer sind alsdann auch eine unvermeidliche Ursache der erfolgenden Entzündung, die

sie

(*) *Lieutaud*, To. I. p. 194.

(**) Obſſ. anat. obſ. 18, p. 23.

sie durch ihr beständiges Nagen und Beißen verursachen; ja, sie crepiren zuweilen daselbst, und ihre Fäulniß bringt alsdann sowohl dasselbe Uebel, als auch Geschwüre, Gelb- und Wassersucht, bey dem Rindviehe, so wie bey Schafen, hervor.

Ueber die Würmer in der Leber der Aalraupen, findet man eine Abhandlung von Hrn. Hellenius, Prof. in Abo, im 6 B. der übers. Neuen Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss für das Jahr 1785, (Lpz. 1786, gr. 8.) S. 178, fgg.

Leber-Kraut, ein Nahme verschiedener Pflanzen, welche in Leber-Krankheiten, besonders aber in Verstopfung derselben, von vorzüglicher Wirkung seyn sollen.

1. Der im I Th. S. 453, fgg. beschriebenen Odermennig, Agrimonia Eupatoria *Linn.*, welche auch Leber-Klette genannt wird.

2. Der oben, S. 389, fgg. beschriebenen Leber-Blume, Parnassia.

3. Der Marchantia polymorpha *Linn.*, welches eine Art von Mos ist, und auch Brunnen-, Gemeines, oder Stein-Leberkraut genannt wird. Siehe Leber-Mos.

4. Der Achillea Ageratum *Linn.*; siehe Leber-Balsam, oben, S. 388.

5. Des Eupatorium cannabinum *Linn.*; siehe hanfartiges Kunigunden-Kraut, im LV Th., S. 83, f.

6. Des Lichen caninus *Linn.*, einer Art Flechte, welche auch aschfarbiges oder Erd-Leberkraut genannt wird; siehe im XIV Th., S. 79, f.

7. Des Chrysosplenium, welches auch gülden Leber-Kraut genannt wird. Siehe Milz-Kraut.

8. Des Ranunculus aquatilis, welcher auch Wasser-Leberkraut, Hepatica palustris genannt wird. Siehe unter Ranunkel.

9. Der Hepatica nobilis *Offic.* von welcher ich hier handeln werde.

Edel-Leberkraut, Leber-Klee, Hepatica nobilis f. trifolia *Parkinſ.* & *Offic.* Trifolium hepaticum, ſ. indiuiſum; Trifolium hepaticum flore ſimplici *C. B.* Epimedium *Cordi.* Triniras herba *Matthiol. Anguillar. Cord. Geſn. Caeſalp. C. Durant. Hall.* (weil die Blätter in drey Lappen abgetheilt ſind,) Anemone hepatica, foliis trilobis integerrimis *Linn.* Fr. Hepatique des Fleuriſtes, oder belle Hepatique. Die Pflanze wächſt in Deutſchland, an ſchattigen Orten, in Heiden und unter Sträuchen. Die perennirende Wurzel iſt dick, und beſteht aus vielen rothſchwärzlichen, in einander verwickelten Faſern, welche oberwärts in verſchiedenen Knoten vereinigt ſind. Aus jedem Knoten treiben im Frühlinge viele Knoſpen, welche von einigen häutigen, bisweilen etwas röthlich gefärbten Schuppen bedeckt ſind. Einige Knoſpen enthalten Blumen; andere Blätter. Die erſten entwickeln ſich zeitig, gemeiniglich zu Ende des Märzes, in rauche, kurze, etwann einen Finger lange, oder 4 bis 5 Zoll hohe, Stiele, deren jeder eine Blume trägt; nachher, und wenn dieſe aufgeblühet ſind, folgen andere ähnliche, gleich hohe Stiele, auf deren jedem ein Blatt ſitzt, welches mehr trocken, als ſaftig ſcheint, glatt, oberwärts dunkelgrün, unterwärts blaßgrün, zuweilen auch purpurfarbig, und der Geſtalt nach dreyeckig, bis zur Mitte in drey herzförmige, ſpitzige, am Rande völlig ganze Lappen abgetheilt iſt. Der mittelſte Lappen raget über die beyden Seiten-Lappen hervor. Die Blume hat einen dreyblätterigen rauchen Kelch, welcher ein wenig von dem Blumenblatte entfernt ſteht. Die Anzahl und Farbe der glänzenden Blumenblätter iſt veränderlich. Gemeiniglich findet man 6 bis 8, welche blau ſind. Zwiſchen dieſen ſitzen viele Staub-

Fäden,

Fäden, und in der Mitte ein Köpfchen, welches aus vielen Fruchtkeimen mit einfachen Griffeln besteht, welche sich nach und nach mehr von einander absondern, und viele nackende, etwas rauche, Samen darstellen. Diese sammelt man, und säet sie wieder in Kasten aus, damit man Varietäten daraus erhalte. Denn von dieser Einen Art des Leber-Krautes giebt es viele Sorten, die insgesammt sehr niedrige, krautartige, perennirende, überaus zahlreich blühende, und die Gärten zeitig im Frühlinge verzierende Blumen-Pflanzen sind. Man will beobachtet haben, daß Stöcke mit blauen Blumen, wenn sie in eine andere Gegend verschickt und daselbst gepflanzet werden, anders gefärbte Blumen hervorgebracht, wenn aber diese wieder an den ersten Ort zurück gebracht wurden, wieder blaue getragen haben.

Die Sorten sind: 1. mit blauen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

2. mit rothen oder pfirsichblüthfarbigen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

3. mit weißen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

4. mit roth und weißen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

5. mit violetten Blumen.

6. mit gestreiften Blättern.

Alle diese Sorten bilden einen niedrigen rundlichen Busch, welcher sammt den Blättern, Blumen-Stielen und Blumen, nie höher als 5 bis 6 Zoll ist. und schicken sich vorzüglich zur Verzierung der Fronten der Rabatten, und anderer dem Wohnhause im Gesichte liegender Abtheilungen. Die gefüllten Sorten haben den größten Werth, weil ihre Blumen nicht nur größer sind, sondern sich auch länger in der Flor halten, und müssen also die ansehnlichsten Plätze einnehmen. Weil sie aber nur durch Zertheilung

fortgepflanzet werden können, und sich durch ihre Wurzeln doch nur sehr langsam vermehren, sind sie nicht so leicht zu bekommen, als die einfachen Sorten, die sich in Menge aus Samen ziehen lassen.

Die einfachen Sorten lassen sich sowohl durch Samen, als durch Zertheilung, die gefüllten aber nur durch Zertheilung, fortpflanzen, gleich wie man auch aus dem Samen der einfachen oft gefüllte erhält.

Aus Samen: Man säe denselben, nach *Mawe* Vorschrift, im August, September oder März, in das freye Land, in leichte Erde, bedecke ihn kaum ¼ Z. hoch mit Erde, warte die jungen Pflanzen, die im April und März zum Vorschein zu kommen pflegen, gehörig mit Begießen und Gäten, pflanze sie im Aug. oder Sept. vorläufig auf eine zur Morgen-Sonne gelegene Rabatte, wo sie im folgenden Frühlinge zu blühen pflegen, und verpflanze sie endlich ein Jahr nachher auf die ihnen bestimmten Stellen. Weil sie aber sehr langsam wachsen, so gehen 3 Jahr darüber hin, ehe sie zu großen Büschen erwachsen, daß sie auch nur einiger Maßen stark blühen. Nach *Hanbury* aber säe man, um ein ganzes Jahr zu gewinnen, den Samen schon 8 oder 10 Tage nach der Einsammlung, damit er noch im Herbste desselben Jahres aufgehe, (wobey für die jungen Pflanzen keine große Gefahr zu befürchten ist, weil sie tief in den Boden eine lange starke Faser treiben, und also vom Froste nicht leicht aus der Erde gehoben werden, auch selbst in diesem ihren jugendlichen Zustande ausserordentlich dauerhaft sind;) und zwar, weil diejenigen Pflanzen, die nie verpflanzt sind, am besten blühen, sogleich an Ort und Stelle, auf einen im Blumen-Garten für sie gewählten Platz, (welcher, wo möglich, eine schattige Lage, und einen starken feuchten Boden haben muß, weil die Blumen dann grö-

ßer

ßer werden, und höhere Farben annehmen;) auf einen solchen Platz säe man den Samen auf so viele mit einem Stecken zu bezeichnende Stellen, als man Pflanzen verlangt, trippelweise dünn aus. Schon im Herbste pflegen dann viele Pflanzen, und die übrigen im folgenden Frühlinge zu erscheinen, die alsdann den Sommer über mit Gäten und Begießen gewartet, und zwischen welchen der Boden im Herbste mit etwas sehr fetter Erde überleget werden muß. Die stärksten derselben pflegen schon im nächsten Frühlinge zu blühen, und alsdann kann man die einfachen, und diejenigen, die nur schlechte Farben haben, sogleich ausreissen, um den übrigen, damit dieselben nicht zu gedrängt stehen, mehrern Raum zu verschaffen. Wann diese nachher eine solche Stärke erlangt haben, daß sie schön und stark blühen, und alsdann noch zu gedrängt stehen, kann man sie abermahl verdünnen, die zu dicht stehenden mit einem Ballen Erde ausnehmen, und zwischen andere früh blühende Blumen umher vertheilen, indessen blühen doch diejenigen, welche nicht verpflanzt sind, allezeit am stärksten.

Durch Zertheilung: Dieses kann zwar zu jeder Zeit geschehen, geschieht aber gewöhnlich zur Zeit der Flor. Man muß aber keine Pflanze in mehr, als zwey oder drey, Pflanzen zertheilen, weil sie, wenn sie zu sehr zertheilet werden, entweder leicht fehlschlagen, oder doch keine große und schöne Blumen geben. Auch muß nie eine Pflanze zertheilet werden, ehe nicht dieselbe bereits gar zu groß geworden ist, welches sie aber selten zu werden pflegen, weil sie, ihrer Natur nach, kleine dichtwuchsige Pflanzen sind, die ein um so viel herrlicheres Ansehen machen, je größer sie sind, und nur dann einen Werth haben, wann sie so groß sind, daß an ihnen allezeit 50 bis 60 Blumen auf ein Mahl aufblühen, welche dann, weil sie einen dichten Blumen-Büschel bilden, ein schönes Ansehen machen.

Je

Je seltener sie auch umgepflanzt werden, desto stärker und zahlreicher pflegen sie zu blühen.

Die Gestalt und Farbe der Blätter, wenn sie zu verwelken anfangen, hat den ältern Aerzten Anlaß gegeben, dieser Pflanze besondere Kräfte in den Krankheiten der Leber zu zuschreiben; von den neuern Aerzten aber werden sie nur selten verordnet. doch kann man ihnen eine gelinde zusammenziehende Kraft nicht absprechen. Ehemahls hielt man das Kraut für ein die erschlafften Eingeweide, besonders die Leber, Nieren und Urinblase stärkendes Mittel; auch hält man es wirksam wider Blutharnen und Blutspeyen. Einige, wie Joh. Bauhin meldet, rühmen die Pflanze als wundheilend, wenn man sie sowohl äusserlich auflegt, als auch innerlich einnimmt; sie preisen sie auch bey Darm-Brüchen an, wenn man einen halben Löffel voll von diesem Pulver mit herbem Weine einnimmt. Man kocht auch die ganze Pflanze in eben dergleichen Wein, und läßt das Decoct bey Entzündung des Zäpfchens und des Halses gebrauchen. Tragus versichert, daß, wenn man diese Pflanze in Wein kocht und trinkt, dieselbe alsdann die Leber von der Verstopfung befreye, und vornehmlich denen zuträglich sey, welche der venerischen Wollust sehr ergeben sind, und daß sie, wenn sie aufgelegt wird, die Entzündung hebe und die Schmerzen lindere. Eben diese Kräfte schreibt er dem destillirten Wasser zu. Einige versichern, daß das mit Zucker bereitete Extract bey Brüchen der Kinder sehr dienlich sey. Das Regen-Wasser, in welchem man, 3 oder 4 Mahl solche Blätter cohobirt, wird eine vortreffliche Schminke, welche, wie Sim. Pauli erzählt, die vornehmen Frauenzimmer, wenn die Sonne sie verbrannt hat, sehr zu suchen pflegen, um mit derselben die Haut wieder weiß zu machen. Boer-

haave

haave (*) preiſet das Kraut beſonders als ein heilſames Mittel in dem Tripper, der von einer Erſchlaffung entſteht. Die Gothländer ſollen durch ein Decoct des Krautes die Hypochondrie curiren (**). Es wird jezt nicht gebraucht, als ehmann noch im Gurgel-Waſſer. Man bediente ſich ſeiner im Pulver, oder als Thee.

Die zarten Blätter und Blumen, werden von Einigen im Frühlinge zu Salaten, und in die Kräuter-Weine, gebraucht.

Aus den Blumen ſollen die Bienen Stoff zu Wachs hohlen.

Leber-Kuchen, aufgelaufener Koch von Kalbs-Leber; ſ. Th. II, S. 734, f.

Leber-Luft, Schwefel-Leber-Luft; ſiehe unter Luft.

Leber-Mos, Brunnen-Leberkraut, gemeines Leber-Kraut, Stein Leberkraut, ſternförmiges Leber-Mos, ſternförmige Marchantie, Hepatica fontana, Hepatica vulgaris, Hepatica terreſtris Lichen petraeus *Offic.* Lichen petraeus latifolius, ſ. Hepatica fontana *C. B.* Lichen, ſ. Hepatica fontana *J. B.* Lichen, ſ. Hepatica vulgaris *Parkinſ.* Hepatica terreſtris *Gerard.* Jecoraria ſ. Hepatica fontana *Trag.* Fegatella *Caeſalp.* Marchantia polymorpha, calyce communi decemfido *Linn.* Marchantia maior, capitulo ſtellato, radiis teretibus, capſularum ſeminalium crenis in longiusculum quaſi pilum deſinentibus *Micheli.*; Fr. Hepatique commune. Man findet dieſe Pflanze häufig in Europa, auf feuchten Steinen, die ſich im Schatten befinden, an kleinen Bächen, Quellen und Brunnen, wo ſie faſt den ganzen Sommer hindurch blühet. Sie beſteht aus Blättern, welche ungefähr einen Fin-

ger

(*) Hiſt. Plant. Hort. L. B. p. 50.

(**) *Linn.* Fl. Suec. n. 480.

ger lang, 1 Zoll breit, und in verschiedene Lappen zerschnitten sind, und schuppenweise über einander liegen. Die obere, dunkelgrüne, glänzende Fläche zeigt weißliche Flecke, und in der Mitte schwarzbräunliche Adern; und aus der untern braunen Fläche treiben, nach der Lage der obern Adern, rauche Fäserchen, wodurch die Blätter genau mit der Erde vereiniget werden. Im Frühlinge, und auch zu Anfange des Sommers, entstehen aus den Abtheilungen der Lappen zwey-, auch dreyzollige, rundliche, unterwärts röthliche, mit weißlichen Haaren besetzte, und mit einem erhabenen Hütchen sich endigende Stiele. Das Hütchen ist anfangs grün, wird zuletzt weißlich, und theilt sich beynahe bis auf den Mittelpunct in 8 oder 10 rundliche, gegen das Ende breitere Strahlen, wodurch dieses Hütchen die Gestalt eines Sonnen-Schirmes erhält. Hin und wieder auf der Oberfläche der Blätter erscheinen die kaum merklich gestielten, kegelförmigen, und mit einem weiten, eingekerbten Rande sich endigenden Becherchen. Man findet eine Varietät, bey welcher die Blätter kleiner, grüngelblich, die Stielchen eckig, durchaus roth und kürzer, die Hütchen platt, ungetheilt, und am Rande nur acht- oder neunfach eingekerbet sind. Der jüngere *Marchant* hat einige besondere Beobachtungen bey diesem After-Mose angestellt, und solche in den Memoires de l'Acad. R. de Paris beschrieben (*). Bey den Sternblüthen ist jeder Strahl, der Länge nach, mit etlichen grünen, durchsichtigen Häutchen besetzt, zwischen welchen 8 bis 10 weißgrünliche Knöpfchen hervorgehen; jedes Knöpfchen, wenn es geöffnet ist, sieht wie ein umgekehrter Kegel aus, und ist am Rande ausgezacket. Aus dessen Höhle geht ein Stiel mit einer Blüthe, die wie eine, bey den Alten gebräuchliche, Schale gestal-

(*) S. im 4 B. der deutschen Uebersetz. S. 275.

gestaltet ist; sie ist citrongelb, und fällt in das Pomeranzenfarbige. Der Rand ist flach gezähnt, und wendet sich auswärts. Die Schale, deren Durchmesser höchstens von einer halben Linie ist, ist gemeiniglich unterwärts geneigt. Zu eben der Zeit, da die Blüthe aufbricht, entdeckt man darin inwendig einen Strauß von sehr feinen, goldgelben, dicht an einander stehenden Fäden; diese stellen einen etwas zerdrückten Seiden-Busch vor, verlängern sich nach und nach sichtbarlich, und schnellen unzählige kleine gelbe Kügelchen von sich, welche stoßweise herausfahren, sich in der Luft zertheilen, und sehr bald verschwinden, so wie von einer angezündeten Fackel die Funken heraus fahren, wenn man einmahl über das andere darauf schlägt. Wenn die Blüthen 2 oder 3 Tage geöffnet gewesen sind, werden sie röthlich, und vertrocknen gänzlich. Die kleinen gelben Theilchen hält *Marchant* für den Samen. An den kleinsten dieser Blüthen, kann man, besonders im August nach einem Sturme oder warmen Regen, eine beständige Bewegung wahrnehmen, indem die seidenartigen Fäden derselben sich wie ein Knäuel von Würmern an der Sonne verlängern, und unaufhörlich Samen in die Luft ausstoßen. Diese Blüthen öffnen sich nur bey warmem und feuchten Wetter völlig.

Bey der von Geoffroy angestellten chemischen Untersuchung, sind von 5 ℔. und 14 Unzen der ganzen frischen Pflanze, die aus einer Retorte destillirt wurden, 1 ℔., 1 Unze, 2 Drachm. und 60 Gran klarer, grunicht schmeckender, und kaum merklich salziger Liquor; 13 U. 7 Dr. und 6 Gr. klarer, erst kaum merklich salziger, hernach kaum merklich säuerlicher Liquor; 5 U. und 3 Dr. klarer, sowohl alkalisch urinöser, als saurer Liquor; 7 Dr. und 54 Gr. brauner, etwas brandicht riechender, offenbar salziger, alkalischer und säuerlicher Liquor; 4 Dr. und 24 Gr. schmier-

schmieriges Oehl übergegangen. Die in der Retorte übrig gebliebene schwarze Masse hat 6 U. 3 Dr. gewogen, welche, nachdem sie gehörig war calcinirt worden, 4 U. 3 Dr. und 36 Gr. rothbraune Asche zurück ließ, woraus durch das Auslaugen nur 30 Gr. fixes salinisches Salz gezogen worden sind. Solchemnach hat der Verlust der Theile in der Destillation 1 U. 4 Dr., in der Calcination aber 1 U. 7 Dr. und 36 Gr. betragen.

Diese Pflanze hat, nach Geoffroy Urtheil, einen grunichten, dabey etwas bittern und zusammenziehenden Geschmack, und einen gelinden gewürzhaften, bituminösen, und wie mit Mastix vermischten Geruch. Sie besitzt ein wesentliches ammoniakalisches Salz, welches mit einer mäßigen Portion eines bituminösen Oehles, und einer häufigen Erde, verbunden ist. Aus der Vermischung dieser Bestand-Theile entsteht eine Substanz, welche eine verdünnende, reinigende, zusammenziehende und heilende Kraft besitzt. Die Pflanze ist daher ein eröffnendes und heilendes Mittel. Sie eröffnet die Verstopfungen der Lungen, der Leber, der Milz und der übrigen Eingeweide; sie trennt die dicken Säfte, löset dieselben auf, und stärkt die festen Theile. Sie stillt bey Wunden das Blut. In Ansehung der Erde und des bituminösen Oehles, lindert und dämpft sie die Schärfe der Säfte. Cäsalpin bemerkt, daß sie die verbrannten und dicken Säfte gelinde abführt, wenn nähmlich das Decoct von derselben, welches vornehmlich mit Molken bereitet ist, in Menge, z. B. zu 2 Pfund, gegeben wird. Er hat viele Personen, welche dieses Mittel eine Zeitlang gebraucht haben, von einer bösartigen Krätze und fressenden Geschwüren geheilt gesehen. Man rühmt den Gebrauch derselben in verzehrenden Fiebern bey Kindern, bey Brust-Geschwüren, Lungensucht, Gelbsucht, Krätze und Krankheiten der Haut. Man

ver-

verordnet eine Handvoll davon in eröffnenden Brühen. Alle diese und andere angerühmte Wirkungen aber wird man vergebens daran suchen; und wir können, bey der Menge anderer und weit kräftigerer Mittel, dieses füglich entbehren. Doch hält Hr. v. Haller die Pflanze für scharf, und nicht gänzlich für unwirksam. Die Weiber bereiten öfters daraus ein Bad, und baden darin die Kinder, welche abnehmen; daher sie dasselbe auch Zehr-Kraut zu nennen pflegen.

Die Apotheken in Basel, haben einen aus dem Kraute bereiteten Syrup, welcher Kindern, die den Husten und Krätze haben, vornehmlich aber Schwindsüchtigen, gegeben wird.

Man braucht das Leber-Mos zum Syrupo de Cichorio simplici und composito.

Leber-Nabelbruch, Heparomphalocele; s. Nabel-Bruch.

Leber-Nerven, s. oben, S. 369, f. und 377.

Leber-Pforte, Porta hepatis; s. oben, S. 347, und 373.

Leber-Pfortader, Vena portarum hepatica; siehe oben, S. 351, und 373.

Leber-Pulsader, Arteria hepatica; s. oben, S. 353, und 375.

Leber-Raute, Osmunda lunaria; siehe Mond-Kraut.

Leber-Reim, eine gewisse Art kurzer, zwey- oder vierzeiliger, deutscher Sinn- und Scherz-Gedichte, welche ehedem bey feyerlichen Mahlzeiten sehr üblich waren, und bey Gelegenheit der Hecht-Leber auf die jedesmahligen Umstände gemacht wurden, da derjenige, dem die Hecht-Leber vorgelegt wurde, Verse, die sich auf die Leber schickten, und da allemahl die erste Zeile mit den Worten: Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem — — (hier wird ein

Thier genannt, auf dessen Nahmen der folgende Vers sich reimen muß,) anfieng, sagen, oder sie, wenn er keinen Reim finden konnte, dem nächsten Nachbar überlassen mußte; z. B.

Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem Bleih;
Gott und dem König ist ein Preuße stets getreu.

*

Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem Lachse:
Des Friedens Ruh und Glück wünscht der getreue Sachse.

*

In Rost's Satyre auf Gottsched steht folgender Leber-Reim:

Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem Hummer,
Der Erde Phöbus wacht, und meiner liegt im Schlummer.

Leber-Ruhr, siehe Leber-Fluß, oben, S. 395, fgg.

Leber-Saugadern, Vasa lymphatica hepatis; siehe oben, S. 356.

Leber-Schlag, s. Th. LV, S. 564, und Leber-Erz, oben, S. 392, f.

Leber-Schlagader, Arteria hepatica; siehe oben, S. 353, und 375.

Leber-Schwindsucht, s. oben, S. 483.

Leber-Spath, s. im folgenden Artikel.

1. Leber-Stein, Lapis hepaticus *Cronst.* Hepaticus *Gerh.* Bitumen hepaticum *Linn.* Terra calcarea phlogisto et acido vitrioli mixta *Cronst.* Petra gypsea bitumine mixta, affrictu foetens *Gerh.* Bitumen gypseum, foetidum amorphum *Linn.* Gypsum textura irregulari, facie spathosa, frictione foetidum *Waller.* Fr. Pierre hepatique, ist unter den gypsartigen Steinen derjenige, der gerieben wie Schwefel-Leber riecht, und daher einen widrigen Geruch hat. Diese Stein-Art gehört zu den neuent-

entdeckten, welche zuerst Cronsted (1) in seiner Mineralogie aufführte, und die nachher die Systematiker des Stein-Reiches, Linné (2), Gerhard (3), Schröter (4), Gmelin (5), und Wallerius (6), in ihre Systeme aufgenommen, größten Theils aber aus dem Cronsted geschöpft haben.

Der Leber-Stein ist ein wahrer Gyps-Stein, welcher, nach Cronsted, aus einer mit brennbarem Wesen und vitriolischer Säure vermischten Kalk-Erde besteht, mit keinen Säuren brauset, und ohne oder nach dem Reiben den Geruch einer Schwefel-Leber, oder des Schieß-Pulvers, hat. Gerhard legt dem Leber-Steine bituminöse Theile bey, welches auch Linné thut. Ersterer sagt, daß er zum Gypsbrennen sehr wohl gebraucht werden könne; wenn er aber hinzu setzt, daß er fester als der Alabaster sey, und sich schön poliren lasse, so versteht er nur die eine Art des Leber-Steines, nähmlich diejenige, welche ganz dicht ist und glänzende Puncte hat, oder den dichten Leber-Stein, Hepaticus solidus punctis micantibus. Wallerius setzt noch hinzu, daß er gelb, braun oder schwärzlich sey, nur zuweilen rieche, ohne daß man ihn reibet, und daß er zum Gypsbrennen nicht tauge, wegen seiner bituminösen Theile, worin ihm Gerhard, erwähnter Maßen, widerspricht.

Cronsted hält ihn für einen wahren Gyps Stein; wenn er ihn aber ein Mittelding zwischen dem Sau- oder Stink-Steine und dem Gypse nennt, so läßt

(1) Versuch einer neuen Mineralogie, §. 24, S. 34.

(2) Systema naturae. ed. XII. To. 3, p. 112.

(3) Beyträge zur Chymie, Th. 1, S. 230, f.

(4) Vollständige Einleit. in die Kenntn. und Geschichte der Steine, Th. 2, S. 214, f.

(5) Linnäisches Natursystem des Mineralr. Th. 2, S. 430.

(6) Syst. mineral. To. 1, p. 172.

sich dieses nicht ganz erklären. Ist es wahr, was Wallerius sagt, daß aus dem Leber-Steine kein Gyps wird, so hat die Sache einigen Grund; ist aber Gerhard's Behauptung richtig, so hat die Sache gar keinen Grund. Vielleicht folgt aus der ganzen Sache dieses, daß man den Stink-Stein nicht unter den Kalk-Steinen allein suchen dürfe; man könnte daher, nach Hrn. Schröter Urtheil (7), den Leber-Stein einen festen gypsartigen Stink-Stein nennen, und ihn dadurch von dem gewöhnlichen Stink-Steine, welcher kalkartig ist, unterscheiden.

Man hat einen harten Märgel, welcher ebenfalls den Nahmen Leber-Stein führt; das ist aber nicht der Leber-Stein des Cronsted; er hat keinen stinkenden Geruch, sondern nur die Farbe der Leber, und heißt daher Leber-Stein.

Nach Cronsted hat sich beym Leber-Stein mit der gypsigen Erde ein brennbares Wesen vereinigt, und nun macht er darüber diese Anmerkung: „Die „Art, wie die Natur die Bestand-Theile, die den „Leber-Stein ausmachen, vereinigt hat, möchte „vielleicht der gleich seyn, wenn man einen Kalk-„Stein auf den Röst-Haufen der Schwefel-Kiese „hinlegt. Der Schwefel hängt sich alsdann, seinem „ganzen Wesen nach, an den Kalk-Stein; dieser er-„hält dadurch einen ordentlichen Schwefel-Geruch. „Hingegen ist im Gypse nichts, als die vitriolische „Säure. Man sieht auch in den Schiefer-Ballen „aus der andrarumschen Alaun-Grube, wie der „Schwefel das im Schiefer häufig vorhandene Eisen „an sich gezogen, und einen Schwefel-Kies erzeugt „habe.“

Linné

(7) Im 3 B. seines lithol. Real- und Verbal-Lexikon, S. 382.

Linné und Gerhard nennen die Theile des Leber-Steines bituminös; Wallerius hingegen will auſſer den bituminöſen auch ſchwefelige Theile in dieſem Steine finden, und ſagt: daß eben der Schwefel den Leber-Stein von dem Stink-Steine unterſcheide (8).

Hr. Schröter erklärt die Entſtehung des unangenehmen Geruches des Leber-Steines alſo: „Eben „derjenige Zuſatz, der einen Kalk-Stein zum Stink-„Stein macht, eben der Zuſatz kann den Gyps-Stein „zum Leber-Stein machen. Es kann ſeyn, daß die „Gyps-Erde, ehe ſie noch zum Gyps-Stein ward, „mit dieſer ſtinkenden Materie durchdrungen war; es „kann ſeyn, daß ein Gyps-Stein mit dieſer Materie „geſchwängert wurde, da er ſchon ein Stein war; es „kann aber auch endlich ſeyn, daß ein kalkartiger „Stink-Stein durch eine hinzugekommene vitrioliſche „Säure in einen Gyps-Stein verwandelt wurde, da „er vorher ein Kalk-Stein war.“ Ueberhaupt hat der Gyps-Stein von Natur eine gute Anlage zu einem unangenehmen Geruche, weil die Vitriol-Säure die Kalk-Erde in Gyps-Erde verwandelt.

Alle oben angeführte Schriftſteller, den Linné ausgenommen, haben den Leber-Stein unter die Gyps-Steine geſetzt, und das iſt auch der Ort, der ihm gehört. Linné hat ihn unter dem Erd-Harze, dahin er aber nicht gehört, obgleich unter ſeinen Beſtand-Theilen bituminöſe Theile enthalten ſind. Nach Hrn. Hofr. Suckow (9), giebt die Schwer-Erde, in Verbindung mit Luft-Säure, und in Vermiſchung

(8) Videtur hic lapis, ſagt er: compoſitus a terra calcarea cum ſulphurea et bituminoſa intime commixtis et combinatis; eſt etenim acidum ſulphureum, quod hunc lapidem diſtinguit a lapide ſuillo.

(9) In Deſſen Anfangsgründen der oekon. und techn. Chymie, S. 412.

mit Berg-Oehl, nebst Gyps, Thon und Kiesel-Erde, den Leber-Stein.

Der Leber-Stein findet sich in verschiedenen Varietäten. Gerhard hat eine einzige; er nennt sie: Leber-Stein, welcher ganz dicht ist, und glänzende Puncte hat, und setzt hinzu: Ein dergleichen dunkelgraues Flötz befindet sich zu Burgoerner in der Grafschaft Mansfeld auf dem sechsten Philipp, welcher die Stelle des sonst daselbst gewöhnlichen Zech-Steines einnimmt, und über 6 Lachter mächtig ist.

Cronsted hat mehr Arten. Bey ihm ist der Leber-Stein überhaupt schuppenartig; seine Arten aber sind folgende:

1. Mit groben Schuppen. Gelblich. Kongsberg, Oderberg in dem Stollen bey Gottes Hülfe in der Noth.

2. Kleinschimmernd. Schwarz. Nierenweise, in der andrarumschen Alaun-Grube.

Eben diese zwey Arten hat Wallerius, nähmlich:

1. Lapis hepaticus, particulis maioribus, micans.
2. Lapis hepaticus, particulis minoribus, nitens.

Gmelin hingegen hat folgende 4 Arten:

1. Dicht. Bey Burgoerner in der Grafschaft Mansfeld. Er hat schimmernde Tüpfelchen, ist aber übrigens fester als Alabaster, und läßt sich schöner polieren.

2. Kleinschimmernd. Nierenweise in der Alaun-Grube zu Andrarum in Schonen. Er ist schwarz.

3. Grobschuppig. Gelblich. Bey Kongsberg in Norwegen.

4. Blättericht, wie Spath. Gemeiniglich schwarz und kugelicht. Bey Andrarum in Schonen.

Noch setzt Gmelin hinzu: Dahin scheint auch der Leber-Kies oder Korf zu gehören, der in

Wür-

Würtenberg zur Verbesserung des Bodens in den Weinbergen mit Nutzen gebraucht wird, aber auf Getreide-Feldern nicht taugen soll. Er brauset mit keiner Säure auf, und läßt sich noch weniger auf der Scheibe drehen. Man findet ihn bey Rangendingen im Hohenzollerischen, bey Herrenberg, Tübingen, Stuttgard, vornehmlich bey Unter-Türkheim, zwischen Waiblingen und Schwaikheim in Würtenberg, gemeiniglich nahe bey Gyps, und sehr oft Gyps und Alabaster darin.

Wenn man sich bemühen wird, mehrere Gypse in Ansehung ihres Geruches zu untersuchen, so dürften sich gewiß mehrere stinkende Gyps-Steine finden, die man allerdings zu dem Leber-Steine rechnen kann.

Von einer bey Ober-Wiederstedt, in der Grafschaft Mansfeld, gefundenen Art Leber-Stein, ertheilt Hr. Pastor Meineke (*) folgende Nachricht:

Hr. Hofr. Walch, in seinem Steinreiche, Th. 2, S. 37, und Hr. Cronsted, in seiner Mineralogie, §. 24, gedenken besonders dieses Leber-Steins, und Lezterer sagt schon in seinem ersten Versuch der Mineralogie, daß er ihm diesen Nahmen gegeben habe. Es ist ein mit einem brennbaren Wesen und mit der Vitriol-Säure vermischter Kalk-Stein. Das erste giebt ihm den übeln Geruch; das andere verursachet, daß er mit sauern Geistern nicht aufbrauset. Er kommt also mit dem Sau- oder Stink-Steine darin überein, daß er eben so unangenehm riecht, wenn er gerieben wird, und folglich das brennbare, phlogistische oder schwefelartige Wesen mit demselben gemein hat; ist aber von ihm darin unterschieden, daß es jenem an der Vitriol-Säure fehlt, womit dieser hinlänglich gesättigt ist, indem er mit Schelde-Wasser nur sehr wenig oder gar nicht brauset. Er ist also gleichsam ein Mittel-Ding zwischen Gyps- und Stink-Stein, wie Cronsted

(*) Im 13 St. des Naturforschers, (Halle, 1779, gr. 8.) S. 160, fgg.

sagt. Daß das brennbare Wesen die Ursache seines faulichten Geruches sey, ist mir unter andern auch daraus deutlich geworden, daß bey einem ausgeglüheten Stücke dieses Steines der ekle Geruch desselben, nach angestellter Reibung, nicht weiter erfolgt. Eigentlich ist dieser Leber-Stein in einer Kalk-Schlotte eines hiesigen Schachtes, mitten unter vielen Gyps-Steinen gefunden worden. Seine anderweitige Beschaffenheit unterscheidet ihn aber sowohl von diesen, als auch von andern Leber-Steinen. Er besteht aus runden, oft ovalen und nicht regulären, kleinern auch größern, schmutzig weißen Flecken, in einem schwarzen Grundstoffe, der im Bruche etwas Schimmerndes und Spathartiges hat, und welcher eigentlich das brennbare Wesen enthält, dahingegen die weißen Flecke wirklich etwas gypsartig sind. Im Anschleifen giebt ihm die Vermischung der schwarzen und weißen Stellen ein artiges Ansehen; doch behält die schwarze Farbe ziemlich die Oberhand."

Von einigen andern Arten dieses Steines meldet Derselbe ferner Folgendes (*):

„Der Leber-Stein, ist eine Stein-Art, die sich hier (in Ober-Wiederstedt) nicht selten findet, und doch in andern Erdstrichen weniger gemein seyn muß, da Werner, in seiner Ausgabe von Cronstedts Mineralogie, sagt, daß er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, dieses Fossil zu sehen. Er ist, wie ich schon beschrieben habe, nichts anders, als ein wahrer Gyps-Kalkstein, nur mit brennbarem Wesen vermischt, das ihm eben den schwefelleberigen Geruch giebt, wenn er geklopft oder gerieben wird. Es haben sich aber davon bey Gelegenheit abgeteufter Schächte, sonderlich im Burgoernerschen, zum Rothenburgischen Berg-Amte gehörigen Revier, noch einige andere Gattungen gefunden. Eine Art ist ganz schwarzgrau, und nicht so gefleckt, als diejenige, die ich schon beschrieben habe, hat aber einen desto stärkern Geruch, dergestalt, daß ob er schon in einer Teufe von 30½ Lacht. gebrochen wird, man dennoch den Geruch oben zu Tage aus, an der Mündung des Schachts riechen kann; ein Umstand, den die

(*) Im 17 St. dess. (1782.) S. 51, fgg.

die Bergleute sonst kaum bey dem eigentlichen Stink-Steine wahrnehmen. Er ist überaus fest, und ob er gleich, wie zu vermuthen ist, am Stahle kein Feuer giebt, so behaupten doch die Bergleute, daß er solches im Schachte thue, wenn er mit Schlägel und Eisen bearbeitet werde. Eine zweyte Art ist, wie diejenige, davon ich schon ehemahls Nachricht gegeben habe, schwarzgrau und weiß melirt, hat aber einzelne, gleichsam isolirte, dunkelgraue, selenitische, aber nicht sehr durchsichtige Flecken Gyps-Spath, in der Größe eines Groschens, die ihm ein tigerartiges Ansehen geben, daher man ihn auch wohl am hiesigen Ort mit einem neuen Nahmen Tiger-Kalkstein nennt. Er bricht in einem von jenen ziemlich weit entfernten Schachte; und es erhellet also daraus, daß sich eine Bank von ziemlicher Ausdehnung davon unter der Erde finden müsse; ist übrigens eben so fest und hart, als die erste Sorte. Die dritte Art ist, meinen Gedanken nach, weit merkwürdiger. In dem Kunstschachte, König Friedrich, auf dem schon genannten Revier, traf man nähmlich eine Lage selenitischen hellen und durchsichtigen Gyps-Spath, oder so genannten Frauen-Eis, an, die wohl 2 Lachter mächtig war. Weiter unten ward derselbe schwarzgrau, schmutzig, und mehr oder weniger undurchsichtig, welches von den eingemischten Unreinigkeiten herzurühren scheint. Und eben dieses schwärzliche Frauen-Eis hat die, vielleicht anderwärts selten bemerkte Eigenschaft, daß es wie Stink-Stein riecht, wenn es geschabt oder gerieben wird; daher man ihn füglich stinkenden Gyps-Spath, oder Leber-Spath nennen könnte. Ich habe davon verschiedene Varietäten. Ein Exemplar ist mit hellem durchsichtigen Frauen-Eise genau verwachsen, doch so, daß beyde eben nicht in einander fließen, sondern eine scharf abgeschnittene Gränz-Linie haben. Im Durchsichtigen riecht er im geringsten nicht; aber sobald sich die schwarzgraue Lage anfängt, fängt sich auch der Geruch an. Ein andres Exemplar ist streifig, und wechselt mit dunkeln und helleren, schnurgeraden, etwa eine Linie, mehr oder weniger, von einander abstehenden Strichen ab, welches ihm, gegen das Licht gehalten, ein sehr artiges Band-ähnliches Ansehen giebt. In einer dritten Sorte ist auf die schwärzliche Lage, horizontal, eine hellgrauere aufgesetzt, die aber Diagonal-Streifen

hat, welche mit jener horizontalen Lage ziemlich spitzige Winkel machen, und doch weicht dann der Bruch des Steins wohl wieder auf eine andre Art von der Richtung dieser Streifen ab. Sollten die Streifen durch ein Sediment entstanden seyn, so ist mir die Erzeugung der Diagonal-Streifen nicht erklärbar. Uebrigens zerbricht er in rhomboidalische oft auch dreyeckige Stücke, findet sich in schiefrigen Platten, die im Gebirge perpendikulär stehen, und kann in sehr dünne Scheiben gespalten werden. Merkwürdig ist noch, daß unter diesem stinkenden Gyps-Spathe ein mächtiger Flötz gewöhnlicher Gyps-Kalk liegt, der keinen schwefelichten Geruch hat, und dann erst wieder der ganz schwarzgraue, ungefleckte, heftig riechende Leber-Stein kommt, den ich zuerst beschrieben habe. Sehr begierig wäre ich, zu erfahren, ob sich dergleichen stinkender Gyps-Spath nicht auch anderwärts finden sollte."

2. Leber-Stein, eine Art weicher Schiefer, den man bey Heilbronn am Wartberge, und hin und wieder in Würtenberg findet, und am ganzen Neckar zur Verbesserung des Bodens in Weinbergen, unter diesem und dem Nahmen Kies, gebraucht. Er brauset nicht mit Säuren auf, ist grau, schwärzlich oder röthlich, und so weich, daß er zwischen den Fingern und an der freyen Luft zerfällt.
3. Leber-Stein, eine verderbte Benennung des Lavetz- oder Topf-Steines, welcher eigentlich Lebet-Stein, vom Lat. Lebes, heißen sollte. Siehe Lavet-Stein, im LXVI Th., S. 566.
4. Leber-Stein, im Oestreichischen eine Benennung der Flur- und Gränz-Steine, s. oben, S. 339.

Leber-Stock, s. Liebstöckel.

Leber-Striezeln, eine Art Kuchen. Man rührt ein Par Löffel voll Mehl mit süßer Milch zu einem dicken Teige an, macht ihn mit Eyern ziemlich dünn, und bäckt Flädchen daraus; hackt ferner Kalbs- Gänse- oder Hühner-Lebern, wie man sie hat; läßet Butter in einer Pfanne zergehen, thut die gehackte Leber und etwas feines Mehl dgrein, und kocht sie ein we-

wenig über gelinden Kohlen, daß es zwar dicklich, die Leber aber nicht hart werde. Alsdann thut man kleine Rosinen, oder Petersilie, dazu, und rührt, wenn es noch zu dünn ist, etwas mehr feines Mehl darunter; würzt es mit Salz und Pfeffer, und schlägt Eyer dazu, bis es so dick wird, wie ein anderes Füllsel, und nichts davon heraus läuft. Von diesem Füllsel streicht man auf jedes Flädchen einen Löffel voll, überwickelt es wohl, daß nichts heraus kann, bestreicht eine Pfanne ohne Stiel und Füße unten recht wohl mit Butter, setzt sie auf eine Kohlen-Pfanne, und die gefüllten Flädchen recht dicht an einander darein, thut auch oben auf jedes Flädchen wieder ein Stückchen Butter, bedeckt die Pfanne mit einem eisernen Deckel, thut ziemliche Gluth oder etwas Feuer darauf, daß es über sich zieht, und kehrt die Flädchen, wenn sie auf der einen Seite schön gelb zu werden anfangen, um, daß sie auf der andern Seite eben so werden. Endlich nimmt man sie heraus, und legt auf erstbeschriebene Weise wieder andere in die Pfanne, bis sie alle gebacken sind. Es ist ein niedliches Essen.

Leber-Suppe. Man nimmt ein Stück von einer Kalbs-Leber, reibt sie fein, thut sie in einen Topf, rührt es mit etwas Wein unter einander, und reibt es zusammen, daß es zu einem dünnen Brey wird. Alsdann kann man es durch ein feines Tuch oder Sieb streichen, mit Zucker, Zimmet, klein gehackten Citron-Schale, und, wenn man will, mit ein wenig Saffran durchkochen lassen, mit ein Par Eyer-Dottern wohl abrühren, und es recht salzen; wenn man würfelicht geschnittenes und geröstetes Weiß-Brod darein thun will, ist die Suppe alsdann fertig.

Leberthal, Leberachthal, eine fruchtbare Gegend im Ober-Elsaß, an der Gränze von Lothringen, darin das Amt Markirch, und verschiedene andere Oerter liegen.

liegen. Dieses Thal hat vom Flusse Leber, welcher in die Ill fließt, den Nahmen, und wird daher im Lateinischen unrichtig Leporea und Leporacensis vallis, genannt, welcher Nahme aus dem Französ. Val de Lievre oder Liepvre, gemacht ist. Der größte Theil gehört zum Herzogthum Lothringen. Man findet darin Kupfer- und Silber-Bergwerke, welche theils zu Lothringen, theils zu Rappoltstein, gehören.

Leber-Thran, Thran, welcher aus den Lebern gewisser großen See-Thiere bereitet wird, und, weil er aus Bergen in Norwegen zu uns kommt, auch berger Thran genannt wird; zum Unterschiede von dem Speck-Thrane und Robben-Thrane.

Leber-Torte. Dazu wird vorher ein Torten-Boden von halb blätterigem oder mürbem Teige bereitet, in eine Torten-Pfanne gelegt, und eine Schicht von geschabtem Speck, mit Salz, Pfeffer, guten Gewürzen und feinen Kräutern gewürzt, gemacht; alsdann legt man hierauf die fetten Lebern ordentlich bey einander, mit Hahnen-Kämmen, grünen Trüffeln, Musserons und Champignons, in die Mitte aber thut man ein Bündchen gute Kräuter, würzt es oben wie unten, bedeckt es mit Speck-Streifen und dünnen Kalbfleisch-Scheiben, schließt die Torte mit einem Boden von eben dem Teige, macht Zierrathen umher, wie man es für gut befindet, bestreicht sie mit Ey, setzt die Torte in den Ofen, und läßt sie gar backen. Sodann nimmt man sie heraus, setzt sie in eine Schüssel, öffnet die Torte, nimmt die Speck-Streifen und Kalbfleisch-Scheiben heraus, fettet sie wohl ab, schüttet Schinken-Essenz hinein, bedeckt die Torte mit ihrem Deckel, richtet sie warm an, und giebt sie auf den Tisch.

Leber-Venen, s. oben, S. 352, und 376.

Leber-Verhärtung und Verstopfung, siehe oben, S. 483, fgg.

Leber-

Leber-Verwachsungen, s. oben, S. 437.

Leber-Wasserblasen, s. oben, S. 499, fgg.

Leber-Wunden. Wenn die Leber verwundet, und solches durch das bloße Ansehen nicht zu erkennen ist, so erkennt man es, 1. aus dem Orte der Verwundung, wenn nähmlich die äussere Wunde in der rechten Seite des Unterleibes unter den kurzen Rippen befindlich ist; 2. an der Beschaffenheit des aus der Wunde fließenden Blutes, als welches gemeiniglich mit etwas Galle vermischt ist, denn es kann die Leber nicht wohl an irgend einem Orte verwundet werden, daß nicht auch zugleich die Gallen-Wege und Gänge (Pori & ductus biliarii) mit verletzet werden sollten. 3. Ferner erkennt man die Verwundung der Leber an der Gelb-Sucht, wenn die Augen und die Haut des Körpers gelb aussehen, welches von der verhinderten Absonderung der Galle entsteht; wiewohl man diesen Zufall alsdann nicht wahrnimmt, wenn nur die obere Fläche der Leber verwundet worden, ohne daß die Wunde tief in die Substanz derselben gedrungen ist. Die Leber-Wunden sind nicht alle so gefährlich, und gar tödlich, wie man ehedem geglaubt hat, sondern man weis heutiges Tages aus vielfältiger Erfahrung, daß geringere Verletzungen dieses Eingeweides allerdings möglich zu heilen sind. Man hat aber unter solchen geringern Verletzungen nur diejenigen zu verstehen, wo nur die äussere Fläche, und der erhabene oder convexe Theil der Leber verwundet ist, so, daß keine große Gefäße dabey mit verletzt sind; denn alsdann kann das Blut, welches heraus fließt, nicht in die Höhle des Unter-Leibes kommen, sondern fließt zur äussern Wunde heraus; und ausserdem kann man auch unmittelbar zu solcher Wunde kommen, und die Suppuration und Heilung befördern. Sie sind also keinesweges an sich tödlich, sondern man bringt sie zuförderst mit Digestiv-Mitteln zur Suppuration, her-

hernach aber vermittelst balsamischer Mittel zur völligen Heilung; es müssen aber die Charpie-Bäuschchen, deren man sich hierzu bedient, recht weich seyn, und man muß die äussere Wunde nicht damit verstopfen, sondern der Materie einen freyen ungehinderten Ausfluß lassen. Tödlich aber sind die Wunden der Leber, wenn solche tief in dieses Eingeweide gedrungen sind, so, daß weder das Blut heraus geschaffet, noch die Wunde gereiniget werden kann; daher verhält sich alsdann das Blut in der Wunde, es stockt, wird scharf, und bringt entweder den Brand zuwege, welchem der Tod gar bald folgt, oder es wird ein hektisches unheilbares Geschwür daraus, woran der Kranke nach einiger Zeit doch sterben muß. Ferner sind Leber-Wunden tödlich, wenn große Blut-Gefäße, als: die großen Aeste der Hohl-Ader, der Pfort-Ader, und der Schlag-Ader der Leber, zugleich mit verletzt worden sind, weil alsdann das Bluten auf keine Weise mehr zu stillen ist. Endlich sind sie auch tödlich, wenn die Gallen-Blase und die Gallen-Gänge zerschnitten sind, da dann die Galle in die Höhle des Unter-Leibes ausläuft, welches den Tod nach sich zieht.

Die Wunden der Leber haben die sehr große Beschwerde, daß dieses Eingeweide sich nicht sehr entzündet, sondern unter solchen Umständen an einem langwierigen und unbezwinglichen Ausflusse von Gauche leiden muß, wobey es nach und nach wegschwärt, und durch den Stuhlgang mit colliquativem Durchfalle abgeht. Es sind zwar alle Wunden der Leber gefährlich; allein viel gefährlicher sind diejenigen, wobey der Abstand der Leber von dem Bauch-Felle beträchtlicher ist; daher wußten die Alten schon, daß die Wunden der convexen Oberfläche der Leber nicht so gefährlich seyn, als an der concaven. In jenem Falle kann man nähmlich die Gauche noch ausführen, in diesem aber nicht so leicht. Da der Fall, da Kalt-

schmied

schmied (*) eine Wunde der Leber geheilt hat, sehr merkwürdig ist, so führe ich denselben hier mit des großen Mannes eigenen Worten an:

§. 1. Vir iuuenis optimae notae, Joach. Roeder, Lubecensis, praeterito Anno Christi 1734, die 23 Aug. ad me defertur vulneratus, curamque medico-chirurgicam postulat, quam adhibitam breui dissertatione complecti constitui.

§. 2. Vulneratus 25 annos expleuerat, temperamento gaudebat cholerico-sanguineo, vitae genere vsus erat modesto, nec a regulis diaeteticis abhorrente. Corpus gracile animum, quantum vulnus patiebatur, inuestiebat constantem, humores spondebat incorruptos.

§. 3. Vulnus in regione epigastrica duorum digitorum latitudine a cartilagine ensiformi in linea alba transuersum apparebat, longitudine sua latitudinem trium digitorum superabat, copiosumque fundebat sanguinem obscurum et crassum.

§. 4. In dextro vulneris fine ligamentum hepatis rotundum laesum comparebat, accuratiori inspectioni hepar ad pollicis latitudinem, secundum vulneris externi directionem, leuiter vulneratum & in cruore vulneris pulsus patebat, duoque filamenta lacerati peritonaei se offerebant, cumque ex dimensione vulneris pateret vtrumque musculum rectum dimidiam partem esse dissectum, resilientes dissectae fibrae aperturam satis amplam efficiebant.

§. 5. Aeger mox anxietate praecordiorum & lipothymia correptus tristem prae se ferebat faciem.

§. 6. Hepatis igitur vulnus multorum oculis se obiiciebat in parte hepatis concaua per tantum abdominis hiatum facillime cognoscendum, nec tamen omnia postulata a multis signa apparebant. Et quaenam? Vomitus bilioſi et cruenti & similes alui deiectiones, nec sequebatur per Dei gratiam haemorrhagia lethalis.

§. 7.

(*) *Kaltschmied* diss. de vulnere hepatis curato, cum disquisitione in lethalitatem vulnerum hepatis. Resp. *Wedekind*. Jen. 1735.

§. 7. Poſtulabat igitur vulneris noſtri cura, vt 1: praeſentia periculoſa ſymptomata fugarem; 2. ſolutionem continui reſtituerem.

§. 8. Praeſentia ſymptomata erant: haemorrhagia, lipothymia, anxietates praecordiorum, & dolores abdominis.

§. 9. Ad compeſcendam haemorrhagiam iniectio ſtatim fiebat ex ſpiritu quodam rectificatiſſimo, cum liquore ſtyptico Dippelii applicatisque vulneri linteaminibus ſpiritu cochleariae & matricali impraegnatis, ligaturaque debita munitis, aperta ſimul vena mediana dextri brachii, cum pedes id medelae genus recuſarent.

§. 10. Admoto naribus aceto ſpicato exhibitaque potiuncula confortante ſemimortuus ad ſe redibat animumque reſumebat conſtantem, anxietates praecordiorum doloresque abdominis ſuperſtites querens.

§. 11. Neque haec duo poterant adeo veloci mutatione fugari. Diſſecta enim linea alba muſculique abdominis adſcendentes, deſcendentes, transuerſales et recti cum peritonaeo nec non ligamentum hepatis rotundum vtique a fibris diſſectis & reſilientibus tenſionem paſſa, dolores, et, quantum hi muſculi ad reſpirationem conferunt, nunc eiusdem difficultatem anxietatesque praecordiorum producebant.

§. 12. Interim blande reſoluentibus, temperantibus et bezoardicis (*) remediis, quantum ſtatus praeſens requirebat, ſuccurrebam, nec ſaccolos paregoricos vulneri imponendos omittebam, abdomen ſaepius ſpiritu neruino ſimul fouendo.

§. 13. Nox imminebat, vbi aeger per aliquot horas placida fruitur quiete, expergefactus non niſi de dolore abdominis a vulnere verſus vmbilicum conquerens, pulſus tamen ſimul duritiem ſentit. Continuatis autem bezoardicis remediis adiectis traumaticis variae formae per diem melius ſe habet, paucumque quem permittebam, capit cibum.

§. 14. Vulnus tempore matutino apertum coagulato repletum ſanguine admittebat tamen iniectionem balſamicam ex eſſentia myrrhae, ſuccini, balſamo Peruviano

(*) Bezoardica waren 1735 ein Mode-Mittel, in unſern Zeiten aber ſind ſie nicht mehr Mode. K.

viano et Copaiuae. Aeger inuerso situ in abdomen prouolutus, cum constanter hoc situ vti nollet, tentabatur, an quid extrauasati sanguinis cum Mixtura iniecta proflueret, cuius circiter drachmae duae proueniebant. Facta denuo iniectione applicatoque emplastro styptico Crollii et superimpositis sacculis resoluentibus hac vice aeger quieti restituebatur, tempore vespertino eadem ratione vulnus tractatum & deligatum sanguinem non amplius plorabat.

§. 15. Secundam igitur noctem eadem tranquillitate transegit, nisi quod tussicula quietem aliquando interturbauerit aluumque reddiderit.

§. 16. Tertia die sanguis coagulatus cedere vulnusque ad maturitatem accedere coepit, neque methodo coepta pergere dubitauimus, aegro leuato quodammodo, praeter tussim; qui morbi status eandem & sequenti nocte & die tenebat faciem.

§. 17. Nox tamen inquieta sequitur, abdomen tumidum indurescit, anxietas praecordiorum augetur, calorque intenditur, et aluus obstruitur, & vrina ex fusco rubra apparet, sine sedimento.

§. 18. Alium, nisi tussim, haec symptomata non agnoscebant fontem. Diaphragma enim sursum cum impetu per vices commotum hepar eodem motu post se trahebat. Quo fiebat vt ligamentum rotundum laesum tenderetur irritationemque grauiorem pateretur, hinc dolor versus vmbilicum, quorsum tendit hoc ligamentum. Accedit quod eadem fabula in laeso peritonaeo luderetur, doloresque circa vulnus augerentur, affluxus itaque maior humorum concitaretur, tumorque abdominis durus produceretur, & respiratio impediretur, hinc anxietas praecordiorum sequeretur.

§. 19. Membranaceae & neruosae igitur hae partes irritatae reliquum genus neruosum vasculosumque in consensum trahentes, & ad fortiorem inordinatumque motum & constrictionem inuitantes, circulum sanguinis intendunt febremque inducunt.

§. 20. Quinta igitur die cum primo diluculo vulnus considerarem, ligamentum hepatis tumidum dolorosumque (*) fibril-

(*) Nach der damahligen Theorie. K.

fibrillasque disciſſas corruptas, hepatis vulnus cruentum, incorruptum tamen, pulſu ſub cruore curioſo ſpectaculo vibrante, inueniebam.

§. 21. Ligamentum igitur hepatis circum circa turundis firmabam cum eſſentia myrrhae, ſuccini, balſamo peruuiano & oleo terebinthinae applicatis, ſingulisque quatuor horis id repetebam, vulneri hepatis eſſentiam myrrhae cum melle roſato cum ſiphone admouebam, turundamque molliſſimam filo ligatam, ne in cauitatem abdominis caderet, cum balſamo de Copaiua applicabam, vulnus abdominis linteaminibus diſcerptis ſpirituque matricali madefactis replebam, emplaſtro diachylo ſimplici firmabam, ſingulisque quatuor horis repetebam, & ad aërem temperandum inter ligandum carbones ignitos admouebam, ſaccoſque emollientes & reſoluentes imponi curabam; abdomine ſimul ſaepius cum ſpiritu bezoardico & cochleariae inuncto & clyſtere emolliente & leniente adhibito.

§. 22. Internis medicamentis mixturae ſcilicet bezoardicae & traumaticae puluerique bezoardico reſoluenti addebam emulſionem refrigerantem potiunculamque confortantem & anodynam.

§. 23. Quae ſolerter adhibita per diem, nox ſequebatur placida & quieta. Hora tertia nocturna vbi denuo vulnus deligabam, pus laudabile ab omni parte propullulans fibrillas & peritonaei & ligamenti rotundi corruptas ſponte abſtergebat remouerique faciebat, & optimam de recuperanda ſanitate ſpem dabat. Aeger omnia recenſita ſymptomata remota commonſtrabat, erectaque fiduciam teſtabatur fronte. Dolores fugati, tumor maximam partem remotus, partes corruptae ſeparatae, ſuccus nutritius praeſens, pulſus bonus, aluus aperta & vrina turbida mox ad naturalem magis accedens, omnem mali ominis metum eiiciebant.

§. 24. Sequenti igitur ſexto die erecto ſitu aegrum conſtituebam cum leuamine. Tempore matutino & veſpertino ipſum deligabam, iisdemque adhibitis iniectionibus balſamicis & applicato balſamo de Copaiua. Nec bonum diem prior ſequebatur nox, quam totam ſomno peregit placido.

§. 25.

§. 25. Ita decimus praeterlapſus dies, vbi hepar reſtitutum ligamentumque rotundum ſanatum ſecure vulnus externum claudi poſſe promittebat.

§. 26. Nec ad id perficiendum opus erat futura cruenta, cum tanta lymphae gelatinoſae affluеret copia, quae citiſſime hiatum replere & carne occludere poterat, dum modo id permittere ob laeſiones interiores e re fore crederemus.

§. 27. Continuatis igitur balſamicis ſupra laudatis decimo quinto die cicatrix perfecta nec indecora comparebat, paucisque diebus poſt, vt aeger libero frueretur aëre permittebam.

Schuß-Wunden der Leber ſind ſchwerer zu heilen, leichter noch die mit Seiten-Gewehr.

Leber-Wurm, ſiehe oben, S. 379, und 502, f.

Leber-Wurſt, eine Art Würſte von gehackter Leber und einigen Gewürzen. Siehe Wurſt.

Lebern, ein Zeit-Wort, welches im gem. Leben einiger Gegenden für laben und liefern oder geliefern üblich iſt. Sich lebern, gerinnen. Geleberte Milch, gelabte, oder geronnene. Siehe Geliefern, Th. XVII, S. 115; Lab, Th. LVIII, S. 8, und Leber 1, oben, S. 339.

Lebetage, ſiehe unten Lebtage.

Lebetags-Recht, Jus advitaliratis; ſ. eb. daſelbſt.

Leber-Stein, Lebetum lapis; ſ. Lavet-Stein, im LXVI Th., S. 566.

Lebgün, ſiehe Lobegin.

Lebhaft, ein Bey- und Neben-Wort, lebhafter, lebhafteſte; L. agilis, alacer, impiger, vegetus, vividus; Fr. vif.

1. Leben habend, eine veraltete Bedeutung, in welcher libhaft noch bey dem Ottfried vorkommt; wofür jezt lebendig üblich iſt.

2. So wie man lebt, einem lebendigen Geſchöpfe völlig ähnlich; ein gleichfalls ungewöhnlicher Gebrauch, nach welchem man noch in einigen Gegenden

sagt, jemanden ganz lebhaft abbilden, d. i. so wie er lebt. Im gem. Leben ist dafür in einigen Fällen noch leibhaftig üblich.

3. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, einen vorzüglichen Grad der Bewegung und des Lebens habend.

(1) In mehr eigentlichem Verstande. Ein lebhafter junger Mensch, welcher immer in Bewegung ist. Der Mann ist sehr lebhaft. Lebhafte Augen. Es ist in der Stadt sehr lebhaft, wenn die Einwohner ausser ihren Häusern viele Geschäfte haben. Der Handel wird sehr lebhaft getrieben. Ein lebhafter Handel.

(2) Figürlich. a) Von Leidenschaften und Empfindungen gebraucht, bezeichnet es einen merklichen Grad ihrer Stärke. Eine lebhafte Freude. b) Ein lebhafter Verstand, welcher eine Sache schnell und deutlich begreift. c) Eine anschauende Erkenntniß habend, und darin gegründet. Ein lebhafter Gedanke. Eine lebhafte Schreib-Art. d) Die lebhafte Gesichts-Farbe, die hohe Farbe, welche ein gesunder Mensch in seinen besten Jahren zu haben pflegt. In noch weiterer Bedeutung, ist eine lebhafte Farbe, eine jede Farbe, welche einen vorzüglichen Grad der Höhe und des Glanzes hat. Bey den Scharlach-Färbern, heißt lebhaft machen, Fr. aviver, oder zuweilen rancir, dem Rothen Feuer geben, oder machen, daß es in das Gelbliche oder Pomeranzenfarbige falle. Es geschieht auf Wolle, vermittelst saurer Sachen, als: rothen oder weißen Weinstein, Weinstein-Rahm, Essig, Citron-Saft, Scheide-Wasser ꝛc. wovon man mehr oder weniger nimmt, nach dem die Farbe mehr oder weniger Orange werden soll.

In allen diesen Fällen ist lebhaft dem todt entgegen gesetzt, weil es, wie aus der ersten Bedeutung erhellet, eigentlich lebendig bezeichnete.

Daher die Lebhaftigkeit, L. Alacritas, Vivacitas; Fr. Vivacité, die Eigenschaft eines Dinges, da es lebhaft ist, in allen Bedeutungen des vorigen Wortes. Insonderheit wird Lebhaftigkeit auch von glänzenden, stolzen, schimmernden und nicht gequälten Farben gesagt. Die auf ein Mahl gemahlten Bilder haben daher, wenn der Ton ihrer Farben gut ist, eine bewunderuswürdige Lebhaftigkeit.

In den schönen Künsten, wird das Wort lebhaft oft und in mancherley Bedeutungen gebraucht, die allemahl eine gute Eigenschaft anzeigen. Lebhaft ist, was viel Leben hat; das Leben aber besteht überhaupt in einer innern oder eigenthümlichen wirkenden Kraft der Dinge. Aber es scheint, daß nicht die Größe, sondern die schnelle Aeusserung dieser Kraft den Nahmen der Lebhaftigkeit bekomme. Es giebt Menschen von kalter Sinnes-Art, die mit ausnehmend starker, und doch gelassener Kraft wirken, aber deswegen nicht unter die Lebhaften gezählt werden. Also scheint der Begriff des Lebhaften etwas Schnellwirkendes, oder einen geringen Grad des Feurigen, anzuzeigen.

Lebhafte Farben sind helle Farben, die zugleich das Auge stark rühren, und etwas Glänzendes haben. Lebhaft in der Musik, und in dem Tone der Rede, ist das, was stark und zugleich schnell vorgetragen wird. Lebhaft ist der Geist, der schnell faßt, und dabey schnell von einem Begriffe auf den andern kommt; aber diese Schnelligkeit, ohne Deutlichkeit der Vorstellung, scheint bloß Flüchtigkeit zu seyn. Lebhaft ist das Gemüth, welches stark, aber zugleich schnell empfindet, und eben so schnell von einer Empfindung

zur andern übergeht. Aus diesen beyden Begriffen läßt sich bestimmen, was der lebhafte Charakter des Menschen sey.

Dem Lebhaften ist zwar das Träge, auch das Kalte gerade entgegengesetzt; doch scheint auch das Sanfte, Gefällige und Einschmeichelnde ihm einiger Maßen entgegen zu stehen. Jenes widerspricht dem Lebhaften ganz, und mißfällt meistentheils; dieses macht einen gefälligen Gegensatz, und ist noch in seiner Art angenehm. In den schönen Künsten gefällt das Lebhafte eben so gut, als das Sanfte; jedes an seinem Orte, und in der genauen Uebereinstimmung mit dem Charakter des Ganzen. Der Künstler muß sanft oder lebhaft seyn, nach Beschaffenheit des Gegenstandes, den er behandelt, oder der Vorstellung und Empfindung, die er zu erwecken hat.

Die Lebhaftigkeit hat an sich selbst, ohne Rücksicht auf ihre Ursachen oder Wirkungen, etwas, das gefällt. Denn wie wir überhaupt Leben und Bewegung der Ruhe vorziehen, so gefällt es uns auch, wenn in dem Leben und in der Thätigkeit bisweilen einige lebhafte Augenblicke vorkommen. Indessen scheint es doch, daß die Lebhaftigkeit, sowohl in dem Fortgange des Lebens, als in den Gegenständen des Geschmackes, eigentlich nur als eine Würze zur Erhöhung der gewöhnlichen Vorstellungen diene. In dem gesellschaftlichen Umgange der Menschen würde eine anhaltende Lebhaftigkeit ermüden; kommen aber bisweilen zwischen die gewöhnlichen Scenen des Lebens einige von größerer Lebhaftigkeit, so geben sie dem Geiste und dem Gemüthe einen neuen Schwung und neue Kräfte. Aber eine lange anhaltende Lebhaftigkeit ermüdet zu sehr, hemmet die Wirkungen einer ruhigen Vernunft, und hindert den Menschen, zu der Gründlichkeit und Standhaftigkeit zu kommen, deren er sonst fähig wäre. Man kann bey ganzen Völkern,

wie

wie bey einzelen Menschen, die Beobachtung machen, daß eine allgemeine und anhaltende Lebhaftigkeit sie nicht zu der Größe des Geistes und Herzens kommen läßt, der die Menschen überhaupt fähig sind.

Hieraus folgt, daß in Werken des Geschmackes das, was man vorzüglich lebhaft nennt, ohne Nachtheil nicht allgemein werden darf. Es scheint, daß die neuern französischen Kunstrichter die Lebhaftigkeit für die erste und vornehmste Eigenschaft eines guten Schriftstellers halten; das erste Lob, das sie denen Schriften, die ihnen gefallen, geben, zielt meistentheils dahin ab; eine hinreißende feurige Schreib-Art ist allemahl das, was sie vorzüglich loben, aber es ist gerade das, was man bey den Alten am seltensten findet. So ist auch ihre Instrumental-Musik; und eben dieser Geschmack des Lebhaften findet sich auch in ihren zeichnenden Künsten.

Der Mensch ist nie lebhafter, als im Zorn und in der Freude; deswegen auch die Lebhaftigkeit der Gedanken und des Ausdruckes sich am besten zu diesen beyden Leidenschaften schicken. In der Rache kommen bisweilen beyde zusammen, und alsdann entsteht eine sehr große Lebhaftigkeit, wovon wir in folgender Stelle des Horaz (*) ein schönes Beyspiel haben:

Audivere, Lyce, DI mea vota; DI
Audivere, Lyce; fis anus, et tamen
Vis formosa videri.

Die Werke des Geschmackes, deren Haupt-Charakter Lebhaftigkeit ist, können den Nutzen haben, träge, kalte, auch zu ernsthafte Gemüther etwas zu ermuntern. Vorzüglich können lebhafte Lieder mit guten Melodien diese Wirkung thun. Es würde in manchem Falle für die Erziehung der Jugend vortheil-

(*) L. IV. 13.

theilhaft seyn, wenn man unter den gangbaren Werken der Dichtkunst eine Anzahl solcher Lieder hätte, davon man zur Ermunterung der Gemüther, denen es an Lebhaftigkeit fehlt, Gebrauch machen könnte. Alles Scherzhafte, darin wahre Lebhaftigkeit herrscht, wenn nur sonst nichts, was den guten Geschmack beleidigt, darin ist, kann zu dieser Absicht angewendet werden.

Die Lebhaftigkeit eines Gesellschafters, gehört mit Recht unter die guten und vorzüglichen Eigenschaften desselben. Durch sie bringt er das Nützliche und Angenehme in den Zirkel, wo er sich befindet; durch sie giebt er der zur Unterhaltung der Gesellschaft bestimmten Zeit unvermerkt einen schnellen Fluß, und setzt sich überhaupt in den Stand, zu Erlangung gesellschaftlicher Endzwecke das brauchbarste und zureichendste Mittel zu werden. Es ist daher diese Eigenschaft, wegen ihrer ausgebreiteten Vortheile in Absicht der Gesellschaft jederzeit als ein untrieglicher Probier-Stein von der Tauglichkeit und Untauglichkeit eines Menschen zur Gesellschaft angenommen worden, dergestalt, daß nach dem darin üblichen Rede-Gebrauche, lebhaft seyn und einen guten Gesellschafter abgeben; nicht lebhaft seyn und sich nicht zur Gesellschaft schicken, meistentheils gleichgeltende Redens-Arten sind.

So allgemein aber die Menschen darin übereinkommen, daß die Lebhaftigkeit ein unentbehrliches Stück in dem Charakter eines guten Gesellschafters sey, so uneinig sind sie in dem Begriffe und in ihren Urtheilen von der Lebhaftigkeit selbst. Die Erfahrung ist ein Zeuge hiervon. Eine Person wird oft von diesen lebhaft genannt, welche von jenen für schläfrig, und noch von andern in Ansehung der Gesellschaft gar für todt gehalten wird. Die verschiedenen Vorstell-

stellungen von dem, was lebhaft heißt, sind der Grund so verschiedener Urtheile über eine und eben dieselbe Person; und da nur eine davon die richtige seyn kann, so dürfte es wohl nicht undienlich seyn, dieselbe unter so vielen verschiedenen Begriffen aufzusuchen, und, so viel möglich, zu bestimmen, damit man theils wirklich lebhaften Personen diese Beschaffenheit nicht auf eine ungegründete Weise absprechе, theils aber auch andern auf keine unverdiente Weise beylege.

Will man dasjenige also angeben, was zu der gesellschaftlichen Tugend der Lebhaftigkeit gehört, so wird man zuvor bestimmen müssen, was Leben überhaupt sey, weil dieselbe ohne dieses nicht bestehen kann. Das Wort Leben wird, wie ich im LXVI Th., S. 693, gezeigt habe, sowohl von leblosen, als lebendigen Dingen gebraucht, und hat also nach der Verschiedenheit dieses Gebrauches verschiedene Bedeutungen, welche alle im Allgemeinen darin zusammen kommen, daß Leben so viel heißt, als in Absicht auf eine gewisse Sache wirksam seyn. Das Leben einer Sache besteht demnach in einer solchen Beschaffenheit derselben, nach welcher sie, in einer gewissen Beziehung genommen, wirksam ist. Es wird mithin auch zur Lebhaftigkeit eine Beschaffenheit erfordert werden, nach welcher in Absicht eines gewissen Gegenstandes eine Wirksamkeit sich äussert. Doch dieses ist noch nicht genug. Die Lebhaftigkeit ist nicht einerley mit dem Leben; sie schließt etwas mehr in sich, und dieses muß bestimmet werden. Betrachten wir den Begriff des Lebens, so ist darin der Grund der Wirksamkeit noch nicht angegeben worden. Setzt man diesen fest, so bekommt man zwey verschiedene Arten des Lebens, zu deren einer die Lebhaftigkeit gehört. Der Grad unterscheidet sich von einem andern durch das Größere und durch das Kleinere. Die Wirk-

samkeit einer Sache kann also eine größere und eine kleinere seyn. Wenn wir uns einen lebhaften Gesellschafter vorstellen, so werden wir nicht lange ungewiß seyn können, welcher Grad der Wirksamkeit bey der Lebhaftigkeit zu setzen sey. Wir werden, durch diesen und durch andere Beyspiele überführt, einhällig den höhern Grad der Wirksamkeit bey der Lebhaftigkeit annehmen, und den kleinen, den geringern Grad derselben der Schläfrigkeit überlassen. Dieses voraus gesetzt, so kann man sagen, daß die Lebhaftigkeit, überhaupt genommen, eine solche Beschaffenheit einer Sache sey, vermöge welcher sie in Absicht einer gewissen Sache in einem höhern Grade wirksam ist.

Man wird aus diesem Begriffe ohne viele Mühe einsehen, was zur Lebhaftigkeit eines Gesellschafters gehört; denn man darf nur an statt der gewissen Sache, in Absicht deren die Lebhaftigkeit geschäftig ist, den Begriff der Gesellschaft setzen, so wird die Lebhaftigkeit des Gesellschafters eine solche Beschaffenheit desselben seyn, vermöge deren er in Absicht der Gesellschaft in einem höhern Grade sich wirksam beweiset. Die Gesellschaft läßt sich nicht ohne einen Endzweck denken. Man kommt zusammen, um eine gewisse Absicht zu erreichen. Derjenige Gesellschafter demnach, der sich zu Erreichung des Endzweckes einer gewissen Gesellschaft nicht in geringem Grade wirksam bezeigt, verdient mit Recht den Nahmen eines lebhaften Gesellschafters.

Die Endzwecke der Gesellschaften sind verschieden. Man kann sie aber überhaupt auf zwey Arten setzen, nähmlich auf gute, und böse. Die Erfahrung lehrt, daß es in Absicht der leztern eben so lebhafte Gesellschafter geben könne, als in Absicht der erstern. Es wird demnach aus diesem Gesichtspuncte eine doppelte Art der Lebhaftigkeit in Gesellschaften erscheinen

scheinen: eine moralisch gute, und eine moralisch böse. Dieses wird uns Gelegenheit geben, den Begriff eines lebhaften Gesellschafters etwas genauer zu bestimmen. Derjenige, der sich zur Erreichung eines bösen Endzweckes einer gewissen Gesellschaft in derselben sehr geschäftig beweiset, der schwächt sowohl bey sich, als bey den übrigen Gliedern, welche in die böse Absicht der Gesellschaft einstimmen, die Fertigkeit und Kräfte zum Guten in einem hohen Grade. Er macht sich und seine Gesellschaft immer unwirksamer zum Guten, immer untüchtiger zur Tugend und zu den großen Absichten vernünftiger Geschöpfe. Der Verlust aber von der Wirksamkeit in Beziehung auf eine gewisse Sache, heißt, in der allgemeinsten Bedeutung, der Tod. Er tödtet sich demnach nebst seiner Gesellschaft durch diese Art der Lebhaftigkeit auf eine moralische Weise. Eine Lebhaftigkeit aber, die mit Zernichtung einer Lebhaftigkeit in Absicht auf das Gute verknüpft ist, ist eine unerlaubte, und in der That keine, sondern nur eine scheinbare Lebhaftigkeit. Es wird demnach diejenige allein, welche zu Erlangung eines guten Endzweckes bloß beschäftigt ist, eine wahre genennet werden können, und derjenige allein lebhaft seyn, der diese leztere besitzt, oder zu Erreichung eines guten Endzweckes einer gewissen Gesellschaft in einem höhern Grade wirksam ist.

Wo Endzwecke erreichet werden sollen, müssen Mittel angewendet werden. Allein, die Mittel sind wieder von verschiedener Art. Es giebt geschickte und ungeschickte Mittel. Auch in Ansehung dieser muß die Lebhaftigkeit betrachtet werden, wenn man die Erkenntniß von derselben genauer machen will. Geschickte Mittel sind solche Mittel, welche den Grund von der Wirklichkeit des Endzweckes enthalten; diejenigen aber, durch welche der Endzweck nicht

erlangt

erlangt wird, sind in Absicht auf denselben ungeschickt. Es ist nicht schwer, zu bestimmen, welche Art der Mittel für die Lebhaftigkeit gehöre. Es sind bloß die geschickten. Wer ungeschickte Mittel zu Erreichung eines Endzweckes in Gesellschaften anwendet, der braucht entweder solche, die etwas anders bewirken, als der vorgesetzte Endzweck erfordert, oder solche, die gar das Gegentheil von der gesellschaftlichen Absicht bewirken, oder solche, die sehr wenig zu ihrer Erlangung beytragen. In allen drey Fällen beweiset man sich nicht in einem höhern Grade zu Erreichung eines gewissen gesellschaftlichen Endzweckes wirksam, man kann folglich nicht lebhaft seyn, sondern man führt sich in dem ersten Falle, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, in der Gesellschaft wie ein Narr auf; im zweyten, als einen Störer derselben; und im dritten, als einen Schläfrigen. Die geschickten Mittel sind allein hinlänglich, das Ziel der Gesellschaft zu erreichen. Ein lebhafter Gesellschafter ist demnach ein solcher, der in einem höhern Grade bloß zu Erreichung eines guten Endzweckes einer Gesellschaft durch geschickte Mittel wirksam ist.

Die geschickten Mittel sind wieder von doppelter Gattung. Sie sind entweder moralisch gut, oder moralisch böse. Es ist gar nichts Widersprechendes, daß man böse Mittel anwenden könne, um einen Endzweck, der an und für sich gut seyn kann, dadurch zu erreichen. Wie viel Gesellschaften findet man nicht, wo man das Vergnügen zur Absicht hat, eine Absicht, die auf keine Weise getadelt werden kann! und wo man böse unerlaubte Mittel anwendet, um das Vergnügen zu erreichen? Allein, es ist widersprechend, daß alsdann eine an und für sich gute Absicht noch eine gute bleiben sollte, wenn sie durch unerlaubte Mittel wirklich wird. Der nothwendige Zusammenhang zwischen der Wirklichkeit des Endzweckes, der,

ausser dem Zusammenhange betrachtet, gut war, und den bösen Mitteln, die ihn hervorbringen, verdirbt alles Gute an demselben, welches er ausser der Verbindung hatte, und macht ihn, in Ansehung der Ausführung und Erlangung, zu einem bösen. Eine Gesellschaft aber, darin moralisch böse Endzwecke wirklich werden, ist in sofern selbst moralisch böse, und die Lebhaftigkeit, die man in so weit äussert, ist eine bloß scheinbare, und keine wahre. Moralisch böse geschickte Mittel werden folglich keine Mittel eines lebhaften Gesellschafters seyn können, sondern er wird jederzeit den guten Endzweck einer Gesellschaft durch geschickte gute Mittel, in einem höhern Grade wirksam, zu erreichen bemüht seyn.

Unter den geschickten guten Mitteln, einen guten Endzweck wirklich zu machen, sind einige so beschaffen, daß sie nicht mehr wirklich machen, als ein gewisser bestimmter Endzweck erfordert, einige aber so, daß dadurch noch mehr wirklich wird, als der gewisse bestimmte Endzweck in sich enthält. Jene sind ihrem Endzwecke genau angepaßte oder angemessene Mittel; dieses überflüssige, in sofern sie etwas noch über die Absicht wirklich machen. Da die Lebhaftigkeit durch eine von diesen beyden Gattungen der geschickten guten Mittel wirksam seyn muß, so möchte man nicht unbillig fragen, durch welche von diesen Arten die wahre Lebhaftigkeit sich wirksam bezeigen müßte? Und in der That liegt auch ein neues Merkmahl einer wahren Lebhaftigkeit in der richtigen Bestimmung und Beantwortung dieser Frage. Die Lebhaftigkeit ist eine solche Beschaffenheit eines Gesellschafters, vermöge der er zu dem Endzwecke einer Gesellschaft durch gute geschickte Mittel wirksam ist. Aus diesem Begriffe kann man einsehen, daß, wenn er nur in einem höhern Grade zu Erreichung des Endzweckes geschäftig ist, er nicht weiter verbunden werden könne; denn

er

er ist nur zu Erreichung der gesellschaftlichen Absicht verpflichtet, aber nicht zu Bewirkung eines mehrern, das über diese hinaus geht. Die Weisheit, welche nichts umsonst thut, mischt sich auch hier mit ein, um die Schranken einer wahren Lebhaftigkeit zu bestimmen, und schließt die Einrichtung und Stärke der Mittel bloß auf die Erlangung der Absicht ein. Da die Weisheit eine Tugend ist, und die Lebhaftigkeit ebenfalls, so können sie einander nicht aufheben, sondern müssen mit einander verbunden, ja die Lebhaftigkeit muß durch die Weisheit bestimmet und eingerichtet werden, weil die Lebhaftigkeit, wenn sie eine wahre und keine scheinbare ist, gute Mittel zu Erreichung eines guten Endzweckes anwenden muß, die Weisheit aber eine Verbindung guter Mittel mit guten Endzwecken ist. Die wahre Lebhaftigkeit muß demnach unter den geschickten guten Mitteln einen gemeinschaftlichen guten Endzweck zu bewirken, bloß solche wählen, die nicht mehr wirklich machen, als der bestimmte gesellschaftliche Endzweck leiden will und erfordert. Ueberschreitet ein Lebhafter diese Schranken, und ist wirksamer als die Absicht der Gesellschaft es erfordert, und leiden will, so bleibt er nicht mehr lebhaft, sondern er fällt in einen Fehler, den man die Ausgelassenheit zu nennen pflegt. Die Lebhaftigkeit hat also ihre Gränzen auf beyden Seiten, welche sie nicht überschreiten muß, wenn sie auf der einen Seite nicht zur Ausgelassenheit, auf der andern aber nicht zur Schläfrigkeit werden soll. Ein lebhafter Gesellschafter wird sich vor beyden hüten, und, zu Vermeidung der leztern, in einem höhern Grade zu Erreichung der gesellschaftlichen Absicht wirksam seyn, es aber, zu Vermeidung des erstern, bloß durch solche, geschickte gute Mittel seyn, die nicht mehr wirklich machen, als der jedesmahlige bestimmte gute Endzweck der Gesellschaft verstatten will.

Soll

Soll ein lebhafter Gesellschafter zu Erhaltung des Endzweckes durch dazu geschickte Mittel wirksam seyn, so muß er die Absicht der Gesellschaft stets vor Augen haben, die Mittel daraus erfinden, und sich alsdann in die erforderliche Wirkthätigkeit setzen. In seinen Handlungen muß eine Beziehung auf den Haupt-Endzweck und die unter demselben begriffenen Neben-Endzwecke Statt haben. Es muß in seinen Handlungen nichts gefunden werden, was ohne alle Wirkung auf die gesellschaftlichen bestimmten Absichten wäre, oder denselben gar zuwider liefe. Es muß eine Uebereinstimmung unter ihnen selbst, ein Zusammenhang zwischen ihnen und den unmittelbaren Absichten, die sie bewirken sollen, und eine Harmonie unter allen diesen mit den vornehmsten und Haupt-Endzwecken der Gesellschaft seyn. Denn wie wäre es sonst möglich, daß der Endzweck der Gesellschaft erreichet werden könnte, wenn die Handlungen nicht darnach eingerichtet würden? Durch dieses Merkmahl unterscheidet sich die Lebhaftigkeit von der Flüchtigkeit, einer Beschaffenheit, die gar zu oft mit der Lebhaftigkeit verwechselt wird, und es eben so wenig ist, als wenig ein Irrwisch ein Licht ist, welches einen Reisenden seinen Absichten gemäß führt. Die Flüchtigkeit setzt sich keinen gewissen Endzweck vor, noch viel weniger leidet es ihre Beschaffenheit, einen Haupt-Endzweck immer vor Augen zu haben, und daraus die Neben-Endzwecke, und nach denselben die Handlungen als die Mittel, einzurichten. Es ist ihr dieses allzu mühsam und allzu langweilig. Sie liebt die Verschiedenheit überhaupt, aber nicht die Verschiedenheit, die nach gewissen Absichten und Regeln geordnet ist, und mit einer Haupt-Sache in einer genauen Verbindung steht. Sie entfernt sich daher öfters von der Haupt-Absicht der Gesellschaft. Sie bringt nicht selten leere Handlungen in Beziehung auf die-

selbe zum Vorschein; ja, was noch mehr ist, sie verführt oft zu Handlungen, die gerade das Gegentheil davon bewirken. Kurz, ein flüchtiger Gesellschafter ist ein solcher, der seine Wirksamkeit nicht allein aus dem Haupt-Endzwecke der Gesellschaft, darin er sich befindet, bestimmt. Ich könnte mich, zur Rechtfertigung dieses Begriffes, auf die nur gar zu öftern Beyspiele der Flüchtigkeit berufen; allein, ich will, zur Erläuterung desselben, eins anführen, um deutlicher zu werden.

Aeolus ist ein Mitglied einer geschlossenen Gesellschaft, in welcher die Erweiterung der Erkenntniß in den schönen Wissenschaften der Haupt-Endzweck ist. Man versammelte sich neulich in dieser Absicht zur bestimmten Zeit. Die Stunde schlug. Aeolus kam, und mit ihm das Geräusch. Er rasselte an der Thüre, riß sie auf, stürzte auf seine Gesellschafter los, und schüttete mit einem schmetternden Lachen seine Complimente aus. Er warf seinen Degen ab, ergriff einen Lehn-Stuhl, legte sich in denselben hinein, und fing an sich darin zu wiegen. Seine Beine hingen nachläßig von dem Stuhle herab, und machten durch ihr abwechselndes Schlagen an denselben ein hölzernes Geläute. In den Mund faßte er einen Schlüssel, den er bald auf-, bald unterwärts bewegte, und aus einer Hand in die andere flog ein Apfel, gleich einem Weber-Schiffchen, das von einer Seite nach der andern geworfen wird. Allein, er konnte diesen Zustand nicht lange ertragen. Er sprang auf, pfif eine Menuet, hüpfte in dem Zimmer herum, und trallerte eine Arie aus der Zauberflöte. Unterdessen fing man an zu lesen. Man geboth ihm Stillschweigen. Er setzte sich zu recht, und hörte zu. Doch zum Unglück hörte er ein Pferd wiehern. Seine ganze Aufmerksamkeit war dahin. Er lief an das Fenster, und sahe dem Pferde so lange nach, als es ihm möglich war.

Er

Er kehrte nach seinem Stuhle zurück, und weil es ihm zu gemein war, sich wie andere Leute niederzusetzen, so stellete er sich auf den linken Fuß, und schwang den rechten über die Lehne des Stuhles, die eben nicht sehr hoch war, hinweg, und fiel so in seine Lage; kurz, er setzte sich auf seinen Stuhl nicht anders, als wie man sich zu Pferde zu setzen pflegt. Als das geschehen war, sahe er sich um, ob ihn auch jemand von den Anwesenden bewunderte, und, da dies nicht erfolgte, so fragte er, ob sie auch dergleichen Künste könnten, und stieg zu großer Verwunderung geschwinde noch einmahl zu Stuhl. Nun war er ein wenig ruhig nach diesem Auftritte. Die Gesellschaft konnte eine Seite aus der Schrift, welche vorgelesen wurde, ungestört anhören, bis auf der andern eine Beschreibung von der Galanterie kam. Da hatte Aeolus kaum einige Perioden von der mahlerischen Vorstellung eines Schmuckes, der den Hals eines schönen Frauenzimmers zierte, vernommen, als er plötzlich herausfuhr, und zu den aufmerksamen Zuhörern sagte: das Pferd hatte keinen schönen Hals, es war ein Speck-Hals. Die Gesellschaft murrete wider einen so schlechten Einfall, und legte ihm zum zweyten Mahl das Stillschweigen auf. Er beobachtete es eine Zeitlang, doch unter verschiedenen Bewegungen, die er den unruhigen Gliedern seines Körpers gab. Er trommelte mit den Fingern auf seinen beyden Knien. Er präsentirte das Gewehr mit einer länglichen Tobaks-Dose. Er zog bald ein großes, bald ein kleines Gesicht, und hörte unter diesen Abwechselungen immer mit auf das dasjenige, was vorgelesen wurde; doch machte er noch kein Geräusch. Jezt aber fing er an, mit geballten Fäusten auf seine Knie zu pauken; und weil er in seinen jüngern Jahren viele Zeit angewendet hatte, mit den bloßen Lippen den Ton einer Trompete nachzuahmen, so erinnerte er sich dieser ihm

beywohnenden Geschicklichkeit, und trompetete dazu. Die ganze übrige Gesellschaft wurde hierdurch aufgebracht, man hörte nichts als Unzufriedenheit, Verweise, Erinnerungen, und ein Gemisch von zänkischen Stimmen. Aeolus aber ließ sich hierdurch nicht irre machen, sondern paukte und trompetete fort, wenn er sich verantwortet hatte, und schien gleichsam durch diese kriegerische Musik die Gesellschaft zur Fortsetzung des Streites anfeuern zu wollen. Was diese nicht endigen konnte, endigte endlich ein anderer Zufall. Es wurde nähmlich von ungefähr ein Ochs vor dem Hause vorbey getrieben, und da dieser nicht ohne Brummen fortschritt, so hörte dieses Aeolus. Aeolus ist einer von denjenigen, die es für einen besondern Vorzug eines Menschen halten, die Stimmen der Thiere nachahmen zu können. Er hatte also kaum das Brummen gehört, so fing er an mit dem Ochsen um die Wette zu brummen. Dieses machte die Hunde, welche in dem Zimmer waren, aufrührisch; sie bellten. Aeolus hörte auf zu brummen, und fing auch an zu bellen. Die Hunde bellten wieder, und das Getöse ward so allgemein darüber, daß die Gesellschaft aus einander gehen mußte; Aeolus aber lachte.

Ich habe dieses Beyspiel angeführt, um den Unterschied des flüchtigen Gesellschafters in Ansehung desjenigen, der eine wahre Lebhaftigkeit besitzt, etwas sinnlicher zu machen. Es enthält dasselbe keine zusammengelesene Züge aus vielen besondern flüchtigen Charaktern, sondern in der That wirkliche, und manchen Gesellschaftern ganz besondere eigene, welche aber, wegen des ausserordentlichen Grades der Flüchtigkeit, die Stelle einer Schilderung im Allgemeinen vertreten können. Aeolus hat Wirksamkeit genug. Hände, Füße, Knie, Zunge, Lippen, alles ist in Bewegung. Er ist sogar in einem

nem höhern Grade geschäftig, zu dem Vergnügen der Gesellschaft seinen Theil mit beyzutragen. Aber er ist ein Störer derselben; er verursachet Unzufriedenheit und Mißvergnügen. Nun wird man denjenigen, der uns durch seine Gesellschaft mißvergnügt und unzufrieden macht, der unsere Endzwecke störet, niemahls unter die Lebhaften haben zählen hören. Aeolus wird also bey aller Verschiedenheit seiner Handlungen nicht lebhaft genennet werden können, sondern zu den Flüchtigen, seiner Aufführung wegen, gerechnet werden müssen. Der Grund liegt darin, daß er viele Handlungen vornimmt, die nicht aus dem Endzwecke der Gesellschaft, in der er sich befindet, hergeleitet werden können, mithin ungeschickte Mittel, denselben zu erreichen, abgeben. Ein Lebhafter wird daher die Mittel, den gesellschaftlichen Zweck zu erlangen, jedes Mahl aus ihm selbst erfinden, und nach demselben einrichten. Die Mittel denselben zu erreichen, sind nichts anders, als die Handlungen des Gesellschafters; da nun die Handlungen verschiedener Art sind, so entsteht die Frage: was für Arten der Handlungen überhaupt schicklich seyn, um die Absicht einer Gesellschaft zu erreichen?

Alle Handlungen eines Menschen müssen überhaupt entweder von der Seele allein, oder zugleich von ihr durch den Körper verrichtet werden. Die Handlungen sind demnach entweder körperliche, oder solche, die ohne Beyhülfe des Körpers geschehen. Ein Gesellschafter soll seinen Theil beytragen, um die Absicht der Gesellschaft zu erreichen; dieses erfordert Handlungen einer vernünftigen Seele, und da dieses nicht ohne körperliche Handlungen geschehen kann, so müssen diese mit den Handlungen der Seele verbunden werden. Handlungen der Seele und Handlungen des Körpers sind also die zwey Haupt-Arten der Mittel, wodurch ein lebhafter Gesellschafter wirk-

sam seyn muß. So viel die Seele Kräfte und Vermögen hat, so viel giebt es wieder besondere Arten der Handlungen der Seele. Es werden folglich Handlungen der Empfindungs-Kraft, der Einbildungs-Kraft, des Erdichtungs-Vermögens, des Gedächtnisses, des Witzes, des Verstandes, des Urtheilungs-Vermögens und der Vernunft, Statt haben, und einem lebhaften Gesellschafter, von Seiten seines Verstandes, nach Erforderniß der Gesellschaften den Endzweck derselben zu erhalten, behülflich seyn müssen. Von Seiten des Willens giebt es Handlungen, die aus einer deutlichen Einsicht in Bewegungs-Gründe erfolgen, aber auch solche, die man Triebe und Affecten nennt. Die Affecten setzen die Seele in einen lebhaften Zustand; sie werden also, durch die Regeln der Vernunft regiert, kein unschickliches Mittel seyn, dessen ein lebhafter Gesellschafter im nöthigen Falle sich bedienen kann, so wie bey andern Gelegenheiten die übrigen Wirkungen des Willens von ihm glücklich werden angewendet werden können. Wenn die Handlungen der Seele, welche gegen Andere an den Tag geleget werden, die gehörige Wirkung haben sollen, so müssen die Handlungen des Körpers denselben gemäß eingerichtet werden. Die Geschicklichkeiten des Körpers, und die den Handlungen der Seele gemäß bestimmten Bewegungen der Augen, der Hände, der Füße, und des ganzen Körpers, die Mienen, die Rede, der Ton, die Aussprache, und alle andere durch Uebung erlangte Fertigkeiten, werden, die Wirkungen der Seele zur Lebhaftigkeit zu erheben, vornehmlich erforderlich seyn. Alle diese verschiedene Arten der Handlungen werden zur Lebhaftigkeit weit geschickter seyn, wenn in ihnen eine Fertigkeit herrscht, als wenn sie langsam verrichtet werden. Ich habe dieses etwas umständlicher deswegen aus einander gesetzt, um den Ausdruck: in ei-

nem höhern Grade wirksam seyn, erklären zu können. Dieser bedeutet nichts anders, als: viele verschiedene Arten von Fertigkeiten der Seele und des Körpers zu Erreichung des gesellschaftlichen Endzweckes anwenden.

Wenn man nun die bisher einzeln angegebenen Merkmahle von dem lebhaften Gesellschafter zusammen nimmt, so kann man ihn vollständiger folgender Maßen beschreiben; daß er ein solcher Gesellschafter sey, der zu Erreichung eines guten gesellschaftlichen Endzweckes durch Anwendung vieler verschiedener hierzu dienlicher Arten von guten Fertigkeiten der Seele und des Körpers wirksam ist.

Man kann aus diesem Begriffe verschiedene Folgen herleiten, welche theils die Eigenschaften desjenigen betreffen, der sich diese Tugend erwerben will, theils die Mitel, die man anzuwenden hat, darzu zu gelangen. Ich will nur einige herausziehen, die zu dieser Sache dienen.

1. Da ein lebhafter Gesellschafter nur zu guten Endzwecken wirksam ist, welche in einer Gesellschaft angenommen worden sind, so kann kein lebhafter Gesellschafter in bösen Gesellschaften Statt haben. Und da es unter dem menschlichen Geschlechte viele böse Gesellschaften giebt, so folgt, daß, so lange Laster und Tugend den Erdboden theilen, niemand eine allgemeine Lebhaftigkeit erlangen, oder sich in allen Gesellschaften ohne Unterschied lebhaft betragen könne, wenn man unter diesem Worte eine wahre Lebhaftigkeit versteht, und die scheinbare nicht mit darunter begreift.

2. Folgt hieraus, daß diejenigen, welche zu ihrem Handlungs-Grunde in Gesellschaften annehmen, keine Gesellschaft zu verderben, nicht die wahre, sondern eine scheinbare Lebhaftigkeit besitzen, weil sie in bösen Gesellschaften moralisch böse sind, und in guten

Gesellschaften eben deswegen nicht tugendhaft seyn können, ob sie sich gleich so stellen.

3. Ferner muß derjenige, der die wahre Lebhaftigkeit besitzen will, gute Fähigkeiten von Natur erhalten haben, solche aber nicht roh und unbearbeitet liegen lassen, sondern die dadurch erlangten Fertigkeiten immer mehr und mehr zu vergrößern suchen. Denn ein lebhafter Gesellschafter muß viele verschiedene Arten von Fertigkeiten verbinden, um die Absicht seiner Gesellschaft zu erreichen; Fertigkeiten aber setzen Fähigkeiten voraus. Hieraus folgt, daß derjenige, der nicht viele Fähigkeiten von Natur empfangen hat, eine nur sehr eingeschränkte und kleine Lebhaftigkeit erhalten, derjenige aber, der viele empfangene Fähigkeiten nicht ausbessert und zu Fertigkeiten erhebt, keine große erreichen könne, ob er gleich die Anlage dazu hat; daß derjenige, der seine Fertigkeiten verliert, den Grad seiner Lebhaftigkeit nach dem Grade des Verlustes schwäche, und derjenige, der seine Fertigkeiten vermehrt, seine Lebhaftigkeit nach dem Grade der Vermehrung vergrößere, mithin es keinen Widerspruch in sich schließe, daß jemand, der zuvor nicht lebhaft war, es nachher noch werden könne.

4. Derjenige, der ein Besitzer der wahren Lebhaftigkeit seyn will, muß eine gereinigte Vernunft und ein scharfes Urtheilungs-Vermögen haben; denn er soll die Endzwecke der Gesellschaften beurtheilen, und, ehe er sich in Wirksamkeit setzt, untersuchen, ob sie auch moralisch gut sind. Nun giebt es ein scheinbares und ein wahres Gute; beydes wird gemeiniglich mit einander verwechselt. Es ist daher eine Schärfe des Urtheiles nöthig, um die Verwirrung zu entdecken, und das Blendende in dem Scheine zu vermeiden.

5. Der Besitzer einer wahren Lebhaftigkeit muß einen gebesserten Willen haben; denn er soll durch Handlungen den Endzweck erreichen, diese aber können ohne den Willen nicht vollbracht werden. Dieser aber muß gebessert seyn, damit er nicht zu Erreichung eines moralisch bösen gesellschaftlichen Endzweckes mit wirke, und von der wahren zur scheinbaren Lebhaftigkeit verführet werde, sodann aber auch bey guten Endzwecken sich vor bösen Handlungen hüten könne.

6. Ein Besitzer der wahren Lebhaftigkeit muß geschwinde und geübt im Erfinden seyn, mithin eine gute Erfindungs-Kraft haben; denn er soll den Endzweck der Gesellschaft durch gute geschickte Mittel zu erreichen, nach seinen Kräften bemühet seyn, die Mittel aber und deren Tauglichkeit sind jederzeit aus dem Endzwecke zu schließen und herzuleiten. Sind aber die Mittel gefunden, so gehört auch eine geschickte Verbindung und Anwendung derselben dazu, wenn die Erreichung des Endzweckes Statt haben soll. Es muß daher

7. ein Besitzer der wahren Lebhaftigkeit Klugheit besitzen; denn die Klugheit ist die geschickte Anwendung der durch die Weisheit erfundenen Mittel. Man wird es oft aus der Erfahrung wahrnehmen, daß jemand Fähigkeiten in keinem geringen Grade besitzt, daß er Fertigkeiten von verschiedenen Arten hat, daß er nicht langsam im Erfinden ist, aber die erfundenen Mittel nicht geschickt verbinden und auf die Erreichung des Endzweckes anwenden kann. Die Klugheit ist es, die aus der ganzen Menge der Fertigkeiten, die ein lebhafter Gesellschafter sich erworben hat, diejenigen in Anwendung bringt, die man bey jedesmahligem Vorfalle nöthig hat. Sie ist es, die von den sich zudrängenden Einfällen des Witzes nur diejenigen wählt, welche den wahren Charakter desselben

ben an sich tragen, und läßt uns niemahls in den Fehler verfallen, den diejenigen begehen, die, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, in den Tag hinein schwatzen, oder unvernünftiges Zeug plaudern. Sie macht uns vorsichtig, daß wir durch unsere Worte und Mienen niemand beleidigen, und lieber unsere unzeitigen und zweydeutigen Einfälle, als unsere Freunde, verlieren mögen. Sie ist eine der unentbehrlichsten Gefährtinnen eines lebhaften Gesellschafters, wenn er diesen ehrenvollen Nahmen behaupten, und in der Gesellschaft eine harlequinmäßige Aufführung vermeiden will.

8. Weil ein lebhafter Gesellschafter immer den Endzweck der Gesellschaften vor Augen haben muß, so muß er dasjenige, was ihn daran hindern kann, aus dem Wege räumen. Denn wofern dieses nicht ist, so kann er nicht in dem gehörigen Grade zu Erreichung des Endzweckes wirksam seyn. Er muß daher in der Gesellschaft frey von Zerstreuung, frey von fremden Gedanken seyn. Er muß seine häuslichen Beschäftigungen und Sorgen, welche sich dazu nicht schicken wollen, nicht mit bey sich tragen. Er muß Herr über seine Leidenschaften seyn, damit er durch den hohen Grad ihrer Unbändigkeit nicht von dem Ziele abgewandt, und in Einrichtung der Mittel nach dem Endzwecke gehindert werde. Da die Furcht und Blödigkeit in Gegenwart Anderer große Hindernisse in der Aufmerksamkeit auf die gegenwärtigen Umstände sind, in denen man sich befindet, so wird ein Lebhafter auch von diesen sich vor andern frey zu machen haben, und sich einer anständigen Freymüthigkeit und der Gegenwart des Geistes befleißigen müssen.

9. Je mehr jemand weis, je mehrere Fertigkeiten jemand hat, je verschiedener Art diejenigen Dinge sind, die er weis, je geschickter er in der Verbindung aller dieser Dinge ist, desto lebhafter kann er seyn.

Es

Es giebt daher verschiedene Grade der Lebhaftigkeit. Dasjenige Alter demnach, worin man die mehreste Kenntniß, die meisten Fertigkeiten hat, darin beyde Theile in Absicht auf ihre Verschiedenheit die stärksten sind, ist das lebhafteste in Absicht auf die andern. Daher verringert dasjenige Alter, in welchem die Gemüths-Kräfte schwächer werden, und der Körper sowohl, als die Seele, ihre Fertigkeiten dem Grade nach verlieren, die Lebhaftigkeit, und man sieht daher, warum alte Leute gemeiniglich nicht mehr so lebhaft sind, wie sie es in jüngern Jahren waren.

10. Die Erfahrung lehrt, daß, wenn man eine Fähigkeit, oder etliche allein, anbauet, die andern dadurch stumpf werden. Wer das Gedächtniß meistentheils übt, und die Urtheilungs-Kraft nachsetzt in der Uebung, der wird stumpf im Urtheilen; und eben so wird das Gedächtniß durch den Mangel der Uebung geschwächt, wenn man dieselbe bloß auf die Urtheilungs-Kraft richtet. Gleiche Bewandtniß hat es mit den andern Kräften der Seele. Ein Verstand, der sich bloß oder mehrentheils mit allgemeinen Dingen beschäftigt, wird stumpf zu den sinnlichen; und eine Seele, die sich vorzüglich mit dem Sinnlichen beschäftigt, kann sich nicht wohl zu dem Allgemeinen erheben. Wer demnach seine Lebhaftigkeit nicht schwächen, sondern sie im Gegentheil vermehren will, der übe weder bloß die Kräfte der höhern Erkenntniß-Vermögen, noch allein die untern Seelen-Kräfte, noch auch allein die Kräfte des Körpers, sondern gebe den Uebungen in allen diesen ein solches Verhältniß, daß keine Fertigkeit und keine Fähigkeit, der andern wegen, merklich leide, weil er sonst durch Schwächung und Zernichtung gehabter Fähigkeiten die Sphäre seiner Lebhaftigkeit enger und kleiner macht. Ein lebhafter Gesellschafter aber ist verbunden, sie immer, so viel möglich, größer und weiter zu machen.

11. Der Begriff der Lebhaftigkeit lehrt uns, daß sie eine praktische Tugend eines Gesellschafters sey; die Vortheile also, die von einer praktischen Erkenntniß überhaupt zu erwarten sind, werden auch hier durch die Ausübung dieser Tugend in Gesellschaften zu erwarten seyn. Damit man aber die Ausübung derselben sich erleichtere, muß man solche Gesellschaften wählen, in denen man nach dem jedesmahligen Maße seiner Fähigkeiten und erlangten Fertigkeiten lebhaft seyn kann. Denn wählt man solche, die ausser der Sphäre eines gewissen Grades der Lebhaftigkeit liegen, so kann man als ein lebhafter Gesellschafter nicht zum Endzwecke der Gesellschaft mit wirksam seyn, man bleibt ein stummer Zuhörer, und wird sich und der Gesellschaft oft zur Last. Aus der Ausübung dieser Tugend selbst wird man alsdann für sich noch besonders die Hindernisse und die Mängel entdecken können, welche die Lebhaftigkeit hindern und unvollkommen machen. Man wird alsdann überzeugt werden können von dem Grade seiner Urtheilungs-Kraft, nach dem man aus den Wirkungen seiner eigenen Handlungen bey den Gesellschaftern sieht, ob man geschickte Mittel gewählt habe, oder nicht. Man wird aus der Geschwindigkeit oder Langsamkeit seiner Handlungen schließen können, ob man das gehörige Maß von der Gegenwart des Geistes, von der feurigen Einbildungs-Kraft, von dem Witze, und den andern dazu erforderlichen Gaben, habe. Denn wenn unsere Kräfte von Andern in Wirkung gesetzt werden, so offenbaret sich uns ihr Vermögen weit deutlicher, und gewisser, als wenn wir uns ohne Proben und Prüfungen ihren Gehalt vorstellen. Der Witz eines Gesellschafters überfällt uns von ungefähr; wir werden verwirrt; wir antworten, und antworten so, daß wir uns noch mehr verwickeln; wir haben Mühe, uns aus dem Netze heraus zu ziehen. Wie lehrreich können

nen

nen nicht solche Zufälle für einen nachdenkenden lebhaften Gesellschafter werden! Was für Ermunterung giebt uns nicht ein Fehltritt, der uns so theuer zu stehen gekommen ist, auf das Künftige die schlüpfrige Bahn zu vermeiden, und uns von der Seite zu verstärken, wo es uns noch fehlt! Jener weise Ausspruch: lerne dich selbst kennen! ist einem Gesellschafter in Absicht der Lebhaftigkeit ungemein vortheilhaft; und er kann sich nicht besser kennen lernen, was diesen Punct betrifft, als wenn er in Gesellschaften ist, und sich bemühet, lebhaft zu seyn. Seine eigene Fehltritte werden sichere Führer für ihn auf die Zukunft werden. Die Muster Anderer werden ihn ermuntern, und zugleich unterrichten. Die Fehler Anderer werden ihn warnen können. Die Uebung aber in der Lebhaftigkeit selbst wird ihn geschickter und ungezwungener, mithin auch angenehmer in dieser Art der Aufführung machen.

12. Vielleicht will man wissen, welche Temperamente sich am besten zur Lebhaftigkeit schicken. Ich kann aus dem, was ich von den Eigenschaften eines lebhaften Gesellschafters gesagt habe, überhaupt antworten, daß diejenigen sich am besten zur Lebhaftigkeit schicken, die mit den mehresten Fähigkeiten, in Ansehung des Verstandes, des Willens und des Körpers, verbunden sind. Allein, wenn ich weiter bestimmen soll, ob es das sanguinische, oder cholerische, oder das phlegmatische, oder das melancholische sey, so werde ich diese Bestimmung unerörtert lassen. Ich habe bemerkt, daß wenn von der Güte der Temperamente, und ihrem Verhältnisse gegen eine Vollkommenheit des Verstandes oder des Willens, die Rede gewesen ist, man oft durch Angabe und Benennung desjenigen, welches das beste für diese oder jene Vollkommenheit wäre, Gelegenheit bey den Lesern gegeben hat, ihre Eigenliebe rege zu machen, und daß

man unschuldiger Weise die Ursache gewesen ist, daß sie sich ein Temperament beylegten, welches sie doch nicht gehabt haben, bloß, um von der Anzahl derer nicht ausgeschlossen zu seyn, die, ihrem Temperamente nach, den nächsten Anspruch auf diese oder jene Vollkommenheit hatten. Ich befürchte von der gegenwärtigen Bestimmung ein gleiches. Denn die Lebhaftigkeit ist eine von denen Eigenschaften, um deren willen man leicht sein wahres Temperament verkennen, und ein derselben gemäßeres annehmen mag, um ein näheres Recht zu ihrem Besitze sich einzubilden. Ueberdies möchte man aus einer solchen Bestimmung Andern diese gesellschaftliche Tugend deswegen absprechen, weil sie dieses oder jenes Temperament nicht besäßen, und sie Andern, weil sie dieses oder jenes Temperament hätten, beylegen, welches in beyden Fällen ungegründet seyn würde. Ich will daher lieber schweigen. Ich weis, man wird den Phlegmaticum und Melancholicum gewiß nicht darzu rechnen.

13. Ob ich auch die Spiel-Gesellschaften der Lebhaftigkeit fähig halte? Ich sollte es meinen, denn es fallen ja Abwechselungen genug dabey vor. Man darf nur auf die Gesichtszüge und Bewegungen der Spielenden Acht haben, so verändern sie sich öfter, als das Wetter im April. Hier zieht sich auf der Stirn des einen ein Gewitter zusammen, und ein Fluch oder Schwur donnert aus dem Munde heraus; dort schielt die Gewinnsucht und die Neugierde in die Karte des Andern. Hier hört man ein spöttisches Gelächter; dort mit Fleiß versprochene Worte, die der Spiel-Gebrauch eingeführt hat. Bald erhebt sich die Zanksucht, bald dringt der Widerwille ein. Ist ein Gesellschafter im Spiele schuld daran, daß das Spiel gewonnen wird, so hält ihm der andere seinen Fehler vor, den er doch das nächste Mahl selbst begeht, und dadurch dem erstern wieder Ursache giebt,

mit

mit ihm zu zanken. Ein Anderer schmeißt die Karten weg, und will nicht mehr spielen; er steht auf, setzt sich wieder, und spielt wieder. Ein Anderer schimpft. Man ändert die Art des Spieles. Zuvor spielte man erlaubte Spiele; man schreitet zu unerlaubten. Ist nicht in solchen Spiel-Gesellschaften Abwechselung genug? Ist dieses alles nicht lebhaft? — Nein, nicht so lebhaft, als in denjenigen Spiel-Gesellschaften, wo alles dieses wegfällt.

Lebinichen, oder Lübinichen, ein der Herrschaft Storkow eingepfarrtes Dorf, im obersächsischen Kreise, von welchem ein kleiner See den Nahmen hat, der zwischen dem storkowschen und lebinichenschen Felde und riplosschen Busch liegt. Vormahls ist aus demselben durch den neuen Flöß-Graben oder stansdorfer Canal, Holz geflößet worden.

Lebida, siehe Lebeda, im LXVI Th., S. 678.

Lebitz, ein Marktflecken in Ungarn; siehe Laibitz, im LIX Th., S. 19, f.

Leblos, ein Bey- und Neben-Wort, lebloser, lebloseste, L. inanimatus; Fr. inanimé. Man nennt leblos dasjenige, was kein Leben, d. i. keine eigene Bewegungs-Kraft, hat, im Gegensatze des lebend; todt nennt man dasjenige, was des Lebens beraubt ist. Wenn man also von einem Dinge sagt: es ist todt, so setzt dieses allezeit voraus, daß es ein Leben gehabt habe, und nun desselben beraubt sey. Leblos hingegen kann man auch von solchen Dingen sagen, welche niemahls ein Leben gehabt haben. Man sagt von einem Menschen: er ist todt, wenn er zu leben aufgehört hat, oder des Lebens beraubt ist; imgleichen, ein todtes Thier, ein todter Baum, weil auch der Baum ein gewisses Leben hat, dessen er beraubet werden kann.

Hingegen ein lebloses Bild, Weish. 15, 5. ein lebloser Klotz, lebloser Stein, u. s. w. in Absicht,

ſicht, daß dieſe Dinge niemahls ein Leben gehabt haben. Lebloſe Götzen, Weish. 14, 29.

Todt ſagt man im gewöhnlichen Reden, von allem, was das Leben verloren hat, oder nicht mehr lebt. Ein alter Greis, z. B. kann ſagen: Sie ſind alle todt, die ich in meiner Jugend gekannt habe; aber er wird nicht ſagen: ſie ſind alle leblos. Hingegen braucht man das Wort leblos, bisweilen in einem erhabenen Stil, z. B. Er lag leblos vor mir, oder: Derjenige, vor welchem ſich geſtern noch, alles fürchtete, liegt heute leblos im Sarge, wenn man zu erkennen geben will, es ſey nun faſt nicht anders mit jemand beſchaffen, oder man mache ſich nicht mehr aus ihm, als ob er niemahls gelebt hätte.

Daher die Lebloſigkeit, der Zuſtand eines Dinges, da es leblos iſt.

Lebnah, Libnah, Lobnah, לִבְנָה, LXX. Λεβνα, Vulg. Lebna, Lobna und Labana, eine Stadt in Süd-Judäa. Euſebius und Hieronymus beſtimmen ihre Lage nur im Allgemeinen, indem ſie ſagen, ſie habe in dem Diſtricte von Eleutheropolis gelegen. Man findet ſie in dem Verzeichniſſe der 31 Königs-Städte des alten Kanaans; Joſ. 12, 15. Sie wurde von Joſua erobert, und ihr König mit allen Einwohnern getödtet; Joſ. 10, 29. 30. Bey der Landes-Vertheilung fiel ſie dem Stamme Juda zu, und lag in der Ebene Sephelah; Joſ. 15, 42. Hierauf wurde ſie den Prieſtern eingeräumet; Joſ. 21, 13. 1 Chron. 6, 57. Unter der Regierung Jorams ſtieg das Mißvergnügen der Einwohner ſo hoch, daß ſie von ihm abfielen; 2 Kön. 8, 22. 2 Chron. 21, 10. In der Folge wurde die Stadt von dem aſſyriſchen Könige Sanherib eingenommen; 2 Kön. 19, 8. Jeſ. 37, 8. Sie war der Geburts-Ort desjenigen Jeremias, deſſen Tochter Hamutal, der König Joſias heurathete; 2 Kön. 23, 31. 24, 18.

Dieſes

Dieſes Lebnah darf man weder mit dem iſraelitiſchen Lager-Platze in der Wüſte des Schilf Meeres, 4 Moſ. 33, 20. noch mit dem Schichor-Libnath (dem Fluſſe Belus), noch mit Lebonah in Samarien, wovon der folgende Artikel handelt, verwechſeln.

Bellermann Handbuch der bibliſchen Literatur, 3 Th. (Erf. 1793, 8.) S. 141, f.

Lebonah, Libonah, לִבְנָה, in Samarien, in West-Paläſtina. Man findet dieſen Ort bloß Richt. 21, 19. wo er in Norden von Siloh angeführt wird, ungefähr auf dem Wege von Bethel nach Sichem. Nach Bochart iſt Lebonah, 4 Stunden von Sichem, und war zu ſeiner Zeit ein ſchöner Flecken. Maundrel hat ebenfalls 4 Stunden ſüdwärts von Sichem (Nabolos), den Khan-Leban (die Herberge Leban), und nicht weit von dem Khan weſtwärts das Dorf Leban. Damit ſtimmt überein, was Troilo, Breitenbach, Thomſon ꝛc. von dieſem ſchönen Dorfe ſagen, ſo daß man aus der Aehnlichkeit des Nahmens und aus der paſſenden Lage wohl ſchließen darf, das alte komme mit dem neuen überein. Man darf es weder mit dem Lager-Platze in der Wüſten des Schilf-Meeres, 4 Moſ. 33, 20. noch mit dem im vorhergehenden Artikel beſchriebenen Lebnah oder Libnah in Judäa, verwechſeln.

Bellermann a. ang. O. 2 Th. (Erf. 1790, 8.) S. 509.

Lebtage, (die) ein nur im gemeinen Leben in der vierten Endung des Plurals, und zwar nur mit den poſſeſſiven Fürwörtern, mein, dein, ſein, u. ſ. f. üblches Wort für Lebens-Tage, Lebens-Zeit. Daß du den Herrn — fürchteſt — du und deine Kinder — alle eure Lebetage, (Lebtage) 5 Moſ. 6, 2. Auf daß es uns wohl gehe alle unſer Lebtage, V. 24. Ich werde mich ſcheuen alle mein Lebtage, Eſ. 38, 15. Ich habe ihn mein Lebtage nicht geſehen, in mei-

nem

nem Leben nicht. Wo das Fürwort gemeiniglich um sein leztes e gebracht wird.

Ein Lebetags-Recht, Jus advitalitatis, bestellt ein Ehemann seiner Frau in seinen Gütern und Vermögen, während seiner Lebens-Zeit, als eine Verschreibung.

Königl. preußisches Rescript an die westpreußische Regierung: über den Umfang und die Wirkungen des Juris advitalitatis. De dato Berlin, d. 23 May 1791.

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preussen ꝛc. ꝛc. Unsern ꝛc. Nachdem über den Umfang und die Wirkungen des Juris advitalitatis, welches ein Ehemann seiner Frau in seinen Gütern und Vermögen per modum Pacti bestellet, und über den Einfluß, welcher einer solchen Verschreibung auf die Rechte des Ehemannes in Ansehung der Disposition über seine Güter während seiner Lebenszeit beyzulegen ist, auch Unsere Gesetz-Commission mit ihrem Gutachten vernommen worden, so wird hierdurch festgesezt:

> Daß die Disposition des Mannes über sein Vermögen, bey seiner Lebenszeit durch das seiner Frau verschriebene Lebetags-Recht keinesweges eingeschränkt wird, daß daher auf den bloßen Grund einer solchen Verschreibung, weder zur Eintragung späterer Schulden, noch zur Löschung des Tituli possessionis, noch zu andern über ein Immobile zu treffenden Verfügungen, noch zur Löschung des Juris advitalitatis selbst, wenn gleich dasselbe auf den Antrag des Besitzers im Hypothekenbuche wirklich vermerkt worden, die Zuziehung und Einwilligung der Ehefrau erforderlich ist.

Dahingegen muß, auf den Fall, wenn eine solche Ehe, wo der Frau das Lebetags-Recht verschrieben ist, durch richterliches Erkenntniß getrennt, und der Mann für den schuldigen Theil erklärt wird, in den

wegen

wegen Abfindung der Frau durch Vergleich oder Erkenntniß festzusetzenden Bestimmungen auch das Erforderliche wegen des einer solchen Frau schon ex tunc zukommenden Genusses ihres Lebetags-Rechts nach allgemeinen gesetzlichen Vorschriften regulirt werden; und ist es alsdann der Frau unbenommen, so weit ihr darnach ein solcher wirklicher Genuß schon während der Lebenszeit ihres Mannes zukommt, das Nöthige deshalb zur Salvirung ihres dinglichen Rechts im Hypothekenbuche vermerken zu lassen. Aber auch in diesem Falle kann die Frau die vor Eintragung dieses Vermerks von ihrem geschiedenen Manne über das Immobile bey dem Hypothekenbuche getroffene Dispositiones in praeiudicium tertii keinesweges anfechten. Sind ꝛc. Berlin, d. 23 May 1791.

Ad Mandatum.

v. Carmer.

Lebus, L. Lebusium, eine kleine Stadt an der Oder, in der Mittelmark Brandenburg. Die umliegende Gegend wird der lebusische Kreis genannt.

Der lebusische Kreis gränzt: gegen Norden, an den ober-barnimschen Kreis und die Neumark; gegen Osten, ebenfalls an die leztere; gegen Süden, an die Nieder-Lausitz, und den bees- und storkowschen Kreis; und gegen Westen, an den lezten und oberbarnimschen Kreis. Die Oder scheidet ihn von der Neumark. Des Hrn. geh. R. v. Oesfeld Karte von demselben, gestochen von dem Hrn. geh. Secret. Sotzmann, und für gegenwärtiges Werk copiert von Hrn. Kupferstecher Halle, Fig. 3978, ist ein schönes Blatt.

Der Flächen-Inhalt beträgt $28\frac{3}{9}$ Quadrat-Meilen.

In diesem Kreise muß die Höhe und der Bruch unterschieden werden, welcher lezte den besten Weizen-Acker, und gutes Land für Gerste und Hafer hat. Von der Höhe hat der beste hoch gelegene Boden ver-

mischtes Weizen-, Gerste- und Hafer-Land; die mittlere Höhe gutes Gerste-, Hafer- und dreyjähriges Rocken-Land; die schlechte Höhe aber gar kein, oder schlechtes Gerste-Land, Hafer- und dreyjähriges Rocken-Land. Im Bruche, ist Einsaat: beym Weizen 1 Scheff. 6 Metzen; beym Rocken, 1 Scheff. 2 M. bis 1 Sch. 4 M.; Gerste, 1 Sch. 6 M.; Hafer, 1 Sch. 4 M. bis 1 Sch. 8 M.; Ertrag vom Weizen: 6 Korn; vom Rocken, $4\frac{1}{2}$ bis 5; von der Gerste, 6 bis 7, und vom Hafer $5\frac{1}{2}$ Korn. Auf der Höhe, nach ihrer Verschiedenheit, Einsaat: an Weizen, 1 Sch. 4 bis 6 Metzen, Ertrag 5 bis 6 Korn; an Rocken, Einsaat: 10 Metzen, bis 1 Sch. 2 M., Aernde 3 bis 5 Korn; an Gerste, Einsaat: 1 Sch. bis 1 Sch. 6 M., Ertrag 4 bis 6 Korn; Hafer, Einsaat: 14 M. bis 1 Sch., und Aernde 3 bis 4 Korn.

Von dem Acker-Lande besitzen die Städte: 12,276 Morgen 178 □Ruthen, als: 7332 M. 85 □R. dreyjähriges, 134 M. 55 □R. fünfjährriges, 2478 M. 108 □R. sechsjähriges, 1582 M. 90 □R. neunjähriges, und 749 M. 20 □R. zwölfjahriges Land; das platte Land aber: 33744 M. 29 □R., nähmlich: 30,486 M. 54 □R. dreyjährriges, 1670 M. 149 □R. sechsjähriges, 834 M. 174 □R. neunjähriges, und 752 M. 12 □R. zwölfjähriges Land.

Die königlichen Waldungen betragen 33,906 Morgen 40 □Ruthen; und die städtischen Waldungen, 18,961 Morgen 126 □Ruthen.

Im Bruche giebt es meistens zweyschürige oder doch gute einschürige, auf der Höhe aber schlechte zwey- und einschürige Wiesen.

Den Zustand dieses Kreises von 1625, hat der Landschafts-Einnehmer Heinrich Gause 1679 beschrieben, und nach dem Catastro enthielt der Kreis: 996 Hufener oder Bauern, 1046 Kossaten, 40 Schmiede

de (ohne 90 Lauf-Schmiede), 221 Hausleute und Einwohner, 77 Hirten, 60 Schäfer, 72 Fischer, und 7 halbe Fischer, 26 Müller, 15 Kostknechte, 5 Schwein-Hirten, 57 Gärtner, 2 Leinweber, 1 Hammer-Meister.

Wenn die Ritterschaft der Mittelmark 627 Rthlr. 16 Gr. aufzubringen hat, trägt der lebusische Kreis dazu 94 Rthlr. 3 Gr. 8 Pf. bey; und wenn die Ritterschaft und Städte der Mittelmark 171 Rthl. 22 Gr. 9⅓ Pf. aufbringen, so giebt der lebusische Kreis 25 Rthlr. 19 Gr. Die Hufen und Aecker sind 1686, zum Behuf der Contribution in eilf Classen abgetheilt. Im J. 1685 brachte die Contribution monathlich nur 492 Rthlr. 8 Gr. 10 Pf.; nachmahls ist sie bis auf 1278 Rthlr. 15 Gr. 8 Pf. gestiegen. Die mittelbare Stadt Fürstenwalde giebt zu allen ordentlichen und ausserordentlichen Abgaben des Kreises, den vierzehnten Theil; wenn also dieser in einem Jahre 17426 Rthlr. 11 Gr. aufbringen muß, trägt Fürstenwalde dazu 1147 Rthlr. 17 Gr. bey, und das übrige tragen die vier andern der Contribution unterworfenen Städte, der Flecken Lindow, und die Dörfer. 1749 bis 50 wurde die jährliche Contribution auf 19,487 Rthlr 20 Gr. gesetzt; doch betrug sie von 1774 bis 1779, jährlich nur 16,493 Rthlr. 5 Gr. 7 Pf., bis 16,738 Rthlr. 20 Gr. 7 Pf. Die alte Anlage zum Cavallerie-Geld, war 5961 Rthlr. 23 Gr.; nachher sind von 1749 bis 50, noch 369 Rthlr. 7 Gr. hinzugekommen, so daß sie seitdem 6331 Rthlr. 6 Gr. betragen hat.

Im J. 1773, rechnete man bey der kurmärk. Kriegs- und Domainen-Kammer, in diesem Kreise 19 königliche und 42 adeliche Vorwerke; 30 königliche, 55 adeliche und 4 Kämmerey-Dörfer; 25 königliche, 32 adeliche, 17 städtische, und 8 gewissen

Eigenthümern zugehörige Mühlen, und 8 königliche Aemter.

Im J. 1786, hatte der Kreis 3 unmittelbare (immediate) und 3 mittelbare (mediate) Städte, 1 Flecken, 113 Dörfer, 15 Ziegeleyen, 1 Theer-Ofen, 6619 Feuerstellen, nähmlich: 2548 in Städten, und 4071 auf dem platten Lande.

Städte: Frankfurth an der Oder, Müncheberg, Müllerose, Fürstenwalde.

Königliche Aemter: Lebus, Sachsendorf, Golzow, Friedrichsaue, Wollup, Kienitz, Fürstenwalde, Biegen.

Adeliche und andere Oerter: Buckow, Damsdorf, Obersdorf, Münchehofe, Albertinenhof, Bayersberg, Belendorf, Bienenwerder, Bodelzig, Boßen, Briesekow oder Wrießig, Briesen, Carzig, Clessin, Cliestow, Demnitz, Diedersdorf, Döbberin, Dolgelin, die eichendorfsche Mühle, Falkenberg, Falkenhagen, Friedersdorf, Görlsdorf, Gorgast, Gusow, Hackenow, Hasenfelde, Heinersdorf, Hermersdorf, Jacobsdorf, Jahnsfelde, Hohen-Jehsar, Nieder-Jehsar, Kienbaum, Kühnwerder, Kunersdorf, Lichtenberg, Lietzen, Hohen-Lindow, Nieder-Lindow, Neu-Lindow, Lossow, Alt-Madlitz, Neu-Madlitz, Markendorf oder Markgrafendorf, Marksdorf, Merien, Neuendorf, Neuentempel, die Niederlage bey Briesen, Ortwig, Petersdorf, Petershagen, Platikow, Postien, Quappendorf, Quilitz, Reutwen oder Reitwein, Rosengarten, Alt-Rosenthal, Neu-Rosenthal, Sieversdorf, Wüsten-Sieversdorf, Steinhöfel, Stensdorf, Neuen Tempel, Tempelberg, Trebnitz, Trebus oder Trebbus, Treplin, Tucheband, Tzschetzschnow, Willmersdorf, Worin, Wermelinsee, Wulkow bey Frankfurth oder Wüsten-Wulkow, und Wulkow bey Quilitz.

Einwohner waren, mit Einschluß des Militair, 49,879, als: 20,981 in Städten, wovon 17,213 zum Civil-Stande und 3768 zum Militair gehören; und 28,898 auf dem Lande, mit Einbegriff des beurlaubten Militair.

Vieh hatte dieser Kreis: 127,873 Stück, als: 12,059 Pferde; 9966 Ochsen; 14,308 Kühe;

5586 Stück jung Vieh; 67,735 Schafe, und 18,219 Schweine.

Die Getreide-Aussaat, betrug 7,038 Wispel, und zwar: an Weizen, 490; an Rocken, 3068; an Gerste, 2137, und an Hafer 1343 Wispel.

Zur Consumtion, wurden 28,257 Stück Vieh erfordert, nähmlich: 2564 Ochsen und Kühe; 13,071 Schafe und Hammel; 6863 Kälber, und 5759 Schweine, so, daß 99,616 Stück Vieh übrig blieben. An Getreide hatte man, mit Einschluß des Saat-Kornes, 27,055 Wispel nöthig; als: 2483 W. Weizen; 11,560 W. Rocken; 7110 W. Gerste, und 5912 W. Hafer.

Im J. 1765 bis 1767, wurden in diesem Kreise, mit einem Aufwande von 38,366 Rthlr., 123 Büdner-Familien angesetzt, und zwar 70 Familien im Amte Fürstenwalde, 40 im Amte Lebus, und 13 im Amte Biegen zu Ober-Lindow und Duberow.

Im J. 1759, litt der Kreis viel von Russen und Oestreichern.

Das königliche Amt Lebus, ist aus dem ehemahligen Bisthume Lebus entstanden, welches der pohlnische Fürst Miezislav, im J. 695 in Rothrußland, (man weis aber nicht, an welchem Orte), gestiftet, und sein Nachfolger Boleslav recht eingerichtet hat. Es hat also nicht vom Anfange an das lebusische Bisthum geheißen. Um das Jahr 1300 war es zu Göritz, und endlich wurde es von Lebus benennet, als diese Stadt an das Bisthum kam, welche Benennung auch beybehalten wurde, als die Dom-Kirche zu Fürstenwalde erbauet war. Schon 1252 hatten der Markgraf von Brandenburg und der Erz-Bischof von Magdeburg Antheil an dem Lande Lebus, wie aus einer Urkunde in Gerken's Cod. dipl. brand. To. I. p. 39, 40. erhellet, welche die Erzählung des Chronici Magdeb. bey Meibom, To. 2, p. 331, be-

stätigt, daß Erz-Bischof Wilbrand zugleich mit dem Markgrafen von Brandenburg, Lebus erobert und getheilt habe, welches gegen die Mitte des 13ten Jahrh. geschehen seyn muß. In eben gedachtem Gerkenschen Codice, ist, S. 63, eine Urkunde von 1336 zu finden, in welcher Otto, Erz-Bischof zu Magdeburg, den Markgraf Ludwig zu Brandenburg mit Stadt, Haus und Land Lebus belehnet. Unterdessen erkennt doch Bischof Peter nebst dem Dom-Capitel, in einer Urkunde von 1369, die im Codice diplom. regni Poloniae et magni duc. Lit. To. I. p. 594, 595. zu finden ist, den pohlnischen König Casimir für seinen und seiner Kirche wahren Herrn und Patron. Das Bisthum ist übrigens immer landsässig gewesen. Als Bischof Johann VIII. 1555 gestorben war, trug das Capitel die Verwaltung des Bisthumes dem Markgrafen Joachim Friedrich zu Brandenburg auf, welcher dasselbe, als er 1598 die kurfürstliche Regierung antrat, secularisirte, und zugleich das Dom-Capitel aufhob. Seitdem begreift das Amt Lebus 1 Stadt, nähmlich die Stadt Lebus, 6 Dörfer, (wovon eins halb adelich ist) und 4 Vorwerke. Unter diesem Amte steht zum Theil der lebusische Forst, der andere Theil gehört zum Amte Frauendorf; beyde Theile haben einen Flächen-Inhalt von 2,430 Morgen, 59 Quadrat-Ruthen; nähmlich jener 1357 M. 98 □R., und dieser 1072 M. 141 □R., und werden mit 1060 Stück Rindvieh, 568 Pferden, und 9700 Schafen, betrieben.

Die Stadt, die Dörfer und Vorwerke, die zu dem Amte Lebus gehören, sind folgende:

1. Lebus, eine Mediat-Stadt an der Oder, 1 Meile von Frankfurth an der Oder, 10 Meilen von Berlin, ist in gerader Linie 1200 Schritt lang, hatte aber ehedem eine weit ansehnlichere Größe, und an 14,000 Einwohner, mit 4 Kirchen. Sie liegt zwi-

schen

schen Anhöhen, in einer Tiefe, daher sie nicht auf ein Mahl übersehen werden kann, und also schlecht in die Augen fällt. Sie ist 1593 ganz, 1605 gröstentheils, und 1633 abermahl ganz abgebrannt, hat auch 1686 beträchtlichen Brand-Schaden erlitten, und ist durch diese Unglücks-Fälle herunter gekommen. Im J. 1779 hatte sie, nebst 3 Wasser-Mühlen, 181 Häuser, und 1011 Einwohner vom Civil-Stande.

Fruchtbarkeit der Ehen, und Verhältniß der Gebornen zu den Ehen, in Lebus (*).

In den 15 Jahren, von 1742 bis 1756, gaben 10 Ehen fast 40 Kinder.
— — 8 — — von 1757 bis 1764, — — — — 33 Kinder.
— — 11 — — von 1765 bis 1775, — — — — 36 Kinder.

Liste der Gebornen, der Todtgebornen, und der gestorbenen Sechswöchnerinnen.

Jahre.	Sämmtliche Geborne. Söhne.	Töchter.	Summe.	Darunter Todtgeborne Söhne.	Töchter.	Summe.	Verhältniß der Todtgebornen zu allen.	Gestorbene Sechswöchnerinnen.	Verhältniß derselben zu allen Geburten.
1742 - 1746	138	141	279	4	6	10	27,7	5	55
1747 - 1751	147	135	282	6	8	14	20,1	3	94
1752 - 1756	140	133	273	1	4	5	1 : 54,6	4	1 : 68
1757 - 1764	163	152	320	5	4	9	35,5	4	80
1765 - 1769	165	159	324	9	3	12	27	3	108
1770 - 1775	211	202	413	16	8	24	17,2	7	59
E. 34 J.	969	922	1891	41	33	74	1 : 25,5	26	1 : 72,5

Solchemnach sind in 34 Jahren, von 1742 bis 1775, unter 1891 Gebornen, 74 todt zur Welt gekommen. Diese sind zu allen, wie 1 zu 25,5. Und unter 1891 Wöchnerinnen sind 26 gestorben, die zur Summe sind, wie 1

(*) Nach Hrn. Baumann, Predigers in Lebus, Angabe, in Dessen neuen Ausgabe von Süßmilchs göttlicher Ordnung ꝛc. 3 Th. Berl. 1776, gr. 8.

zu 72,5. Hierunter sind 9 in der Geburt, das ist Eine unter 210.

Da in 34 Jahren gegen 922 Töchter, 969 Söhne geboren sind, so verhalten sich jene zu diesen, wie 1000 zu 1051.

Liste der gebornen Zwillinge.

Jahre	Sämmtliche Geborne.	Darunter Par Zwillinge	Also 1 Par unter	Dreylinge.	Von 85 Zwillings-Kindern sind in der ersten Woche gestorben.
1742 — 1746.5 J.	279	3	93	—	4
1747 — 1751. J.	282	5	56	—	6
1752 — 1756.5 J.	273	7	39	—	6
1757 — 1764.8 J.	320	7	45	—	9
1765 — 1769.5 J.	324	11	29	—	14
1770 — 1775.6 J.	413	8	51	1	12
Summe 34 Jahr.	1891	41	46	1	51

Solchemnach sind in 34 Jahren, von 1742 bis 1775, unter 1891 Gebornen, worunter die Todtgebornen mitgezählt sind, 41 Par Zwillinge, (unter welchen 22 Par einerley, und 19 Par verschiedenen Geschlechtes waren,) und ein Mahl Dreylinge gewesen, die Todtgebornen mitgerechnet. Es sind also unter 46 Geburten 1 Par Zwillinge gewesen, und darunter 7 Kinder todt zur Welt gekommen, die zu 85 Kindern sind wie 1 zu 12. Oder: unter den Zwillings-Geburten ist das 12te Kind todt zur Welt gekommen, da sonst in der Totalität nur das 25ste oder 26ste ein todtgebornes war. So viel größer ist also die Gefahr bey Zwillingen. Mit Inbegriff der Todtgebornen, sind von diesen 85 Kindern, 51 in der ersten Woche ihres Lebens gestorben, und nur 34 haben die erste Woche überlebt. Hätten dagegen diese 42 Mütter nur 42 Kinder zur Welt gebracht, so würden davon, nach dem gewöhnlichsten Verhältnisse an kleinen Orten, nur 10 im ersten Jahre gestorben seyn, und 32 das erste Jahr überlebt haben. Da es also unter die Seltenheiten gehört, daß von Zwillingen eins oder beyde am Leben bleiben, so würde die häufigere Geburt derselben nur die

Sterb-

Sterblichkeit vergrößern helfen, und der Vermehrung der Menschen mehr hinderlich, als beförderlich, seyn. Es wäre gut, wenn in den Listen größerer Orte auch hierauf mit gesehen würde.

Liste der Getrauten, der ehelichen und unehelichen Kinder.

Jahre.	Getraute Pare.	Sämmtliche Geborne.			Darunter uneheliche.			Verhältniß der unehelich. zu allen gebornen.
		Söhne.	Töchter.	Summe.	Söhne.	Töchter.	Summe.	
1742—1746	73	138	141	279	6	4	10	1 : 27
1747—1751	57	147	135	282	10	4	14	1 : 20
1752—1756	80	140	133	273	7	10	17	1 : 16
1757—1764	97	168	152	320	17	11	28	1 : 11
1765—1769	97	165	159	324	9	11	20	1 : 16
1770—1775	105	211	202	413	14	9	23	1 : 18
S. 35 Jahr.	509	969	922	1891	63	49	112	1 : 16,8

Eben Derselbe Hr. Pred. Baumann, macht, a. ang. O., S. 424, einen Versuch einer neuen Quelle nützlicher Beobachtungen in Ansehung der Lebens-Jahre, bekannt. Es war Derselbe schon längst auf die Gedanken gekommen, ob es nicht seinen guten Nutzen haben könnte, wenn über die confirmirten Kinder eben sowohl, als über die Getauften und Verstorbenen, Kirchen-Verzeichnisse gehalten würden. Er hat deshalb, da er von seiner Pfarre ein genaues 28jähriges Verzeichniß derselben hatte, von demselben einigen Gebrauch machen wolien, den er in nachstehender Tabelle zur Beurtheilung darlegt.

Liste der Getauften und der confirmirten Kinder.

Jahre.	Getaufte.			Confirmirte.			weniger confirmirt als getauft.
	Söhne.	Töcht.	Summe.	Söhne.	Töcht.	Summe.	
1748	20	27	47	16	15	31	16
1749	33	34	67	17	21	38	29
1750	29	15	44	13	10	23	21
1751	32	24	56	10	9	19	37
1752	28	26	54	18	18	36	18
1753	23	16	39	13	16	29	10
1754	27	28	55	11	15	26	29
1755	36	31	67	13	20	33	34
1756	25	28	53	16	18	34	19
1757	18	23	41	18	21	39	2
1758	33	24	57	16	18	34	23
1759	19	14	33	15	12	27	6
1760	15	16	31	11	9	20	11
1761	14	17	31	8	6	14	17
1762	18	16	34	9	12	21	13
1763	20	13	33	9	7	16	17
1764	26	25	51	11	7	18	33
1765	34	25	59	13	16	29	30
1766	34	28	62	19	23	42	20
1767	33	37	70	12	17	29	41
1768	29	25	54	19	21	40	14
1769	26	41	67	16	14	30	37
1770	25	38	63	8	17	25	38
1771	35	33	68	12	8	20	48
1772	34	21	55	7	5	12	43
1773	41	26	67	6	12	18	49
1774	29	34	63	11	7	18	45
1775	31	42	73	11	11	22	51
S. 28 J.	767	727	1494	358	385	743	751 409 S. 342 T.

Das Alter, in welchem die Kinder confirmirt zu werden pflegen, fällt mehrentheils zwischen dem 14ten und 15ten

15ten Jahre. Da in dem bey der Kirche in Lebus gehaltenen Regiſter, das Alter aller dieſer Kinder nach Jahren und Monathen angemerkt iſt, und manche, die über 15 Jahr alt, darunter ſind, ſo hat Hr. Baumann bey näherer Vergleichung gefunden, daß man ſie alle im Durchſchnitt für 15 Jahr voll annehmen könne. Es laſſen ſich alſo die Confirmirten nützlich mit den Getauften vergleichen; und man kann aus einer Reihe von Jahren ſehen, wie viel von allen Gebornen das 15te Jahr überlebt haben, und wie viel vor demſelben geſtorben ſind. So verſchieden auch die einzelnen Jahre in vorſtehender Liſte ausfallen, ſo ſtimmen doch die Summen dahin zuſammen:

1. Daß nur wenig über die Hälfte aller Gebornen das 15te Jahr überleben, und alſo die Hälfte gegen das 19te Jahr ſchon geſtorben ſey, ja, daß es einzelne Orte gebe, wo in einer ganzen Reihe von Jahren die Hälfte noch eher weggeſtorben iſt. Es machen alſo die confirmirten Kinder ſehr wenig über die Hälfte aller Gebornen aus. Nach obiger Liſte würde die Hälfte ungefähr mit $16\frac{1}{2}$ Jahr ausgeſtorben ſeyn. Es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn man dergleichen Liſten von ganzen Provinzen hätte, das wahre Verhältniß der Confirmirten gegen die Getauften ſich näher zeigen würde.

2. Man erſieht auch aus dieſer Liſte, daß im Ganzen mehr Knaben, als Mädchen geboren werden, daß aber auch der Ueberſchuß der Knaben in den erſten Jahren zweyfach wieder wegſterbe. Die gebornen Mädchen ſind zu den gebornen Knaben, wie 100 zu $105\frac{1}{2}$, welches das gewöhnliche Verhältniß der Gebornen beyderley Geſchlechtes, wie 20 zu 21, iſt. Hingegen die confirmirten Mädchen ſind zu den confirmirten Knaben, wie $107\frac{1}{2}$ zu 100. Die unter 15 Jahren geſtorbenen Mädchen ſind zu den unter 15 Jahren geſtorbenen Knaben, wie 1000 zu 1195. Man ſieht daraus, daß auch an einzelnen Orten, wenn nur viele Jahre zuſammen genommen werden, alles, wo nicht den Regeln völlig gemäß ſey, doch ſehr nahe komme, ſo daß die Ausnahmen, die von einiger Beträchtlichkeit ſind, nur ſelten vorkommen.

E. iſt alſo hiermit zugleich dargethan, daß es allerdings nützlich ſeyn würde, wenn über die jährlich Confirmirten beſondere Verzeichniſſe, mit Bemerkung ihres eigentlichen Alters, gehalten würden.

Acht

Acht und zwanzigjährige Liste der Gestorbenen nach dem Alter, von Lebus.

Alter.	Männl.	Weibl.	Summe.	Unter 1000 Todten sind
Todtgeborne	35	26	61	41
0 — 1 J.	160	150	310	209
2 — 5	143	146	289	195
0 — 5	338	322	660	445
6 — 10	53	41	94	63
11 — 15	14	15	29	20
16 — 20	18	12	30	20
0 — 20	423	390	813	548
21 — 25	16	21	37	25
26 — 30	16	30	46	31
31 — 35	13	20	33	22
36 — 40	25	29	54	36
41 — 45	34	19	53	36
46 — 50	35	20	55	37
51 — 55	36	28	64	43
56 — 60	36	36	72	49
21 — 60	211	203	414	279
61 — 65	29	44	73	49
66 — 70	34	35	69	47
71 — 75	26	24	50	34
76 — 80	13	17	30	20
81 — 85	12	11	23	15
86 — 90	4	6	10	7
91 — 95	—	1	1	1
96 — 100	—	1	1	
61 — 100	118	139	257	173
Totale	752	732	1484	1000

Nach

Nach dem Geschlechte, sind unter 1000 Todten 507 männlichen, und 493 weiblichen Geschlechtes.

Nach verstehender Tabelle sind gestorben

	Töchter	Söhne
unter 1 Jahr	176	194
2 — 5 —	146	143
6 — 10 —	41	53
	363	390 = 25 : 26, 8.

Eilfjährige Krankheits-Liste der Gestorbenen in Lebus, 1765 — 1775.

Krankheiten.	Männl.	Weibl.	Summe.	Unter 1000 Todten sind
Todtgeborne - - - - -	25	11	36	61
An Epilepsie und Zähnen, unter 1 Jahr - - - - - -	51	52	103	174
An Epilepsie und Zähnen, von 1 — 6 Jahr - - - -	8	10	18	30
An Pocken - - - - - -	37	41	78	131
An Masern und Rötheln -	10	9	19	32
Am Stickhusten - - - -	18	14	32	54
An Würmen, Schwämmen und andern Kinder-Krankheiten	8	7	15	25
An Atrophie, von 2 bis 7 Jahr	5	8	13	22
An Atrophie, von 8 bis 14 Jahr	2	—	2	3
Frauen in der Geburt - -	—	4	4	7
Frauen in Sechswochen -	—	6	6	10
Am Schlagfluß - - - -	6	8	14	24
An Lähmung und Gicht - -	1	3	4	7
An Schwind- und Dörrsucht	8	10	18	30
An Stickfluß und Engbrüstigkeit	5	6	11	18
An Wassersucht und Geschwulst	16	20	36	61
An Durchlauf und Kolik -	9	8	17	29
Am kalten Fieber - - - -	2	1	3	5
Am hitzigen Brust- u. Fleck-Fieb.	39	34	73	123
Am Seitenstechen - - -	2	10	12	20
An Steinschmerzen - - -	1	—	1	2
An innerl. u. äusserl. Geschwüren	7	6	13	24
Am Blutfluß, Verbluten -	3	2	5	8
Am Bruchschaden - - -	—	—	—	—
Am Krebsschaden - - - -	—	1	1	2
An Schwachheit, u. Alters halber	17	11	28	47
An Schlafsucht. - - - -	—	—	—	—
Unglücksfälle - - - - -	12	2	14	24
Selbstmord - - - - -	1	—	1	2
Kinder am bösen Halse - -	8	8	16	27
Summe	301	292	593	1000

Auſſer dem Juſtiz-Beamten des Amtes Lebus, iſt in der Stadt Lebus noch ein Lehn-Richter, der wider den Fiscal durch Judicate die Befugniſſe erſtritten hat, ohne Zuthun des Amtes die untern Gerichte auszuüben, über die dahin gehörigen Sachen mit Zuziehung der Gerichts-Männer zu erkennen, und die einkommenden Geld-Strafen zu vertheilen. Er muß auch von dem Beamten bey Inquiſitionen, Erbverträgen, Verſchreibungen der Güter, Kauf-Contracten und Teſtamenten, nicht nur da zugezogen werden, ſondern auch ſeinen Antheil an den Sporteln, erhalten.

In der Gegend dieſes Ortes haben vermuthlich die von Adamo Bremenſi erwähnten Leubuſi oder Liubuzzi gewohnt.

Die ehemahlige biſchöfliche Burg, iſt 1631 völlig abgebrannt.

Der Magiſtrat beſitzt das Dorf Hoppengarten bey Müncheberg, mit Filial-Kirche davon, nebſt dem Vorwerke Bienenwerder und dem neuen Kruge bey Lebus. Bey gedachtem Dorfe iſt ein kleiner See, der Keſſel-See genannt. Nahe bey der Stadt liegt auch ein Amts-Vorwerk.

2. Maliſch oder Malitz, ein Filial-Dorf von Libbenichen, mit einem Vorwerke, bey welchem der Maliſch-See, ein ſtehendes Waſſer, liegt.

3. Neu-Maliſch, ein neues Etabliſſement.

4. Malnow, ein königliches Dorf, mit Mutter-Kirche, zur frankfurther Inſpection gehörig.

5. Podelzig, ein Dorf, wovon ein Theil adelich iſt, das Vorwerk aber ganz dem Amte gehört, nebſt 2 Windmühlen, und einer zur frankfurther Inſpection gehörigen Mutter-Kirche.

6. Schönefließ, bey Lebus, mit einer Filial-Kirche von Malnow.

7. Wu-

7. Wuden, ein Filial-Dorf von Libbenichen, bey Alt-Podelzig, in dessen und des Dorfes Reutwen Fluren sich aus der Oder ein Grund-Wasser, der Jen-See, zusammenzieht, und durch den Bullergraben in den manschenowschen Strohm geführt wird, welcher nachher der golzowsche Strohm heißt.

8. Jesdorf oder Jetschdorf, ein Filial-Dorf von Malnow, mit einem Amts-Vorwerke, nebst dem Etablissement Neu-Jesdorf. Zwischen Jesdorf und Hohen-Jehsar, ist der jesdorfische See, der seinen Ursprung aus Quellen, zum Theil auch durch ein Fließ aus dem trepliniſchen See Zufluß hat, und aus welchem ein Fließ durch das lebusische Amts-Dorf Schönefließ geht, nachher die 3 lebusischen Mühlen treibt, und bey der Stadt in die Oder fällt.

Lebzeiten, (die) der Plural, (wovon der Singular ungebräuchlich ist,) in der Sprache des täglichen Umganges in den R. A. bey meinen Lebzeiten, so lange ich lebe, bey seinen Lebzeiten, als er noch lebte, u. s. f.

Leccage, Leckage, was an flüssigen Waren aus den Fässern läuft oder zerrinnt; Holl. Lekkagie; Dän. Lækasie; Schwed. Läckasie; Engl. Leakage; Fr. Coulage; Ital. Scola; Span. Derrame; Port. Derrame. Siehe unten 2 Leck.

Lecce, Lecci, vor Alters Aletium, sonst auch Lupiae, eine Stadt in der Landschaft von Otranto, Terra d'Otranto, die von dieser Stadt, als dem Haupt-Orte, auch die Provinz Lecce heißt, in dem Königreiche Neapoli. Die Stadt ist eine der schönsten und prächtigsten in Italien, nächst Napoli die größte in diesem Königreiche, der Sitz eines königl. Governatore und eines Bisthumes, welches unter dem Erz-Bischofe von Otranto steht. Ausser der Kathedral-Kirche, sind hier 3 Pfarr-Kirchen, 18 Mönchs- und 10 Nonnen-Klöster, und eine griechische Kirche. Sie gehört

hört zu den königlichen Domainen. Die Straßen in dieser Stadt sind breit, die Häuser und Kirchen meist gut in die Augen fallend, aber die Bevölkerung ist nicht höher als 15,000; ungeachtet wohl 80,000 Menschen hier wohnen könnten.

Drey ital. Meilen von hier, sind die Ueberbleibsel von Lupiae zu sehen, welche römische Colonie nicht mit Rudiae verwechselt werden muß.

Lecchia, Leccia; siehe unter Makrele.

Lecco, eine Stadt mit dem Titel einer Grafschaft, am Lago di Lecco, im Gebiethe von Como, in dem Herzogthume Mailand, in Ober-Italien, dem Hause de la Tour und Taxis gehörig. Sie treibt guten Handel.

1. Lech, L. Lechus, Lycus, ein Fluß, welcher in Ober-Oestreich, oder der gefürsteten Grafschaft Tyrol, auf dem Taunberge entspringt, auf tyrolischem Grunde 12 Stunden durch die Herrschaft Ehrenberg läuft, alsdann die Gränze zwischen dem schwäbischen und bayerischen Kreise macht, und unterhalb Donauwerth, bey dem Frauen-Kloster Schennewerd, in die Donau fällt.

2. Lech, Leech, Leg (*), (das) im Hüttenbaue, ein metallisches Gemenge aus Kupfer, Eisen und Arsenik, welches sich bey dem Machen des Schwarz-Kupfers zwischen der Schlacke und dem Schwarz-Kupfer legt, und eben das ist, was bey der Bley-Arbeit die Speise genannt wird; das Kupfer-Lech, Lech-Erz, Lech-Stein; siehe im LV Th., S. 528.

Daher

(*) Das Lech, sollte eigentlich Leg geschrieben und gesprochen werden, weil es von dem Zeit-Worte legen abzustammen scheint, welches in vielen gemeinen Mund-Arten, an statt des offenen e, gleichfalls ein geschlossenes hat.

Daher das Lech-Bret, ein vertiefter, abgewärmter Platz vor dem Schmelz-Ofen, worin der aus dem Ofen geschmolzene Stein sich sammelt.

Die Lech-Straße, Fr. la voie de la fonte, die von Kohlen, Schlacken und Gestübbe gemachte Bahn, wodurch das Kupfer-Lech aus dem Ofen läuft. Siehe im LV Th., S. 725.

Auch die Stahl-Arbeiter nennen die Schlacken, die sich bey dem Stahlmachen im Feuer am Stahle anhängen, Lech, Leg, oder Leich; Fr. des scories s'attachantes à l'acier.

Leche, nennt man, im spanisch-amerikanischen Münz-Wesen, insonderheit in Mexiko, eine gewisse Art von Firniß aus Wein-Hefen, welchen man den Piastern giebt, die daselbst geschlagen werden, und womit man ihnen einen schönen Glanz verschaffet. Dieser Firniß macht, daß man die Piastres Colonnes den mexikanischen vorzieht, weil diese im Einschmelzen Abgang leiden.

Leche y Miel, die spanische Benennung einer Frucht in Nord-Amerika; siehe Mutukuliku.

Lechaeon, der zweyte Hafen, dem die Stadt Korinth ihre Reichthümer zu verdanken hatte. Er lag am korinthischen Meerbusen, Golfo di Lepanto, und war durch eigene Mauern mit der Stadt verbunden. Jezt heißt er Palago.

1. *Lechea*, Lecheische oder Lechische Pflanze, ein Pflanzengattungs-Nahme, welcher dem Andenken des öffentlichen Lehrers zu Abo, Johann Leche, dem wir eine schonische Pflanzen-Geschichte, eine ökonomische Geschichte der nutzbaren Bäume, und verschiedene kleinere Aufsätze in den Abhandlungen der königl. schwedischen Akademie zu danken haben, von Hrn. Kalm gewidmet worden ist. Die Blume besteht aus drey stehenbleibenden, eyförmigen, vertieften Kelch-, und drey ähnlichen, aber schmählern und fast längern Blu-

Blumen-Blättern; drey, zuweilen auch mehrern, noch längern, den Stämpel bedeckenden Staubfäden, und drey federartigen Staubwegen oder Griffeln. Die dreyeckige, dreyfächerige Frucht öffnet sich mit drey Klappen, ausser welchen noch drey andere inwendig befindlich sind, welche die Scheidewände ausmachen. In jedem Fache liegt ein eckiger Same. Linné führt folgende 2 Arten an, welche beyde in Canada wachsen, bis izt aber in Deutschlands Gärten nicht vorkommen.

1. Kleine Lecheische Pflanze, deren Blätter gleichbreit-lanzenförmig sind, und deren Blumen Rispen bilden, Lechea minor, foliis lineari-lanceolatis, floribus paniculatis *Linn.* Scoparia foliis tenuissimis, in plurimos & tenuissimos ramulos diuisa & subdiuisa *Raj.* Capraria foliis integerrimis *Gronov.* Man findet sie in Canada in sandigen Wäldern wild. Ihre Wurzel bleibt über den Winter. Die Stängel sind überaus ästig. Die Blätter haben einen glatten Rand, und sind sehr dünn.

2. Größere Lecheische Pflanze, deren Blätter eyrund-lanzenförmig sind, und deren Blumen ohne gewisse Ordnung an der Seite des Stängels stehen, Lechea maior, foliis ouato-lanceolatis, floribus lateralibus vagis *Linn.* Sie wächst in Canada an magern trocknen Orten wild.

2. Lechea, eine genießbare Frucht im Königreiche Tunquin in Asia. Nach Baron's Beschreibung von Tunquin, 1685 (*), findet man das Lechea, welches die Einwohner in Tunquin Bejay nennen, häufig. Es reift nicht weiter, als in der Breite von 20 bis 30 Grad nördlich. Der Baum der es trägt, ist sehr groß, und seine Blätter gleichen einiger Maßen den

(*) Im 3 Th. von Churchill's Sammlung, 1732. G. Allg. Reisebeschreib. 10 B. (Lpz. 1752, gr. 4.) S. 90, fgg.

Lorbeer-Blättern. Die Frucht wächst in Trauben auf den Aesten, und jedes Korn nimmt die Gestalt eines Herzens an, so groß als ein kleines Hühner-Ey. Wenn es reif ist, sieht es karmesinroth aus. Die Schale ist zart, aber rauch, und öffnet sich leicht. Die Schönheit und Vortrefflichkeit dieser Frucht ergetzen das Auge so sehr, als den Geschmack, aber sie dauert alsdann, wann sie reif ist, im April, nicht länger als 40 Tage. Um diese Zeit besiegeln die Beamten des Königs die Bäume, welche das beste Bejay tragen, ohne zu untersuchen, wem sie angehören; alsdann dürfen die Einwohner nicht nur nicht mehr berühren, sondern sie müssen auch die für den Hof bestimmten Früchte hüten.

Lechel, siehe Lägel, im LVIII Th., S. 707, f.

Lechenich, Legenich, ein Amt im Erz-Stifte Cöln, im kur-rheinischen Kreise, zu welchem, ausser der Stadt gleichen Nahmens, verschiedenen Dörfern und adelichen Sitzen, auch die Herrlichkeiten Bliesheim, Erp, Friesheim, Gymnich, Hermülheim, Liblar, Mudderssheim, und Strasfeld, gehören.

Die Stadt Lechenich, liegt bey dem Zusammenflusse der Erft und Nael, in einer ebenen und fruchtbaren Gegend. Sie hat die erzstiftische Husaren-Compagnie zur Garnison. Erz-Bischof Heinrich von Virnenburg, ertheilte diesem Orte Stadt-Gerechtigkeiten, und legte das Schloß an. Dessen Nachfolger befestigte den Ort noch mehr. Im J. 1646, wurde das Schloß von französischen, hessischen und weimarischen Truppen, 6 Wochen lang, vergebens belagert.

Lechepatte, siehe Leck-Pfote, unten, S. 588.

Lechfeld, eine schöne und ebene Gegend um die Stadt Augsburg gegen Bayern zu, durch welche der Fluß *Lech* fließt.

Lechr, eine Rechen-Münze; s. im LVIII Th., S. 412.

Lech-

Lechthal, Vallis Lycatia, eine gewisse Gegend im Gerichte Ehrenberg in der gefürsteten Grafschaft Tyrol, welche von dem Flusse Lech durchströhmet wird. Es gehört der Bauern-Gemeine, und ist 3 Meilen lang.

Lechzen (*), ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert. Es bedeutet:

1. vor großer Dürre oder Trockenheit Risse, Spalten bekommen. Darum, daß die Erde lechzet, weil es nicht regnet, Jer. 14, 4. Besonders wird es von hölzernen Gefäßen gebraucht, wenn sie trocken werden, so daß die Fugen sich von einander begeben, und die darin befindliche Flüssigkeit heraus rinnet. In beyden Fällen ist es nur im Oberdeutschen, und zuweilen auch in der höhern Schreib-Art der Hochdeutschen üblich, welche dafür gemeiniglich rinnen, im gem. Leben aber lecken, gebrauchen. Im Oberdeutschen braucht man auch verlechzen und zerlechzen in eben diesem Verstande.

Verlechzen, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte seyn, völlig leck oder lechzend werden, von hölzernen Gefäßen; im Nieders. spack werden. Das Faß ist verlechzet.

Zerlechzen, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte seyn, vor großer Dürre aus einander gehen, und unbrauchbar werden, von hölzernen Gefäßen; L. dehiscere, rimas agere.

2. In engerer Bedeutung, durch Oeffnung des Mundes und öftere Ausstoßung des Athems eine große Dürre des Mundes und den höchsten Grad des Durstes zu erkennen geben, sehr dursten, und figürlich,

(*) Die End-Sylbe zen zeigt an, daß dieses Zeit-Wort ein Intensivum ist. Das einfache lechen kommt noch zuweilen im Oberdeutschen vor, und ist mit 1. 2. Lache, (s. Th. LVIII, S. 158, f.), dem Oberdeutschen Klack (s. Th. XXXIX, S. 303), unserm leck und lecken, Lech, u. s. f. verwandt.

den höchsten Grad der Begierde nach etwas empfinden; beydes am häufigsten in der höhern Schreibart der Hochdeutschen. Wie ein Wild, wenn es vor großer Brunst lechzet und läuft, Jer. 2, 24. Wie ein Fußgänger, der durstig ist, lechzet sie, Sir. 26, 15. Vor Durst, vor Begierde lechzen. Ein lechzendes Verlangen.

Das Verlangen zu trinken, welches sowohl Menschen, als Thiere, empfinden, wird durch das Wort Durst ausgedruckt. Lechzen zeigt eine besondere Heftigkeit dieses Verlangens an, welche aus einer langen Beraubung des nöthigen Getränkes entsteht. Bödiker sagt: dieses Wort kommt her von Leck, Leck werden, rimas agere. Die Erde lechzet, wenn es nicht regnet. Wenn die Thiere vor Durst das Maul aufsperren, wird auch lechzen genannt. Siehe Bödiker's Gr. S. S. 320. Nach dieser Etymologie würde es nur uneigentlich von den Menschen gesagt werden. Schmachten bedeutet das größte Verlangen nach Trinken, welches durch einen gänzlichen Abgang der Kräfte verursachet wird.

Wir sagen: Uns durstet, wenn wir gern trinken wollen, und ein Verlangen darnach empfinden. Wir lechzen nach einem Trunke, wenn wir in langer Zeit nicht getrunken haben, und die Natur uns durch eine gewisse Unruhe und Sehnsucht zu erkennen giebt, daß es zur Erhaltung unsers Leibes nothwendig sey. Wir schmachten darnach, wenn wir wirklich schon einen gänzlichen Abgang unserer Kräfte verspüren, welcher nicht anders, als durch einen Trunk, ersetzt werden kann.

Man weis aus der Erfahrung, daß Verwundete, welche viel Blut verloren haben, einen Durst empfinden, weil die Natur den Abgang der Feuchtigkeit, durch einen Trunk zu ersetzen verlangt. Mangelt ihnen das Getränk eine Zeitlang, so lechzen sie recht, sie fühlen eine ausserordentliche Begierde und Sehnsucht darnach. Wenn sie endlich ganz matt werden, und ihnen die Kräfte vergehen, so schmachten sie nach einem Trunk Wasser. Daher sagt man auch: vor Durst verschmachten.

Man braucht auch das Wort Schmachten von einer großen Hitze, welche man ausstehen muß. Man schmachtet vor Hitze; und vielleicht kommt es daher, daß wir das

Wort

Wort Schmachten von dem heftigsten Durste gebrauchen, weil derselbe gemeiniglich von einer großen Hitze verursachet wird, und damit verknüpft ist.

In einem uneigentlichen Sinne bedient man sich dieser Wörter auch bey einer großen Dürre. Die Erde durstet oder lechzet nach Feuchtigkeit. Die Gewächse schmachten vor Hitze.

1. **Leck**, (der) L. Leccus, ein großer Arm des Rhein-Stroḥmes, in den vereinigten Niederlanden, welcher sich bey Wyk te Duurstede, in der Provinz Utrecht, absondert, und über dessen Ursprung oder Durchgrabung die Geschicht-Schreiber nicht einig sind. Der Leck ist, nach Einiger Meinung, ein Canal, den der tapfere Feld-Herr *Claudius Civilis*, als er mit seinen Batavern geschlagen war, zu seiner Verschanzung soll haben graben lassen; Andere hingegen behaupten, daß dieser Canal daher entstanden sey, indem *Claudius* bloß den Damm, welchen *Drusus*, den Rhein in seinem alten Bette zu erhalten, hatte aufführen lassen, bey dieser Gelegenheit abgetragen hatte, um durch das Austreten des Flusses die Römer abzuschneiden. Nach dem Zeugnisse der alten Jahrbücher aber ist es wahrscheinlicher, daß der Leck in spätern Zeiten von den Einwohnern selbst gegraben, oder wenigstens erweitert worden ist; denn in denselben lieset man ausdrücklich Folgendes: „daß die Einwoh„ner aus Holland, aus dem Stifte, u. s. w., mit ein„müthigem Entschluß, einen kleinen Bach, der aus „dem Rhein kommt, und der Leck heißt, mit einem „Damme versehen, und also den eigentlichen „Lauf des Rheins nach Utrecht verändert haben.“ Gesetzt, man wollte die leztere Nachricht nicht für ächt halten, so wird man doch daraus einsehen, daß sie mit der Beschaffenheit des Landes, und mit der Gelegenheit, bey welcher der Leck gegraben seyn soll, wohl übereinstimme; sie widerspricht auch jener Nachricht nicht, daß es schon in ältern Zeiten einen klei-

nen Bach, die Lech oder Leck genannt, gegeben habe, welches man vieler Ursachen wegen annimmt, weil es viele Oerter giebt, welche ihren alten Nahmen vom Lech, oder Leck, bekommen haben.

Der Leck entspringt, erwähnter Maßen, bey Wyk te Duurstede, und fließt längst Kuilenburg, Everdingen, Hagestein, Honswyk und Waal, bis an Vianen, auf dessen Höhe er sich auf jener Seite bey Vreeswyk, vermittelst einer Vaart nach Utrecht, welche die Rhein-Vaart heißt, endlich dem Rheine nähert. Unter Vreeswyk entstand in ältern Zeiten der inländische oder goudische Yssel; weiter unten hat er, Jaarsveld gegenüber, um Ameyde einen Abfluß, welcher Sierik heißt, und welche bis an Gorichem hinläuft, wo sie sich mit der Linge vereinigt. Der Leck läuft ferner zwischen Nieuwport und Schoonhoven durch, bey Ammers und Leckerkerk vorbey, bis er bey dem Dorfe Krimpen in die Merwe fällt, und hier seinen Nahmen verliert.

Zu dem Besondern des Leck-Flusses gehört dieses, daß er bey seinem Ursprunge aus dem Rheine sehr breit ist, und hingegen weiter unten viel enger wird, wodurch dann das Wasser zwischen seinen flachen Ufern bisweilen sehr hoch steigt, und die anliegenden Gegenden überschwemmt, daß es sogar, wenn das obere Wasser sehr groß ist, bisweilen wohl 10 Fuß über den Peil steht, und, bey noch mehrerm Wachsthum, Ufer und Dämme durchbricht. Uebrigens hat der Leck überhaupt feste und harte Lehm-Ufer; er führt auch, wegen der großen Versandung des Rheines, in seinen weitern Niederfluß überall eine Menge Lehm herabwärts. Man hat auch wahrgenommen, daß das Bett des Leck-Flusses, in Zeit von 20 Jahren, bey Ameyde, vom Schlamm und Lehm um volle 4 Fuß erhöhet worden ist. Der Vorgrund von den lecker Dämmen ist im Sommer meistens

stens trocken und fruchtbar, weil allerley Gewächse sehr gut fortkommen; der inländische Boden ist gemeiniglich von sandiger Natur, izt aber wegen der vielen Ueberschwemmungen ziemlich lehmig geworden.

Bey Schoonhoven, werden im Leck Lachse gefangen.

2. Leck, ein Bey- und Neben-Wort, welches mit dem Zeit-Worte lechzen (s. oben S. 581) Eines Geschlechtes ist, und nur im gem. Leben, besonders der Nieder-Sachsen, von hölzernen zusammen gesetzten Gefäßen gebraucht wird, wenn sie vor Trockenheit die Fugen aus einander gehen, und folglich den flüssigen Körper ein- oder ausrinnen lassen, lechzend, rinnend. Der Eimer wird leck. Ein leckes Faß.

Der Verlust, den man an flüssigen Waren, die aus dem Fasse laufen (durch das Lecken) leidet; der Abgang an Oehl, Wein, und andern flüssigen Materien aus dem Fasse oder aus der Tonne, wird in der See-Handlung und Schifffahrt, die Leckage, Fr. Coulage, oder Leccage, genannt. Der Proviant-Meister der königl. Schiffe ist gehalten, 10 pro Cent mehr Zwieback, und 10 pro Cent mehr Wein über die bestimmte Quantität einzuschiffen, wegen des Abganges und der Leckage, die sich während der Zeit, da die Flotte See hält, zutragen kann.

Das Schiff wird leck, oder ist leck, Fr. Vaisseau qui fait eau, qui a plusieurs voies d'eau; Holl. Een lek schip; Dän. Læk skib; Schw. Læck skepp; Engl. Leaky vessel; Ital. Nave che fà acqua, che ha falle; Span. Navio que hace agua; Port. Navio que faz agua, wenn das Wasser durch die Fugen eindringt. Im Niedersächsischen wird dafür auch spack gebraucht.

Im Oberd. lech, im Holländ. gleichfalls leck, im Engl. leak, im Schwed. läk, im Angels. hlaeck, im Isländ. lek.

Siehe das Folgende.

3. Leck, (der) am häufigsten in Nieder-Sachsen, ein Riß, eine Spalte in einem hölzernen Gefäße, durch welche das Wasser hinein dringt. Besonders in der Schifffahrt, eine undichte Stelle am Schiffe, wodurch das Wasser dringt. Das Schiff hat einen Leck bekommen, das Schiff ist leck geworden, Fr. Voie d'eau, tirer l'eau; Holl. Lek; Dän. Læk, Lække; Schwed. Läcka; Engl. Leak; Ital. Falla; Span. Un Agua; Port. Veia de agua; Griech. Λαυις. Einen Leck stopfen (*). Siehe Lechzen.

Ein Schiff kann durch allerley Zufälle und auf verschiedene Art, einen Leck bekommen, oder leck werden; nähmlich: durch vieles Arbeiten, wenn die Nathen sich begeben oder aus einander weichen, und das Schiff das Werg ausräuet durch Stoßen auf Klippen, durch Schüsse unter Wasser, und auch durch Aufspringen eines Planken-Kopfes. Wenn sich ein Leck zeigt, so sagt man: es ist ein Leck gesprungen, oder das Schiff hat einen Leck gesprungen (**). Ein Leck hat sich zugesogen (***), wenn das Wasser von selbst aufhört hinein zu dringen, indem entweder das Holz durch die Feuchtigkeit ausquillt, oder indem sich von

(*) Fr. Boucher, etancher, aveugler une voie d'eau; Holl. Een lek stoppen; Dän. Stoppe en Læk; Schwed. Tappa lacken; Engl. To stop a leak; Ital. Astagnare una falla; Span. Tapar, tomar un agua; Port. Tapar huma veia de agua.

(**) Fr. Le vaisseau fait eau; Holl. Het schip heeft een lek gesprongen; Dän. Springe en Lække; Schwed. Springa lack; Engl. The vessel has sprung a leak; Ital. La nave a una falla; Span. El navio tien un agua; Port. O navio tem huma veia de agua.

(***) Fr. La voie d'eau a supé; Holl. De lek is toegesoogen; Dän. Lækken er forstoppet; Schwed. Laker af sig sielf tappad; Engl. The leak is stopped accidently; Ital. La falla s'è stagnata; Span. Taparse; Port. Taparse, fecharse.

von aussen Kräuter, oder auch Sachen, die man davor hält, als Werg, Asche, u. d. gl. hinein gezogen haben.

Sobald man merkt, daß ein Leck gesprungen ist, sucht man solchen ausfündig zu machen. Man bedient sich hierzu unter andern eines gespickten Bonnets (Streifen Segeltuch), welches ein Bonnet-Segel ist, wovon die eine Seite mit Werg benähet oder bespickt ist; auf dieses Werg streuet man noch Asche und Sand, damit solches sank werde; alsdann zieht man dieses Bonnet vermittelst zweyer mit einem Hahnpoot daran befestigter Taue, die durch einen Block am Vor- und Hinter-Steven und auch unter dem Kiel durchfahren, an beyden äussern Seiten des Schiffes hin und her, bis solches auf den Leck gekommen ist; man merkt solches leicht an einer Bewegung des Bonnets, welches durch den Druck des Wassers gegen den Leck gezogen wird. Auch nimmt man wohl einen mit Asche, Sand und kurzem Werg gefüllten, durchlöcherten Korb, den man mit einem großen Stocke von oben nach unten so dicht, wie möglich, an die Seite des Schiffes stößt; das kurze Werg zieht sich durch den Druck des Wassers in den Leck hinein, und stopft ihn; doch ist ersteres Mittel weit anwendbarer. Hat das Schiff mehrere Lecke, die man nicht ausfündig machen und stopfen kann, so muß man sich durch Pumpen helfen. Wenn das Schiff durch starkes Schlingern und Arbeiten zwischen Wind und Wasser das Werg auskäuet, so wird gemeiniglich Bley über die Nathen genagelt, doch ist Leder und Leinwand mit Werg unten weit besser, weil das Bley zuweilen bey starkem Schlingern und steif angesetzter Wand, ausreißt oder in der Mitte durchbricht. Die Lecke, welche durch Kanonen-Kugeln verursachet worden sind, werden mit Schmier-Pfropfen zugestopft; und in dieser Absicht befindet sich der Zimmermann mit seinen

Maa-

Maaten jederzeit in dem Lauf-Graben. Siehe Schmier-Pfropf.

Bey dem Deichwesen, versteht man unter Lecke die sehr bedenklichen Durchzüge des Wassers durch die Deiche, die oft sehr gefährlich werden, und sich gemeiniglich alsdann zeigen, wenn das hohe Wasser lange unmittelbar vor den Deichen steht. Sie bestehen meistentheils aus den Gängen und Löchern der Mäuse, Ratzen, Maulwürfe, und ähnlicher Thiere, oder auch aus hin und wieder in dem Körper des Deiches eingetrockneten Ritzen, Rissen oder Höhlungen, und können also auch in dem besten Kley-Deiche entstehen. Das Erste, was man dabey zu thun hat, ist, daß man den Durchgang der Lecke durch sorgfältiges Aufgraben zu entdecken suche; und dann dieselben, so fest und gut als nur möglich ist, mit Mist, Heu und trockner Kley-Erde wieder verstopfe. Wird dieses aber zur Zeit der Noth gar zu bedenklich und gefährlich, oder sind die Lecke auch dadurch nicht zu finden, so muß um eine solche Deichstelle, strohmwärts herum, in aller Eile, eine sogenannte Vorkistung, oder ein Krippenwerk (s. Th. LIII., S. 494, fgg.) geschlagen werden. Siehe auch Rolle und Rulle.

Leck-Hähne, heißen, in den Salz-Werken, diejenigen Hähne, durch welche die zu gradirende Sohle auf die Dorn-Wände fließt. Siehe Salz-Sohle.

Leck-Kübelchen, ein Gefäß am Spinn-Rocken, welches Wasser zum Anfeuchten des Fadens enthält. Siehe unter Spinnen.

Leck-Pfote, Fr. Lechepatre. Diesen Nahmen haben Einige demjenigen Faul-Thiere gegeben, welches sonst unter dem Nahmen Unau bekannt ist, ungeachtet dasselbe weder seine Füße, noch irgend einen andern Theil seines Leibes, zu lecken pflegt. Das Thier selbst wird unter dem Nahmen Unau beschrieben werden.

Leck-Saft, Linctus; siehe unter Latwerge, im LXV Th., S. 593. Anm.

Zwey Vorschriften eines Leck-Saftes, zur Erleichterung des Auswurfes, sind im Art. Leber-Krankheiten, oben, S. 444, No. 16 und 17, vorgekommen.

Leck-Schaufel, in Salz-Siedereyen, womit die abgetröpfelte Sohle, zur Beschleunigung der Verdunstung, an die Wände in den Gradier-Häusern oder den sogenannten Leck-Werken, hinauf gesprützt wird.

Leck-Steinchen, siehe unter Schraube.

Leck-Wein. 1. In einigen Gegenden, besonders Ungarns, Wein, welcher aus den reifsten und besten Beeren von selbst heraus lecket, oder tröpfelt, und welcher auch Tropf-Wein, am häufigsten aber Ausbruch, genannt wird.

2. Wein, welcher aus dem Hahne eines Fasses, oder neben dem Zapfen, heraus lecket, Trauf-Wein, Tropf-Wein; Fr. Baquetures.

Leck-Werk, in den Salz-Siedereyen, eine Anstalt, wo die Sohle durch Pumpen hinauf gezogen, und durch Rinnen auf Wände von Reisern geleitet wird, von welchen sie in einen Behälter herab träufelt.

Von lecken, tropfenweise herausrinnen.

Siehe Salz-Sohle.

Lecke, (die) 1. In einigen, besonders oberdeutschen Gegenden, wie das obige 3 Leck; Fr. Fente.

2. Von dem Zeit-Worte lecken, lambere, ist in der Land-Wirthschaft die Lecke oder Salz-Lecke, der Trog, ja ein jeder Ort, wo man dem Rind- und Schaf-Viehe Salz zu lecken giebt. Siehe Salz-Lecke.

1. Lecken, springen. Siehe Läcken, im LVIII Th., S. 518, f.

2. Le-

2. Lecken, ein Neutrum, welches auf doppelte Art gebraucht wird.

1. Mit dem Hülfs-Worte seyn, tropfenweise aus einem Gefäße fließen, von flüssigen Körpern, besonders wenn sie durch einen Leck, einen Spalt, dringen. Aller Wein ist aus dem Fasse geleckt. Auf welche Art es doch nur selten vorkommt.

2. Am häufigsten mit dem Hülfs-Worte haben, im gem. Leben, von Gefäßen, den flüssigen Körper durch einen Leck ein- oder ausrinnen lassen, rinnen, bey den Böttchern drahnen, d. i. thränen. Das Faß leckt, Fr. Le baril coule. Das Schiff hat geleckt. Figürlich sagt man auch wohl im gem. Leben leckende Augen haben, für triefende, rinnende. Die Lichter lecken, wenn sie den geschmolzenen Talg an dem Lichte herab rinnen lassen, welches auch laufen und rinnen genannt wird.

Im Oberdeutschen lechen, im Schwed. läcka, im Isländ. lecka, ohne Zweifel von Leck, eine Spalte, Ritze; siehe auch Lechzen, oder auch, besonders in der ersten Bedeutung, von Lache, Lauge, so daß der Begriff der Flüssigkeit der herrschende ist. Im Braunschweigischen ist es auch in thätiger Gestalt für sprengen üblich. Da kommt der Amtmann, heißt es daselbst zuweilen, den muß man lecken, d. i. Wasser sprengen, damit der Staub sich setze; über welchen Ausdruck ein Hochdeutscher freylich allerley Glossen macht.

3. Lecken, mit der Zunge an etwas hin und her fahren; L. lambere, lingere; Fr. lêcher. Der Hund leckt sich die Wunde. An etwas lecken. Besonders um auf solche Art etwas in sich zu ziehen. Der Hund leckt das Wasser. Die Hunde sollen dein Blut lecken, 1 Kön. 21, 19. Den Staub lecken, Ps. 72, 9. Die Teller lecken, für ablecken, im gem. Leben. Die Finger nach etwas lecken, gleichfalls nur in der niedrigen Sprech-Art, es mit dem lebhaftesten Vergnügen genießen. In den niedrigen Sprech-Arten

und

und im verächtlichen Verstande wird es auch oft für oft und viel küssen, Fr. baisoter, gebraucht.

Bey den Mahlern heißt ein Gemählde geleckt, wenn die Farben mit allzuvieler und übertriebener Sorgfalt, auf eine gezwungene und ängstliche Art, vertrieben und verschmolzen sind.

Bey dem Ulphilas laiguan, bey dem Ottfried und Notker lechon, im Griech. λειχειν, im Niederf. licken, im Engl. lick, im Angelf. liccan, im Ital. leccare, im Franz. lêcher, im Lettischen lakti, schon im Hebr. לקק, und im Lat. mit dem eingeschobenen Nasen-Laute lingere, so wie lambere auf ähnliche Art mit dem Niederf. labben, schlabben, übereinkommt. Ohne Zweifel als eine Nachahmung des durch Einleckung des Wassers verursachten Schalles, welches in den niedrigen Sprech-Arten auch mit dem vorgesetzten Zisch-Laute schlecken genannt wird.

Daher ablecken, durch Lecken wegschaffen. Den Zucker ablecken. Imgleichen, mit der Zunge reinigen. Den Teller, die Finger ablecken.

So auch die Ableckung.

Auflecken, durch Lecken wegschaffen. Eitelkeit leckt auch den Speichel der Sclaven auf, und verschlinget das Lob des Pöbels. Dusch.

So auch die Aufleckung.

Auslecken, durch Lecken heraus schaffen. Den Honig, die Milch auslecken. Imgleichen auf solche Art leer machen, oder reinigen. Die Schüssel auslecken.

Belecken, an etwas lecken, imgl. oft und viel an etwas lecken. So beleckt der Bär seine Jungen, der Hund seine Wunden.

So auch die Beleckung.

Bey dem Ulphilas lautet dieses Wort bilaigwodan.

Zerlecken, durch vieles Lecken unscheinbar machen, verderben.

Von

Von dem Nutzen des Leckens bey verschiedenen äusserlichen Gebrechen des menschlichen Körpers.

Wenn man den Nachrichten des *Plinius* und *Polyd. Vergilius*, Glauben beymessen kann, so haben die unvernünftigen Thiere zu verschiedenen in der Arzeney-Wissenschaft sehr nützlichen Entdeckungen die erste Gelegenheit an die Hand gegeben. Von den Schafen wird gesagt, daß sie den Menschen die purgierende Eigenschaft des Helleborus gelehrt hätten (1). Dem ägyptischen Vogel Ibis, von welchem man weis, daß er zur Eröffnung der Gedärme, sich selbst durch den Schnabel das See-Wasser in den Leib spritzet, wird die so nützliche Erfindung der Klystiere zugeschrieben; s. im XXIX Th., S. 288. Der Hippopotamus, welcher, um den Körper von überflüssigem Blute zu befreyen, sich an den dornigen Stauden des Nil-Strohmes die Adern am Fuße öffnet, hat, wie man dafür hält, den Menschen zum Aderlaß Anlaß gegeben (2). Die Hunde und Katzen pflegen, wenn sie ihre Jungen zur Welt gebracht haben, zur Stillung der Nachwehen, ihre eigene Nachgeburt sehr begierig aufzufressen; eben dieses haben die Menschen zu ihrem Nutzen angewendet, und sich desselben Mittels in ähnlichen Fällen bedient (3).

Aus diesen und andern Beyspielen von solcher Art, können wir wahrscheinlich schließen, daß der Gebrauch des Leckens bey verschiedenen äusserlichen Gebrechen des menschlichen Körpers ebenfalls von den Thieren seinen Ursprung genommen habe. Die Vor-

(1) *Plin.* hist. nat. L. 8, c. 27.

(2) *Polyd. Vergilius* de rer. inventor. L. 1, c. 21. *Plin.* hist. nat. L. 7, c. 26.

(3) *Cornel. van der Eck* diss. de anthropophag. med. Thes. I.

Vorsehung hat fast einem jeden vierfüßigen Thiere den Trieb eingepflanzt, sich selbst die äusserlichen Verletzungen durch Lecken zu heilen. Wir sehen dieses fast täglich an den Hunden, welche das Zusammenwachsen der größten Wunden durch dieses heilsame Mittel in einer fast unglaublichen Kürze der Zeit befördern. Man muß beydes, die Zunge und den Speichel, genau untersuchen, wenn man sich von der vortrefflichen Wirkung des Leckens einen vollkommenen Begriff machen will. Die Zunge ist ein aus vielen kleinern zusammengesetzter Muskel, welcher sich nach allen gegenseitigen Puncten des Mundes sehr leicht bewegen lässet; die Fläche dieses Muskels ist mit häufigen und verschiedentlich gestalteten Warzen versehen, durch deren Hülfe wir schmecken. Dieser, sowohl im physischen als moralischen Verstande betrachtete höchst nützliche Theil des menschlichen Körpers, wird von einem flüssigen Wesen befeuchtet, welches wir Speichel nennen; es besteht solcher aus Wasser, Luft, Oehl und einem Mittel-Salze. Alle diese Theile sind innigst mit einander verbunden, so, daß sie nicht anders als durch das Feuer getrennet werden können.

Aus vorstehender Betrachtung der Bestand-Theile beyder Werkzeuge des Leckens, lassen sich nun die Wirkungen desselben leicht erklären. Wie vieles bey Heilung der Wunden und Geschwüre auf die Reinigung derselben ankomme, können uns die Wund-Aerzte am besten sagen. Was für ein Werkzeug aber könnte wohl hierzu geschickter seyn, als die Zunge? Vermöge ihrer Biegsamkeit schließt sie sich fest an alle Seiten einer äussern Verletzung; ihre rauhe Ober-Fläche nimmt, wenn eine Bewegung dazu kommt, alle Unreinigkeit, welche sich in den zerrissenen Gefäßen einer Wunde gesetzt hat, hinweg, und befördert dadurch den ordentlichen Umlauf der Säfte des ver-

letzten Theiles. Hierzu kommt noch die Mittheilung des Speichels, dessen Salz- und oehlige Theile, wenn sie genau mit einander verbunden sind, einen Schleim ausmachen, welcher die getrennten Flächen verbindet, und, als der kräftigste Balsam, deren Heilung befördert. Der Nutzen des Speichels erstreckt sich aber nicht bloß auf die Heilung der Wunden, sondern auch auf andere widernatürliche Zufälle des Körpers. In den Schriften der Aerzte finden wir häufige Beyspiele, daß durch öfteres Lecken die heftigsten Schmerzen gestillet, wie auch Geschwulsten, Höcker, Ueberbeine, und Muttermähler, glücklich sind vertrieben worden. Zu mehrerm Beweise will ich die Erfahrungen einiger Schriftsteller anführen. Von den Römern ist bekannt, daß sie die bey einer Schlacht empfangenen Wunden, durch ihre Sclaven und Weiber, bis zur völligen Heilung aussaugen und lecken ließen. Eben dieses bezeugt Tavernier von den Circassiern (4), und Piso von den Brasilianern (5). *Olaus Borrichius* (6) und *Tho. Bartholinus* (7) versichern, daß Eduard I., König von Engelland, an seiner, mit einem vergifteten Messer empfangenen Wunde gewiß würde gestorben seyn, wenn nicht dessen getreue Gemahlinn durch öfteres Lecken und Saugen die Wunde von einem der heftigsten Gifte befreyet hätte.

Von dem Gebrauche des Leckens bey den so gefährlichen Verletzungen des Auges, findet man fast unglaubliche Beyspiele aufgezeichnet. August Hünerwolf (8) erzählt davon folgenden merkwürdigen Fall: „Mein zwölfjähriger Bruder, indem er ein Stück hartes „Leder

(4) Itinerar. L. 3, c. 12. (5) Hist. nat. et med. L. 2, c. 5.
(6) De ortu et progress. chem. p. 46.
(7) Anat. reform. L. 3, c. 13.
(8) E. N. C. Dec. II. A. 3, obs. 92, p. 195.

„Leder entzwey schneiden wollte, wobey ihm das Messer „abglitschte, verletzte sich dergestalt das linke Auge, „daß die Horn-Haut ganz durchschnitten war, und „eine beträchtliche Menge der wässerigen Feuchtigkeit „herausfloß. Die Mutter, welche durch diesen gefähr„lichen Zufall zum Mitleiden bewogen wurde, leckte „eine Zeitlang nüchtern die Wunde, und beförderte „dadurch in Kurzem die Heilung derselben so glücklich, „daß nicht einmahl eine Narbe im Auge zurückblieb.“ Wie vieler Gefahr die Augen bey bösartigen Pocken ausgesetzt seyn, lehrt die vielfältige Erfahrung. *Bartholinus* (9) rühmt daher das Lecken, als das sicherste und beste Mittel. Er führt in seinen Schriften hin und wieder Beyspiele an, von Kindern, welchen die Augen in- und auswendig ganz mit Pocken besetzt waren, und dennoch, durch öfteres Lecken, von allem zu befürchtenden Schaden befreyet wurden. Bey Geschwüren, welche nach überstandenen Pocken auf der Horn-Haut des Auges bisweilen zurück bleiben, hat Lorenz Scholz (10) das Lecken sehr bewährt gefunden; er giebt zugleich den Rath, die leckende Person vorher etwas Fenchel käuen zu lassen, damit die zertheilende Kraft des Speichels dadurch desto wirksamer gemacht würde. Eben dieses Mittel wird von Claud. Deodatus (11) vorzüglich gerühmet. Einen sehr merkwürdigen Fall erzählt Fr. Hoffmann (12) von einer Frau, welche lange Zeit sehr blöde, schmerzhafte und triefende Augen hatte; alle äusserliche und innerliche Mittel wurden bey derselben vergebens angewendet, bis sich endlich eine alte Frau erboth, ihr alle Morgen die Augen zu lecken, und dadurch in kurzer Zeit derselben die vorige Schärfe

(9) Cent. I. hist. anat. 29, p. 40. Anat. reform. L. 3, c. 13.

(10) Consil. med. 308, fol. 881.

(11) Panth. hygiast. L. 3, c. 21, p. 132.

(12) Diss. de necess. saliv. insp. c. 4, p. 10.

des Gesichtes wieder verschaffte. Eben Derselbe gedenkt einer Däninn von Adel, welche ihre ganze Lebenszeit hindurch das Gesicht mit Speichel gewaschen, und sich dadurch eine jugendliche Schönheit bis in das 70ste Jahr ihres Alters erhalten hat. Die berühmte Ninon von Lenclos ließ sich alle Morgen von Hunden lecken, und sahe nach ihrem 70sten Jahre noch eben so schön aus, als sie im 20sten ausgesehen hatte. Das öftere Lecken eines Hundes wird von Mich. Ettmüller unter diejenigen Mittel, welche die Haut reinigen und schön machen, gerechnet. Auf eben die Art sind, ohne Zuthuung eines andern Mittels, Muttermähler und andere das Gesicht verunzierende Flecken vertrieben worden. Mart. Schurig (13), ein berühmter Arzt in Dresden, erzählt folgenden Fall, wobey er selbst Augenzeuge gewesen war. „Es wohnt nicht weit von hier ein junger Bauer, welcher, einige Jahre her, die Kröpfe und Höcker durch Anspeyen und Lecken curirt. Er verfährt dabey folgender „Maßen. Drey Freytage nach einander leckt er, und „zwar des Morgens nüchtern, 3 Mahl kreuzweise den Kranken den Kropf und Höcker, sondert jedes Lecken mit einem „Kreuze ab, durch das Drücken des Daumens, reibt hierauf sehr stark den leidenden Theil, und murmelt dabey einige unverständliche Worte; alles dieses wiederhohlt er etliche Wochen, bis zur völligen Herstellung des Kranken (14)." Wedel (15) und Brendel (16) haben von Kröpfen und Ueberbeinen, Galen (17) und Balth. Ronsäus von

(13) Sialolog. hist. med. c. 4, p. 138.

(14) Eine ausführlichere Nachricht davon, findet man in D. Jo. Dan. Geyers müßiger Reise-Stunden gute Gedanken von dem chur-sächsischen Leck-Martin, 18ter *Discours*. Dresd. 1735, 4 2 B.

(15) Exercit. med. philolog. Dec. 4, exerc. 8, p. 40.

(16) Consil. med. cons. 113, p. 393.

(17) De simplic. medicam. facult. I, 10. p. 109.

von Blutschwären, Riedlin (18) von Geschwulst des Hodensackes, Aloys. Sinapius (19) von Gicht-Knoten, welche durch öfteres Lecken glücklich zertheilt worden sind, glaubwürdige Beyspiele aufgezeichnet. Die Gedenkschriften der engelländ. Akad. der Wiss. v. May 1666, N. 6, rühmen das Lecken eines Hundes, als ein untriegliches schmerzstillendes Mittel; sie führen zugleich einen Fall an, da ein Mann, welcher lange Zeit mit den heftigsten podagrischen Schmerzen geplaget wurde, bloß durch das nüchterne Lecken eines Hundes sich schleunige Linderung verschaffte. Waldschmidt (20) und Wedel (21) wissen den öftern Gebrauch dieses Mittels in blinden Hämorrhoiden nicht genug zu rühmen; sie versichern, daß dadurch allemahl der Ausbruch des Blutes befördert würde. Zachar. Vogel (22) erzählt folgende Geschichte einer Wasser-Geschwulst an den männlichen Zeugungs-Gliedern, die durch starke Purgier-Mittel entstanden, und durch das Lecken eines Hundes geheilet worden ist.

„Eine unverheurathete Person von 28 Jahren, und von der Jagd ein großer Liebhaber, wurde mit einem dreytägigen Fieber belästiget, welches ihm 5 Wochen sehr beschwerlich war. Er gebrauchte zwar dagegen verschiedene Hülfsmittel, allein, weil er keine ordentliche Lebens-Ordnung dabey beobachtete, so wurde dadurch ein viertägiges hervorgebracht. Dieses Fieber ließ sich 10 Wochen bey der gewohnten Lebens-Art unterhalten. Endlich aber verließ es den Kranken, und nicht lange darnach bekam er dicke Beine, und überhaupt ein blaßgelbes An-

(18) Lin. med. a. 1699. mens. Mart. obs. 31, p. 318.

(19) De remed. dolor. et opio, c. 4, p. 50.

(20) Prax. med. p. 279.

(21) Eph. Nat. Cur. Dec. II. A. 1, obs. 2, p. 25.

(22) In seinen Beobachtungen und Untersuchungen, (Rostock, 1759, gr. 8.) S. 350, flg.

gesicht. Hiergegen hatte er verschiedenemahl starke Purgier-Mittel eingenommen, die heftig gewirkt haben, bis er endlich mit einer Wasser-Geschwulst an seinen Zeugungsgliedern beleget wurde, welche ihm zulezt den nöthigen Abfluß des Urins verhinderte.

Mit diesen Beschwerden kam er hierher gereiset, und ließ mich ersuchen, ihn zu besuchen. Ich fand ihn auf einem Bette, mit einem schönen Hühner-Hunde spielend, liegen. Er erzählte mir alles obige, und zeigte mir seinen Schaden. Die ganze Zeugungs-Maschine war wie ein Kinderkopf groß angeschwollen. Ich konnte kaum Unterscheidungszeichen der natürlichen Theile bemerken. Die Geschwulst war so klar und fein, als wenn eine sehr feine Blase mit hellem Wasser angefüllt und durchscheinend war, so, daß nur die Epidermis über das ausgelassene Wasser gespannt blieb.

Weil nun der Kranke während meinem Daseyn mit seinem Hunde beständig spielte, so fragte ich ihn, ob derselbe ihm besonders getreu und angenehm wäre, welches er auch mit einem lächelnden Ja beantwortete. Da er sich also auf die Treue und Gutartigkeit fest verlassen konnte, so gab ich ihm auch Anlaß, wie dieser Getreue ihn von seiner Beschwerde befreyen könnte. Anfänglich vermeinte er, daß es mein Scherz wäre; allein, da ich ihm die Möglichkeit desselben zeigte, so ward er überaus vergnügt darüber, und versicherte, daß ihm keine angenehmere Heil-Art hätte vorgeschlagen werden können, als eben diese. Ob sie nun gleich beym Scherz ausgedacht war, so glückte sie doch überaus gut, und war also bestimmt.

Ich nahm nähmlich eine feine Lanzette zur Hand, und machte mit derselben ganz feine Einschnitte, eines halben Zolls lang, in die Epidermis. Der Kranke hatte davon keine Empfindungen. Als dieses geschehen war, liessen wir den Hund an die scarificirte Geschwulst lecken. Er that sein Bestes. Der Kranke sowohl, als ich, mußten darüber lachen. Die Geschwulst nahm merklich ab. Endlich mußte der Hund sich gewaltig erbrechen; als ich ihm aber etwas Milch zu saufen gegeben, fing er von neuem an zu lecken, so, daß die Geschwulst auf die Hälfte abnahm, und dem Kranken empfindlich ward solches weiter auszuhalten. Hiernächst legte ich ihm eine warme

Ser-

Serviette um den leidenden Theil, denn ich hatte weiter nichts bey der Hand. Bald darnach ließ der Kranke mit guter Wirkung zu seinem Vergnügen eine Menge gesammelten Urin von sich. Bevor ich mich aber von dem Kranken beurlaubte, warnete ich ihn, niemanden während der Zeit, da er den Hund zu seiner angewiesenen Heil-Art gebrauchen würde, in die Stube kommen zu lassen, oder denselben selbst unerwartet in seinen Verrichtungen zu stören, weil er dadurch im Eifer um sich beißen, und etwas verletzen möchte.

Wie ich den kommenden Morgen meinen Kranken besuchte, so fand ich, daß der Hund alles Wasser aus der Geschwulst gelecket hatte. Die Theile waren sehr erschlafft, daher ich bemühet war, solche durch eine Bähung wieder zu stärken, die aus der Arnica, mit Wein und Kalkwasser bereitet, bestand; dieses wurde stündlich von neuem erwärmet, und mit Wirkung verbraucht. Uebrigens gebrauchte der Kranke 6 Tage das Seidschützer Bitter-Wasser bey einer vorgeschriebenen genauen Diät, und nach diesen, innerhalb 8 Tagen, 3 Unzen von der peruvianischen Rinde in einer Latwerge, womit ich denselben in 14 Tagen zu seiner großen Zufriedenheit gesund wieder herstellete."

Diese Beyspiele werden hinlänglich seyn, den Nutzen eines angepriesenen Mittels zu bestätigen. Ich muß aber noch einige bey dem Gebrauche des Leckens nöthige Verhaltungs-Regeln hinzu fügen.

Man erwähle dazu, vor andern Thieren einen Hund, weil solcher von Natur den größten Trieb zu dieser Handlung bezeigt; dessen Zunge ist lang, biegsam, und also besonders geschickt, eine Wunde, sie mag flach oder tief seyn, zu reinigen. Sollte etwa ein Geschwür mit einer scharfen oder stinkenden Gauche, oder mit allzuvielem Eiter angefüllt seyn, so, daß der Hund es verabscheuete, so wird man denselben leicht zum Lecken bewegen können, wenn man es zuvor einige Mahl mit Speichel benetzt, oder den Rand desselben mit etwas Fett bestreicht. Es ist auch nöthig, daß man bey der Wahl der Hunde ei-

ige Vorsicht gebrauche; denn ein kranker Hund, dessen Säfte mit Unreinigkeiten angefüllt sind, würde eine äusserliche Verletzung durch Lecken eher verschlimmern, als die Heilung derselben befördern. Eine eben so schlimme Folge ist zu befürchten, wenn ein Hund läufig ist; alle Säfte sind zu dieser Zeit in einer gewissen Art von Gährung, und diese Beschaffenheit würde alsdann, zum größten Nachtheil des Kranken, dem Blute einverleibet werden.

Lecker, ein Bey- und Neben-Wort, leckerer, leckerste.

1. Sehr schmackhaft, im hohen Grade wohl schmeckend, leckerhaft. Eine leckere Speise. Lecker leben, in weiterer Bedeutung, sich die schmackhaftesten Nahrungs-Mittel zu verschaffen wissen.

2. Geneigt, nur schmackhafte Nahrungs-Mittel zu genießen; L. delicatus, lautus, cupedipeta; Fr. friand. Lecker seyn. Ein leckerer Mensch, im gem. Leben ein Lecker-Maul. Auch figürlich, im vertraulichen Scherze, fein prüfend, geneigt nur das Beste zu wählen.

Im Nieders. gleichfalls lecker, im Schwed. lecker. Im Bretagnischen sind Lickeres Leckerbissen. Ohne Zweifel von lecken, lambere, wozu auch das Griech. γλυκερος, süß, und das Latein. mit dem Präfixo de verlängerte *delicatus* zu gehören scheint.

1. Lecker, (der) 1. Ein in den vertraulichen Sprech-Arten, besonders Nieder-Sachsens, übliches Wort, einen lebhaften Grad einer sinnlichen Begierde zu bezeichnen. Der Lecker steht ihm darnach, er ist darnach lüstern.

2. Ein leckerer oder leckerhafter Mensch, der sich nur die schmackhaftesten Speisen zu verschaffen sucht. Noch mehr in weiterer und figürlicher Bedeutung, ein Mensch, welcher aus der Befriedigung seiner sinnlichen Begierden sein vornehmstes Geschäft macht.

Ein

Ein junger Lecker. Gemeiniglich im verächtlichen Verstande, von einem Menschen, welcher nur sinnliche Vergnügungen ohne Wahl sowohl der Gegenstände, als der Mittel, sucht; in welcher großentheils veralteten Bedeutung dieses Wort im Angels. Licera, im Engl. Licker, im alt Franz. Lichard, im Ital. Leccardo, im mittlern Lat. Leccator, lautet, welche auch oft einen nichtswürdigen Menschen, einen Lotterbuben bedeuten.

Bey dem Pictorius ist Leckerbube so viel als Lotterbube, in einer alten handschriftlichen Uebersetzung der Bibel Leckermen, eine Hure, bey dem Altenstaig lickeren, mit List fahen, und im Flandrischen lak, wollüstig, geil; daher es noch dahin steht, ob es nicht, wenigstens in einigen Fällen, nicht sowohl zu dem vorigen lecker, als vielmehr zu lügen, belugsen, oder andern ähnlichen Wörtern, gehört. Gottsched glaubte, es käme von lächen, springen, her, und erklärte einen jungen Lecker durch einen jungen Springer.

2. Lecker, (der) zunächst von dem Zeit-Worte lecken.

1. Die Zunge, das Werkzeug des Leckens, doch nur im Oberdeutschen, wo besonders die Zunge des Rindviehes diesen Nahmen führt. Auch bey den Jägern wird die Zunge des Hirsches eben so oft ein Lecker, als ein Graser und Weidemesser genannt.

2. Eine Person, welche leckt; Lat. Lictor, wo auch im weiblichen Geschlechte die Leckerinn üblich ist, doch beyde nur in den Zusammensetzungen Teller-Lecker und Speichel-Lecker, einen niedrigen Schmarotzer und Schmeichler zu bezeichnen, welche Bedeutung das Wort Lecker auch in dem zusammen gesetzten Hof-Lecker für sich allein zu haben scheint.

In Altenstaig's Vocabulario bey dem Frisch wird Lickerung durch blanditiae übersetzt.

Lecker-Bissen, (der) Diminut. das Leckerbißchen, Oberd. Leckerbißlein, ein leckerer oder leckerhafter Bissen, und in weiterer Bedeutung, eine jede rare,

kostbare und auf besonders schmackhafte Art zubereitete oder zugerichtete Speise; Leckereyen, Delicatessen, L. Cupediae, Escae mollieulae, Cibus delicatior; Fr. Friandise, Morceau friand.

Die Vorsehung hat bey der Schöpfung des Menschen die weise Veranstaltung getroffen, daß er durch verschiedene Sachen nicht allein ernährt und erquickt würde, sondern daß auch diese Nahrungs-Mittel solche Eigenschaften hätten, wodurch sie dem Gaumen angenehm würden. Der Mensch erhielt auf solche Art Gelegenheit, durch den Geschmack die mehrere oder mindere Güte dieser Sachen zu erforschen, und solcher Gestalt das Nützliche von dem Schädlichen zu unterscheiden. Der Schöpfer wollte, daß der Mensch sich täglich durch Speise und Trank ernähren sollte, daher werden der Hunger und Durst zu kräftigen Erinnerern an die Beobachtung dieser Pflicht verordnet. Auf diese Art können auch selbst solche Sachen, die an sich zwar gut nähren, aber den Geschmack nicht sehr reizen, doch oft mit Wohlgefallen genossen werden. Da der Schöpfer aber den Menschen nicht zwingen wollte, auf seine eigene Erhaltung bedacht zu seyn, sondern auch durch anlockende Mittel ihn dazu zu reizen suchte, so versahe er viele Sachen mit einer so hervorstechenden Annehmlichkeit, daß vermittelst derselben der Geschmack auf eine sehr angenehme Art gereizet würde.

Ich weis in der ganzen Natur keinen Gegenstand, der einem Jeden zu allen Zeiten auf gleiche Art wohl schmecken sollte, da der Geschmack so verschieden ist, und sich nach dem ungleichen Gesundheits-Zustande, oft auch nach dem verschiedenen Alter, nach der Mode, der Einbildung, und der Gewohnheit, richtet. Dem Kranken sind die meisten Dinge zuwider, die ihm im gesunden Zustande sehr angenehm waren. Wer sonst die Säuren verabscheuete, trägt ein sehnliches

liches Verlangen darnach, wenn er ein hitziges Fieber hat; und wer sie sonst liebte, den ekelt davor, wenn er an Säure im Magen leidet. Eine unreine Zunge ist überhaupt mit einem verderbten Geschmacke verbunden. Der Speichel, welcher zur Auflösung der Theilchen, die den Geschmack reizen sollen, unentbehrlich ist, kann sich zufälliger Weise verändern, und scharf, süß, oder auf andere Art verderbt werden, und solcher Gestalt den Geschmack verändern. Bey der besten Gesundheit des Menschen macht öfters der verschiedene Zustand des Körpers, daß er heute einen lebhaftern Eindruck von einem angenehmern Geschmacke erhält, als morgen, und daß die leckersten Speisen ihre meiste Annehmlichkeit verlieren, wenn er sich derselben öfter bedient. Bey Kindern sind die Nerven-Wärzchen der Zunge empfindlicher, als bey alten Leuten, daher halten sie so viel von Milch, Honig, Zucker, und andern milden Speisen; dagegen essen sie kein eingesalzenes Fleisch, keinen Essig, Senf, starke Gewürze, u. d. gl. an welchen ein Erwachsener Behagen findet.

Es giebt nichts in der Natur, was für alle Menschen unter allen Umständen wohlschmeckend wäre; daher es schwer zu bestimmen zu seyn scheint, was eigentlich Leckerbissen oder Leckereyen genannt werden müssen. Indessen kann man sagen, daß überhaupt für den Geschmack das Bittere, das Herbe, das Zusammenziehende, das Scharfe, das Ranzige, das Heiße und Brennende, das Faulichte und das Fade und Unschmackhafte, nicht angenehm ist. Dagegen kann man behaupten, daß die meisten Menschen darin übereinkommen, das Süße, das Säuerliche, das Salzige, das Fette und das Gewürzhafte, wohlschmeckend zu finden; vorzüglich aber pflegen solche Speisen für lecker gehalten zu werden, worin einige von diesen Arten des Geschmackes gemischt sind, so,

daß

daß das für sich Unangenehme durch die Mischung mit dem Wohlschmeckenden desto pikanter wird.

Unter Lecker-Bissen, Leckereyen, oder Delicatessen, verstehe ich jede Sache, die, von einem gesunden Menschen genossen, die Nerven-Wärzchen seiner Zunge und seines Gaumens auf eine angenehme Art reizt, und deren Annehmlichkeit dadurch sehr vermehrt wird, wenn zugleich ein Wohlgeruch dabey Statt findet. Ich fordere mit Fleiß, daß der Mensch gesund sey, der diese Speisen genießt, da kein Kranker einen reinen und zuverlässigen Geschmack hat, und also nicht richtig urtheilen kann. Unter der Krankheit begreife ich auch einen quälenden Hunger und Durst, und fordre also, daß niemand daran leiden muß, der über einen Lecker-Bissen urtheilen will.

Ob gleich eigentlich nur das ein Lecker-Bissen genannt werden kann, was den Geschmack eines gesunden Menschen auf eine angenehme Art reizt, so muß man sich doch wirklich verwundern, auf wie verschiedene Art der Geschmack mehrerer Menschen von einem und demselben Dinge gereizt wird, ungeachtet sie alle gesund, alle von gleichem Alter, und alle frey von zu starkem Hunger oder Durste sind; und doch findet der eine das nur erträglich, was dem andern sehr wohlschmeckend, und dem dritten zuwider ist. Man kann deswegen den Geschmack eines Jeden nicht für fehlerhaft erklären, und es läßt sich, wie man zu sagen pflegt, überhaupt über den Geschmack nicht disputiren. Es muß dieses alles von verschiedenen Umständen abhangen, die nicht gleich in die Augen fallen. Bisweilen widersteht ein Nahrungs-Mittel völlig der Natur gewisser Leute, was andre doch für sehr schmackhaft halten. So können manche Personen weder den Geruch noch den Geschmack unserer angenehmen Erdbeeren ertragen, ohne daß ihnen übel

davon

davon wird. Bergius (*) sah einmahl, daß jemand ein Fieber mit rothen Flecken über den ganzen Körper bekam, der einen Schluck Erdbeer-Branntwein genommen hatte. Ein ähnliches Beyspiel erzählt Bartholin (**). Eine ähnliche Ursache muß bey dem Abscheu verschiedener Personen vor Butter und Käse, die dem größten Theile der Menschen doch angenehm zu seyn pflegen, Statt finden. Bergius hat einen Mann gekannt, der durchaus keinen Wein vertragen konnte, und von einem Par Tropfen, die er beym Abendmahl genoß, krank ward, wenn er nicht kaltes Wasser hinterher trank, um den Wein zu verdünnen. Schwangere Personen haben gemeiniglich einen ausserordentlichen Appetit auf solche Sachen, die einem andern zuwider sind, und dagegen einen Abscheu vor solchen Dingen, die ihnen sonst wohl behagten. Ausserdem rührt der Abscheu vor gewissen wohlschmeckenden Dingen, oft von einem widrigen Eindrucke her, den man bey gewissen Gelegenheiten in der Jugend erhalten hat. Wenn man sich etwann einmahl den Magen mit einer Speise überladen hat, und dadurch krank geworden ist, so kommt in der Folge der Ekel vor solchen Nahrungs-Mitteln immer wieder; und eben dies eräugnet sich, wenn man verschiedene Mahle verdorbenes Fleisch genossen hat, das der Magen nicht verdauen konnte. Ueberdies kann das Urtheil über die Unzweckmäßigkeit gewisser Thiere zu Nahrungs-Mitteln, welches bey Kindern entweder von einem Religions-Verbothe, oder von dem Abscheue älterer Leute herrührt, einen so starken Einfluß auf das ganze Leben haben, daß dieser Widerwille sich durch nichts ausrotten läßt. Die Einbildung, die Mode und Gewohnheit können öfters den Nationa-

(*) Ueber die Leckereyen, (Halle, 1792, 8.) S. 7.

(**) Hist. anat. rar. Cent. 3, p. 112.

tional-Geschmack dermaßen verändern, daß man im Anfange wirklich unschmackhafte und widerliche Dinge versucht, sich nach und nach daran gewöhnt, und sie endlich ganz wohlschmeckend findet, und zwar entweder, weil man sie für gesund, oder für selten hält, oder weil man der Mode folgen will, oder weil man es für vornehm oder für männlich hält, diese Dinge zu genießen.

Da so viele verschiedene Umstände den Geschmack verändern können, so sieht man leicht, wie wenig man sich nach dem Urtheile einzeler Personen über den Wohlgeschmack einer Speise richten kann. Eine ungleiche Erziehung, eine verschiedene Erfahrung, die man mit etwas wirklich Leckerhaftem angestellt hat, verursachen öfters ein völlig verschiedenes Urtheil; und so kann jemand, der noch keine Gelegenheit gehabt hat, leckere Dinge zu schmecken, unmöglich einen Begriff davon haben; dagegen ein Anderer, der im Luxus auferzogen ist, und sich einen feinen Geschmack erworben hat, weit richtiger darüber urtheilen wird, und auch weit mehr Glauben verdient. Aus diesem Grunde könnte man die Leckereyen füglich in solche eintheilen, die von Personen unter glücklichen Umständen für wahre Leckereyen gehalten worden sind; und in solche, die die geringe Classe der Menschen, welche eine ähnliche Erziehung genoß, dafür zu halten pflegt. „Wenn ein Reisebeschreiber," sagt Bergius: uns über „die Leckereyen der Länder Nachricht giebt, die er durch„reiset ist, so kommt viel darauf an, was er für ein Mann „war, und in wiefern seine Erziehung und Lebensart auf „die Bildung seines Geschmackes mitgewirkt haben konn„ten. Ich meines Orts habe mehr Zutrauen zu den Nach„richten, die mir in dieser Rücksicht ein Restaurateur in „Paris, als die mir ein Schenkwirth in Trosa giebt; über „ähnliche Materien traue ich dem Urtheile solcher Perso„nen mehr zu, die von hoher Geburt sind, wie der Fürst „Radzivill, oder der Gesandten regierender Mächte,

„wie

„wie Busbeq, Silva Figueroa, de la Loubere,
„Whytelocke, Nieuhof, vornehmer Frauenzimmer,
„wie der Madame Worthley Montague und Ma=
„dame Kindersley, aufgeklärter Cavaliere, wie Fla=
„court, Rumphius, Ulloa, und Bell d'Antermo=
„ny, hellsehender Philosophen, Naturforscher und ande=
„rer Gelehrten, als: Kämpfer, Bernier, Sloane,
„de la Condamine, Banks, Solander, Pallas,
„Forster, Niebuhr, Thunberg, Ekeberg, Labat,
„und Anderer, als dem Urtheile unachtsamer, unerfahr=
„ner und unwissender Leute, als: der Schiffer Kißping
„Willmann, Berg, der Handwerksleute Schwarz,
„u. d. gl. der Bedienten, als: Heß und Schillinger,
„gemeiner Soldaten, als: Saar, Tappen, Richs=
„hofer, Barchewitz, Langhans und Vogel, die
„in ihrem Urtheile über den Wohlgeschmack der Leckereyen
„doch bey weitem nicht so zuverlässig sind."

Die Organisation des Menschen erscheint bey verschiedenen Völkern in einer so wesentlichen Abänderung, daß ein und derselbe Gegenstand ganz entgegengesetzte Eindrücke verursachen kann. Auch der Kalmyke, der Tunguse und Kamtschadale, wie nicht weniger der Neger und Amerikaner, hat gewisse Nahrungs=Mittel, die er für lecker hält, und die wir nicht dafür gelten ließen. Es fragt sich nur: ob gar keine Regel vorhanden sey, nach welcher sich zwischen diesen Extremen ein allgemeines Urtheil fällen läßt? Das alte lateinische Sprichwort: De gustibus non est disputandum, verbietet, bereits erwähnter Maßen, jeden Streit in Sachen des Geschmackes; und in der That versuchte man vergebens den Grönländer zu überreden, daß Thran=Oehl nicht der wahre Götter=Trank sey, so wie es gewiß auch verlorne Mühe wäre, unsern Gaumen mit diesem ekelhaften Wallfisch=Fette aussöhnen zu wollen. Die Organe sind verschieden, die Eindrücke müssen also verschieden seyn; und es bleibt uns weiter nichts, als die Untersuchung übrig, welche von beyden Organisationen die vorzüglichste

lichste sey? Zwar wissen wir wohl, daß einem jeden die seinige am besten gefällt, und sagen uns selbst zuerst, daß eine jede, für dasjenige, was sie im Gewühl der Erde-Wesen sollte, und für den Platz, den sie ausfüllt, die zweckmäßigste ist. Aus diesem Gesichtspuncte aber haben die verschiedenen Gattungen der Natur überhaupt keinen Rang, und das Sand-Korn ist in seiner Art so vollkommen, als Newton. Gleichwohl, wer zu wählen hätte, in der unübersehbaren Fülle der Wesen, die zwischen diesen beyden Gränz-Puncten liegen, würde der, die Fähigkeit zu unterscheiden und zu vergleichen vorausgesetzt, wohl etwas anders als die Menschheit, und zwar diese ihre höchste Stufe der Entwickelung, allen übrigen vorziehen? Die Receptivität der menschlichen Natur hat so einleuchtende Vorzüge, daß keine andere Erden-Gestalt ihr die Wahl streitig machen kann; nur zwischen Mensch und Mensch, wo die Schattierungen feiner, und die verschiedenen Ansprüche bedeutender sind, muß unser Urtheil noch wanken. So viel Festigkeit gegen Hitze und Kälte, Wasser und Luft, und so mancher Sinn von durchdringender Schärfe; was nähmlich der Wilde vor dem gesitteten Menschen voraus hat, beredete schon einmahl einen Philosophen, es sey weit besser, nacket im Walde Eicheln zu fressen, als hinter dem Ofen in Schlafrock und Mütze zu deraisonniren; nur Schade, daß es ihn nicht auch zum Tausch bereden konnte.

Ein Weiser, der mit sich selbst im Widerspruch ist, wird uns aber schwerlich irren können, sobald wir mit demselben Maßstabe in der Hand, womit wir zwischen Thier und Mensch entschieden, jezt auch die Nüancen unserer Gattung untersuchen wollen. Die intensive Stärke dieses oder jenes sinnlichen Eindruckes entscheidet noch nichts für die höhere Vollkommenheit desjenigen Nerven-Systemes, welches nur dafür

für empfänglich ist. Denn auch dieselben Sinne und Triebe, die im Menschen zwar vereinigt, allein in ihrem Grade nicht hervorstechend sind, erblickt man einzeln bey verschiedenen Thieren in einer weit durchdringendern Schärfe, und mit einer unwiderstehlicheren Kraft. Die Vermannigfaltigung, welche in der Einförmigkeit unsers Planeten herrscht, beruhet bloß auf dieser vereinzelten Darstellung verschiedener Eigenschaften, die in ihrem höchsten Grade als Carricatur erscheinen, und da wo sie alle beysammen im Gleichgewichte liegen, unmöglich ihre gänzliche Entwickelung erreichen können. In der Menschen-Gattung ist das Individuum gemeiniglich auch nur ein solches katoptrisch verzerrtes Bild, in welchem bald diese, bald jene Anlage mehr hervorraget, diese oder jene Fähigkeit mit Hintansetzung der andern bis zur höchsten Stufe der Ausbildung gelangt ist. Wer vermag es, alle zahllosen Extreme her zu zählen, in denen der Mensch bald so bald anders modificirt, jezt in einem besondern Theile des Körpers mechanische Fertigkeiten besitzt, die uns in Erstaunen setzen; jezt durch die Schärfe eines Sinnes, durch die Allgewalt einer Leidenschaft, durch die erhöhte Reizbarkeit der Phantasie, des Gedächtnisses, der Denk-Kraft, ein Phönix vor unsern Augen glänzt? Gleich unvermögend an diesen Excentricitäten etwas zu ändern, und auch nur die Möglichkeit, daß eine Aenderung bessern könnte, einzusehen, entzückt uns das immer neue Schauspiel dieser ringenden Kräfte, indem es uns auf die einfachsten Natur-Gesetze zurück führt. Nur der Stoß erzeugt Bewegung; nur aus härterem Aneinanderreiben geht Licht und Feuer hervor; und nur in unaufhörlichen partiellen Disharmonien konnte der große Zusammenklang des Welt-Alles bestehen!

Unstreitig scheint aber auch unter uns diejenige Organisation den Vorzug zu behaupten, welche vor

allen andern zu einer gewissen Universalität der Empfindungen und der Verhältnisse vorbereitet ist. Nur dieses feinere Gewebe empfängt und vergleicht sodann die Menge verschieden-artiger Eindrücke, wägt sie gegen einander ab, und bestimmt ihren relativen Werth, indessen der grobe, wenn gleich in einzelnen Fällen schärfere Sinn, den wenigen Empfindungen, für die er empfänglich ist, ohne Wahl und Vergleichung, bloß instinctmäßig gehorcht. Man muß entweder die auszeichnenden Charaktere der Menschheit, wodurch sie sich vom Affen unterscheidet, ganz aus dem Auge verlieren, oder nicht länger zweifeln, daß jene gerühmte schärfere Sinnlichkeit gewisser Völker nur ein blinder Instinct ist, der sie an die Gränze der Thierheit zurück stellt. Wir haben uns zwar nicht mit einem Sprunge auf unsern jezigen Gipfel der Verfeinerung gehoben; allein, daß wir die wesentliche Bedingung dazu, eine zarte, mithin allumfassende Empfänglichkeit von Alters her besaßen, die nur Gelegenheit bedurfte, um sich zur höchstvollkommenen Sinnlichkeit zu entwickeln, dies läßt sich sogar historisch beweisen. Ein milde gemischtes Blut floß leicht, doch langsam, in den Adern unserer gothischen Vorfahren; denn hoch war ihr Wuchs, und blendend ihre Weiße, ihr Auge blau und das Haar von goldener Röthe. So nahe an jene einzelen kränklichen Menschen, die man Albinos oder Kakerlaken nennt, gränzte eine Form der Menschen-Gattung, in welcher die Natur die höchstmögliche Zartheit mit männlicher Stärke vereinbaren wollte. Später als bey allen andern Menschen-Stämmen regte sich bey ihnen der Geschlechts-Trieb, und ein altes Herkommen geboth ihnen jede Art der Mäßigkeit bis in ein Alter, wo der Körper sein vollkommenes Wachsthum und Festigkeit in allen Theilen erlangt hatte. Hingegen findet man auch bey ihnen keine Erwähnung irgend einer durch-

durchdringenden instinctähnlichen Sinnes-Schärfe, dergleichen die nomadischen Horden am Altai, und manche amerikanische Wilde nur für gewisse Arten des Reizes besitzen, sondern die verschiedenen Anlagen der menschlichen Natur befanden sich bey ihnen zu einer allgemeinen zarten Empfänglichkeit harmonischer verwebt. Wie Land und Klima nun zu ihrer Entwickelung mitgewirkt, wieviel die Verkettungen des Schicksales, durch den wechselseitigen Einfluß der Völker dazu beygetragen haben, einen Menschen-Stamm, der mit dieser allgemeinen Verwandtschaft ausgerüstet war, gerade so zu stellen, daß alle Gegenstände der Welt auf ihn wirkten, und er endlich zur Perception aller möglichen Eindrücke gelangen konnte, dies aus einander zu setzen, führte mich hier zu weit vom Ziele. Genug, das Phänomen ist da; und augenscheinlich mußten diese wirksamen Verhältnisse, die uns, im Ganzen genommen, auf die Höhe der wissenschaftlichen sowohl, als technischen Bildung versetzten, zugleich im Einzelnen zu allen Enormitäten einer raffinirten Sinnlichkeit führen, welche in einem oder dem andern Individuo die übrigen Anlagen theils umschuf, theils mehr oder weniger unterdrückte.

Kürzer, aber schwerlich deutlicher, hätte ich statt alles bisherigen sagen können: die Richtigkeit der Vorstellungen steht im directen Verhältniß der Empfänglichkeit des Organs, multiplicirt in die Zahl der zu vergleichenden Eindrücke; niemand aber hat ein Recht Begriffe festzusetzen, als wer richtige Vorstellungen erhielt; und wenn gleich niemand eigentlich wissen kann, ob z. B. eine Ananas gut schmeckt, als der sie gekostet hat, so gehört doch mehr als dieses Kosten zu einem Urtheil. Nur der Europäer kann daher bestimmen, was ein Lecker-Bissen sey, denn nur er ist vor allen andern Menschen im Besitz eines feinen unterscheidenden Organs, und einer durch vielfältige

Uebung erhöhten Sinnlichkeit, oder mit andern Worten: er hat wirklich einen leckern Gaumen, und neben seinen Gastmahlen besteht der Genuß, selbst einer chinesischen Tafel nur in einer unfläthigen Fresserey. Ihm fröhnen alle Welt-Theile mit ihren Producten, deren mannigfaltige, oft sogar widersprechende Eigenschaften sein weiserer Sinn allein zu einem vollkommenen Ganzen vereinigt. Er allein unterscheidet und classificirt die verschiedenen Arten des Geschmackes, nicht bloß nach dem Eindrucke auf seine Zunge, sondern nach der Verschiedenheit der Bestand-Theile einer jeden Substanz, die er kostet, und nach deren Beziehung auf die Ernährung und Gesundheit des Körpers. Zwar müssen wir gestehen, daß der feine Sinn des Geschmackes, der mit unbeschreiblich zarter Unterscheidungs-Fähigkeit die unzähligen Abänderungen des Angenehmen und des Widerlichen von einander zu sondern und mit einander zu vergleichen weis, nicht auch in gleichem Grade die verschiedene Zuträglichkeit der Lebens-Mittel zu prüfen geschickt ist. Die nahrhaftesten Speisen sind insgemein die geschmacklosesten, und können schon darum am längsten genossen werden, weil sie nicht durch übermäßigen Reiz die Nerven-Wärzchen verwunden, noch auch durch die öftere Wiederhohlung desselben Eindruckes endlich Ueberdruß erregen. Allein, von allem Wohlschmeckenden überhaupt gilt doch die Regel, daß nicht sowohl dessen besondere Eigenschaft, als vielmehr nur das Uebermaß, einem Gesunden schaden könne. Nichts ist also gewisser, als daß die Bildung der Geschmacks-Werkzeuge nicht bloß auf die Befriedigung des Hungers und Durstes, noch auch ganz allein auf die Sicherheit vor dem was schädlich ist, abzielen kann. Im Gegentheil, so vielfältig man auch die Teleologie in der Natur-Kunde mißbraucht, so gewiß sie oft auf ein bloßes Wort-Spiel hinausläuft, und so

wenig

wenig absolutes sie überhaupt haben mag, so ist doch in gegenwärtigem Falle entschieden, daß die Veränderungen, die der Genuß wohlschmeckender Speisen in uns hervorbringt, uns zunächst auch wahres Vergnügen gewähren sollten, und daß es die Natur verleumden heiße, wenn man behaupten will, sie habe dem Menschen zwar Ansprüche auf ein frohes Daseyn verliehen, aber die Mittel dazu von allen Seiten versagt. Man sollte denken, es verstände sich von selbst, daß die Fähigkeit zu genießen, auch eine Bestimmung dazu mit in sich schließt, sobald die Gegenstände des Genusses in der Natur anzutreffen sind. Dieses von selbst verstehen aber, welches nur die Sache des gemeinen Menschen-Verstandes ist, war nie die Sache gewisser Köpfe, die sich und andere überreden wollen, wir hätten Füße um nicht zu gehen, eine Zunge um nicht zu schmecken, Augen um sie nicht aufzuthun, u. s. w. Sie finden die Selbst-Erhaltung im Entbehren und Dulden; und ob sie gleich vom Wissen eigentlich nicht viel halten, so glauben sie doch, es könne wohl, eher noch als der Genuß, unsere Bestimmung seyn. Das Mittel, wodurch sie alle Erfahrung entbehrlich machen wollen, geht dann freylich auch über den gemeinen Menschen-Verstand; und auf diesen Sprung ins weite Blaue verstehen sie sich allein.

Weit entfernt ihnen folgen zu können, scheint uns vielmehr alles hienieden so in einander zu greifen, und wechselsweise bald Wirkung, bald selbst wieder Ursache zu seyn, daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch selbst die Leckerey, so wie sie nur bey cultivirten Völkern entsteht, auch wieder ihrer Seits die allgemeine Aufklärung befördern muß. Ohne noch auf irgend eine Lieblings-Hypothese Rücksicht zu nehmen, geben rein historische Facta schon dieses Resultat. Die dümmsten Völker nähren sich auf die

allereinfachste Art; die Lebens-Art der klügsten ist am meisten zusammengesetzt. Die armen Feuerländer, die sich selten einmahl satt essen mögen, liessen auch die Reisenden in Zweifel, ob sie die wenigen Vorstellungen, deren sie fähig schienen, zur Vernunft oder zum Instinct rechnen sollten. Wo giebt es rohere Menschen, als die bloß fleischfressenden Hirten-Völker im östlichen Asien; wo schwächere, als die Indier, die größten Theils nur vom Reiß leben? Wie verschieden hingegen ist der Fall so manches handfesten und verständigen europäischen Bauers, der bey einer gemischten Diät, so oft er sich gütlich thut, die beyden Indien in Contribution setzt, um zu seinem Hirse-Brey Zucker und Zimmet zu genießen!

Noch weit fruchtbarer an Folgerungen ist aber die von allen Physiologen anerkannte Wahrheit, daß die Eigenschaften der Speisen auch die Beschaffenheit der Säfte verändern, und folglich auf die ganze menschliche Organisation den wesentlichsten Einfluß haben müssen. Schon die Krankheiten geben hiervon ein sehr in die Sinne fallendes Beyspiel. Allein, diejenigen Veränderungen, welche vermittelst der Diät, selbst im Gehirn und Nerven-System Statt finden können, sind vielleicht viel zu subtil an sich, und gehen auch zu langsam von Statten, als daß es möglich gewesen wäre, sie zu beobachten; und dennoch liegt schon in der ausnehmenden Zartheit des unbekannten Wesens, welches der Grund der Eigenthümlichkeit eines jeden Natur-Körpers ist, die Möglichkeit, daß es irgendwo in einem Körper, dem es einverleibt wird, sein analoges Plätzchen findet, und irgend ein feines Organ modificirt. Wir belachen heut, und glauben vielleicht schon morgen an diese Art der Umgestaltung der Sinnes- und Verstandes-Organe; denn ein Par genaue Erfahrungen wären hinreichend, sie ausser Zweifel zu setzen. Selbst die Empfänglichkeit einer

Organ-

Organisation könnte solchergestalt vielleicht durch den Genuß mannigfaltiger Nahrungs-Mittel erhöhet werden, und es liesse sich mit einem gar geringen Aufwande von Dialektik am Ende noch wahrscheinlich machen, daß die Menschen-Fresserey aus einer sehr natürlichen instinctmäßigen Begierde nach Vervielfältigung der Vorstellungen entstanden sey. Wenigstens, möchte man fragen, wer erkennt nicht in dem Spotte, wovon der Britte über seinen Nachbar trieft, die ganze Energie, die einst in seinem Rostbeef und Plumpudding stak?

Diese Betrachtungen gewinnen ein noch ernsthafteres Ansehen, wenn wir uns des geheimen Einflusses erinnern, welchen Theile unsers Körpers von ganz verschiedener Bestimmung, und Geschäften, die dem Anscheine nach völlig abgesondert sind, auf einander äussern. Wie auffallend sind nicht, z. B. die Wirkungen jenes feinen, fast unsichtbaren Consensus zwischen den Werkzeugen des Verstandes und den Werkzeugen der Verdauung! Wer von allen Physiologen dürfte sich vermessen, darzuthun, daß Friedrich's Helden-Muth, seine unermüdete Thätigkeit, der Adler-Blick seines Verstandes und die Blitze seines Geistes, von der übermäßigen Eß-Lust seines Magens unabhängig wären? Auch wird kein Sachkundiger läugnen wollen, daß die Stimmung unserer Gefühle großentheils ganz offenbar von der vermehrten oder geringern Reizbarkeit der Nerven des Unter-Leibes abhängt; und wenn es wahr ist, daß die sanften Regungen des Mitgefühles sich noch nie bey einem Strauß-Magen befanden, sondern allemahl ein schwächeres Verdauungs-System voraussetzen, wie glücklich war es dann nicht für Friedrich's Unterthanen, daß Polenta und Nudeln-Pastete ihm besser schmeckten, als sie ihm bekamen! Ja, um die Folgerung nicht unberührt zu lassen, die schon so deutlich in diesen Prämissen liegt,

und weil ich mich einmahl bis zu jenem Nahmen verstiegen habe, den unser Zeit-Alter und das kommende mit Ehrfurcht nennt, muß ich seinen Lästerern noch sagen, daß gemeine Seelen, bey der ärgsten Lust auszuschweifen, oft aus Furcht enthaltsam sind, und sich zu einem feigherzigen Leiden verdammen, um nur noch länger leiden zu können, indessen ein hoher Grad von Manns Kraft dazu gehört, Befriedigung mit Schmerz zu erkaufen.

Meine Leser werden mich hoffentlich bis hierher zu gut verstanden haben, um mir die Absicht beyzumessen, als ob ich ihnen ein Muster zur Nachahmung aufstellen, oder ihnen gar mit guter Manier zur Indigestion verhelfen wollte, da ich weiter nichts wünsche, als jedes Original in seinem Werthe gelassen zu wissen. Es sey immerhin wahr, daß Vollkommenheit im Gleichgewicht der Kräfte liegt, und keiner größer je genannt zu werden verdient, als der Vortreffliche, in welchem alle Anlagen, Empfänglichkeiten und Triebe, sich gleichförmig entwickeln: so ist doch in der wirklichen Natur, wo alles von einer unvollkommenen Bildung und von äussern Verhältnissen in den eisernen Banden der Nothwendigkeit gehalten, nur seine gemessenen Kreise beschreibt, ein solches Ideal der Abstraction wohl schwerlich anzutreffen. Vielleicht konnte, vielleicht wollte die Natur die edeln Prädicate: Geistes-Größe und Majestät, nicht ohne Versetzung mit einer niedern Eigenschaft ausstämpeln, und der größte König mußte vielleicht ein wenig lecker seyn, so wie seine Gold-Münze Kupfer enthält. Auch dürfte die reingute Menschheit, wenn sie in der Welt erschiene, mit den reinguten Harz-Gulden bald einerley Schicksal haben. Gern überlassen wir daher der Dummheit ihren Wunsch, die ganze Menschen-Gattung nach ihren Lieblings-Gestalten zu modeln; und wenn die verwegene Herrschsucht, die mit schärferem Blicke

die

die Triebfedern menschlicher Handlungen ergründet hat, sogar etwas jenem Wunsche entsprechendes auszuführen versucht, erwarten wir geduldig, sie an der Unmöglichkeit scheitern zu sehen. Weder Zwang noch Blendwerk, weder Gesetzgebung noch Glaube, und nicht einmahl die Allgewalt der überredenden Philosophie, vermag zu sammeln, was die Natur zerstreuete, oder Theile gleichartig zu machen, die eben unter sich verschieden seyn mußten, um ein vollendetes Ganzes zu bilden.

Ohne den Mißbrauch zu rechtfertigen, ist er gleichwohl die Bedingung alles Guten, was der Menschen-Gattung eignet; und ohne die Schwelger des alten Roms oder irgend einer freyen Reichs-Stadt in Schuz zu nehmen, müssen wir gestehen, daß man ihnen zum Theil die emsigere Untersuchung der Natur in allen Welt-Theilen schuldig ist. Es bedarf auch in der That nur eines Blickes auf den Gang der Entwickelung unserer Sinnlichkeit, um uns zu überzeugen, daß wir fast alle unsere Kenntnisse dem Sinne des Geschmackes verdanken; und gleichwie Bedürfniß von der einfachsten Art der Stachel ist, der unwillkürlich unsere ersten Bewegungen erregt, so wird im Fortgange der Ausbildung, wenn mehrere Gegenstände die Begierden reizen, ein vervielfältigtes Bedürfniß die Quelle neuer Thätigkeit. Der bloße Instinct lehrt ein neugebornes Kind, noch ehe es die Augen öffnet, in Ermangelung der mütterlichen Brust, an seiner kleinen Hand zu saugen. Das Gesicht, der Geruch, und der betastende Sinn, der in den Finger-Spitzen seinen Sitz hat, sind in der Folge nur die Diener dieses mächtigen Triebes, dessen Gegenstände sie ausfundschaften und gleichsam ihm zuführen müssen. Nicht umsonst sind daher die meisten Früchte mit lebhaften Farben geziert; ihr lieblichster Duft ladet schon von fern zum Genuß ein, und das Gefühl,

welches den Grad ihrer Reife erforscht, spannt oft die Begierde so hoch, daß man eigentlich sagen darf, sie ströhme dem Genusse entgegen. Es giebt allerdings auch Beyspiele, wo das rein physische Bedürfniß der Ernährung zur Entdeckung einer wohlschmeckenden Speise die nächste Veranlassung gab; und hätte nicht der zürnende Hunger, der Niemands Freund ist, mit Krebsen und Meer-Spinnen, mit Austern, Schild-Kröten und Vogel-Nestern, das erste Experiment gewaget, so wüßte jezt wohl schwerlich ein Aldermann sie unter die Lecker-Bissen zu zählen. Allein, die eigentliche Leckerey ist nicht die Erfindung eines Hungrigen, sondern eine Folge des Nachdenkens über einen gehabten Genuß, ein Bestreben der Vernunft, die Begierde darnach durch andere Sinne wieder zu reizen; und es war gewiß kein geringer Fortschritt im Denken von der Sorge für den Magen, zu der Sorge für den Gaumen. Es ist immer schon viel gewonnen, wenn das Nerven-System auch nur bey dieser Veranlassung und nur zu diesem Endzweck seine höheren Uebungen beginnt. Das Gedächtniß erhält doch neue Eindrücke, die Einbildungs-Kraft brütet darüber, und selbst die Beurtheilungs-Gabe kann in einem größern Kreise der zu vergleichenden Vorstellungen wirken. So entwickeln sich fast unmerklich die Begriffe des Nützlichen, Guten und Schönen nebst ihren Gegenbildern, und die Schwingungen des Gehirnes werden immer feiner und schneller, bis man endlich gar ein Wohlgefallen daran findet, zu denken, bloß um gedacht zu haben; eine Beschäftigung, womit die Menschen auf der höchsten Stufe der Bildung sich entweder die Langeweile zu vertreiben, oder, weil die Extreme wieder zusammen kommen, sich Brod zu verdienen suchen.

Urtheilen wir ferner, wie billig, von der Wichtigkeit und dem Wirkungs-Kreise einer Ursache, nach

den

den Folgen die wir vor Augen sehen, so wüßten wir keine von so weit ausgebreitetem Einfluß, als die Befriedigung des Gaumens. Die eigenthümliche Beschaffenheit verschiedener Gattungen organisirter Körper, das Verhältniß ihrer Menge und Anzahl gegen einander, und mit demselben das äusserliche Ansehen der Natur, ist durch diese mächtige Triebfeder menschlicher Handlungen verändert worden. Ohne der Vieh-Zucht und des Feldbaues zu erwähnen, weil sie sich nur in wenigen Fällen auf die Leckerey beziehen, ist schon die Jagd, bey gesitteten Völkern, so wie die Zucht des zahmen Geflügels, die Bienenzucht, und der Anbau der Frucht-Bäume aller Art, an sich eine Folge der Verfeinerung jenes Sinnes. Allein, welche künstliche Metamorphosen gehen nicht mit den Thieren und Pflanzen selbst vor, um sie für den Genuß einer üppigen Zunge zu zubereiten! Dringt nicht das Messer in die Eingeweide unserer Hühner, um sie zu Kapaunen und Poularden zu verstümmeln? Versteht nicht der Sicilianer, und bey uns der Jude, die grausame Kunst, den Gänsen eine ungeheure Leber wachsen zu machen? Und wer zählt die endlosen Varietäten unsers Obstes, deren jede an Größe, Zeitigung und Geschmack verschieden ist, und die alle ursprünglich von einigen wilden Stämmen mit herben, kaum eßbaren Früchten abgeleitet sind? Wie viele andere Pflanzen-Gattungen hat nicht ihr Anbau verdrängt, und wie manche Thier-Gattung ist nicht in einigen Ländern ausgerottet worden, damit Rehe und Hasen für uns allein übrig blieben! Doch wie sollten die Menschen auch die Wölfe und Füchse verschonen, da sie um eines Lecker-Bissens willen im Stande sind einander aufzuopfern! Wir haben zwar keinen römischen Pollio mehr, der seine Muränen mit Sclaven fütterte, damit sie ihm desto köstlicher schmeckten; hingegen treiben wir den Neger-Handel, um ein Par

Leckereyen, wie Zucker und Kaffe, genießen zu können. Von den attischen Feigen rühmt ein Grieche, daß sie ein Haupt=Beweggrund waren, weswegen Xerxes die Athenienser bekriegte; und wie noch jezt der Acajou im eigentlichen Verstande ein Zank=Apfel der brasilianischen Völker ist, so haben auch die Spanier, Portugiesen und Holländer um den Besitz der Gewürze blutige Kriege geführt. Gleichwohl dürfen diese zerstörenden Wirkungen geringfügig heißen, wenn man daneben den Zusammenhang des großen politischen Räderwerkes, und hier auch noch die Zunge als bewegende Feder, erblickt. Die Leckerhaftigkeit unsers Welt=Theiles unterhält Geschäftigkeit und Betrieb im ganzen Menschen=Geschlechte. Der ganze Handel von West=Indien und Afrika, und ein großer Theil des Handels im mittelländischen Meere, beruhet auf der ungeheuern Consumtion von ausländischen Leckereyen im Norden; und es ist ein eben so zuverlässiges, als für die Zukunft bedenkliches Factum, daß das Gold und Silber, welches die Bergwerke von Peru und Mexiko liefern, für Thee=Blätter nach China geht. So gewiß aber die Verhältnisse der Nationen gegen einander aus diesen und ähnlichen Ursachen sich ändern, und ihre Thätigkeit auf andere Gegenstände und in andere Canäle lenken werden, so zuverlässig dürfen wir doch den Ausspruch thun, daß Bewegungen und Handlung, Entwickelung, Verfeinerung und Aufklärung, mit allen ihren sonderbaren Erscheinungen, von so reizbaren Organen, wie die unsrigen, stets unzertrennlich bleiben, und immer wieder aus dem Schutte veralteter Verfassungen hervorgehen müssen, da hingegen die geringste Ungestaltung, wie etwa nur eine knorpelartige Zunge, uns schlechterdings zu andern Wesen umschaffen würde.

Betrachtet man endlich dieses kleine Glied zugleich als Sprach=Organ, so erscheint seine Wichtig=

keit

keit in einem noch stärkern Lichte, indem nunmehr die menschliche Perfectibilität großentheils wesentlich darin beschlossen liegt. In der Vereinigung dieser beyden Natur-Anlagen, des Geschmackes und der Rede, in einem gemeinschaftlichen Werkzeuge, findet der Natur-Forscher und Anthropologe einen reichhaltigen Stoff zum Nachdenken, den ich für jetzt unberührt lassen muß, um auf die Frage: was ist lecker? zurück zu kommen.

Wenn man, nach allem, was ich darüber gesagt habe, den Europäern das allgemeine Entscheidungs-Recht dennoch streitig machen wollte, so wird man ihnen wenigstens zugestehen müssen, daß nur sie von dem, was ihnen schmeckt, bestimmte Nachricht geben können. Die große Verschiedenheit des Geschmackes bey Personen von einerley Volk und Familie, scheint zwar eine jede Bestimmung von dieser Art zu vereiteln; allein, die Abstraction, die nur von allgemeineren Uebereinstimmungen ausgeht, nimmt keine Rücksicht auf die Ausnahmen, daher kann sie wahr im Ganzen, und doch falsch im Einzelnen, seyn. Die Freßgier eines leeren Magens, der seltsame Appetit der Schwangern, und das instinctmäßige Verlangen der Fieberkranken, nach Speisen die ihrem Zustande angemessen sind, können so wenig, wie bey der Abneigung gegen manche wohlschmeckende Nahrungs-Mittel, wie ich oben von Butter und Käse, Erdbeeren, und Wein angeführt habe, in Anschlag kommen. Wer sich an diese Idiosynkrasien kehren wollte, der müßte auch läugnen, daß die Katzen zahme Haus-Thiere seyn, weil es Menschen giebt, die ihre Ausdunstung nicht ertragen können.

Nachahmung, Zwang und Gewöhnung, oder was man insgemein Erziehung nennt, können ferner, so wie Mode, Eitelkeit und Besorgniß vor Krankheiten, den Genuß gewisser Nahrungs-Mittel in allgemeine Aufnahme bringen, ohne für ihre Leckerheit

das

das mindeste zu beweisen. So gewöhnen sich, von Jugend auf, die südlichen europäischen Nationen an den Genuß des scharfen Knoblauches, und des wie Feuer brennenden spanischen Pfeffers, deren der blondere Menschen-Stamm entübrigt seyn kann; und der allgemeine Gebrauch des widerlichen und giftigen Tobakes, den wir wegen seiner vermeinten Heil- und Verwahrungs-Kräfte, zuerst von den amerikanischen Wilden entlehnten, beruhet zum Theil auch auf der Eitelkeit unserer Knaben, die gern für Männer gelten möchten. Ein ähnliches Vorurtheil hat die allgemeine Einführung des Branntweines begünstigt, der anfänglich gegen die Pest und manche andere Krankheiten als ein sicheres Mittel empfohlen wurde, worauf der alte Nahme Aquavit (Lebens-Wasser) eine bedeutende Anspielung enthält. Von diesen einzelnen Ausnahmen hinweggesehen, dürften die cultivirten Völker Europens hauptsächlich darin übereinstimmen, sowohl was die Zunge gar zu heftig reizt, als das ganz Fade und Geschmacklose von dem Begriffe des Leckern auszuschließen, hingegen dasjenige vorzüglich wohlschmeckend zu finden, was auf ihre Nerven-Wärzchen einen sanfteren Eindruck macht, weil in seiner Zusammensetzung streitende Elemente mit einander gebunden und gesättigt sind. Alles ganz Bittere, ohne anderweitige Beymischung, so wie das Faulichte, dessen Grund-Stoffe durch die Auflösung entwickelt, um so viel heftiger neue Verbindungen suchen, ist ekelhaft und unangenehm; alles Herbe, Zusammenziehende, Aetzende und Ranzige, ist nicht nur widerlich, sondern verletzt auch die zarten Werkzeuge des Geschmackes. Süßigkeiten aber, milde Säuren, Mittel-Salze, Fettigkeiten, und die flüchtigen Oehle des Gewürzes, sind entweder an sich wohlschmeckend, oder machen doch, in Verbindung mit einander, den unbeschreiblich lieblichen Eindruck, den wir lecker

nennen

nennen müssen. Durch die Beymischung des Süßen, Sauern oder Gewürzhaften, erhält sogar in manchen Fällen das Widerliche einen ganz erträglichen, oft pikanten, und von leckern Zungen sehr gesuchten Reiz, für welchen die Kunst-Sprache unserer Sardanapale die erborgten Nahmen fumet und haut-gout geheiligt hat.

Unter allen möglichen Verbindungen der Elemente behauptet indessen die Süßigkeit, diese mit Brenn-Stoff gesättigte Pflanzen-Säure, als die allgemein gefälligste, ohne allen Zweifel den Vorzug; und selbst die Lispel-Töne (ἡδυς, dulcis, dolce, süß, sweer, slodkie,) welche diese Mischung bezeichnen, tragen in Klang und bildlicher Anwendung die untrieglichsten Spuren des hohen Wohlgefallens der europäischen Völker an ihrem Geschmacke. Weit über die ganze Erde ist schon in den ältesten Zeiten der Genuß des Honigs üblich gewesen, und Griechen und Römer, die ihn zur Speise und zum Trank der unsterblichen Götter erhoben, hatten gewiß von seiner Köstlichkeit den höchsten Begriff; sie selbst genossen ihn bey ihren Gastmahlen, und mischten ihn unter den Wein. Noch jezt ist Honig eine allgemein beliebte Leckerey fast aller Völker der Erde; die Orientaler und alle südlichen Asiaten, mit Inbegriff der Chineser, die Neger und Hottentotten, die Peruaner und die Einwohner von Quito und Cayenne, ja selbst die Mantschu-Mongolen, (die aber ihren Honig mit Bären-Talg mischen,) haben sämmtlich einen Sinn für seine Lieblichkeit. Auch in Europa würde man, wie vor Zeiten, den Honig in Menge genießen, hätte nicht ein minder oehlichtes Süß, welches sich in trockner Gestalt darstellen läßt, mithin wegen seiner Reinlichkeit einen allgemeinern Gebrauch verstattet, ihn seit der Anpflanzung des Zucker-Rohres in West-Indien, verdrängt. Unstreitig wird der Zucker unter allen

len Leckereyen in größter Menge zur Bereitung unserer Speisen und Getränke verbraucht. Selbst den ärmern Volks-Classen ist der Genuß desselben beynahe unentbehrlich geworden; und bey weitem die größte Anzahl aller Delicatessen, die auf vornehmen Tafeln als Dessert, die schon befriedigte Eß-Lust erneuern, enthalten einen ansehnlichen Theil Zucker in ihrer Mischung. Die Natur, welche nirgends so groß ist als in den unaufhörlichen Beziehungen, die sich zwischen ihren verschiedenen Geschöpfen wahrnehmen lassen, hat daher hauptsächlich im Pflanzen-Reiche mit unglaublicher Freygebigkeit die zuckerähnlichen Substanzen vervielfältigt. Die Palmen Indiens, der Kokos, Saguer und Lontar, führen einen weinähnlichen Saft, der abgezapft und eingedickt, zum Djaggree oder Palmen-Zucker wird. Den Arabern giebt die Dattel-Frucht, den Kanadiern ein Ahorn und ein Wallnuß-Baum, den Mexikanern eine Aloe (Agave) Zucker. Im Orient bereitet man aus der Frucht des Weinstockes einen köstlichen Trauben-Honig; auch das Bambus-Rohr liefert einen süßen Milch-Saft, das berühmte Tabaxir, welches Araber und Perser mit Gold aufwiegen. Im Norden fließt ein Syrup aus der Birke, und in Italien und Languedoc giebt ihn die Lotus-Frucht. Die Emsigkeit der Bienen trägt in allen Welt-Theilen aus den Blüthen vieler tausend Pflanzen-Gattungen Honig zusammen; selbst bis in die Wurzel liegt die Süßigkeit bey Möhren, Mangold und Bärenklau, versteckt; ja, damit dem Ocean, wie der Erde, sein Theil beschieden würde, und keine Classe vegetabilischer Organisationen leer ausgienge, erzeugt sich an den Küsten von Schottland, Norwegen und Island, ein süßer Saft im sogenannten Zucker-Tang. Allein, auch ausser dieser Leckerey, liefert nur das Pflanzen-Reich die ausgesuchtesten Ingredienzen unserer

Brü-

Brühen und Tunken, unserer zahllosen großen und kleinen Schüsseln, unserer sinnreichen Erfindungen erlöschende Begierden durch die Neuheit des Reizes wieder anzufachen. Gegohrne Säfte und Getränke, Aufgüsse aller Art, abgezogene und gebrannte Wasser, wohlriechende Essenzen, Pflanzen-Milch aus Oehl und Gummi gemischt, einheimische aromatische Kräuter, und jene im heißen Erdstriche mit Feuer gesättigten Gewürze, wie Zimmet und Vanille, Nelken und Muskaten, Cayenne, Pimento und Pfeffer; Säuren von mancherley Art und Geschmack aus dem Safte der Traube, aus dem Weine der Palmen und aus so vielen Früchten; milde Fettigkeiten und Oehle, nahrhafte Saleps, Soyas, Sagus, Champignon-Extracte und Chocolate; dies alles sind lauter Producte des Pflanzen-Reiches, zu denen wir sogar das einzige genießbare Mineral, das Koch-Salz selbst noch rechnen können, indem es in mehr als zwanzigerley Pflanzen vorhanden ist. Wie zahlreich sind übrigens nicht die Suppen- und Salat-Kräuter, die frischen und eingemachten Gemüse, die, eßbaren Sprossen und Wurzeln, kurz, alle jene Gattungen des Pflanzen-Reiches, aus denen unsere Koch-Kunst wohlschmeckende Speisen bereitet, verglichen mit der geringen Verschiedenheit von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen und Gewürmen, die man ebenfalls nicht ohne Zubereitung genießt (*)! Doch die Natur weis in der Pflanzen-Schöpfung allein, ohne alles Zuthun der Kunst, dem Menschen ein Mahl auserlesener Lecker-Bissen zu bereiten, indem das Thier-Reich ausser der Milch, die ihren vegetabilischen Ursprung durch die Menge des darin enthaltenen Zuckers verräth, dem

(*) Ein Par Schildkröten-Arten sind, nebst dem Frosch, die einzigen Amphibien; Krabben und Krebse die einzigen Insecten, die man in Europa verspeiset.

dem leckern Gaumen nur höchstens noch Austern roh darbiethen darf. Vermag die so gerühmte Zunft der wiener und pariser Köche, vermag das ganze Heer der Confiseurs, Destillateurs und Zucker-Bäcker, nur ein Product der Kunst uns aufzutischen, das diese Leckereyen der Natur ersetzte? Was säume ich länger, sie zu nennen, diese köstlicheren Producte des Pflanzen-Reiches, die edeln Früchte aller Art, wo der Honig-Saft mit einer lieblichen Säure, mit feurigen oder mit schleimartigen Oehlen in tausend verschiedenen Verhältnissen versetzt, durch unzählige Veränderungen den Gaumen bald kühlend erquickt, bald mit Würze durchdringt, bald wieder die gereizten Nerven-Spitzen milde umhüllt und zu neuem Genusse stärkt!

Mit Wohlgefallen ruhet das Auge des Forschers auf diesen zarten Pflanzen-Naturen; mit höherm Entzücken bemerkt er ihre erste Entwickelung, und verfolgt ihr wunderbares Wachsthum, bis er ihre reine, ätherische Nahrung erspähet. Indessen das Thier schon ausgebildete Körper verschlingt, sie zermalmt, aus ihrem zusammengesetzten Safte sich ergänzt, und ihre unreinen Ueberreste von sich stößt, saugen diese feinen Röhr- und Zellen-Gewebe die einfachsten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnen-Licht und Aether-Feuer gewebt, wie sonst nur Dichter träumen durften, lacht unserm Blicke das sanfte Grün (*) der Wälder und Fluren; und seht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte, glüht der siebenfache Licht-Strahl, und ziert die Pflanzen-Schöpfung mit seinem mannigfaltigen Farben-Spiele.

Licht

(*) Die Entdeckung des berühmten Ingenhouß, wovon ich im Art. Licht reden werde.

Licht und Feuer-Stoff, zu Körpern verdichtet, kostet auch die Zunge in der Süßigkeit und im Oehl der Gewächse; denn die Entzündung und Verflüchtigung des leztern scheint das Daseyn jener Urwesen anzudeuten, so wie im Zucker selbst, wenn man zwey Stücke an einander reibt, ein Phosphor-Glanz das inwohnende Licht verräth. Wo die Sonnen-Strahlen senkrecht fallen, wo jene überirdischen Elemente mit stärkerm Moment die Pflanzen durchströhmen, in den heißesten Gegenden des gemäßigten Erdstriches und in der brennenden Zone, dort prangt daher die Erde mit den meisten und edelsten Früchten; dort bilden sich in der Rinde, im Blüthenkelche und im Samen der Bäume jene flüchtigen wohlriechenden Oehle, die man, ihrer Urquelle wegen, ätherisch nennen muß; dort scheidet sich Campher aus den mit Brenn-Stoff überfüllten Säften, um schnell wieder zurück, in seinen Limbus zu entfliehen. In den kalten Polar-Gegenden aber, wohin nur eine überlegene feindliche Macht ein schwächeres Volk verscheuchen konnte, reift für den Menschen eine sehr geringe Anzahl kleiner Beeren, die selten eher eßbar sind, als bis der Frost ihre Säure gemildert hat. Unser Norden besitzt ebenfalls nur wenige, und ausser Erdbeeren und Himbeeren, keine vorzüglich wohlschmeckende einheimische Früchte; doch hat der Kunst-Fleiß, der uns eigen ist, nicht nur aus Italien und Klein-Asien allmählich Kirschen, Apricosen, Pflaumen, Pfirsichen, Melonen, Feigen, Trauben, Wallnüsse und Mandeln, hierher gebracht und mit Erfolg gepflanzt, sondern auch durch anhaltende Cultur das herbe Wald-Obst zu guten Aepfeln und Birnen veredelt. Allein, wer zählt nun allen Reichthum Pomonens in jenen gesegneten Ländern, welche der jungen Menschen-Gattung Wiege waren, wo sie noch nicht zur Knechtschaft verdammt, die Rechte der Freygebornen genoß,

und nicht mit Schweiß und Ermattung das Glück des Daseyns zu theuer bezahlen mußte? Bekannte und unbekannte Nahmen zieren das lange Verzeichniß der asiatischen Früchte; Apfelsinen, Pompelmus, Pisangs, Datteln, Mangos und Mangostanen, Durrionen, Nankas, Jambolans, Jambusen, Blinbings, Litschis, Lansans, Rambuttans, Zalacken, — doch was sollen meine Leser mit allen noch übrigen fremden Benennungen dieser von der Natur so reichlich ausgespendeten Leckereyen? Ich nenne ihnen lieber noch die Frucht der Kokos-Palme, die zugleich mit Speise und Trank den Glücklichen labet, der nicht zu träge ist, ihren schlanken Stamm hinan zu klimmen; und jenes ceylonische Nepenthe, welches in seinen schlauchähnlichen Blättern ein süßes, kühles Wasser für den durstigen Wanderer enthält. Nicht minder reich an Früchten ist der neue Welt-Theil, trotz allem, was man zu seiner Herabwürdigung gesagt hat; ausser Kokos-Nüssen und Pisang-Früchten, die er mit dem alten Continente gemeinschaftlich besitzt, gehören ihm die Ananas-Sorten, die in unsern Treib-Häusern so berühmt geworden sind, die Mombin und Persimon-Pflaumen, die Sapoten, Sapotillen und Mammei-Früchte, die Papayen und Guayaven, der Acajou, die Grenadillen, die Avocato-Birnen, die Brey-Aepfel, und darunter die in Peru so gepriesene Tschirimoya, nebst einer Menge anderer Obst-Sorten und Nüsse. Auch in dieses neu entdeckten Landes heißen Gegenden konnten also die Menschen mit geringer Mühe einen reichlichen Unterhalt finden, der zugleich den Sinnen schmeichelte, und durch den sanften Reiz wuchernder Säfte den Geschlechts-Trieb stärker entflammte, auch hier konnten also ein Anfang der Cultur und gesellschaftliche Verbindungen in der vermehrten Volks-Menge entstehen; und wirklich fanden sie die Spanier hier in Peru und in Mexiko.

Doch,

Doch, indem ich habe darthun wollen, wie wichtig dem Menschen sein Sinn für die süßen Producte des Erdbodens werden kann, muß ich endlich noch erinnern, daß jene Leckereyen nicht für ihn allein existiren, indem es in allen Classen der Thiere gewisse Gattungen giebt, die ein lebhafter Instinct für das Süße zum Genuß desselben auffordert. Die Bären unsers Nordens, das Ratel und der Honig-Kukuk in Afrika, das zahlreiche Geschlecht der Colibris, die mit den Schmetterlingen zugleich den Blumen-Nektar schlürfen; ja, die Bienen selbst sowohl, als Ameisen, Zucker-Gäste und gemeine Fliegen, theilen sich mit uns in diesen Balsam der Natur.

Tal om Lackerheter, bade i sig sielfva sadana, och för sadana anfedda genom folkflags bruk och inbillning, af *Bengt Bergius*. Förra delen. Stockh. 1785, gr. 8. 17 B. Andra delen, 1789. 21 B.

D. übers. u. d. T. Bengt Bergius über die Leckereyen. Aus dem Schwedischen mit Anmerkungen von D. Jo. Reinh. Forster und D. Kurt Sprengel. Erster Theil. Halle, 1792, 8. 1 A. 2 B. Zweiter Theil. 22 B.

Ueber Leckereyen, von G. F. st. im Gött. Taschenbuch, für das Jahr 1789, S. 81, fgg.

Von einigen Obstarten als Leckerbissen, st. im Goth Taschenbuch, a. d. J. 1793, S. 33, fgg.

Insecten und Würmer als Leckerbissen, st. in eb. dems. a. d. J. 1794, S. 30, fgg.

Leckerey. 1. Eine leckerhafte Speise, ein Lecker-Bissen. Siehe den vorhergehenden Artikel.

2. Figürlich auch das ungeordnete Bestreben sich sinnliche Vergnügungen zu verschaffen; daher es im Oberdeutschen theils für körperliche Wollust, theils auch für nichtswürdiges Betragen, vorkommt. Siehe der Lecker 1, 2.

Leckerhaft, ein Bey- und Neben-Wort, leckerhafter, leckerhafteste, welches für lecker, in beyden Bedeutungen, am meisten aber in der ersten, gebraucht wird. L. delicatus, gulosus, lautus; Fr. delicat, friand. Leckerhafte Speisen.

Daher die Leckerhaftigkeit, die ungeordnete Neigung zu leckern Speisen und Gegenständen, in der ersten Bedeutung dieses Wortes. Fr. Delicateſſe, Friandiſe.

Lecker=Maul, Diminut. Leckermäulchen, im gem. Leben, eine leckere, leckerhafte Perſon; Niederſ. Leckertäne. L. Cupes, Cupediarum apperens, Homo lautus; Fr. Friand, qui a de la friandiſe.

Leckern, von dieſem Zeit=Worte iſt nur das zuſammengeſetzte verleckern gebräuchlich. 1. Mit Leckerey durchbringen, im g. L. Sein Vermögen verleckern.

2. Verleckert ſeyn, auch nur im g. L., im hohen Grade leckerhaft, nach leckern Speiſen begierig ſeyn. Ein verleckerter Menſch.

Leckmäulen, Fr. ſe joindre, heißt, auf Bergwerken, wenn die Gänge zuſammen kommen, und anfangen gut zu thun, und Ueberſchuß zu geben.

Leckniz, ein Fluß; ſiehe Löckniz.

Leckritze, Liquiritia; ſiehe Süßholz.

Lecque, eine Rechen=Münze; ſ. im LVIII Th., S. 412.

Lecrelets, eine Art Pfeffer=Kuchen; ſ. Pfeffer=Kuchen.

Lectica, ſiehe Sänfte.

Lecticarii ſervi, bey den alten Römern; ſ. im XLI Th., S. 341, f.

Lectiminga Lobel., ſiehe Röhrkraut.

Lection, aus dem Lat. Lectio, im gem. Leben einiger Gegenden, ein Stück eines Buches oder Kapitels aus der Bibel, welches in der Kirche vorgeleſen wird. Dergleichen Lectionen die Evangelien und Epiſteln ſind.

Daher: Einem die Lection (die Epiſtel) leſen, im g. L., ihm einen derben Verweis (Filz, Wiſcher) geben; im Oberdeutſchen Letzge.

In den niedern Schulen auch dasjenige, was den Kindern zu lesen, zu lernen, oder zu schreiben aufgegeben wird. Niederf. Lekse.

In einigen oberdeutschen Gegenden wird auch ein Hör-Sahl, ein Auditorium eine Lezge genannt.

Auffer den niedern Schulen, gebraucht man das Wort Lection, und die Redens-Art Lection geben, Unterricht ertheilen, auf Fecht- und Tanz-Böden, auch auf Reit-Schulen, für den Reiter und das Pferd; Fr. Ecole.

Lectisterniator, bey den alten Römern; f. im XLI Th., S. 326, f.

Lectisternium, ein Götter-Mahl, bey den Römern; siehe in den Supplementen Götter-Mahl.

Lector, Lectores; siehe Leser.

Lectoure, Lectûre, Laittoure, oder Leictoure, Lactora, Lactura, Lectora, oder Lectoracium, eine feste Stadt am Flusse Gers oder Giers, in der Landschaft Armagnac, in Gascogne, mit einem festen Schlosse auf einem steilen Berge, welche der Sitz eines besondern Gouverneur und Etat-Major, eines Bisthumes, einer Election, einer Land-Vogtey und eines Land-Gerichtes ist. Der Bischof, welcher zugleich mit dem Könige Herr der Stadt ist, steht unter dem Erz-Bischofe von Ausch, (Auch oder Aux,) hat einen Kirchsprengel von 79 Pfarren, 20,000 Liv. Einkünfte, und ist am römischen Hofe auf 1600 Fl. tariert.

Lectum (jezt Capo Baba oder S. Mary), ein berühmtes Vorgebirge in Asia und der Landschaft Troas. Hier fing sich die äolische Küste an.

Lecture, das Bücherlesen; siehe Lesen.

Lectus, siehe Bett.

Lecythis maior, *f. Ollaria*, die Linnéische Benennung des großen Topf-Baumes, welcher beym Marcgrav, Piso und Ray den brasilianischen Nahmen

Jacapucago führt. Siehe im XXVIII Th., S. 10, f. (*).

Leczyca, siehe Lentschitz.

Leda, Gr. Λήδη, des Thestius, Königes in Aetolien, oder des Glaukus Tochter. Ueber ihre Mutter herrschen die verschiedensten Angaben (1); Einige nennen sie Laophonte, Andere Leucippe (2). Sie wurde mit der Zeit an den König von Sparta Tyndareus vermählt, und erzeugte mit ihm die Timandra, Klytämnestra und Philonoe. Allein auch Jupiter ward ihr Liebhaber. Sie ging einst am Flusse Eurotas spazieren, als Jupiter aus Liebe sie in eine Gans, und sich selbst in einen Schwan verwandelte, um seine Lust mit ihr zu büßen. Sie gebahr von ihm (3) die Helena, deren Halb-Brüder und Söhne des Tyndareus und der Helena die Dioskuren waren. Die nach Homer folgenden Dichter setzten zu dieser Erzählung vieles hinzu. Sie ließen erstlich die Helena bloß von der Leda erzogen werden, sie aber eigentlich ein Kind der Nemesis seyn, die Helena in einem Ey gebar; und machten dann die Dioskuren, wenigstens den Pollux, zu leiblichen Brüdern der Helena, die mit ihr aus dem Ey waren geboren worden; endlich schrieben sie diese Ey-Geburt selbst der Leda zu, und zwar gebar sie, weil Jupiter als Schwan ihr beywohnte, entweder Ein Ey, aus welchem Helena und Pollux hervor gingen, oder zwey Eyer, deren eins den Kastor und Pollux, das andere die Helena allein, oder zugleich mit ihrer Schwester Klytämnestra, hervorbrachte. Von den Kindern der Leda, die aus den Eyern hervorgingen, was

(*) An besagtem Orte, ist in der 3ten Zeile des Artikels Jacapucago, Lecythis, an statt Locythis, zu lesen.

(1) Schol. Apoll. I. 146. (2) *Hygin.* f. 14.

(3) Nach Iliad. γ. 426. 237. Od. λ. 297.

waren Pollux und Helena aus Jupiters Umarmung, Kastor und Klytämnestra aber vom Tyndareus erzeugt. Unsterblich waren Pollux und Helena; Kastor und Klytämnestra aber sterblich. In den unten (4) angeführten Stellen, auch *Pausan.* I, 33. am Ende, wird neben der Bild-Säule der Nemesis von Rhamnus, auch eine Leda, die Helenen pflegt, und mit ihr Tyndareus nebst ihren Söhnen aufgestellt, angeführt. Der Schol. Od. λ, 297. giebt die Geburt aus einem Ey ausdrücklich für eine neue Erfindung aus.

Ist es erlaubt auf diesen Grund zu bauen, und in die Entstehung dieses Mythos einige Blicke zu thun, so erkläre ich mir die Sache folgender Gestalt. Ein Dichter ließ die Helena von der Nemesis, der Bestraferinn des Uebermuthes, geboren werden, weil sie die Gelegenheit ward, den Uebermuth der Trojaner zu bestrafen. Er schilderte Jupitern, der ihr am Eurotas, diesem Schwänereichen Flusse, Anträge machte. Nemesis floh in eine Gans, oder, was damit einerley ist, in einen Schwan verstellt. Jupiter verfolgte sie als Schwan, und besiegte sie. Was wird öfter bey den ältesten Dichtern erwähnt, als die Verkleidung in Vögel, die Götter und Göttinnen annahmen; wem sind Jupiters Verkleidungen unbekannt? Die Folge dieser Begattung von Vögeln konnte nichts anders, als ein Ey, seyn. In dem Ey dachte man sich überdem den Begriff von Schönheit und Zartheit; wie vortrefflich stimmte das mit der Vorstellung überein, die man sich von Helenen machte! Nemesis gebar dasselbe, und vertrauete dann das Ey der Leda, bey welcher Helena daraus hervor kam, und alsdann erzogen wurde. Indessen hatten sich auch die Brüder der Helena, die Dioskuren, berühmt gemacht. Der Lacedämonier verehrte diese seine Stamm-Helden schon, da er bey den Samothraciern ähnliche Zwillinge, die Kabiren, antraf. Er verwechselte nun seine Dioskuren mit jenen Kabiren.

(4) *Hygin.* f. 77. *Munk* ad h. l. Astron. II, 8. Vergl. *Pindar.* N. 10, 150. ib. Schol. und den Schol. Lyc. 88

Vielleicht wurde jenen Welt-Schöpfern, jenen Symbolen der Zeugung und Zeugungs-Kraft, die Geburt aus einem Ey zugeschrieben; und dies gab die erste Gelegenheit zur Erfindung der Fabel mit dem Schwane und der Ey-Geburt der Nemesis. Wenigstens fand man es billig, da Helena für Jupiters Tochter ausgegeben wurde, auch die Dioskuren dafür zu halten, und so an der Art ihrer Geburt Theil nehmen zu lassen. War aber die Fabel mit der Geburt der Helena aus einem Ey einmahl bekannt, und vergaß man die Absicht, warum die Nemesis jener Dichter der Helena zur Mutter gegeben hatte, so war nichts leichter als der Uebergang von ihr zur Leda, und daß man die Leda wieder in ihre Mutter-Rechte einsetzte. Mit der Zeit glaubte man an eine bloße Umarmung in Gestalt eines Schwanes, die vom Jupiter mit der unverwandelten Leda geschahe. Diese Umarmung gab den Künstlern Gelegenheit zur Bildung schöner und neuer Gruppen, in denen sie bald die Besiegung der Leda, bald ihre Gegenwehr gegen den Schwan, darstellten. Daher ist auch dieses Sujet sehr oft von ihnen bearbeitet worden. Wir besitzen unter den herkulanischen Gemählden noch eines von diesem Gegenstande, und viele antike Gemmen desselben Inhaltes. S. Pitture d'Ercol. T. III, t. 8. *Borioni* Coll. Ant. Rom. t. 27, *Lippert* T. I, n. 32 — 39. *Montfauc.* T. I. P. 2, t. 195. Man hat ausser der angegebenen Auslegung, die Ey-Geburt auch aus dem *Athen.* II, 16. zu erklären gesucht, weil dort erzählt wird, daß den Molioniden, ihrer Aehnlichkeit wegen, die Geburt aus einem Ey zugeschrieben worden sey; und wieder, daß man bey den Lakoniern den obern Theil des Hauses ὠὸν genannt habe. Man sieht aber, wie wenig beyde Anführungen die Sache enträthseln.

Ledbury, ein ansehnlicher Marktflecken am Flusse Leden, in Hereford Shire in England, wo viele Tuch-Macher sind.

Lede, Leede; siehe Lehde.

Ledecz, Ledetsch, eine Kammeral-Herrschaft im czaslauer Kreise, in Böhmen. Einige wollen den Besitz dieser Herrschaft den Tempel-Herren, und dann den Hrn. von Trczka einräumen; allein, es mangelt

an hinlänglichen Urkunden, solches zu beweisen. Im 16ten Jahrh. gelangte dieselbe an die Herren Mezerziczky von Lomnicz, aus deren Geschlechte Zdeniek 1549 und 1554, dem prager Land-Tage beygewohnt hatte. Bald darauf fiel diese Herrschaft dem H. Wenzel Chetensky zu, wurde aber nach der Schlacht am weißen Berge, 1623, d. 14 Aug. an den königlichen Fiscus gezogen, und dem Hrn. Adam von Waldstein käuflich abgetreten. Nach der Zeit hatte Ignaz Freyh. von Koch, kais. kön. Hof-Rath und Kabinets-Secretair, dieselbe im Besitz, von dem sie die K. K. Maria Theresia, 1753, für 24,000 Fl. erkaufte, und die sämmtlichen Einkünfte davon dem in eben diesem Jahre von ihr errichteten adelichen Fräulein-Stifte schenkte. Die einzige Nahrung des hiesigen Landmannes besteht im Holz-Handel, und einem sehr mißlichen und vielen Wasser-Schäden unterworfenen Feldbaue.

Der zu dieser Herrschaft gehörige Schutzflecken Ledecz, Ledecium, mit einem alten Berg-Schlosse, und einer nächst daran stoßenden Papier-Mühle, liegt in einem tiefen Thale am linken Ufer der Sazawa, 10 gem. Meilen von Prag und 3 Meilen von Czaslau südsüdwestwärts entfernt, hat nebst dem Schlosse 172 Häuser, und führt drey Kleeblätter in weißen Felde im Wapen. Die hiesige Dechant-Kirche, unter dem Titel der heil. Apostel Peter und Paul, kommt schon um das J. 1384 und 1397 als Pfarr-Kirche vor, wurde aber 1645, nebst einem großen Theile des Fleckens, in die Asche gelegt.

Leder. Da der noch übrige Raum gegenwärtigen Theiles die vollständige und ungetheilte Abhandlung des Artikels Leder, und der damit zusammen gesetzten Wörter, nicht gestattet: so sehe ich mich genöthigt, gedachten Artikel für den folgenden LXVIIIsten Theil zu bestimmen, die alphabetische Ordnung gewisser Ma-

Maßen zu unterbrechen, und einige der nach Leder folgenden Artikel hier folgen zu lassen.

Ledesma, vor Alters Eletisa, die Haupt-Stadt einer Grafschaft im Königreiche Leon in Spanien, am Flusse Tormes, welche 6 Pfarr-Kirchen, 2 Klöster, 3 Hospitäler und 124 Dörfer unter sich begreift. Es ist daselbst ein warmes Bad, welches die Spanier fast für eine Universal-Medicin halten, und insonderheit wider den Ausschlag dienlich ist.

Ledetsch, s. Ledecz, oben, S. 634.

Ledig, ein Bey- und Neben-Wort, welches, seiner Natur nach, die erste Bedeutung ausgenommen, nicht leicht eine Comparation verstattet.

1. Bey den Jägern bedeutet es so viel als schlaff. Das Hänge-Seil wird daselbst ledig, wenn es schlaff wird, zu lang herunter hängt.

In dieser Bedeutung scheint es zu los zu gehören, indem das s und d oder t in den Mund-Arten häufig in einander übergehen. Siehe auch Liederlich und Schlottern, welches leztere vorn nur den groben Zisch-Laut, und hinten das ern, das Zeichen der Frequentativorum, angenommen hat.

2. Leeren, unausgefülten Raum habend.

(1) Eigentlich.

a) Von Gefäßen oder hohlen Räumen, wo es doch nur noch in einigen Fällen, besonders des gemeinen Lebens, üblich ist, dagegen man in der anständigern Sprech-Art lieber leer braucht. Das Haus steht schon lange ledig, besser leer. Es ist nur noch ein Zimmer im Hause ledig. Ledige Krüge, Richt. 7, 16. Das Glas ist ledig, besser leer.

b) Noch häufiger, unbesetzt, mit keinen andern Körpern besetzt, belegt oder beladen; obgleich auch in diesem Verstande in der edeln Schreib-Art leer fast üblicher ist. Der Wagen geht ledig (unbeladen) wieder zurück. Ein lediger Wagen. Ein lediges Schiff. Einen Wagen ledig machen. Das Pferd

geht

geht ledig, wenn es nicht beladen ist, oder keinen Reiter auf sich hat. Ein lediger Tisch, der mit nichts besetzt ist. Der Stuhl steht ledig, wenn niemand darauf sitzt. Daher im figürlichen Verstande, der päpstliche Stuhl, der Thron steht ledig; siehe Erledigen, unten unter Ledigen. Im Feldbaue Meißens ist die Ledige ein unbebauetes Stück Ackers. Viele Ledigen geben bey Bauer-Gütern eine schlechte Aussicht. In andern Gegenden werden sie Lehden genannt; siehe dieses Wort.

(2) Figürlich.

a) Unvermischt, doch nur im Bergbaue, wo ein lediger Stein, ein fast reiner Erz-Stein ist, so wie er in den Seifen gefunden wird. Auch kommen bey den Bergleuten noch folgende Redens-Arten vor: Ledige Berg-Art, die Gesteine, welche kein Metall führen. Ein lediges oder leeres Nest finden, Fr. trouver la mine epuisée, alte Gebäude, oder alten Mann einschlagen, wo die Vorfahren alles preß gehauen haben, und die Erze heraus genommen sind. Ledige Schicht, Nach-Arbeit, Fr. Travail extraordinaire, ledig schichten, wenn ein Bergmann, nach verrichteter ordentlicher Schicht, noch eine Weile arbeitet, oder eine Arbeit verrichtet, die nur wenige Stunden anhält, und ihm besonders bezahlt werden muß.

b) Des Besitzers, des Eigenthümers, des Ober-Herren beraubt. Ein Amt, eine Bedienung steht ledig, wenn sie mit niemanden besetzt sind. Das Lehen wird ledig, wenn der Besitzer stirbt, oder dessen auf andere Art verlustig wird, welches man auch mit offen werden ausdruckt.

c) Unverheurathet; eine mit der vorigen genau verwandte Bedeutung. Eine ledige Manns- oder Frauensperson. Der ledige Stand. Er, sie ist noch ledig.

Im Schwabenspiegel kommt in dieser Bedeutung ledeclich als ein Neben-Wort vor.

d) Müßig, eine doch nur im Niedersächsischen übliche Bedeutung, wo ledig gehen, müßig gehen, der Lediggang, der Müßiggang, und der Lediggänger, der Müßiggänger ist.

e) Von Banden, von der Gefangenschaft frey; eine noch in den Rechten übliche Bedeutung, welche mehrmahls auch in der deutschen Bibel vorkommt. Einen Verhafteten ledig lassen, ihn los lassen. Siehe weiter unten Erledigen.

f) Frey von Schuld und Strafe; auch nur in den Rechten und in der deutschen Bibel. Jemanden ledig sprechen, ihn frey sprechen. Sich von der Missethat ledig machen, Dan. 4, 24. Siehe unten Entledigen.

g) Ledig ausgehen, nichts bekommen, wofür doch im Hochdeutschen leer ausgehen üblicher ist.

Diese lezte ist zugleich die einzige figürliche Bedeutung, in welcher sich ledig durch leer ersetzen lässet. Siehe auch Leer.

Bey dem Notker im figürlichen Verstande für frey, leidig, der es zugleich mit der zweyten Endung verbindet, leidig iro sunndon, frey von ihren Sünden; in dem alten Gedichte auf den heil. Anno für leer, ledig, Nieders. leddig, und mit der dieser Mund-Art sehr gewöhnlichen Ausstoßung des d und dd, leeg, lieg, welche auch im Holländischen üblich sind, im Schwed. ledig. Die End-Sylbe ig bedeutet in den meisten und gewöhnlichsten Fällen so viel als habend, das Stamm-Wort ist also Led, Lâd oder Lad. Wer sieht nicht, daß dieses unser heutiges Lade ist, so fern solches überhaupt einen hohlen Raum bedeutet? Ledig bedeutet also einen hohlen, und in engerer Bedeutung einen unausgefüllten hohlen, und in weiterm Verstande, einen unbesetzten Raum habend; welche Ableitung weit wahrscheinlicher ist, als Wachter's von laten, lassen, und Frischens von laden, onerare, nach welcher leztern es gerade das Gegentheil von dem bedeuten müßte, was es wirklich bedeutet. Ihre bemerkt,

merkt, daß die ältern Schweden statt dieses Wortes lös, los, gebraucht haben; und es kann seyn, daß dieses auch in einigen figürlichen Bedeutungen zum Grunde liegt, welche alsdann Figuren von ledig, so fern es in der ersten Bedeutung schlaff bedeutet, seyn würden.

Ledige, (die) siehe oben, S. 637.

Ledigen, ein Activum, ledig, und in figürlichem Verstande, frey, los machen, wo es doch nur noch in den Zusammensetzungen erledigen und entledigen üblich ist. Im Schwabenspiegel bedeutet ledigen, lösen, los kaufen.

Entledigen, von etwas ledig, d. i. frey, los machen, mit der zweyten Endung der Sache. Und nach denselbigen Tagen entledigten wir uns, und zogen gen Jerusalem, Apostg. 21, 15. wir legten unsere Geräthschaften ab. Sich der Sorgen entledigen. Jemanden der Bande entledigen. Sich seiner Zusage, seiner Pflicht entledigen, sich durch deren Erfüllung von ihrer Verbindlichkeit befreyen. Ja, ja, ich will reden, ich will mein Herz entledigen. Zuweilen auch mit dem Vor-Worte von. Sich von einer Beschuldigung entledigen, ihren Ungrund darthun. Von der Sorge für etwas entledigt seyn.

Daher die Entledigung.

Im Nieders. lautet dieses Zeit-Wort entleggen. Siehe das Folgende.

Erledigen, ledig machen.

1. Eigentlich, in welcher Bedeutung es im Hochdeutschen nur noch zuweilen in der höhern Schreib-Art vorkommt. Da ich ihre Schulter von der Last erledigt hatte, Ps. 81, 7. Im Bergbaue heißt das Erz von dem Gebirge erledigen, so viel als das Gebirge, d. i. taube Erd- oder Stein-Arten, von demselben absondern.

2. Figürlich.

1) Von einer unangenehmen Sache, welche als eine Last betrachtet wird, ledig oder frey machen, mit der

der zweyten Endung der Sache, oder dem Vor-Worte von. Jemanden einer Verrichtung, eines Dienstes erledigen. Jemanden der Sorge, oder von den Sorgen erledigen. Sich des Kummers erledigen.

2) Aus einem Verhafte, der Gefangenschaft frey machen, befreyen, im Oberdeutschen und der biblischen Schreib-Art. Einen Gefangenen erledigen. Auf daß deine Lieben erlediget werden, Ps. 60, 7. Ps. 108, 7. Und erledigte viel, die zuvor gedrückt und gefangen waren, 1 Macc. 14, 6.

3) Aufhören lassen, abthun, im Oberdeutschen. Die Landes-Gebrechen erledigen.

4) Seines Besitzers berauben, in welcher Bedeutung es nur im Passivo üblich ist. Der päpstliche Stuhl ist erlediget worden. Ein erledigter Thron. Ein erledigtes Amt wieder besetzen. Wenn das Amt wird erlediget werden. Ein erledigtes Lehen, welches dem Lehen-Herrn anheim gefallen ist.

Daher die Erledigung, in allen obigen Bedeutungen. Den Gefangenen eine Erledigung predigen, Es. 61, 1. Die Erledigung des Thrones, eines Lehens, der Landes-Gebrechen, u. s. f.

In dem Fragmente eines alten Gedichtes auf Karl's des Großen Feldzug bey dem Schilter lautet dieses Zeit-Wort erlethegen und gelethegen. Er bedeutet in dieser Zusammensetzung so viel als ent, daher in den meisten Bedeutungen auch entledigen üblich ist.

Ledigkeit, der Zustand, da ein Ding ledig ist. Am häufigsten in figürlichem Verstande, die Ledigkeit des Standes, der unverehlichte Zustand.

Lediglich, ein Neben-Wort (Adverbium), welches nur noch im gem. Leben, für gänzlich, völlig, gebraucht wird. Ich verlasse mich lediglich auf dich, ganz und allein. Bey den ältern oberdeutschen Schriftstellern, kommt es auch als ein Bey-Wort (Adjectivum), für frey, ungebunden, vor.

Ich han vil ledekliche braht
In ir genade minen lib.

Reinmar der Alte.

Ledreborg, oder Lethraborg, eine Grafschaft auf der dänischen Insel Seeland, welche König Christian VI., im J. 1742, aus den Gütern seines damahligen geh. Conferenz-Rathes, Joh. Ludw. Holstein, welchen König Friedrich V., 1750 mit allen seinen Nachkommen in den gräflichen Stand erhob, errichtete. Sie hat ein ansehnliches Schloß, welches 1 Meile von Roschild liegt, und bey demselben ist ein kostbarer Garten. Bey demselben werden Tücher, Flanell und andere wollene Zeuge gewebet. Man findet hier noch Spuren und Merkmahle von dem uralten und berühmten Lethra, Leire oder Leyre, welches anfangs ein königliches Schloß war; nachher bauete Rolfo Krakus daselbst eine Stadt, in welcher die dänischen Könige ihren Sitz hatten, daher sie ehemahls Reges Lethrae genannt wurden, nähmlich zum Unterschiede von den kleinen Königen, welche in den übrigen Theilen des heutigen Königreiches herrschten, z. B. in Jütland. Auch findet man hier einen großen Stein, welcher einem Lehn-Stuhle nicht unähnlich ist, und, weil er zu der Huldigung der Könige gebraucht wurde, Kongstolen, d. i. der Königs-Stuhl, genannt wird. In heidnischen Zeiten wurden hier alle 9 Jahr, im Jänner 99 Menschen, und eben so viel Pferde, Hunde und Hähne, den Götzen geschlachtet und geopfert, und es wurde für den heiligsten Ort in Seeland gehalten.

Herrn Jo. Nic. Wilse, Prof. Theol. extraord. und Pfarrers zu Spydeberg in Norwegen, Beschreibung des gräfl. Holsteinischen Sitzes Lethraborg ohnweit Roeskild in Dänemark (*).

„Die-

(*) In Hrn. Bernoulli Sammlung kurzer Reisebeschreibungen ꝛc. 2ter überzähliger Band. (1787, 8.) S. 3, fgg.

„Dieser Herren-Sitz der gräflich Holsteinischen Familie, ist nicht allein für sich selbst merkwürdig, sondern auch die Gegend, worin er liegt, ist, wegen der ältesten Landes-Geschichte und der Alterthümer aus den heidnischen Zeiten, die berühmteste in Dänemark, und daher einer besondern Aufmerksamkeit würdig. Zur Erleuchtung derselben habe ich nicht allein eine Copie von dem Plan der Gegend in der beygefügten kleinen Karte geliefert, und zwar aus der berühmten Karte der kopenhagener königl. Gesellsch. der Wiss., die sich auf die besten geometrischen Vermessungen gründet (s. Fig. 3979), sondern ich habe auch den Hrn. Justiz-Rath und Ober-Landmesser Hammer vermocht, mir seine Karte über die Grafschaft mit seiner Beschreibung zu senden, um die erste zu copiren, und aus der andern einen Auszug zu machen. Der vorige Graf Johann Ludwig von Holstein brauchte den Hrn. Justiz-Rath damahls, als Studiosum Matheseos, in den Jahren 1750 bis 52, um sein Gut auszumessen, und in eine große Karte zu verzeichnen; davon sind nun zwar einige wenige Exemplare nach verjüngtem Maßstab in Kupfer gestochen, aber nicht zu verkaufen, und daher nicht leicht zu bekommen; von diesem ist eigentlich die, welche ich hiermit liefere, eine Copie. (Siehe Fig. 3980.)

Die Gegend von Lethraborg ist also 1. in Absicht der Alterthümer, und 2. wegen der neueren Anstalten merkwürdig. Ich will zuerst meine Leser mit den Alterthümern unterhalten.

Die ganze Gegend Seelands am Ende des Meerbusens Jisefiord war ehemahls sehr bequem zu einem Versammlungs-Orte der zu Lande und zu Wasser herum irrenden nordischen Völkerschaften, aber besonders für die Seefahrenden. Ich sage mit Bedacht: ehemahls, d. i. zu der Zeit, da der Meerbusen nicht so seicht, wie jezt, war, und da die Bäche oder kleinen Flüsse Kornerup und Leire tiefer und zum Theil nicht an etlichen Stellen versieget, ja ganz mit Moor-Erde verstopft waren. Man sieht nur in der kleinen Karte, welche Wendungen die beyden Bäche jezt machen, und wie wenig es fehlt, daß sie nicht eben so wohl nach dem Roeskilde-Hafen, als in Boneveyle, ausgehen, und daß die jezigen vier Seen, Kettinge S. Svogerloo S. ꝛc. nicht ein einziges Wasser von Leire Roeskilde ausmachen. Jezt ist zwar weder Bach noch

See

See in der Distanz (a — — b); aber die moorige niedrige Erde sagt uns was hier gewesen. Viele 100 Jahre ehe Leire als königlicher Sitz berühmt wurde, hatten die umliegenden heidnischen Völkerschaften ihre gottesdienstliche Feyer hier; denn nichts ist nach allen Erörterungen wahrscheinlicher, als daß die Göttinn Ertha oder Hertha hier einen Sitz und Dienst gehabt.

Taciti Bericht davon im 40 §. de ritu et moribus Germanorum, ist folgender: „Sie veten insgesammt Hertham, d. i. „die Mutter der Erde, an, (also wie die Aegypter ihre Isidem, „und die Griechen ihre Cererem,) von welcher sie vermeinen, „daß sie sich in menschliche Geschäfte menge, und die Völker be„suche. Auf einer Insel des Weltmeeres ist ein Wald, der Keusch„heit genannt, darin ein mit Kleidern verdeckter Wagen steht, „welchen niemand als der Priester berühren darf; dieser weis, „wann die Göttinn in ihrem innersten Winkel zugegen ist, folgt „derselben darauf mit großer Andacht nach, da sie auf einem Wa„gen von Kühen gezogen wird. Die Tage da sie so erscheint, sind „lauter Festtage, und an denen Oertern, die sie mit ihrem Besuche „beehrt, werden Gastereyen angerichtet. Friede und Ruhe wurde „damahls nur so lange geschmeckt und beliebet, bis derselbe Prie„ster die von dem menschlichen Umgange gesättigte Göttinn wieder „in ihren Tempel gebracht, worauf alsobald der Wagen, die Klei„der und (wenn man es glauben will,) die Göttinn selbst in einem „verborgenen See abgewaschen worden; Knechte sind damit be„schäftigt, welche bald darauf derselbe See verschlinget. Davon „entsteht ein heimliches Grauen und eine heilige Unwissenheit: „was das seyn mag, das nur diejenigen sehen, die darauf sterben „müssen?“

Alles dieses hat unser berühmte Professor, Hr. Anchersen in einem Tractat: Vallis Herthae Deae genannt, so erörtert, daß daraus erhellet, daß weder Helgeland noch Rügen (wie man sonst meinen wollte,) sondern diese Gegend bey Lethraborg der Sitz der Göttinn Hertha gewesen; besonders verdient von seiner Abhandlung P. 1. c. 10. §. 18. p. 388. gelesen zu werden. Der Tractat ist mit einem in Kupfer gestochenen Plan versehen, der es erleuchtet, und die gegenwärtige Karte (Fig. 3980) thut hier dasselbe.

Man sieht hier ein langes Thal, No. 5, das eigentlich von 7 anfängt; und es ist sehr wahrscheinlich, daß in demselben das Penetrale oder der innerste Winkel der Göttinn sich befunden hat. 3, jezt Vhire Soë, d. i. weiße See, vordem der heilige See genannt, mag wohl der See seyn, wo der heilige Wagen abgewaschen wurde, und

wo die Knechte ertranken. Herthe-Thal hat stets diesen Nahmen gehabt, und die Bauern nennen es noch so. Nach dem Augenscheine bey der Land-Messung, scheint der obere Theil des Thales eine durch eine Erd-Höhe gegrabene Vertiefung zu seyn; also ist hier unter der Erde bis an den Vhite-Soë, wohl ein verborgener Gang gewesen, wodurch der Ausgang des Herthä-Festes unsichtbar wurde. Jeziger Zeit hat man in dem Thale, der Länge nach, einen artigen mit Hecken eingefaßten Spaziergang und eine Fahrt angelegt, und einen Damm gegen den Ausfluß des Sees aufgeführt.

Der heilige Wald (Nemus castum) ist noch der Wald nördlich vor Lethraborg, und der ehemahls weiter herum und bis an den Meerbusen sich erstreckte. Es könnte doch wohl seyn, daß auf mehreren, als auf einer Insel die ermeldete Göttinn aufbehalten und angebetet wurde. Es ist auch wahrscheinlich, daß die öftern gottesdienstlichen Versammlungen in der Nähe von Leire, zu dem folgenden hiesigen Aufenthalte und Sitz der Könige Gelegenheit gegeben haben, daß der Priester-Stamm ein königlicher Stamm geworden, und die Macht sich mit dem Aberglauben nach der Hand vereinigt hat.

Ich komme zu den Ueberbleibseln des Sitzes unserer ersten heidnischen Könige, Leire oder Lethra, wovon noch viele Spuren in Hügeln und Steinen vorhanden, die ich nach einander anzeigen werde. Leire hatte zu einer Residenz und einer Haupt-Stadt von Seeland und den umliegenden Ländern eine bequeme Lage, zu der Zeit, da die Auen, Bäche und Seen mehr vereinigt und nicht versieget waren, welche Veränderung die jezigen Lagen (nach der Karte) schon zu verstehen geben. Othin's Sohn, Schiold, soll, wie *Saxo* berichtet, Leire erbauet haben, doch nur als ein einzelnes Schloß, bis Rolfkrake, der auch hier getödtet wurde, es in eine Stadt verwandelte. Das berühmte große Opfer-Fest, das jedes 9te Jahr hier angestellet wurde, war ohne Zweifel eine Folge von dem vorigen Gottesdienste der Hertha. Aber schon im 10ten Seculo fiel sein Glanz; denn das Christenthum vertrieb die Abgötterey, und Roeskilde fing noch eher an, eine königliche Residenz zu werden; Leire mußte alsdann verlassen werden, und Sveno Agonis setzte es schon zu seiner Zeit unter die geringsten kleinen Städte um Roeskilde

ſEilde herum. *Saxo* berichtet, daß zur Zeit Waldemar's I hier nur ein Stats-Gefängniß war. Im Jahr 1663 ſtanden noch 2 Bauer-Höfe auf der Stelle des vorigen Schloſſes, welche Uedleyre genannt wurden; jezt ſind hier 6 Bauer-Höfe und 11 Häuſer, welches Dorf den Nahmen Leire hat.

Man hat hierum von Zeit zu Zeit große Schwerter, Helme, Urnen und Todtenbeine ausgegraben, welche von den Helden-Thaten der vorigen Einwohner zeugen; aber die überirdiſchen Spuren von Hügeln und Steinen, geben uns von dem Local augenſcheinlichere Begriffe, welche die Nahmen und deren Erklärungen von unſern Antiquariis zu Beyträgen der alten Hiſtorie erhöhen. Der Grund des königl. Schloſſes wird noch auf der Stelle des Bauer-Hofes gezeigt, der daher noch mit dem Nahmen Kongs-gaard, oder Königs-Hof, beehret wird (34), dabey ſteht ein großer Stein, welcher einem Lehn-Stuhle nicht unähnlich und alſo vielleicht ausgehauen iſt, welcher daher, und weil er, nach einiger ihrer Meinung, zu den Huldigungen der Könige gebraucht worden, den Nahmen Kongs-Stol bekommen (22). Nahe dabey findet man einen großen Stein, der Stuhl der Königinn (Dronning-Stol und Dronning-Steen) genannt; dieſer iſt in etwas hohl und flach, und deſſen Platz rund herum mit andern kleinen Steinen beſetzt (22). Auf dieſem Dronning-Stol ſaß vordem die Königinn am Krönungs-Tage mit den damahligen Inſignien ausgeſchmückt, um die Huldigung anzunehmen. Beyde Steine ſtanden eigentlich erſt auf dem Dans-Hügel, ſind aber von da hierher gebracht worden. Dieſer Dans-Hügel liegt wohl weſtlich vor Leire, (denn auf der Karte ſehe ich ſolchen nicht); es iſt ein über 300 Ellen langer und 20 Ellen hoher Hügel, oder Erd-Höhe von grobem Sande, und man meinet, daß der König Dan daſelbſt begraben liege.

Sonſt iſt zu merken, daß auf der Stelle (38), wo die Bäche Kornerup- und Leire-Aa ſich vereinigen, und ein Stück von einem Quadrat formiren, eine Menge Steine aufgerichtet ſind, welche (nach Anderer Meinung) ſollen den Platz abgegeben haben, wo das Schloß gebauet worden, oder zum wenigſten (nach *Wormius* in Marm. Dan. L. 1. p. 23) der Huldigungs-Platz geweſen ſeyn; wie denn der dabey liegende große Hügel (24) noch der Huldigungs-

Hügel genannt wird, und man hält dafür, daß der auserwählte König da hinauf stieg, um sich dem versammelten Volke zu zeigen, wie auch daß die vielen Steine dazu gedienet, daß die Vornehmsten des Volkes in der Versammlung darauf stehen, und ihre Vota oder Genehmigungen von da zurufen konnten.

Zwischen dem Kirchdorf Alleslof und dem Dorfe Tokkerup (s. Fig. 3979), liegt noch ein großer Stein, den man auch Huldigungs-Stein nennt. Sonst ist im Vorbeygehen zu merken, daß auf dieser Stelle des Zusammenflusses der vorgemeldeten Bäche, die Anlandung der Göttinn Hertha, vom Professor Anchersen angegeben ist. Bey einem Schloß befinden sich auch Stallgebäude — und auch davon will man bey Leire Spuren wissen; denn der Hügel (14) heißt noch der Pferde-Berg (Heste-Bierg), und der dabey liegende, der Fohlen-Hügel, wenn nicht sehr beliebte Pferde des Königs da begraben, oder die Pferde, die in der ältern Zeit geopfert worden, da eingegraben wurden. Der Hügel (29) der am weitesten von Leire liegt, heißt Opfer-Hügel; doch ist es wahrscheinlich, daß andere näher liegende auch dazu gebraucht worden. Der Hügel (20) wird jezt Kirche-Hügel genannt; die Sage ist, daß da ein heidnischer Tempel gestanden; aber warum nicht in der spätern Zeit eine Kirche? Der Hügel (8) Tinghöy, d. i. Gerichts-Hügel, wo, wie man meint, vordem Gericht gehalten worden. Die andern Hügel sind mehrentheils Grab-Hügel, davon, ausser dem vorher erwähnten Dans-Hügel, die merkwürdigsten sind: Harald Hyldetands-Hügel (20), dessen Grab oder Monument noch durch einen großen viereckigen Stein, der auf andern kleinern ruhet, und noch dazu mit einem Kreise von großen Steinen umgeben, ansehnlich ist; der Olufs-Hügel (33), wo der König Olof Göttrikson begraben liegen soll; und der Ravns-Hügel (O. 31), wo Rawn, der Hauptmann des Königs Göther von Norwegen, vielleicht begraben ist, weil er, zu des Königs Frodes Zeit, in der Nähe hier in einer See-Schlacht umkam. Die andern benannten Hügel, z. E. Frushöy, Moselhöy, Steenhöy, und andere unbenannte, sind wohl Grab-Hügel der Geschlagenen, woher vielleicht auch die Nahmen Torfmoor (O), Streitmoor (18) und Styrte Dam, d. i. der See der Gestürzten, herrühren. Man

sieht

sieht aus der Geschichte, unter andern, daß Hiastrar, der Schwager des Königs Rolfs, von Schweden aus mit seinem Raube und Waffen hier anlandete, und bey Leire ein grosses Blutvergießen veranlaßte, woher auch die vorgemeldeten unter der Erde gefundenen Sachen gekommen. Aber genug von den Alterthümern der Gegend; ich verfüge mich zu den Gebäuden und Auszierungen von jeziger Zeit.

Der Rentmeister Müller, welcher zur Zeit Christian's V. diese und viele andere Bauer-Güter da[illegible]rum kaufte, ließ im J. 1663 bey Leire einen Herrensitz aufbauen, welcher seitdem wieder niedergerissen wurde. Seit 1733 wurde der Graf Johann Ludwig v. Holstein Besitzer von diesen Gütern, und errichtete davon 1742 eine Grafschaft, worauf er 1744 das Schloß Lethraborg, wie es jezt steht, vollendete. 1750 wurde er und seine Descendenten in den gräflichen Stand erhoben, und jezt ist sein Sohn der Kammerherr und Lehns-Secretair Graf Christian v. Holstein Besitzer davon. Vorbemeldeter Graf J. L. v. Holstein, kön. geh. Rath, war ein sehr gelehrter Herr, und bey dem höchstsel. König Christian VI. sehr beliebt, und in Aemter-Austheilung als Premier-Minister; auch der succedirende König setzte in ihn viel Vertrauen, und es ist nicht zu zweifeln, daß in den Anstalten und Verzierungen in Lethraborg vieles von seiner Erfindung sey.

Das Corps de logis des Schlosses ist 250 Ellen lang, und von 2 Etagen, ausser dem Souterrain. Die Inschrift der Frontispice fängt an und endigt sich: Perantiqui Nominis Aedem novo & ampliori — — J. L. v. H. exornavit, ac pietate erga Deum, fidelitate erga Regem sibi Posterisque jutandam dedicavit A. 1744. An dem westlichen Ende befindet sich die Kirche, die 1747 eingeweihet wurde. Die Kanzel ist über dem Altar, und die Orgel über dem Stuhl der Herrschaft. Am Plafond ist die Himmelfahrt Christi von Frischer gemahlt; die Wände sind mit 16 großen und 30 kleinen Mahlereyen, biblischen Inhalts und in vergoldeten Rahmen, wie ausgetäfelt, und der Boden ist mit weißen und schwarzen Marmor-Fliesen belegt. In der östlichen Länge sind wohl tapezierte Gemächer. An jedem Ende der Haupt-Länge ist eine Orangerie, und noch dazu in selbiger Linie, eine hohe Mauer zu Spalieren.

In der nördlichen Länge, die mit der Haupt-Länge parallel geht, sind die Ställe und Scheunen. In der Mitte ist das gewölbte Haupt-Thor, darüber ein Thurm, an diesem ein Stunden-Zeiger, und inwendig 6 Glocken. Ueber dem Thore stehen die Worte: qua pietas & avita fides 1745. Die zwey andern Längen, jede von 81 Ellen, gehen in die Quere zwischen den zwey vorgedachten Längen, davon die westliche zu Wohnungen für die Domestiken eingerichtet, und in der Mitte der östlichen ein Stall für 36 Pferde ist. Diese zwey Längen oder Flügel werden durch zwey schöne zum Theil in Bogen herum gehende Gebäude von zwey Etagen mit der Haupt-Länge zusammen gefüget, wo an der Fronte eines jeden ein kleiner Thurm aufgeführt ist, welche Thürme, so wie das übrige, mit vielen Bildhauer-Zierrathen prangen. Von diesen Gebäuden enthält der östliche Theil Gemächer in der obern, und die Küche in der untern Etage; aber in dem westlichen befindet sich in dem obern Stock die Bibliothek, und in dem untern das Archiv. In der Bibliothek ist das theologische und historische Fach das vorzüglichste.

Die 8 Plafonds der Bibliothek stellen gewisse Sachen und Handlungen der Alten vor, die zugleich auf die Haupt-Geschäfte des verstorbenen Herrn Grafen sich beziehen, und zwar:

1. Ein Vater in römischer Tracht auf einem Stuhle sitzend; Minerva steht hinter und sein Sohn vor ihm, den er mit der Hand ermahnet. Die Inschrift ist: Disce puer virtutem ex me, verumque laborem, fortunam ex aliis.
2. *Cato minor v. Vticensis*, zwischen Büchern und Instrumenten sitzend. Inschrift: Erectus & acer, nil breve moliri.
3. Hinter dem jungen Achilles steht sein Lehrmeister Phönix, und zeigt ihm mit dem Finger den Weg nach dem Tempel der Tugend auf einem hohen Berge. Inschrift: Sic quondam magno Phoenix reverendus Achilli.
4. Der wegen seiner preiswürdigen Regierung in Asien berühmte *L. Scaevola*, mit einem gestreiften langen Mantel angethan; hinter ihm Lictoren, und vor ihm die Provinz, welche ihm einen Eichen-Kranz überreicht. Auf dem Mantel der Provinz sind unten

ten die Wapen von Oldenburg und Delmenhorst. Inschrift: Nec fama fefellit, iuſtitiae, videre pium, videre fidelem.

5. *Cato minor*, als der beſte Rentmeiſter; vor ihm ſtehen Geld-Kaſten und zuſammengerollte Pergamente, Rechnungen. Inſchrift: Jam creditur uni ſanctarum digeſtio opum.

6. Die Sella curulis mit dem Oliven-Kranze, wodurch das höchſte Amt, zu dem ein römiſcher Bürger aufſteigen konnte, bezeichnet wird. Inſchrift: Aulaeque labores — emenſus tenuit ſumma faſtigia ſedis.

7. *Q. Petilius*, römiſcher Prätor; er läßt die aus der Erde gegrabenen Bücher des Königs Numa, von den Prieſter-Gerechtſamen, auf zwey Altären verbrennen, um den damahls eingeriſſenen Religions-Verwirrungen vorzukommen. Inſchrift: Potioraque Delphis ſupplicibus late populis oracula pandit.

8. Die vier Söhne des *Metellus* nehmen ihres Vaters Leichnam auf eine Bahre, und ſetzen ihn der Columnae roſtratae gegen über, unterdeſſen daß ſeine Leichen-Rede gehalten, und ehe er auf den Scheiterhaufen geſetzt wird. Inſchrift: Summus beatae vitae cumulus.

Weil, wie gemeldet iſt, dieſe Vorſtellungen auf das Leben des Grafen ſich beziehen, ſo hat der Mahler in den Geſchichten der Haupt-Perſonen das Geſicht des Grafen gemahlt, und zwar nach den verſchiedenen Altern, alſo auch in dem geſtorbenen *Metello*; wie denn auch die vier jungen *Metelli* die vier Kinder des verſtorbenen Grafen vorſtellen.

Der Haupt-Platz der herrſchaftlichen Wohn-Gebäude iſt von den Plätzen der Stall-Gebäude durch 40 ſteinerne Pfeiler, die mit Kugeln und Bildſäulen geziert, und mit eiſernen Staketen verbunden ſind, ſehr artig getrennet. Vor dem Portal ſtehen 6 Pfeiler von norwegiſchem Marmor; auf denſelben ſind runde Glas-Laternen, und ſie ſind auch durch ein ſchönes eiſernes Gitterwerk mit einander verbunden. Nach Anleitung der Edda ſind etliche Züge des ältern nordiſchen Aberglaubens in Bildern von Metall oben auf den Laternen vorgeſtellt, worin das Feuer die Rolle ſpielt. 1) Das heilige Feuer auf einem nordiſchen Altar. 2) Odin auf einem Scheiterhaufen lie-

gend. 3) Der Leichnam eines nordischen Helden in vollem Harnisch mitten im Feuer liegend. 4) Ein norwegisches Haus in voller Flamme, mit einem darin verbrannten Manns-Haupte und einer Hand aus dem Dache hervorragend. 5) Bifrost oder die gebogene Feuer-Brücke mit drey Regenbogen-Farben. 6) Ein altes gothisches Gebäude mit vergoldetem Dache, auf einer geborstenen und brennenden Erdkugel, dadurch Gimla und Ragnamörk vorgestellt wird. Die goldenen Inschriften darunter geben jedem Bilde in vier dänischen Reimen eine etwas gezwungene Anwendung auf das Christenthum. Der Sinn der zweyten geht in etwas an: „Wenn Odin „der All-Vater in Valhal will regieren, muß sein Körper „ganz im Feuer aufgehen; so muß das reine Andachtsfeuer „die Lüste verzehren, wenn man das ruhige Ziel der Freude „erreichen will."

Hr. Justiz-Rath Hammer schreibt, daß er die 6 Laternen-Bilder und die 8 Bilder des vorgemeldeten Plafonds gezeichnet habe.

Durch zwey große Thüren geht man zu beyden Seiten in den Garten hinunter, wie auch in die Alleen nach Ost und West.

Der Garten ist von Ost nach West 700 Ellen lang, und von Norden nach Süden 550 Ellen breit, und gränzet in Ost und West an den Thier-Garten. Er wird durch ein Thal so gebildet, daß dessen eine Berg-Seite in 9 Absätzen zum Haupt-Gebäude hinauf geht, und so gleichfalls in 8 Absätzen, die andere südliche Seite. In der Ebene darzwischen fließt der Leire-Bach; dieser Bach ist von E durch den Garten und weiter nach F, bis in den Kornerup-Bach, (der auch mehr gerade, als er von Natur war, geleitet worden,) in einen ordentlichen Canal verwandelt, der auf beyden Seiten mit Hecken bordirt ist, und worauf Spazierfahrten zu Wasser angestellet werden. In dem Garten ist dabey ein Wasserwerk, wo das Wasser durch ein Druckwerk von metallenen Stiefeln und bleyernen Röhren, unter der Erde, 60 Ellen hoch, bis in ein Behältniß hinauf gebracht, und von da weiter nach den zwey Springbrunnen, den zwey Orangerien, der Küche, dem Stalle und der Holländerey hingeleitet wird. Es befinden sich unter neun andern zwey Springbrunnen im Garten, die 8 bis 10 Ellen hoch springen; desgleichen

eine

eine Menagerie und ein Wasch-Haus, in welchem auch ein Springbrunnen und dahinter eine Cascade ist, aus welcher das Wasser, in 10 Absätzen, 40 Ellen von einem mit Tannen bepflanzten Berge herunter fällt. An dem östlichen Ende ist ein Ballon-Platz, wie ein ovaler 40 Ell. langer und 30 Ellen breiter Hügel aufgeworfen.

Der Thier-Garten, welcher den Garten zum Theil umgiebt, hält 7000 Ellen im Umfang, und ist mit Wachholder-Stangen verzäunet. Dessen Baum- und Hecken-Alleen haben den Nahmen von den europäischen Reichen, und an beyden Seiten jeder Allee sind Fels-Steine aufgestellt, auf welchen die Nahmen der Regenten und ihre Regierungs-Jahre angebracht, wie auch ihre Thaten dabey (vielleicht in besonders gemahlten Tafeln) kurz angegeben, bis vollkommene Stand-Bilder von jedem, nach der Hand, an die Stellen der Fels-Steine kommen werden; denn so wurden 1759 die Stand-Bilder (Statuen) des Odin Alfadur (Allvater) und *Canuti Magni* in völliger Lebens-Größe aufgestellt. Man hat es auch so gepasset, daß gewisse Spaziergänge von diesen Alleen nach einigen theils runden, theils eckigen Sammelplätzen hingehen, wo die Stammväter der Abkömmlinge, davon man ausgegangen, sich befinden. Also hat der Hr. Graf einen Park der Thiere zu einer Art von akademisch-peripatetischen Park zugleich angeordnet, wo die Historie und Genealogie anschauend und sinnlich vorgestellt ist. Meine Betrachtungen über solche Einfälle gehen allzuviel in das Weite hinaus, um hier etwas davon zu melden, und sind ein Theil eines lange vorhabenden Werkes, das ich unter dem Titel: Musei universalis parabilis bekannt zu machen wünschte.

Die Alleen in dem herum liegenden Walde und Feldern, sind mit wilden Kastanien-, Linden- und Aeschen-Bäumen angepflanzt. Die westliche Allee nimmt von einem schönen steinernen Thore, mit Flügeln von eisernem Gitterwerk, ihren Anfang, geht in gerader Linie über die neue Brücke (13), die Maglebroe, d. i. die große Brücke (17), und weiter in einer Strecke von 12000 Ellen oder 1 Meile, bis $\frac{1}{4}$ Meile nahe vor Roeskild. Bey der Maglebroe, die, wie die andern, gewölbt ist, steht ein Wirthshaus, Maglegroe-kroe genannt, ein Hospital zu 38 Menschen, und eine Manufactur, in welcher Tuch und

andere

andere wollene Waren verfertigt werden; welche Gebäude alle von Grundmauer ſind, und einen vierſeitigen Platz mit offenen Ecken umgeben. An der Südſeite dieſer Allee iſt weiter hin, eine Strecke von 9 Bauerhöfen, 1760 angelegt, alle von einerley Einrichtung, und zwar bey der Gelegenheit, da das nahe gelegene Dorf Glim abgebrannt, und man etliche von der ſchädlichen Gemeinſchaft der Felder ausziehen wollte, die nun ihre Grundſtücke um und bey ſich haben; ein Vortheil der Land-Haushaltung, wozu unſere Regierung auf alle Weiſe aufmuntert; dieſe verſetzten Höfe heißen Helwig magle."

Ledum paluſtre Linn.; ſiehe Porſch.

Lee, heißt, bey den Schiffern, ſich auf dem Waſſer unter dem Winde, oder gegen den Wind, befinden. Daher die Lee Seite, Holl. Lee, Leezyde; Dän. Læ, Læſide; Schwed. J lä; Engl. The lee-ſide; Fr. Coté ſous le vent; Ital. Banda di ſottovento; Span. und Port. Coſtado de ſotavento, die Seite oder Hälfte des Schiffes, welche unter dem Winde liegt, oder dem Winde nicht ausgeſetzt iſt, wenn man einen Seiten-Wind hat. Die an dieſer Seite befindlichen Braſſen, Bulienen ꝛc. werden die Lee-Braſſen, Lee-Bulienen ꝛc. genannt. Lee ſteht im Gegenſatze von Luv; z. B. ein Schiff ſegelt Süd mit einem Oſt-Winde, ſo iſt die Steuerbord- oder rechte Seite, die Lee-Seite, und die linke oder Backbord-Seite die Luv-Seite. Alles, was man auf der See, an dieſer Lee-Seite, oder in der Gegend nach welcher der Wind hinweht, ſieht, liegt in Lee oder leewärts. So ſagt man, z. B. wir entdeckten eine Flotte in Lee, oder ſahen ſie leewärts, welches einerley Ausdrücke ſind. Man befindet ſich überhaupt in Lee von einem Gegenſtande, wenn der zwiſchen demſelben und dem Winde gepeilte Winkel weniger als 8 Strich beträgt.

Siehe auch das Folgende.

Lee-Bord, in der Seefahrt, das linke Bord des Schiffes, die Schiffs-Seite unter dem Winde, welche

auch

auch das Bak-Bord genannt wird; zum Unterschiede von dem Steuer- oder Stry-Borde; s. Th. VI, S. 222.

Im Engl. Larboard, von dem veralteten lee, bey den schwäbischen Dichtern lere, lare, link, welches mit dem Lat. laevus überein kommt. Andere leiten es von dem noch im Nieders. üblichen lee (zweysylbig) vor dem Winde und Wellen sicher, Schwed. lä, und das Lee, ein vor dem Winde und Wellen sicherer Ort, Angels. Hleow, Hleowth, her. Im Engl. ist, wie in dem Bremisch-Nieders. Wörterbuche bemerkt wird, Lea, Lega, ein umzäuntes Land, ein Ort, Franz. Lieu. Siehe auch Lege, niedrig, und Legen.

Lee-Brassen, Lee-Bulienen; siehe oben, auf der vorhergeh. Seite.

Lee-Küste, siehe Leger-Wall.

Lee-Segel, Seiten-Segel, kleine Segel, welche an jedem Ende der großen und der Fock-Raa an runden Stangen befestigt, und gleichsam Flügel des großen und des Fock-Segels sind. Man spannt sie bey stillem Wetter auf, um desto mehr Wind zu fangen. Die Stange, woran diese Segel befestigt sind, wird der Leesegel-Baum genannt. Siehe Segel.

Lee-Seite, siehe Lee, auf der vorhergeh. Seite.

Lee-wärts, Holl. In de ly, lywaarts; Dän. J Læ, Lævart; Schwed. J lä, lävart; Engl. to leeward; Fr. Sous le vent; Ital. Sotto vento; Span. und Port. Sotavento, heißt überhaupt alles, was man in Lee sieht oder was in Lee liegt. Die Leewärts-Inseln heißen aber im eigentlichen Verstande diejenigen der Antillen, welche am weitesten nach Westen liegen, so wie man unter Luvwärts-Inseln die östlichen Antillen versteht.

Daher Leewärts-Zeit, Holl. Lywaarts tyd; Dän. Naar vind og strom er med een; Schwed. När vind och flod är med en; Engl. Leewardtide; Fr. Marée qui porte du même coté que le vent; Ital.

Marea

Marea che a la medesima direzzione del vento; Span. Maréa que tiene una misma direccion con el viento; Port. Maréa que tem a mesma direcca̅o do vento; wenn Wind und Strohm einerley Richtung haben.

Leea, Leeische Pflanze, Leea, eine dem Engländer *James Lee* (welcher eine Einleitung in die Botanik geschrieben hat, und dabey des Linné Grundsätzen gefolgt ist,) zum Andenken sogenannte Pflanzen-Gattung. Männ- und weibliche Blumen wachsen auf Einer Pflanze. Die männlichen bestehen aus dem glockenförmigen, fünffach getheilten Kelche; dem in 5 gleiche, sackförmige Einschnitte getheilten Blumen-Blatte; einem walzenförmigen, in 5 zweyspaltige Lappen zerschnittenen und unterwärts mit dem Blumen-Blatte verwachsenen Honig-Behältnisse, 5 Staub-Fäden, und einem Griffel ohne Fruchtkeim. Bey den weiblichen sind der Kelch und das Blumen-Blatt von gleicher Beschaffenheit; das Honigbehältniß aber ist doppelt, und das innere kleiner als das äussere. Der Fruchtkeim trägt einen einfachen Griffel mit einem zerrissenen Staubwege. Die Frucht ist kugelförmig, und enthält in 6 Fächern 6 Samen. Linné führt folgende zwey Arten an:

1. Ostindische Leeische Pflanze, mit rundlichem und etwas harigem Stängel, Leea aequata, caule tereti pubescente. Sie ist in Ost-Indien zu Hause. Ihre Wurzel bleibt über den Winter. Die Blätter stehen wechselweise, sind gefiedert, und bestehen aus 5 gestielten, lanzenförmigen, scharf zugespitzten, sägen-artig gezahnten Blättlein, welche auch noch als zart auf der untern Fläche etwas haarig sind. Die Blumen bilden flache dreytheilige Sträuße.

2. Krause Leeische Pflanze, mit eckigem und gesäumtem Stängel, Leea crispa, caule angulato fimbriato. Das Vorgebirge der guten Hoffnung ist ihr Vaterland. Ihre Wurzel ist knollig, und bleibt über

über den Winter. Der Stängel ist etwas holzig und gegliedert, vergeht alle Herbst, wächst ungefähr 3 Sch. hoch, und hat Ecke, welche mit gekräuseten Häuren eingefaßt sind. Die Blätter stehen wechselweise, sind an ihrer Spindel gerandet und gefiedert, und bestehen aus 3 bis 5 gestielten, ovalen, gestrichelten, glatten, und spitzig-sägenartig gezahnten Blättlein, welche Rippen in die Quere, und zwischen denselben parallele Quer-Streifen haben; ihre Blatt-Ansätze stehen einzeln unter dem Blatte und sind halbmondförmig, und an ihrer Rückenschärfe mit steifen Borsten besetzt. Die kleinen weißen Blumen stehen an flachen Sträußen.

Leech, im Hüttenbaue; siehe Leg.

Leede, siehe Lehde.

Leeden, Lehden, ein Kirchspiel in der Grafschaft Tecklenburg, im westphällschen Kreise, von 2 Bauerschaften, darin ein adeliches frey-weltliches Stift ist, welches aus einer Aebtissinn und 9 Conventualinnen besteht. Die Aebtissinn wohnt in der Abtey, und jede der 4 ältesten Conventualinnen hat ein Haus, und etwa 200 Thaler Einkünfte, die Aebtissinn aber eine doppelte Präbende; die Präbenden der jüngsten mögen kaum 100 Thaler betragen. Es können Fräulein von allen drey Kirchen dazu gelangen, doch nur 1 katholische. In diesem Kirchspiele ist das landesfürstliche Vorwerk Habichtswald.

Leeder, ein Pfleg-Amt im Hochstifte Augsburg, im schwäbischen Kreise, nicht weit vom Lech. Hier ist auch ein Marktflecken gleichen Nahmens.

Leeds, (wird wie Lihds ausgesprochen,) eine berühmte und wichtige Manufactur-Stadt in York-Shire, in England, welche auf der Nord-Seite des Flusses Aire liegt, und dem hier in die Aire fallenden großen Leeds-Canal, von welchem ich hernach reden werde, den Nahmen giebt. Diese große, reiche und volk-

reiche

reiche (*) Stadt, hat mit den Vorstädten einen weiten Umfang; zwischen ihr und den leztern dient eine starke steinerne Brücke über den Fluß zur Verbindung; diese ist so breit, daß ehemahls der Tuch-Markt darauf gehalten wurde; als dieser aber zu ansehnlich ward, verlegte man ihn in die sogenannte hohe Gasse, bis 1758 ein großes Gebäude (the Cloth-hall) dazu aufgeführt wurde, um ihn nicht länger im Freyen zu halten. Man kann ohne Bedenken sagen, daß dies der wichtigste Tuch-Markt, und überhaupt von wollenen Waren, nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt, ist. Diese kommen theils von entfernten Orten hierher, vornehmlich aber ist Leeds mit der umliegenden Gegend der Haupt-Sitz von den Zeug- und Tuch-Manufacturen. In den benachbarten Markt-Flecken und Dörfern werden sie fabricirt oder gewebt, und zum Färben und Zubereiten nach Leeds geführt; viele werden aber auch gleich fertig zum Verkauf herein gebracht. Sonst ging der Tuch-Markt in der hohen Gasse im Sommer um 6, und im Winter um 7 Uhr an. Die Markt-Glocke gab den Tuch-Fabrikanten in den Gast-Höfen das Zeichen, ihr Tuch herbey zu bringen; und dies geschahe mit solcher Ordnung, daß ein Fremder sich verwundern mußte, in etlichen Minuten alle Standplätze mit Tuch bedeckt zu sehen. Sobald das Läuten aufhörte, erschienen die Tuch-Händler, oder ihre Schreiber und Laden-Diener, und machten ihren Einkauf. Dies geschahe mit wenigen Worten; der Verkäufer sagte den Preis, der Käufer that ein Geboth, und gemeiniglich war der Handel gleich geschlossen; auf solche Art wurden wöchentlich oft in Einer Stunde für 10, 20 bis 30,000 Pf. Sterl. Waren verkauft. Um halb 9 Uhr wurde die Glocke

(*) Im Tour through Great Brit. Th. 3, S. 265, wird die Anzahl der Einwohner auf 16,380 angegeben.

Glocke wieder geläutet, und sogleich verschwanden die Käufer, Verkäufer und Tücher wieder, so, daß um 9 der Markt für die Leinwand-Händler, Schuster, Eisen- und Stahl-Händler, leer war.

Seit 30 Jahren hat dieser Tuch-Markt in so weit aufgehört, daß er jezt in einem besondern Gebäude gehalten wird, wo die Tuch-Macher ihre Tücher täglich verkaufen. Dies große schöne Gebäude haben die Tuch-Fabrikanten selbst auf ihre Kosten, ohne Beyhülfe der Tuch-Händler, die anfangs sehr dawider waren, aufgeführt. Es besteht aus einem Mittel-Gebäude mit 2 Flügeln. Allenthalben sind eine Menge Fenster, und von solcher Höhe und Größe, daß man die Tücher dadurch so gut besehen kann, als unter freyem Himmel. Ein Fremder muß nicht versäumen, diesen merkwürdigen Tuch-Markt mit anzusehen, welcher jezt auch zu bequemern Stunden, nähmlich im Sommer um 9, und im Winter um 10 Uhr gehalten wird. Man zählt in der Tuch-Halle 5 sogenannte Gassen oder Gänge, die alle mit Tüchern angefüllt sind, deren Werth eine große Summe beträgt. Damit nichts gestohlen werde, lassen die Aufseher keinen Träger heraus, wenn er nicht ein Zeichen von dem Tuch-Macher, welcher das Tuch verkauft hat, aufweiset. Seit 1774 hat man auch eine neue Halle zum Verkauf der weißen oder ungefärbten Tücher gebauet, welche aber nicht so groß, als jene, ist. Oben in diesem Gebäude ist ein zierlicher Assemblee-Sahl mit Spiel-Zimmern angelegt.

Ausser dem Tuche macht man in der umliegenden Gegend von Leeds auch sehr viele Zeuge von mancherley Art, deren Schönheit nicht nur auf die Güte der Wolle und des Garnes, sondern auch auf das Preß-Papier oder die Späne (*), deren Zubereitung ein Ge-

(*) Sie kommen heimlich über Ireland nach Deutschland und

Geheimniß ist (*), ingleichem auf die künstlichen Glanz- oder Glätt-Maschinen (Kalander, s. Th. XXXII, S. 374), welche den Zeugen einen besondern Glanz geben, ankommt. Die sogenannten Tamis von Leeds und Coventry glänzen, daß man sie auf 3 Schritt für Seidenzeug hält; sie sind wohlfeil und dauerhaft, und werden vom Frauenzimmer häufig getragen.

Die hier gemachten Tücher gelten zwischen 1 Schill. 8 Pence bis 12 Schill.; die meisten aber sind Mittel-Tücher zu 4 bis 5 Schill. Wer fleißig und gut arbeitet, kann, das Jahr durch, wöchentlich 10 Schill. 6 Pfenn. verdienen, wenn es viele Arbeit giebt. Knaben von 13 bis 14 Jahren gewinnen die Woche 4 Schill., und einige Weiber durch Weben so viel als die Männer. Die Weber von den Kameloten, Chalongs, Calamank ꝛc. verdienen 5 bis 12 Schill., oder im Durchschnitt wöchentlich 7 Schill.; wenn aber schlechtes Wetter einfällt, so dankt man sie ab, daher die Männer, das ganze Jahr durch, im Durchschnitt es nicht höher, als etwa auf $6\frac{1}{2}$ Schill. bringen. Es fehlt ihnen nie an Arbeit. Die Weiber, welche Zeuge weben, erwerben wöchentlich 3 bis 4 Schill.; die Woll-Kämmer, 6 bis 12.; die Woll-Spinnerinnen, welche unaufhörlich zu thun haben, 2 bis 3 Schill.; Mädchen von 14 Jahren, 1 Schill. 8 Pf.; ein Knabe von 8 oder 9 Jahren, täglich $2\frac{1}{2}$ Pfenn. und von 6 Jahren, 1 Pfennig.

Die

Frankreich, wo man jedoch alle Zeuge, deren Güte von der Schönheit der Presse abhängt, als: Tamis, Calamank, Chalong ꝛc. weder so schön, noch so wohlfeil machen kann.

(*) Unlängst ist Hr. Jo. Jac. Kanter, in Trautenau bey Königsberg in Preußen, Besitzer einer ansehnlichen Papier-Manufactur daselbst, in das Geheimniß des Preß-Papieres (der Preß-Späne), nach siebenjährigen angestellten Versuchen und darauf verwendeten großen Kosten, eingedrungen, und verfertigt dieselben so gut, als die englischen, wovon ich an seinem Orte Nachricht ertheilen werde.

Die Lebhaftigkeit des Gewerbes in und um Leeds macht, daß man weder Land-Streicher und Bettler, noch Müßiggänger, erblickt. Weil junge Kinder schon ihren Lebens-Unterhalt verdienen können, so ist dies ein kräftiger Antrieb für den gemeinen Mann zum Heurathen. Die ganze Gegend ist daher sehr volkreich und stark bewohnt. Die Arbeitsamkeit hat die große weitläuftige Landschaft York mit Einwohnern und Reichthümern angefüllt. Diese Landschaft verarbeitet jezt so viel Wolle und Garn, als der ganze übrige Theil von England. Von großen Manufactur-Gebäuden sieht man nichts; fast alles wird von einzelnen Manufacturiers verfertigt, welche größten Theils von Kaufleuten, Zeug-Händlern und einigen reichen Tuch-Machern mit Arbeit und Garn verleget werden.

Zur Bequemlichkeit dieses wichtigen Handels wurden die Aire und Calder, auf Kosten einiger Privat-Kaufleute, ohne Beyhülfe des hohen und niedern Adels, schiffbar gemacht, und dadurch eine Verbindung von Leeds und Wackefield nach York und Hull eröffnet, so, daß alle Wollen-Manufacturen zu Wasser nach Hull geschaffet, und von da mit Schiffen nach Holland, Hamburg, Bremen, und alle an die Ost-See liegende Oerter geführt werden können. Im J. 1757 wurde die Calder noch über Wakefield hinauf bis Halifax und Sowerby-Brücke schiffbar gemacht. Vermöge einiger Parlaments-Acten sind auch die Heer-Straßen in allen diesen Gegenden bis Halifax und Doncaster, zum leichtern Fortkommen der Fracht-Wägen, in bessern Stand gesetzt worden. Von Hull können nun alle Bedürfnisse dieser Gegenden an Zucker, Branntwein, Bley, Wolle, Tobak, Gewürz- und Material-Waren ꝛc. zurück genommen werden, wodurch sie viel wohlfeiler sind.

Hier ist auch der Ort, von der wichtigen Unternehmung eines schiffbaren Canales zwischen Liverpool und Leeds zu reden, welcher in der Landschaft York durch den auf der Abend-Seite derselben liegenden West-Riding geht, und von der Stadt Leeds den Nahmen Leeds-Canal führt. Es ist in Ansehung der herkulischen Arbeit und der Schleusen, der wichtigste von allen Canälen, welche seit einem halben Jahrh. in England ausgeführt worden sind. Er ist 108¼ M. lang, 42 Fuß breit, und 5 tief; er durchschneidet das ganze Königreich von Westen nach Osten, und eröffnet vermittelst der unterhalb Leeds schiffbaren Aire eine Gemeinschaft zwischen Hull und Liverpool, oder der irelandischen und Nord-See. Die Kosten, welche sich auf 260,000 Pf. Sterl. belaufen, sind durch 2600 Actien, jede zu 100 Pf. Sterl., aufgebracht worden, wofür die Eigenthümer derselben ein gewisses Tonnen-Geld von allen Schiffen, wie beym Coventry-Canal und andern, erhalten. Das Bassin bey Colne in Lancashire, nahe an der Gränze von West-Riding, welches zum Vertheilungs-Punct des Wassers dient, liegt 469 Fuß höher, als das Bassin bey Liverpool, und also, da dieses noch 56 Fuß über die Mersey erhaben ist, 525 Fuß höher als dieser Fluß. Auf der andern Seite beträgt der Fall bis in die Aire bey Leeds 446 Fuß. Dieses Unternehmen ist eben so wichtig, als Ludwig's XIV. Canal in Languedoc, von dem damahls ein so großes Geschrey in der Welt gemacht wurde, und von welchem ich im LXIV Th. S. 652, fgg. Nachricht ertheilt habe. Dieser Leeds-Canal läuft von Liverpool 32 Meilen bis Shaw-Green fort, nachdem er auf diesem Wege über einige kleine Flüsse passiret ist, und den von Wigan kommenden 8 Meilen langen Canal-Arm aufgenommen hat. Hier ist die erste Schleuse, und von da bis Obbaldiston sind noch 6 andere doppelte Schleusen. Bey

Mor-

Morton geht er, vermittelst einer ansehnlichen Wasser-Leitung, über den Calder-Fluß, und steigt durch 16 andere Schleusen bis zu dem obgedachten Haupt-Bassin hinauf, welches anderthalb Meilen lang ist, und seinen Zufluß aus den Quellen der benachbarten gebirgigen Gegend hat. Nicht weit von diesem Bassin tritt er in den West-Riding von Yorkshire ein, und fängt wieder an zu fallen, passiret bey Gargrave die Aire, in welcher Gegend 10 Schleusen sind. Alsdann läuft er über Shipton und Silsden immer längst der Aire nach Bingley hinunter, wo eine fünffache und gleich darauf eine dreyfache Schleuse ist, und passirt noch einmahl die Aire, da er dann beständig am rechten Ufer derselben bleibt. Bey Shipley nimmt er den von Bradford herunter kommenden Canal-Arm von 3 Meilen auf, passirt verschiedene Gründe, und geht an steilen Höhen heraus, bis er nahe bey Leeds in die Aire einmündet. Die Schiffe, welche diesen Canal befahren, tragen 50 bis 60 Tonnen, und werden durch zwey Pferde fortgezogen, die auf einem 12 Fuß breiten, und 2 Fuß über dem Wasser erhabenen Zieh-Pfade hergehen.

Wenn man dieses erstaunende Unternehmen betrachter, und sieht, daß der Canal 40 bis 50 Fuß höher, als der am Fuße desselben vorbeyrauschende Fluß, fortgeführt ist, daß 90 Schleusen, 4 große und viele kleine Wasser-Leitungen über Flüsse, Bäche und Gründe erbauet, und 135 größtentheils gewölbte Brücken angelegt sind, so scheint es fast unmöglich, daß dies mit 260,000 Pf. Sterl. zu bewerkstelligen gewesen ist. Was es aber möglich macht, ist, daß die ganze Gegend Quader-Steine besitzt, und daß der größte Theil der zu den Werken erforderlichen Steine im Canal selbst gebrochen worden sind. Die fünffache Schleuse zu Bingley verdient von Bradford aus besehen zu werden. Man erstaunt, wenn man die

Schiffe zwischen den Bergen hervorkommen, und sich durch die Schleusen in ¾ Stunden 60 Fuß hinabsenken, und auch wieder hinaufsteigen sieht. Das überflüssige Wasser läuft auf der Seite herunter, und fällt unten wieder in den Canal.

Dieser Canal hat zur Fortschaffung des Kalkes, des Schiefers und der Quader-Steine, die sonst gar nicht weit, wegen der Kosten, gebracht werden konnten, des Holzes in den Wäldern, der Stein-Kohlen ꝛc. einen unendlichen Vortheil. Der Transport der vielen Tücher und anderer fabricirten Waren wird erleichtert, welches diese wohlfeiler macht. Auf der Achse kostete die Tonne auf jede Meile 1 Schill. Fracht; jezt 1 bis 2 Pence. Lancashire, welches meistens Vieh-Weiden hat, und das Brod-Korn mit schweren Kosten anfahren lassen mußte, bekommt es jezt wohlfeiler auf dem Canal. Anderer Vortheile nicht zu gedenken.

So weit gehen des Hogrewe Nachrichten von diesem Canal. Er meldet, man habe den Canal von beyden Seiten zugleich angefangen; 1777 sey das Stück von Liverpool bis an den Fluß Douglas, und der Arm von Wigan bis in den Haupt-Canal auf der einen Seite, und das Stück von Leeds in Yorkshire bis einige Meilen oberhalb Shipton, in der Gegend von Ashton Hall, d. i. überhaupt 71 von der ganzen Länge von 108 Meilen, fertig gewesen, und seinem Ueberschlage nach hätte das ganze Werk 1781 zu Stande kommen sollen. Allein in der Reise in die Höhlen von Ingleborough, welche zu London 1780, u. d. T. A Tour to the Caves in the Environs of Ingleborough &c. gedruckt ist, schreibt der Ungenannte, es sey nur so viel fertig, als Hogrewe angiebt, die Unternehmer wären uneinig geworden, und die Kosten hätten den Ueberschlag weit überstiegen, darüber wäre die Fortsetzung eines so nützlichen Unternehmens ins Stecken gerathen.

Seit Schiffbarmachung gedachter Flüsse, und Grabung dieses Canales, ist noch ein anderer Handels-

Zweig

Zweig ungemein wichtig geworden, nähmlich der Steinkohlen-Handel von Wakefield und Leeds, wovon man an diesen beyden Orten unerschöpfliche Schätze in der Erde antrifft. Man führt sie bis in die Ouse, und alsdann entweder aufwärts bis York, oder abwärts nach Hull und andern Oertern. Längst diesen Flüssen liegt eine Menge Städte und Oerter, welche jezt insgesammt mit diesen nothwendigen Bedürfnissen versehen werden können. Dieser Vortheil ist um so wichtiger, weil auf dem Chaldron von Kohlen aus New-Castle, als solche, die zur See ausgeschiffet werden, eine Abgabe von 4 Schill. liegt, dahingegen die auf den Flüssen geführten Kohlen nichts geben. Diese und noch viel mehrere Vortheile genießen die Einwohner von York jezt, ob sie sich gleich anfangs der Schiffbarmachung gedachter Flüsse aus allen Kräften widersezten.

Leeds ist eine alte Stadt; sie hat aber jezt breite Straßen, die meistens nach dem neuern Geschmacke mit steinernen Häusern bebauet sind. In alten Zeiten hatte sie ein festes Castell; von dem aber nichts mehr zu sehen ist. Das Rathhaus ist ein ansehnliches Gebäude, welches auf Pfeilern ruhet. Die marmorne Statüe der Königinn Anna steht in einer Nische. Die Stadt hat 3 Kirchen, und verschiedene Versammlungs-Häuser von Dissentienten. Die Pfarr-Kirche des heil. Petrus ist eine Kreuz-Kirche, an deren Decke Parmentier die Himmelfahrt Christi auf nassem Kalk zum Geschenk wegen der in Leeds genossenen Wohlthaten gemahlt hat. Die Johannis-Kirche hat ein gewisser Harrison 1634 auf seine Kosten gebauet. Er bauete auch die dabey liegenden Armen-Häuser, eine Frey-Schule, und die ganze sogenannte neue Straße, wovon er die Einkünfte an die Armen-Häuser vermachte. Die Dreyeinigkeits-Kirche ist erst im jezigen (18ten) Jahrh. ganz artig

aufgeführt. Im J. 1768 wurde der Grund zu einem öffentlichen Kranken-Hause (Infirmary) gelegt, welche heilsame Anstalt seit der Zeit schon großen Nutzen geschafft hat. Ueberdies giebt es hier noch verschiedene Armen-Häuser, sowohl für Erwachsene als für Kinder, und 2 Armen-Schulen. In dem Hause für arme Kinder werden diese unterwiesen, die Wolle zu mischen, und andere leichte Arbeiten bey den Wollen-Manufacturen zu verrichten. Die Familie Osborne führt von Leeds den herzoglichen Titel.

Im J. 1732, wurden hier mineralische Wasser entdeckt, die sehr heilsam befunden worden sind.

Ducatus Leodiensis, or Topography of Leeds and the parts adjacent, by *Thoresby*. Lond. 1715, f.

Leeg, niedrig; siehe Lege.

Leege, Fr. Leye, ist eigentlich ein holländisches, aber auch von den Franzosen angenommenes Seehandlungs-Wort, welches so viel heißt als leer. Es wird von Schiffen gesagt, wenn sie eine unglückliche Reise gethan haben, und ohne Waren, leer oder ledig, zurück kommen. In Frankreich braucht man dieses Wort nur in der Normandie und in Bretagne.

Leene, ein wildes Schwein weiblichen Geschlechtes; siehe Lehne 2.

Leensinger Bad, im Canton Bern. Das schon seit verschiedenen Jahren errichtete, und mit vielem Nutzen besuchte Leensinger Bad, liegt am Thuner-See $\frac{1}{4}$ Stunde unter Leensingen, 3 Stunden von Thun, gerade über dem Beattenberg, mitten in der Krümmung des Sees, und stellt dem Auge eine der angenehmsten und ausgedehntesten Aussichten dar. Die Süd-Seite ist ein steiler Berg, der seinen Fuß bis an die Bade-Quelle erstreckt, aus welcher dieselben entspringen. Die Fels-Art ist Kalk und Gyps. Das Bad hat drey Quellen. Die erste ist das bisher gebräuchliche Bade-Wasser, welches zu dem Endzwecke in einem

nem großen Kasten eingefaßt ist. Es soll sich zu keinen Zeiten weder vermindern, noch vermehren, welches, wie auch von den beyden übrigen Quellen, sehr leicht zu begreifen ist; weil nähmlich der Felsen sehr steil ist, so können die Regen-Wasser und Berg-Flüsse sich nicht so leicht hinein ziehen. Die zweyte Quelle, das sogenannte Schwefel-Wasser, ist ungefähr 150 Schritt von dem Bade entfernt, und in einem Kasten eingefaßt. Auch hier ist die Quantität des Wassers immer gleich, obschon kein Ein- noch Ausfluß wahrgenommen wird. Die dritte Quelle liegt in der Ecke des Hauses, und ist in einem Kasten eingefaßt. Sie ist aber bisher nicht genutzet worden. Sie ist zweylöthig.

Eine chemische Zerlegung der mineralischen Quelle zu Leenfingen (*), haben wir Hrn. C. Fr. Morell, Apotheker in Bern, zu verdanken. Der Kürze und mehrerer Deutlichkeit wegen, hat Derselbe die Untersuchungs-Mittel in eine, und die drey Quell-Wasser, in 3 andere Columnen gebracht, wie aus Nachstehendem zu ersehen ist.

Vorläufige Untersuchung.

	No. 1. Bade-Wasser.	No. 2. Schwefel-Wasser.	No. 3. Quelle in der Ecke des Hauses.
Wärme.	War 10 Grad die äussere Temperatur zu 180° von Reaumür.	10½ Grad die äussere Temperat. zu 180° soll auch iñer gleich warm seyn.	8 Grad die äussere Temperatur zu 17½ von Reaumür.

(*) In Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens, 1 B. (Zürich, 1787, gr. 8.) S. 245, flg.

	No. 1. Bade-Wasser.	No. 2. Schwefel-Wasser.	No. 3. Quelle in der Ecke des Hauses.
Schwere.	Der Aräometer zeigte 7 Grad, bey 10 Grad Temper. frisch von der Quelle geschöpft.	10½ Grad Temperatur zeigten 10 Gr. am Aräometer.	5½ Grad bey 8 Grad Temperatur.
Geschmack	ist mineralisch mit Schwefel-Leber.	stark v. Schwefel-Leber, wenig mineral.	gar nicht schwefelig, mehr mineralisch.
Geruch.	ist schwach nach Schwefel-Leb.	stark n. Schwefel-Leber.	kein Geruch.
Klarheit.	ist etwas trübe.	trübe, milchicht.	ganz klar.
Bodensatz der Quelle.	ist weiß, sehr geringe u. zart, und ließ sich nicht sammeln	weiß, sehr zart, und ließ sich nicht sammeln	schwärzlicher, der aber nur kleiner Kies u. Sand war.
Nach 24 Stunden.	etwas klärer, ein unmerklicher weißer Bodensatz.	klarer, wenig Bodensatz, wie No. 1.	kein Bodensatz.
Schluß.	eine schwächere Quelle wie No. 2, von der Art kalter Schwefel-Quellen, die mit hepatisch. Luft gesättigt sind; die etwas mehr erdige Theile, als No. 2, enthält.	eine starke Schwefel-Quelle, mit sehr viel hepatischer Luft geschwängert, die den Schwefel nach u. nach fallen läßt, wenig erdige Theile enthaltend.	ein mit wenig flüchtigen Bestand-Theilen geschwängertes Wasser, das hingegen mehr Erden enthält.

Unter-

Untersuchung mit gegenwirkenden Mitteln.

	No. 1.	No. 2.	No. 3.
Vitriol-Säure.	gab keinen Niederschlag; ein Schwefel-Geruch; Bläschen an den Seiten des Gefäßes.	kein Niederschlag; ein noch stärkerer hepatischer Geruch; Luft-Bläschen an den Seiten des Gefäßes.	kein Niederschlag; ein Geruch, aber einige Luft-Bläschen.
	Anzeige einer freyen Erde oder Alkali mit hepatis. Luft. Keine Anzeige einer erdigen Schwefel-Leber.	Anzeige wie No. 1.	Anzeige einer luftsauern alkalischen Erde, keiner Schwefel-Luft.
Lakmus-Aufguß.	blieb violet.	blieb violet.	blieb violet.
	Anzeige, daß keine freye Luft-Säure vorhanden.	Anzeige, daß keine freye Luft-Säure vorhanden.	Anzeige, daß keine freye Luft-Säure zugegen.
Violen-Syrup.	ward grün.	ward grün.	ward grün.
	Anzeige einer freyen luftsauern alkalischen Erde.	Anzeige wie No. 1.	Anzeige wie No. 1.
Fixes Laugen-Salz.	fällte einen weißen, zuerst schweren, hernach leichtern Kalk zu Boden.	gab einen geringen Niederschlag, der weiß u. schwer war.	wie No. 1.; der Niederschlag schien etwas leichter.
	Anzeige eines erdigen Mittel-Salzes u. luftsauern Kalkes.	Anzeige eines Gehaltes an erdigem Salz.	Anzeige von No. 1, mit etwas mehr Bitterſalz-Erde.

Silber-

	No. 1.	No. 2.	No. 3.
Silber-Auflösung.	gab keinen Niederschlag; die Mischung wärd etw. gelb. Anzeige, daß etwas Schwefel, aber keine Salz-Säure mit verbunden ist.	ein unmerklich kleiner Boden-Satz, der gelblich war. Anzeige von etwas Salz-Säure und Phlogiston.	kein Niederschlag, also keine Salz-Säure.
Queckfilber-Auflösung.	gab einen starken Niederschlag.	einen sehr geringen schmutzig gelben Niederschlag, der sich nach und nach zu Boden setzte.	stark gelber Niederschlag.
	Also ist hier die Vitriol-Säure die bindende Säure.	Anzeige der Gegenwart der Vitriol-Säure, die aber in dem Schwefel-Gas mochte zum Theil enthalten seyn.	Anzeige wie No. 1.
Bley-Essig.	ein schmutzig-weißer Niederschlag.	ein schwarzer Niederschlag.	weißer Niederschlag.
	Anzeige sowohl der Vitriol-Säure als des Schwefels.	Beweis der großen Menge Schwefels u. der Vitriol-Säure.	Beweis, daß Vitriol-Säure ohne Schwefel vorhanden ist.
Gereinigtes phlogistisirtes Alkali.	gab keinen Niederschlag. Keine Anzeige eines Metalles.	kein Niederschlag. Keine Anzeige eines Metalles.	kein Niederschlag. Keine Anzeige eines Metalles.

	No. 1.	No. 2.	No. 3.
Galläpfel-Aufguß.	gab keine Veränderung; also ist kein Eisen vorhanden.	keine Veränderung; kein Eisen.	keine Veränderung; kein Eisen.
Eisen-Vitriol.	gab einen gelben schmutzigen Niederschlag.	einen schwarzen Niederschlag, u. das Wasser ward auch schwarz.	heiter-gelber Niederschlag.
	Anzeige der frey alkalischen Erde u. des Schwefels.	Anzeige des Schwefels u. der freyen Kalk-Erde, wie auch des vielen Schwefel-Gas.	Anzeige der luftsauern alkalischen Erde.
Metallisch Silber.	ward golden.	ward schwarz.	blieb unverändert.
	Anzeige eines Schwefels.	Anzeige des vielen Schwefels.	Kein Schwefel.
Schluß auf die enthaltenen Bestand-Theile.	1. Hepatische Luft. 2. Magnesia mit Vitriol-Säure. 3. Selenit. 4. Luftsaure Magnesia. 5. Luftsaurer Kalk.	1. Hepatische Luft. 2. Salzsaurer Kalk. 3. Salzsaure Magnesia. 4. Vitriolisirte Magnesia od. Bitter-Salz.	1. Luftsaurer Kalk. 2. Luftsaure Magnesia. 3. Selenit. 4. Bitter-Salz.

„Chem:

„Chemische Zerlegung des Bade-Wassers No. 1.

Flüchtige Bestand-Theile.

Ein Maß frisch von der Quelle geschöpftes Wasser gab in dem gehörigen Apparatu physico-pneumatico, im Marienbade der siedenden Hitze ausgesetzt, $3\frac{1}{2}$ Kubik-Zoll Luft, die nichts als gemeine, wahrscheinlich im Wasser ohne Verbindung enthaltene Luft war. Ich brachte nun das noch stark nach Schwefel-Leber riechende Wasser im gleichen Apparatu zum Kochen, und erhielt, nach lange unterhaltenem Kochen, $5\frac{1}{2}$ Kubik-Zoll Luft, davon $2\frac{1}{2}$ Z. vom Wasser absorbiret wurden, welches Kalk-Wasser niederschlug, die Lackmus-Tinctur roth färbte; der Rest von 3 Kubik-Zoll ließ sich nicht mehr absorbiren, löschte die Flammen aus, und war also eine phlogistisirte Luft; sie roch stark nach Schwefel-Leber.

Den im Wasser enthaltenen Schwefel abzusondern, übergoß ich 1 ℔. dieses Wassers mit destillirtem Essig; es erfolgte kein Niederschlag, so wie auch das Vitriol-Sauer keinen Niederschlag bewirkte. Es scheint demnach der Schwefel in der hepatischen Luft, wie Bergmann bemerkt, enthalten zu seyn; denn durch das Kochen verliert das Wasser seinen Geruch. Die abgesonderten flüchtigen Theile sind also in 1 Maß Wasser:

a.	Gemeine Luft, wie alle Wasser enthalten	$3\frac{1}{2}$ Kub. Z.
b.	Fixe Luft (Luft-Säure, Air mephitique)	$2\frac{1}{2}$ =
c.	Phlogistische Luft	3 =

Eine Bemerkung muß ich hier machen, daß die hepatische Luft, die bey Fällung des Spießglas-Schwefels sich entwickelt, aus fixer und inflammabler Luft besteht; ein Beweis, daß hier der Schwefel flüchtiger, und mit keinem fixen Bestand-Theile aufgelöset sey.

Salzige und fixe Bestand-Theile.

6 Maß gelinde in einer Abrauch-Schale abgedunstetes Wasser von dieser Quelle, gaben anfangs einen starken Schwefelleber-Geruch, und hinterließen nach ungefähr $\frac{2}{3}$ Abdunstung einen salzigen Bodensatz, der 124 Gran wog, und Selenit zu seyn schien. Der Rest wurde ferner abgedünstet, und gab 40 Gran Rückbleibsel.

Diese

Diese enthaltenen 164 Gran wurden mit destillirtem Wasser begossen; es blieben 144 Gran unaufgelöset. Die salzige Auflösung wurde mit Zucker-Säure nicht gefällt, und fällte die Silber-Auflösung nicht, mit Alkali hingegen fiel eine schöne Magnesia nieder. Die 144 Gran ließen, nach Digestion mit destillirtem Essig, einen Rückstand von 130 Gran. Diese Essig-saure Auflösung fiel mit Vitriol-Sauer zum Selenit nieder, der, nach Bergmann, $3\frac{5}{7}$ Gran luftsaurer Kalk war; die übrige Auflösung trübte sich nicht von der Zucker-Säure, und war ein Bitter-Salz; ich schließe demnach auf luftsaure Magnesia $10\frac{2}{7}$ Gran.

Die 130 Gran löseten sich in destillirtem Wasser nach und nach auf, es brauchte aber über 5000 Mahl seines Gewichts dazu, und es schlug sich mit Alkali ein wahrer schwerer Kalk zu Boden. Seine Bestand-Theile sind also in 1 Maß Wasser:

Vitriolische Magnesia	$3\frac{1}{3}$	Gran.
Selenit	$21\frac{2}{3}$	=
Luftsaure Magnesia	$1\frac{4}{7}$	=
Luftsaurer Kalk	$1\frac{5}{7}$	=

Untersuchung des Schwefel-Wassers No. 2.

1 Maß frisches von der Quelle geschöpftes Wasser, das aber vorher, wegen der darin vorhandenen Unreinigkeiten, mußte filtrirt werden, wobey es aber sein milchichtes Ansehen nicht verlor, gab im Marienbade mit dem gehörigen Apparatu 2 Kubik-Zoll gemeine Luft. Das Wasser wurde nachher selbst zum Kochen gebracht, und gab noch $9\frac{1}{2}$ Zoll Luft, davon 4 Kubik-Zoll vom Wasser absorbirt wurden, und mit Kalk-Wasser untersucht, wahre Luft-Säure darstelleten; der Rest, der nicht vom Wasser war aufgenommen worden, löschte die Flammen plötzlich aus, und roch stark nach Schwefel-Leber; es war demnach phlogistisirte Luft.

Auch mit diesem Wasser versuchte ich den Schwefel durch Säure zu scheiden, allein ohne Erfolg. Es mangelte mir an rauchendem Salpeter-Geist, um, nach Bergmann, das Brennbare (Phlogiston) abzusondern.

1 Maß dieses Wassers in einer Retorte bey verschlossenen Gefäßen abgezogen, gab ein mit hepatischer Luft gesätt-

sättigtes Wasser, welches das Kalk-Wasser niederschlug, und den Bley-Essig braun färbte, aber nichts niederschlug; ein deutlicher Beweis der Gegenwart eines Schwefels, auch in destillirtem Wasser.

6 Maß dieses Wassers gelinde abgedampft, ließen schon bey Verdünstung des $\frac{1}{3}$, ein aschfarbenes leichtes Pulver fallen, (wobey es auch den mehresten Schwefel-Geruch verlor,) das gesammlet und getrocknet 46 Gran wog; es zeigte sich nachher keines mehr, oder unmerklich weniges. Der Rest, abgeraucht, gab nachher noch 24 Gran, die ich in destillirtem Wasser auflösete; es nahm aber nur $19\frac{1}{2}$ Gran auf, die mit Zucker-Säure keinen Kalk zeigten, mit Silber-Auflösung aber etwas Niederschlag gaben, so daß es ein mit Salz-Säure zum Theil gesättigtes Bitter-Salz war. Die geringe Masse dieses Salzes veranlaßte mich zu keiner weitern Untersuchung. Die $4\frac{1}{2}$ Gran, wie auch die 46 oben enthaltenen Grane wurden mit destillirtem Essig übergossen, der alle $5\frac{1}{2}$ Gran bis auf 2 auflösete. Diese essigsaure Auflösung wurde mit Vitriol-Sauer zu einem Selenit niedergeschlagen, auch blieb kein Bitter-Salz daraus zu scheiden. Die 2 Gran schwarze Erde versuchte ich mit Salz-Säure aufzulösen, und fand zu meiner Verwunderung, daß sie aufgelöset mit dem Alcali phlogisticato zu einem Berliner-Blau niederfielen. Die unbeträchtliche Menge dieses Bestand-Theiles ist Schuld, daß durch die gegenwirkenden Mittel (reagentia) nichts entdeckt worden ist.

Ein Maß dieses Wassers enthält also:

An flüchtigen Bestand-Theilen:

a. Gemeine Luft - - - - -	2	Kubik-Zoll.
b. Hepatische Luft - - - -	$9\frac{1}{2}$	=
Diese enthält: 1. fixe Luft - -	4	=
2. phlogistische Luft	$5\frac{1}{2}$	=

Diese leztere behielt ihren Schwefel-Geruch nach Absonderung der fixen Luft bey.

An fixen Bestand-Theilen:

a. Bitter-Salz	$3\frac{1}{4}$ Gran.
b. Luftsaurer Kalk	$8\frac{1}{2}$ =
c. Eisen-Erde	$\frac{1}{2}$ =

Unter-

Untersuchung der Quelle No. 3.

1 Maß dieses Wassers, das in gehörigem Apparatu auf Luft versucht wurde, gab nur $3\frac{1}{2}$ Kubik-Zoll gemeine Luft, die $2\frac{1}{2}$ Kubik-Zoll fixe Luft absondern ließ. Durch Kochen konnte keine mehr erhalten werden.

6 Maß dieses Wassers gelinde abgeraucht, ließen bald nach Abdünstung des $\frac{1}{3}$, schön krystallische Körperchen fallen, die ich aber erst bey der Verdünstung von $\frac{2}{3}$ sammelte. Dieses Gesammelte getrocknet, wog 164 Gran. Ich erhielt nachher noch 66 Gran, nachdem alles verdünstet war.

Durch das destillirte Wasser wurden von diesen 230 Gran, 31 Gran aufgelöset, die mit Zucker-Säure keinen Kalk zeigten, mit Silber-Auflösung keine Salz-Säure, mit Alkali hingegen eine wahre Magnesia niederschlugen, folglich Bitter-Salz waren.

Die übergebliebenen 189 Gran ließen, nachdem der destillirte Essig alle Magnesia und luftsauern Kalk aufgelöset hatte, einen Rest von 160 Gran zurück. Die essigsaure Auflösung wurde mit Vitriol-Säure zum Theil zu Selenit, der 27 Gran wog, nach Bergmann aber $8\frac{16}{17}$ Gran luftsaurer Kalk ausmacht. Der Rest der Auflösung fiel mit Zucker-Säure nicht nieder, und war Bitter-Salz. Dem Verlust von 189 zu 160 Gran bleibt nebst den $8\frac{16}{17}$ Gran also luftsaurer Magnesia $20\frac{9}{25}$ Gran übrig.

Die 160 Gran führten nichts als Selenit mit sich, der schwer auflösbar war, doch mit destillirtem Wasser sich auflösen ließ.

1 Maß dieses Wassers enthält demnach:

An flüchtigen Bestand-Theilen:

a. Gemeine Luft, die etwas phlogistisch war 1 Kubik-Zoll.
b. Fixe Luft - - - - - - - - - $2\frac{1}{2}$ =

An fixen Bestand-Theilen:

a. Bitter-Salz - - - - $6\frac{2}{3}$ Gran.
b. Luftsaurer Kalk - - - $1\frac{1}{2}\frac{1}{9}$ =
c. Luftsaure Bittersalz-Erde $3\frac{59}{100}$ =
d. Gyps, oder Selenit - - $26\frac{5}{56}$ =

Aus diesen Versuchen erhellet, daß diese drey Quellen ziemlich von einander verschieden sind.

Das Bade-Wasser No. 1, ist eines der kalten Schwefel-Wasser, die zum Baden sehr dienlich sind, ungeachtet dasselbe mit erdigen Theilen versehen ist; denn welches Mineral-Wasser ist davon frey? Das berühmte Pyrmonter Wasser selbst führt dergleichen.

Das Schwefel-Wasser No. 2, verdient nicht allein seiner vielen flüchtigen und schwefelartigen Bestand-Theile halber, die größte Aufmerksamkeit, sondern es ist dasselbe mit so wenig erdigen, besonders selenitischen Bestand-Theilen beladen, daß es hierin vorzüglich zum innerlichen Gebrauch vor vielen andern schwefelartigen Quell-Wassern den Vorzug verdient. Eine bessere Besorgung und Einrichtung dieser Quelle ist allerdings nothwendig, und wird den Werth derselben viel erhöhen; die Kürze meines dortigen Aufenthalts hat, nebst Mangel an tüchtigen Gefäßen, meine diesortige Untersuchung dieses Wassers, besonders die Bestimmung der Schwefel-Theile unvollkommen gemacht.

Das Quell-Wasser, No. 3, könnte, wegen seines enthaltenen Bitter-Salzes, mit dem andern Bade-Wasser zum äusserlichen Gebrauch dienen; innerlich aber ist es wegen seiner selenitischen Bestand-Theile nicht anzurathen.

Bern, d. 24 Aug. 1784.

C. F. Morell.

Leer, ein großer Flecken in dem davon benannten Amte in Ost-Friesland, am Flusse Leda.

Das Amt Leer ist das fruchtbarste und reichste im ganzen Lande, hat 12,700 Einwohner, enthält 19 reformirte und 5 lutherische Kirchspiele, und besteht aus 5 Vogteyen, als: der Leerder oder Mormer Vogtey, dem Oberlediger Land, der Bingumer Vogtey, der Wehner Vogtey, und der Bunder Vogtey.

A. Die Leerder oder Mormer Vogtey, enthält:

1. Leer, oder Lehr, auch Lier, einen großen und wohlbewohnten Flecken an der Leda, welche eine gute Viertel-Stunde davon bey dem Schlosse Ort, oder

Leer-

Leer-Ort, in die Ems fällt. Der Flecken hat 745 Häuser; 4420 Einwohner; 1 reformirte Kirche; 1 lutherische Kirche; eine lateinische Schule; eine ansehnliche katholische und zahlreiche Mennoniten-Gemeine. Unter den Manufacturen und Fabriken zeichnen sich hier folgende aus:

a) Die Leinweberey, welche im J. 1780, von 15 Rhedern, auf 216 Stühlen und von eben so vielen Arbeitern betrieben wurde, welche leztere ein förmliches Gilde-Privilegium haben. (Rheder nennt man die Verleger dieser Manufactur; und die Arbeiter sind Meister, welche auf eigenen Stühlen arbeiten). Ueberhaupt wird hier sehr schöne Leinwand gemacht, die der holländischen an Feinheit und Güte nichts nachgiebt; die Ausfuhre der rohen Garne ist daher auf das schärfste verbothen. Im J. 1779, wurden ungefähr 1209 Stück Leinwand, jedes beynahe von 50 brabanter Ellen, und im Durchschnitt 50 Rthlr. werth, verfertigt, und davon nicht einmahl der 36ste Theil im Lande, das übrige sämmtlich nach Amsterdam debitirt. Diese Manufactur ist hier schon vor mehr als 100 Jahren angelegt, und war ehemahls weit mehr im Flor, als der Leinwand-Handel nach Spanien noch freyer, und die Einfuhre in England, wohin sonst der Haupt-Absatz gieng, nicht so hoch impostirt war, die Verleger sich also nicht bloß der Discretion holländischer Kaufleute überlassen durften, daher der Debit, in Vergleichung mit den vorigen Zeiten sehr gesunken ist.

b) Eine Wollen-Manufactur von gestreiftem Rasch.

c) Eine Strumpfstricker-Manufactur, welche 60 Stricker, und eben so viele Spinner beschäftigt. Im J. 1779, wurden 3000 Par Strümpfe fertig.

d) Eine Hut-Manufactur. Im J. 1779, lieferten 18 Personen 5100 Stück Hüte.

e) Eine Branntwein-Brennerey; sie beschäftigt 54 Kessel und 57 Arbeiter, und lieferte, im J. 1779, für 40,000 Rthlr. Branntwein, welche davon über $\frac{1}{3}$ in das Oldenburgische und Westphälische absetzte.

f) Eine Oehl-Mühle; das im J. 1779 gewonnene Oehl betrug 750 Ohm, und ungefähr 130,000 Oehl-Kuchen, wovon beynahe $\frac{2}{3}$ aus dem Lande gehen.

g) Eine braune Leder-Manufactur.

h) Eine weiße und gelbe Leder-Manufactur, besteht aus 5 Mühlen und 9 Arbeitern. Die braune und weiße Leder-Manufactur bereiten jährlich etwa 5000 Stück Häute zum auswärtigen Absatz.

i) Eine Leim-Siederey; hat, im J. 1779, 3500 Pfund zubereitet, wovon $\frac{1}{4}$ wenigstens auswärts nach dem Holländischen, Bremischen und Münsterschen, debitirt worden ist.

k) Eine braune Seifen-Coctur.

l) Eine Schiff-Bauerey zu Halte, welche 14 Arbeiter erhält, und im J. 1779, zwey ansehnliche Schiffe von viertehalbtausend Thalern verfertigt hat.

Alles zusammen gerechnet, hat Leer 18 Stühle zu ganz wollenen Zeugen; 38, zu wollenen Strümpfen; 216, für Leinweber; und 6, zu baumwollenen Barchent. Ueberhaupt sind bey den Manufacturen und Fabriken 1054 Personen als wirkliche Arbeiter beschäftigt.

Die Schifffahrt der Einwohner ist sehr beträchtlich; es werden auch von hier sehr viele Landes-Producte ausgeführt.

Die Nesse, ist eine kleine Insel in der Leda, dem Flecken gerade gegenüber.

2. Ort, oder Leer-Ort, ein altes Schloß, bey dem Einflusse der Leda in die Ems, wurde ehemahls von den Hamburgern erbauet, und nachher zu einer Festung gemacht. Herzog Heinrich von Braunschweig, welcher es 1514 belagerte, wurde vor demselben erschossen.

schossen. Der Ort hat viele Seefahrer und Fischer zu Einwohnern.

3. Loga, ein Lehn-Gut, oberhalb Leer, welches der freyherrlichen Familie v. Wedel gehört. Es hat lutherische und reformirte Einwohner. Zu demselben gehören das Schloß Evenburg, und die Dörfer Loga und Logabehrum.

4. Utter- oder Nutter-Mohr, neben welchem Ort das ehemahls berühmt gewesene Kloster Thedinga liegt.

B. Das Oberledinger Land, welches der sogenannte Wallschlot zwischen Boellen und Wardick von dem Amte Stickhausen scheidet. Dazu gehört Hampol, bey welchem ehemahls an der münsterschen Gränze eine Schanze war.

C. Die Bingumer Vogtey, in welcher das ansehnliche Dorf Bingum ist.

D. Die Wehner Vogtey, in welcher der Flecken Wehner, mit einer reformirten Kirche, deren Pastor zugleich Inspector über 8 Kirchen ist. Nicht weit von Dyhle war vormahls eine Schanze.

E. Die Bunder Vogtey, in welcher einige Polder sind. Es liegt darin das ehemahlige Kloster Dunenbrock.

Die drey lezten Vogteyen machen das sogenannte Ober-Reiderland aus. Das Reiderland hat überhaupt einen sehr fetten Boden, welcher nicht gedünget werden darf, daher auch der Mist daselbst nicht überall gebraucht, sondern zum Theil gegen Torf vertauschet wird, welchen die Vehe-Bauern zur Düngung ihrer Mohr-Aecker mit zurück nehmen.

Leer, ein Bey- und Neben-Wort, leerer, leerste, unausgefüllt, unbesetzt.

1. Eigentlich.

(1) Im eigentlichsten Verstande vielleicht von hohlen Räumen und allen Gefäßen. Ein leerer

Krug, ein leeres Faß, ein leerer Beutel. Das Glas ist leer. Eine leere Nuß, welche keinen Kern hat. Die Stadt wird von Menschen leer. Das ganze Haus steht leer, unbewohnt. Eine Stube leer machen, die Dinge, welche sie anfüllen, ausräumen. Leeres Stroh dreschen, welches keine Körner enthält; imgl. figürlich, eine vergebliche Arbeit thun. Ein leerer Raum, das Leere, im schärfsten Verstande, in welchem sich gar keine Körper, folglich auch keine Luft- oder Licht-Theilchen befinden; Siehe Leere. Leere Taschen haben. Mit leeren Händen kommen, ohne Geld, ohne Geschenke. Auch nur allein, leer kommen, leer weggehen, d. i. mit leeren Händen. Leer bey etwas ausgehen, nichts bekommen. Ein leerer Magen, ein hungeriger. Bey einem leeren Magen kann sichs unmöglich lieben, Rab.

(2) Von ebenen Flächen, mit keinen andern Dingen besetzt, ledig. Ein leerer Wagen. Der Wagen fährt leer wieder zurück. Die Erde war wüste und leer, 1 Mos. 1, 2. Ein leeres, unbeschriebenes, Papier. Einen leeren Platz lassen. Den Tisch leer machen. Es ist kein Platz mehr leer. Der Stuhl steht leer.

2. Figürlich, in einigen besondern Fällen.

a) Von Wissenschaften oder nützlichen Kenntnissen leer. Ein leerer Kopf, auch ein solcher Mensch. Der leerste Kopf in der ganzen Stadt.

b) Leer von nährender Kraft. Krebse sind eine leere Speise. Es schmeckt so leer, so kraftlos.

c) Leer von Wirkung, von Nachdruck. Ein leerer Schall, der keine Bedeutung hat; imgl. der keine Wirkung hat. Leere Worte, ohne Empfindung, ohne Kraft, ohne Wirkung. Leere Versprechungen. Leere Drohungen. Das Wort soll nicht leer wiederkommen, Es. 55, 11.

d) Leer von Gründlichkeit. Leere Besuche. Eine leere Pracht, ein leeres Gepränge.

e) Leer von Empfindungen. Wer ist der, von dem er spricht, daß er meine Liebe hätte? Kann er meinem leeren Herzen so etwas zutrauen?

f) Seines Besitzers beraubt. Es ist keine Stelle in dem Collegio leer. In andern Fällen ist dafür ledig üblich.

g) Leer von Geschäften. Leere Stunden, die uns unser Stand und Beruf frey läßt, Gell. Das Leere der Zeit ausfüllen.

h) Ein leerer Monath, in der Zeit-Rechnung, ein Monden-Monath, welcher 29 Tage hat.

Im Oberd. lår, und in einigen Gegenden lar, bey dem Notker lare, im Angels. gelaer, im Engl. leer, im Griech. λαγαρος.

Leer-Baum, Leer-Tanne, in einigen Gegenden Nahmen des im LXV Th., S. 2, fgg. beschriebenen Lärchen-Baumes.

Leer-Becher, bey den Papier-Machern, ein kleines hölzernes Gefäß, womit der Zeug aus dem Löcher-Baume geleeret, d. i. geschöpfet wird. Siehe auch Leer-Faß.

Leerdam, eine Grafschaft in der Provinz Holland, hat vormahls dem Grafen von Egmond gehört, ist aber durch Anna v. Egmond an ihren Gemahl Wilhelm I. Prinzen von Oranien, und aus der oranischen Erbschaft an den General-Erb-Statthalter von Nassau-Oranien gekommen. Sie besteht mehrentheils aus Weide-Lande. Es sind darin belegen:

1. Leerdam, eine kleine Stadt an dem Flusse Linge, deren Straßen regulair angelegt sind.

2. Die Dörfer Schoonerwoerd, und Acquoy, welches eine Baronie an sich selbst ist.

Leer-Darm, Intestinum jejunum; s. im VIII Th., S. 742.

Leer=Faß, bey den Papier=Machern, ein Eimer mit einem Handgriffe, die gestampften Lumpen damit aus dem Löcher=Baume zu schöpfen. Siehe auch Leer=Becher.

Leer=Küssen, die niedersächsische Benennung eines Ohr=Küssens, s. Th. LVII., S. 213.

Leer=Sparren, s. Th. VIII, S. 523.

Leere, leerer Raum, L. Vacuum, Spatium vacuum; Fr. Vuide. Man drückt durch das Wort Raum den Begriff der körperlichen Ausdehnung aus, der noch immer zurückbleibt, wenn man den Körper selbst in Gedanken aus seiner Stelle hinwegnimmt. Unsere Sinne zeigen uns so etwas nie anders, als an Körpern; wir sehen und fühlen nie Ausdehnung für sich allein ohne andere dem Körper zukommende Eigenschaften. Es ist aber die Frage, ob es nicht in der Natur Räume ohne Körper geben könne, und wirklich gebe. Solche Räume würde man alsdann leere Räume, oder Leeren, nennen müssen. Soviel man aus metaphysischen Gründen dem Daseyn solcher Leeren entgegensetzen kann, so läßt sich dasselbe doch durch sehr starke physische Gründe vertheidigen.

Man muß aber hierbey nothwendig die absolute Leere, Vacuum absolutum, von der zerstreuten Leere, Vacuum disseminatum, unterscheiden. Unter jener haben einige Natur=Forscher eine ganz für sich bestehende, von aller Materie leere, einzige, unbegränzte, unveränderliche Ausdehnung verstanden, deren Daseyn vor der Körper=Welt vorhergegangen sey, und in welche der Schöpfer die Körper gesetzt habe. So wird der Begriff der Leere von Musschenbroek (*) bestimmt; und so nahm ihn unter den Alten die Epikureische Schule an, welche aber doch die Vereinigung der Atomen in diesem Raume keinem Schö=

(*) Introd. ad philos. nat. To. I. c. 3. de Spatio vacuo.

Schöpfer, sondern einer zufälligen Ablenkung vom geraden Wege (clinamen atomorum) zuschrieb. Gegen diesen Begriff von absoluter Leere möchte wohl das metaphysische Argument unüberwindlich seyn, daß Raum und Ausdehnung überhaupt nur Denk-Form coexistirender Dinge sind, und nicht gedacht werden können ohne Vorstellung von Körpern, welche Ausdehnung haben, und Raum einnehmen, oder zwischen sich lassen.

Bey Betrachtung der wirklichen Welt, welche aus großen in unermeßlichen Abständen entfernten Welt-Körpern besteht, kommt man auf die Frage: ob sich zwischen diesen Körpern ausser den Gränzen ihrer Dunst-Kreise noch etwas Körperliches aufhalte, oder nicht? Wäre der Raum zwischen ihnen leer von Materie, so könnte man ihn als einen Theil jenes allgemeinen Welt-Raumes ansehen, der bey der Schöpfung unausgefüllt geblieben wäre. So käme ihm der Nahme absolute Leere ebenfalls zu. Aber schon der Gedanke, daß wir die Welt-Körper sehen, läßt es nicht zu, in diesem Sinne eine absolute Leere der Himmels-Räume anzunehmen. Das Licht, welches von den Fix-Sternen zu uns gelangt, muß doch entweder diese Räume selbst anfüllen, oder in ihnen eine zur Fortpflanzung geschickte Materie antreffen.

Unter zerstreuter Leere hingegen versteht man Zwischenräume zwischen den einzelnen Theilen der Körper, welche nichts materielles mehr in sich fassen. Ob es gleich ganz gewiß ist, daß sich in den gröbern Zwischenräumen der Körper vielerley fremdartige Materien aufhalten, so läßt sich doch noch fragen: ob nicht die allerfeinsten Zwischenräume von aller Materie frey seyn müssen? Man sieht sich sogar gezwungen, dieses anzunehmen. Denn da die Erfahrung lehrt, daß es Körper von verschiedener Dichte giebt, oder daß in einem Körper die Theile näher bey einander

sind, als in einem andern, so folgt daraus von selbst der Begriff von Abstand der Theile ohne vollkommene Berührung, d. i. von zerstreutem leeren Raume, ohne welchen auch überdies gar keine Bewegung würde Statt finden können. Es scheint also keine absolute, wohl aber eine zerstreute Leere vorhanden zu seyn.

Die Epikuräer vertheidigten den Begriff der Leere in seinem ausgedehntesten Umfange. Lucrez bringt verschiedene Beweise vor, wovon die meisten sich auf die zerstreute Leere beziehen (*); die Peripatetiker hingegen schrieben der Natur eine Abneigung gegen die Leere (horror s. fuga vacui) zu, aus der sie, als aus einer verborgenen Qualität, verschiedene physikalische Erklärungen herleiteten.

Descartes (**) läugnet schlechterdings alles Leere in der Körper-Welt, die er auf allen Seiten unbegränzt, und so vollkommen mit Materie ausgefüllt annimmt, daß nirgends ein Raum weder im Ganzen, noch zwischen den Theilen der Körper, leer bleibt. Dies ist sein absolut voller Raum (Plein absolu), der einen Haupt-Grundsatz seines Systemes ausmacht. Er sieht dieses als eine Folge des Begriffes vom Körper an, den er für völlig einerley mit dem Begriffe von Ausdehnung hält. „Wenn man fragt," sagt er: „was geschehen würde, wenn Gott alle Materie, die „in einem Gefäße enthalten ist, wegnähme, und keine „andere an ihre Stelle kommen ließe, so ist die Ant„wort: die Wände des Gefäßes würden dadurch in „Berührung kommen. Denn wenn zwischen zwey „Körpern Nichts liegt, so müssen sie sich berühren. „Es ist offenbarer Widerspruch, zu sagen, es sey ein „Abstand zwischen ihnen, und dieser Abstand sey doch „Nichts;

(*) De rer. nat. L. I, v. 335. 370. 385.

(**) Princip. philos. (Amst. 1685, 4.) P. II. §. 10, fgg.

„Nichts; denn aller Abstand ist eine Art der Ausdehn„ung, und kann also nicht vorhanden seyn ohne aus„gedehnte Substanz (*).“ Dieses nöthigt ihn nun, die verschiedene Dichte bloß für ein Phänomen auszugeben, das aus der verschiedenen Menge der in den Zwischenräumen enthaltenen subtilen Materie entspringe, alle Bewegung aber für kreisförmig, d. i. so zu erklären, daß ein Körper den zweyten, dieser den dritten u. s. w. im Kreise fort gerechnet, aus der Stelle treibe, der lezte aber an die Stelle des ersten wieder eintrete. In der That verstatten auch seine loca omnia corporibus plena keine andere Möglichkeit, Bewegungen zu gedenken, wozu noch überdies die Materie ohne Ende theilbar seyn und unendlich verschiedene Gestalten haben muß, die ohne alle Lücken in einander passen. Darauf beruhen seine Wirbel, und seine ganze der Erfahrung oft so sehr widersprechende Mechanik.

Newton hingegen, welcher die Lehre vom Widerstande der Mittel (**) so vortrefflich abgehandelt hat, zieht aus derselben Folgerungen, welche dem Cartesianischen vollen Raume geradezu widersprechen. Alle Bewegungen müßten in dieser compacten Masse von materiellen Theilen einen unendlichen Widerstand finden. Descartes giebt zwar vor, der Widerstand werde durch die Zertrennung in feine Theile vermindert, und die subtile Materie sey so fein zertheilt, daß sie gar nicht mehr widerstehe. Newton hingegen zeigt (***), daß selbst die feinste Zertheilung der Materie den Widerstand nicht merklich ändere, welcher sich immer sehr nahe, wie die Dichte des widerstehenden Mittels verhält; daher diejenigen Mittel, in welchen Körper ohne merkliche Retardation weit fort-

(*) P. II. §. 18. (**) Princip. L. II.

(***) Prop. 38 und 40.

fortgehen, allezeit ungemein viel dünner seyn müssen, als die Körper, welche in ihnen bewegt werden. Diesen Grundsätzen gemäß würde eine Kugel, die sich in einem Cartesianischen vollkommen dichten Mittel bewegte, bey aller Feinheit und Flüssigkeit desselben dennoch mehr als die Hälfte ihrer Bewegung verlieren, ehe sie noch die dreyfache Länge ihres Durchmessers durchlaufen hätte. So würde es nicht unmöglich seyn, daß ein Mensch sich von der Stelle bewegte, geschweige denn, daß die Himmels-Körper, deren Lauf keine merkliche Retardation zeigt, in einem vollkommen dichten Mittel fortgehen könnten.

Diese Gründe, mit welchen Newton den vollen Raum des Descartes bestreitet, sollten, seiner Meinung nach, bloß das Daseyn einer zerstreuten Leere beweisen, keinesweges aber eine absolute Leere in dem Welt-Raume darthun, welche mit seinem System über das Licht ganz unverträglich ist. Vielleicht sind die Uebertreibungen seiner Schüler Schuld daran, daß man ihn mißverstanden, und so grober Ungereimtheiten beschuldigt hat, als kaum der gedankenloseste Mensch zu sagen fähig seyn würde. Siehe Aether, im Art. Luft.

Gegen Descartes Behauptungen läßt sich auch noch Folgendes anführen. Wenn das erste Element oder die subtile Materie sich von den übrigen Körpern bloß durch die Feinheit und Gestalt der Theile unterscheiden soll, so muß es eben so viel eigenthümliches Gewicht, als andere Körper, besitzen; denn die Gestalt ändert nichts im Gewichte. Ein Licht-Strahl müßte den ganzen Welt-Bau zerstören, wenn er sich den ungeheuern Weg durch eine Linie bahnen sollte, die ihm in jedem Puncte einen Widerstand entgegen setzte. In dem Augenblicke, da man zwey Körper trennt, die sich vorher berührten, dringt andere Materie zwischen sie durch Bewegung ein; Bewegung aber erfordert Zeit; also giebt es doch Zeit-Momente,

in

in welchen der entstandene Raum noch nicht ganz ausgefüllt ist, d. h. es ist leerer Raum gedenkbar.

Man nimmt endlich das Wort Leere, oder leerer Raum, Vacuum, oft bloß für luftleeren Raum, Spatium ab aëre vacuum. Weil die Luft bey uns auf der Erde durch ihre Elasticität in alle Räume dringt, die von andern Materien leer sind, und zu denen ihr der Zugang offen steht, so lassen sich solche leere Räume bloß durch künstliche Veranstaltungen hervorbringen. Der durch die Luft-Pumpe erhaltene, die Boylische oder Guerickische Leere (Vacuum Boylianum, Guereckianum, Vuide de Boyle), ist nicht einmahl vollkommen luftleer, weil er bloß durch eine fortgesetzte Verdünnung der atmosphärischen Luft entsteht, welche sich nie bis zu einer gänzlichen Erschöpfung derselben fortsetzen läßt; siehe Luft-Pumpe. Der im Barometer über dem Quecksilber entstandene Raum, die Torricellische Leere (Vacuum Torricellianum, Vuide de Torricelli) soll, wenn das Barometer gut ist, vollkommen luftleer seyn; siehe Barometer, im III Th., S. 547, fgg. Feinere Materien, die das Glas durchdringen, können aus diesen Räumen nicht entfernet werden.

Leeren, leer machen, am häufigsten in der höhern Schreib-Art. Die Becher, die Gläser leeren, sie austrinken.

Bey den Papier-Machern, die zerstampften Hadern und Zeug aus dem Geschirre thun. Siehe Leer-Becher, und Leer-Faß, oben, S. 679 u. 680.

Daher ableeren, abräumen und leer machen. Ein Bret, den Tisch ableeren. Ableeren der Farbe-Breter, in den Blaufarbe-Werken; s. Th. I, S. 110.

Daher die Ableerung.

Ausleeren, völlig leer machen. Ein Zimmer, einen Schrank, ein Gefäß ausleeren. Einem den Beu-

Beutel ausleeren, im gemeinen Scherze, ihn durch Verleitung zu Ausgaben von barem Gelde entblößen.

Die Jäger brauchen dieses Wort von den Hunden, wenn sie ihre Nothdurft verrichten.

Daher die Ausleerung.

Entleeren, leer machen, ein sonst ungewöhnliches Wort, welches bey dem Logau vorkommt. Andre füllen, sich entleeren.

Leersen, eine peinliche Leibes-Strafe bey den See-Soldaten; s. im I Th., S. 397.

Leersum, eine freye Herrlichkeit in der Provinz Utrecht, in den vereinigten Niederlanden, welche, nebst dem dabey belegenen Lust-Hause Zuilestein, dem Grafen v. Rochefort in England gehört.

Leeuw Sanct Leonard, s. Leeuwen.

Leeuwaarden, Leuwarden, nach der Landes-Aussprache Liewerden, die Haupt-Stadt der Provinz Friesland, in den vereinigten Niederlanden, welche ungefähr 11,000 Einwohner hat. Sie liegt zwar eigentlich an keinem Flusse, es stoßen aber daselbst verschiedene große Canäle zur innern Schifffahrt und Handlung zusammen, nähmlich: der Haupt-Canal von Harlingen her (*), auf dem man ankommt; der von Dokkum, welcher Ee genannt wird; und der von Lemmer. Weil diese Canäle eine verschiedene Wasser-Höhe haben, so ist hier eine große steinerne Kasten-Schleuse angelegt, mit doppelten gegen zwey Seiten gerichteten und vorspringenden Thüren, damit die Schifffahrt in keinem Falle gehemmet werde. Die Stadt selbst ist ebenfalls, nach holländischer Art, mit Canälen durchschnitten. In alten Zeiten trennte ein Meerbusen aus

(*) Nach des Hrn. D. Titius Reisenachrichten (im 9 B. der Bernoullischen Sammlung, S. 183), wurde 1777 an einem neuen Canale bis Franeker gearbeitet, der bereits 300,000 Gulden kostete.

aus der Nord-See, die Mittel-See genannt, den Ostergo und Westergo, und ging bis Leeuwarden; er ist aber längst durch Kunst ausgetrocknet, und jezt in die herrlichsten Wiesen verwandelt worden.

Leeuwaarden (*) ist nicht nur die größte, sondern auch, dem Ansehen nach, die schönste Stadt in Friesland, in die Länge gebauet, aber nicht so schön und groß, als Gröningen. Weil die hohen Collegia der Provinz hier ihren Siz haben, so zieht dies den vornehmsten Adel her, und der Ort wird dadurch volkreich und belebt. Die Münz-Stadt von Friesland ist ebenfalls hier. Doch hat die Stadt vieles von ihrer Lebhaftigkeit verloren, seitdem sie den Erb-Statthalter nicht mehr in ihren Mauern sieht, und Wilhelm IV., als er im J. 1747 zum Erb-Statthalter aller sieben Provinzen erklärt wurde, seinen Aufenthalt im Haag genommen hat. Das Schloß ist alt und schlecht; der Statthalter wohnte aber in den lezten Jahren, ehe er nach dem Haag ging, nicht mehr darin, sondern in einem besondern Pallaste, der aber sehr mittelmäßig war. Der vor der Stadt liegende fürstliche nassau-oranische Garten, mit dem Lust-Hause Marienburg, geht nach und nach, weil niemand dahin kommt, eben sowohl ein, als der ehemahls angenehme Land-Siz Oranienvouw, welcher 7 Stunden von der Stadt liegt.

Das seit 1715 neu erbauete Rathhaus, ist ein gutes massives Gebäude (**). Die Festungswerke sind

(*) S. Verhaal van Leeuwaarden, beschreven van *S. Abbes Gabbema*, en vermeerd door *T. Gatbeloth*. Franeker, 1701, 4.

(**) In den vorangeführten Reisenachrichten heißt es: „In „dem sogenannten Prinzenhause und Rathhause streuet ein „gut besolderter Mann in allen Zimmern weißen See-Sand „nach vorliegenden Zeichnungen auf eine so kunstreiche Art, „daß die Figuren wie in Gyps geformt aussehen. Binnen „2 Stunden ist er mit dem größten Zimmer fertig, läßt „sich

sind in schlechtem Zustande, und verfallen nach und nach. Die Wälle sind schmahl, aber sowohl oben, als unten, nach der Feld-Seite, mit Linden besetzt, welches eine artige schattenreiche Promenade abgiebt. Die holländischen Reformirten haben hier drey Kirchen, die französischen Reformirten und die Lutheraner auch eine, die Mennoniten drey, die Katholiken einige, und die Juden eine Synagoge. In der vornehmsten holländischen reformirten Kirche, welche die große oder Jacobs-Kirche genannt wird, sind viele Begräbniß-Monumente, unter andern auf der Seite der Kirche die Gruft, wo verschiedene aus der Familie der Erb-Statthalter liegen, daran aber nichts Besonderes zu sehen ist. Gleich an der Thüre dieses Gewölbes ist das Monument Wilhelm Ludwig's, Grafen von Nassau, von Marmor und Alabaster (*). Die Kirche ist breit und hell, aber niedrig; die übrigen sind schlecht. Papst Pius IV. stiftete hier zwar 1559 ein Bisthum, es bestand aber nicht lange, weil die Religions-Veränderung bald darauf vor sich ging.

Nach

„sich aber nicht zusehen, hat auch seine Kunst den Herren „Staten, welche ihm eine ansehnliche Belohnung dafür geboten, nicht entdecken, noch sie einen Andern lehren „wollen."

Eben diesen Umstand findet man im Reisejournal des Reichsgrafen F. U. z. L. von seiner Reise durch Holland, im J. 1771 (im 1 B. der Bernoullischen Sammlung, S. 112,) angemerkt. „Den 18ten März besahen wir das „Rathhaus (in Leeuwarden), so hier in Holland, immer „das Stadthuys genannt wird; in demselben ist nicht viel „besonderes; die verschiedenen Versammlungszimmer — „einige Portraits der alten Prinzen von Oranien — und „in einem Sahl war auf dem Fußboden der Sand in einer „künstlichen Sternfigur gestreuet, so daß man nicht darauf „treten durfte, sondern neben herum gehen mußte."

(*) Alle diese Monumente mit den Inschriften findet man in Benthems holländischem Kirchen- und Schulenstaat, Th. 2, S. 493, fgg. angezeigt.

Nach Titius Bericht (*) besitzt zu Leuwarden Hr. Peter van der Möllen eine schöne Fabrik, wo eine Windmühle zu gleicher Zeit, Traß (der aus der Ober-Pfalz kommt,) und Lohe mahlt, auch Oehl stampfet; dabey ist eine Loh-Gärberey, nebst einer Seifen- und Salz-Siederey. In einem eisernen Kessel, der 23 Fuß im Durchschnitt hat, wird aus spanischem See-Salze und aus See-Wasser ein feines weißes Salz gekocht; man verbraucht dazu, binnen 24 Stunden, 70 Körbe Torf, macht aber auf ein Mahl in diesem Kessel 3468 Pfund Salz.

Leeuwen, Sout-(Jout-) Leeuwen, Leeuw Sanct Leonard, eine kleine befestigte Stadt im Herzogthume Brabant, im burgundischen Kreise, 2 Meilen von Tirlemont, an der kleinen bis an die Demer schiffbar gemachten Geete (Gheete). Die Stadt ist schlecht gebauet, aber die Citadelle dabey liegt auf einer Höhe, und ist mit lauter Morast ½ Stunde lang, umgeben, daß man nur auf Einer Seite, da sie einen schmahlen Damm hat, dem Orte beykommen kann. Es befinden sich hier eine große Augustiner-Propstey, deren Propst einer von den 12 Prälaten in Brabant ist, 2 Manns- und 2 Frauen-Klöster. In der Vorstadt vor dem Thore St. Tron, ist die Capelle unserer lieben Frauen auf dem Ochsenwege, die wegen eines Marien-Bildes bekannt ist. Im J. 1668 bemächtigten sich dieser Stadt die Franzosen; 1705, die Alliirten.

Leffeln, siehe Läffeln, im LVIII Th., S. 702.

Leffy, Luffee, ein Fluß in Irland, der bey Dublin in das irländische Meer fällt, und 15 Meilen davon seinen Ursprung hat, in seinem Laufe aber einen großen Umschweif nimmt.

Lefze,

(*) Im 9 B. der Bernoullischen Sammlung, S. 187.

Lefze, (die) ein nur im Oberdeutschen für Lippe übliches Wort, welches im Hochdeutschen nur noch zuweilen in der höhern Schreib-Art vorkommt, außer daß man es zuweilen von großen ungestalten Lippen, imgleichen von den herab hangenden Lippen der Thiere braucht, welche Bedeutung in der Endung ze gegründet zu seyn scheint. Ein Hund mit großen herabhangenden Lefzen. Indessen ist diese Neben-Bedeutung dem Worte nicht wesentlich, indem es im Oberdeutschen, da wo es gangbar ist, in allen, selbst in den von Hrn. Stosch verworfenen Fällen (*), für unser

(*) Stosch, im 3 Th. seines Versuches in richtiger Bestimmung der gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache, (Frf. O. 1773, gr. 8.) S. 321, sagt:

„Man kann die Wörter Lippe und Lefze, gewisser Maßen als völlig einerley bedeutend ansehen; sie scheinen auch einerley Ursprung zu haben, und die Buchstaben nur nach Verschiedenheit der Mund-Arten verändert zu seyn. Einige wollen sie von dem Lateinischen Labium oder Labrum herleiten, und meinen, das b sey in p, oder f, und das r in s, und hernach in z, verwandelt, oder heraus geworfen worden. Andere, welche ihnen lieber einen deutschen Ursprung geben wollen, leiten sie von laffen, labben, lecken, her; und vielleicht könnte man es eben so gut von dem Worte Lappen thun. Wachter nimmt das alte Wort leiben, für das Stamm-Wort an, welches theilen hieß, weil die Lippen, in zwey Theile, die Ober-Lippe und Unter-Lippe, getheilt sind; und Frisch bemerkt, daß das Wort Lefze, im Elsaß, und Dialect. alemann. gebräuchlich sey.

Unterdessen dünkt mich, man könne sie unter diejenigen Wörter rechnen, welche zwar wirklich einerley Bedeutung haben, aber doch nicht allemahl, eins für das andere gesetzt werden können, sondern zwischen welchen der Gebrauch einen besondern Unterschied eingeführt hat.

Eben wie man nicht allemahl, Kopf für Haupt, oder Maul für Mund gebrauchen kann, so kann man auch nicht allemahl Lefze für Lippe setzen. Man nennt z. B. das Gebet, welches ohne Andacht verrichtet wird: Ein Lippenwerk, aber man kann es nicht ein Lefzenwerk heißen. Man sagt von einem Menschen, dem in der Geschwindigkeit ein Wort entfährt, welches er unbedachtsam und ohne Ueberlegung heraus stößt: Es fuhr ihm über die Lippen weg, aber man wird nicht sagen: es fuhr ihm über die Lefzen weg, u. dergl.

In

unser Lippe üblich ist, auch bey dem Kero, Notker, Willeram und Andern, häufig dafür gebraucht wird. Wenn es 1 Mos. 11, 1. heißt, die Welt habe einerley Zunge und Sprache gehabt, so steht dafür in den ältern Bibeln des 15ten Jahrh., sie sey eines Lefzens oder Lepsens gewesen, und in dem zu Basel 1523 gedruckten neuen Testamente Lutheri wird Lippe als ein dort unverständliches Wort durch Leffze erkläret; hundert anderer Beyspiele zu geschweigen. In einigen obgleich wenigen Fällen wird es im Hochdeutschen auch figürlich gebraucht, wo das Wort Lippe nicht so gangbar ist. So wird das niedergedrückte schräge Feld zwischen dem Körper einer Orgel-

In verschiedenen biblischen Redensarten, z. E. von unbeschnittenen Lippen; von unreinen Lippen; die Frucht der Lippen; dies Volk ehret mich mit seinen Lippen, u. dgl. kann das Wort Lefzen gar nicht Statt finden.

Man darf also nur auf den Gebrauch Acht haben, so wird man wahrnehmen, daß zwar Lippe für Lefze, aber nicht allemahl Lefze für Lippe stehen kann, und das Wort Lefze in einem geringern und unedlern Verstande genommen werde.

Wenn die Rede auf etwas Gutes, Angenehmes oder Schönes geht, so braucht man allezeit das Wort Lippe. Man sagt: schöne Lippen, rothe blühende Lippen, süße Lipp n, holdselige Lippen, u dgl. In solchen Fällen, dünkt mich, werde man sich nicht des Wortes Lefzen bedienen.

Hingegen kann man beydes sagen: Dicke aufgeworfene Lippen, und auch dicke aufgeworfene Lefzen; herabhangende Lippen, und herabhangende Lefzen. Er hat eine Hasenscharte an der Lippe, welche ihn sehr verunstaltet, und auch: er hat eine Hasenscharte an der Lefze, welche ihn sehr verunstaltet. Die Mohren haben alle, dicke Lippen, und auch: sie haben alle dicke Lefzen. Ja ich glaube, daß man von den Thieren, gewöhnlicher und besser, das Wort Lefzen gebrauche. Ein Jagd-Hund muß herabhangende Lefzen haben. Die Lefzen sind dem Hunde geschwollen. Er ist in die Lefzen gebissen. Das Pferd hat einen Schaden an der Lefze, wodurch es am Fressen gehindert wird, u. dgl. De vulva muliebri utimur voce Lefzen. Labia vulvae, die Lefzen, nicht Lippen.

Pfeife und ihrem Fuße, über dem Ausschnitte die Ober-Lefze, das kleine Feld unter dem Ausschnitte aber die Unter-Lefze genannt. Ja, im Oberd. kommt es zuweilen von einem jeden Rande vor.

Bey dem Kero und Notker Lefsa, bey dem Willeram nur Lefsa, bey den schwäbischen Dichtern und spätern oberdeutschen Schriftstellern mit versetztem Zisch-Laute Lespe und Lesfe. Siehe Lippe.

Von den Lefzen der Pferde, siehe Maul der Pferde.

Lefzen Doublet, siehe Tiefer-Zunge.

Lefzen-Schnecke, siehe Schwimm-Schnecke.

Leg, (das) im Hüttenbaue, ein metallisches Gemenge aus Kupfer, Eisen und Arsenik, welches sich bey der Verarbeitung des Schwarz-Kupfers zwischen der Schlacke und dem Schwarz-Kupfer legt, und eben das ist, was bey der Bley-Arbeit die Speise genannt wird; das Kupfer-Leg. Siehe im LVI Th., S. 250, f. und 2 Lech, oben, S. 577.

Es wird von Vielen Leech oder Lech geschrieben und gesprochen, scheint aber von dem Zeit-Worte legen abzustammen, welches in vielen gemeinen Mund-Arten statt des offenen e gleichfalls ein geschlossenes hat.

Leg-Pfenninge nennen die Holländer die neuen Jettons oder Rechen-Pfennige, welche der königl. Finanz-Rath zu Brüssel allen General-Gouverneurs zum Neujahrs-Geschenk alljährlich zu überreichen pflegt, und welche mit Sinnbildern, Lobsprüchen und Vorstellungen ihrer rühmlichen Eigenschaften, Thaten und Verrichtungen ausgeziert sind.

Leg-Stadt, siehe Lege-Stadt.

Lega baſſa, wird, im Handel, das legirte ausgemünzte Silber genannt, und dem Argento fino entgegen gesetzt.

Legal, aus dem Lat. Legalis, recht- oder gesetz-mäßig, zu Recht beständig, wie es die Gesetze verlangen, was und wie es in den Rechten oder Gesetzen verordnet

und

und vorgeschrieben ist. Legalisiren, heißt z. B. das Instrument eines Notarius durch die Obrigkeit bestätigen lassen. Legalität, L. Legalitas, nennt man eines Richters Geschicklichkeit im Rechtsprechen, oder vielmehr dessen recht- und gesetzmäßiges Verfahren; sonst heißt es auch die Uebereinstimmung einer Handlung mit dem Gesetze, oder mit der in den Rechten vorgeschriebenen Weise. Dieselbe muß insonderheit bey Errichtung der Urkunden, Kauf-Briefe, Testamente, Ehestiftungen, u. dgl. beobachtet werden, wenn sie zu Recht bestehen und ihre Kraft haben sollen. Wenn im Proceß- und Rechts-Gange nicht legaliter, d. i. den Gesetzen und Rechten gemäß, verfahren wird, ist alles, was also geschehen ist, unkräftig und nichtig.

Legal-Besichtigung, Legal-Inspection, gerichtliche Besichtigung, Inspectio legalis, Sectio legalis. In peinlichen (Criminal-) Rechts-Sachen wird zwar auch zuweilen der Augenschein, Inspectio ocularis, als ein förmliches Beweis-Mittel, vom Ankläger oder inquirirenden Richter, oder auch vom Vertheidiger, gebraucht; vornehmlich aber kommt es hier vor, wenn der Richter sich desselben zur Berichtigung des Corporis delicti bedient. Viele Verbrechen sind zwar von der Art, daß sie keine sichtbare Spur hinter sich lassen, welche facti transeuntis genannt werden, und bey diesen muß der Richter sich begnügen, durch Geständniß, Zeugen-Aussagen und Vermuthungen, das Corpus delicti, so gut als möglich, zu berichtigen, und selbst bey Verbrechen, welche gewöhnlich eine sichtbare Spur hinter sich lassen, kann dieses zuweilen geschehen, z. B. bey Mord-Thaten, wenn der ermordete Leichnam verbrannt, den wilden Thieren vorgeworfen worden, oder schon längst verweset ist. Hingegen giebt es auch Verbrechen, welche eine sichtbare Spur nach sich lassen, aus welcher

man vernünftiger Weise schließen kann, daß ein Verbrechen begangen worden ist, welche daher Delicta facti permanentis genannt werden. So kann z. B. eine begangene Tödtung durch Besichtigung des Leichnames; ein begangenes Münz-Verbrechen, durch Besichtigung der verfälschten oder falschen Münze, der Model, Stämpel und anderer gefundenen Werkzeuge; ein begangenes Falsum, durch Besichtigung verfälschter Waren, falscher oder verfälschter Urkunden, unrichtiger Elle, Gewichtes und Maßes; eine Nothzucht, durch Untersuchung der an dem Leibe und der Kleidung der Genothzüchtigten befundenen Mißhandlungen; eine heimliche Geburt eines Kindes, durch eine von Kunstverständigen vorgenommene Untersuchung einer verdächtigen Weibsperson; ein gewaltsamer Diebstahl, durch Besichtigung der Thüren, Schlösser und anderer Theile des bestohlenen Hauses; auf gleiche Weise die gewaltsame Erbrechung eines Gefängnisses; eine Vergiftung, durch Besichtigung der vergifteten Person und Untersuchung des noch übrig gefundenen Giftes; ein Hochverrath, vermittelst Durchsuchung der Briefschaften einer verdächtigen Person; ein Feueranlegen, durch Besichtigung des Platzes, in welchem das Feuer aufgegangen ist, und der daselbst gefundenen, zum Feueranlegen brauchbaren Materien, u. s. f. erforscht und entdeckt werden. In allen solchen Fällen also, wo der Richter nur mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten kann, durch eine Besichtigung das Corpus delicti zu berichtigen, muß er, so schleunig als möglich, ohne Rücksicht auf Sonn- und Fest-Tage, (es müßte denn gar keine Gefahr bey dem Verzug seyn,) die Besichtigung vornehmen und veranstalten, nach Befinden das Haus, die Kleidung, die Briefschaften des Verdächtigen durchsuchen, den Platz des begangenen Verbrechens untersuchen, und, wenn besondere Kunst-Kenntnisse

nisse zur Besichtigung und Untersuchung nöthig sind, Kunst-Verständige zuziehen, als z. B. bey Besichtigung eines Leichnames, Aerzte und Wund-Aerzte; bey Besichtigung einer der heimlichen Geburt verdächtigen Person, Hebammen; bey Besichtigung eines gewaltsam bestohlenen Hauses, Schlösser und andere Handwerksleute; bey Besichtigung verdächtiger Münzen, Münz-Wardeine; und die Beschleunigung ist um so nöthiger, weil in den meisten Fällen durch Ablauf der Zeit, oder andere Zufälle, die sichtbaren Spuren des Verbrechens vertilget werden, oder wenigstens die Untersuchung beschwerlicher wird. Auch muß der Richter darin alle Vorsicht gebrauchen, daß er vor geschehener Besichtigung die zu besichtigende Sache wohl verwahren lasse, damit sie nicht durch zufällige oder vorsetzliche Verletzungen und Veränderungen in eine andere Lage oder Gestalt komme, in welcher vielleicht die Besichtigung nicht mehr möglich oder nicht mehr zuverlässig, oder vergeblich ist; damit z. B. ein Leichnam durch Hin- und Hertragen und Führen nicht verletzet, und sonst mißhandelt, damit nicht die gefundenen falschen Münzen mit andern verwechselt werden. Wenn aber auch dergleichen geschehen, wenn selbst ein Leichnam schon seit einiger Zeit begraben gewesen ist, so muß, dessen ungeachtet, die Legal-Besichtigung immer noch vorgenommen werden, wenn nur einige Hoffnung ist, dadurch etwas zu erforschen; sie wird auf öffentliche Kosten angestellt, welche aber am Ende der entdeckte Verbrecher wieder ersetzen muß; sie wird in der Regel von dem Criminal-Richter desjenigen Ortes, an welchen sich die Spuren des begangenen Verbrechens finden, angestellt; selbst alsdann, wenn bey einem andern Criminal-Richter der Criminal-Proceß angestellt worden, sogar wenn unter diesen beyden Richtern die Auslieferung der Verbrecher durch Verträge festge-

seßt ist. Willigt aber der Richter des Ortes ein, so kann die Besichtigung auch von dem fremden Richter, bey welchem die Inquisition anhängig ist, vorgenommen werden; wäre sie aber von einem ganz ungebührenden Richter angestellt worden, so ist sie nöthig, und muß, wo möglich, von dem gebührenden Richter wiederhohlt werden; ist aber die Competenz des Richters zweifelhaft und bestritten, so ist in der Regel die Besichtigung gültig. Ein Richter, welcher nur die Civil-, nicht aber die Criminal-Gerichtbarkeit hat, kann in der Regel die Legal-Inspection nicht vornehmen, es müßte denn große Gefahr auf dem Verzug haften, oder die Besichtigung in einer solchen Lage der Umstände vorgenommen werden, wo man noch gar nicht weis, ob ein Verbrechen begangen worden, wenn z. B. ein todter Körper gefunden worden ist, und man noch nicht weis, ob dieser Mensch natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben ist. Sie muß in jedem Falle von dem Richter, oder den besonders dazu erwählten Gerichts-Deputirten mit Zuziehung des Gerichts-Schreibers, vorgenommen werden; und Lezter muß über alles, was dabey vorgenommen und gefunden wird, ein genaues Protokoll führen.

In keinem Verbrechen ist diese Legal-Besichtigung so sehr nothwendig, als bey Tödtungen, sowohl überhaupt, als in besondern Gattungen, z. B. bey Kinder-Mord und Vergiftung, theils wegen Wichtigkeit der Verbrechen, theils weil der Fall immer möglich ist, daß derjenige, welcher geschlagen oder verwundet worden ist, oder Gift bekommen hat, nicht an den empfangenen Wunden, Schlägen oder Gift, sondern natürlichen Todes gestorben ist; daß ein todtgefundenes neugebornes Kind todt geboren, oder von einer natürlichen Ursache gestorben ist. Zwar enthalten die römischen Gesetze nach der Legal-Be-

sicht-

sichtigung bey Tödtungen nichts anders, als daß bey Tödtungen, welche bey Händeln mehrerer Personen vorgefallen sind, die Wunden betrachtet werden sollen, um durch Vergleichung derselben mit den Waffen, welche ein jeder getragen hat, den Thäter ausfindig zu machen; allein eine förmliche Legal-Besichtigung war dieses gewiß nicht. Die alten Deutschen begnügten sich damit, wenn auf eine Verwundung der Tod erfolgte. In den normännischen Gesetzen des 13ten Jahrh. finden sich entfernte Spuren einer Legal-Besichtigung. Nach sächsischen Rechten mußte der Leichnam vor Gericht gebracht werden; in der Folge begnügte man sich auch mit einer dem Leichnam abgehauenen, oder gar in Wachs nachgeformten Hand. Die Karolinische Halsgerichts-Ordnung (1) erfordert

(1) Das rechtliche Herkommen der gerichtlichen Besichtigung der Leichname, ist auf den 147 und 149sten Artikel der peinlichen Halsgerichts-Ordnung Kaiser Karl V. gegründet, deren Worte also lauten: „Item so eyner geschla„gen wirt, vnnd über etlich Zeit darnach stürb, also „das zweiffelich wer, ob er der geklagten streych halb „gestorben wer oder nit, inn solchen fellen mögen beyd „theyl (wie von weisung gesezt ist) kundschafft zur sach „dienstlich stellen, vnd sollen doch sonderlich die wund„ärzt der sach verstendig vnnd andere personen, die da „wissen, wie sich der gestorben nach dem schlägen vnd „rumor gehalten hat, zu zeugen gebraucht werden, „mit anzeygung wie lang der gestorben nach den strey„chen gelebt, vnd inn solchen vrtheylen, die vrtheyler „bei den rechtverstendigen, vnd an enden vnd orten „wie zu end diser ordnung angezeygt, rads pflegen.“

Ferner: „Und damit dann inn obgemelten fellen ge„bürlich ermessung vnd erkanntnuß solcher vnderschied„lichen Verwundung halb, nach der begrebnuß des „entleybten dester minder mangel sei, soll der Richter, „sampt zweyen schöffen dem gerichtschreiber vnd eynem „oder mer wundärzten (so man die gehaben vnd solchs „geschehen kan) die dann zuuor beeydigt werden sollen, „denselben todten körper vor der begrebnuß mit fleiß „besichtigen, vnd alle seine entpfangene wunden, schlag, „vnd wirg, wie der jedes funden vnnd ermessen wür„de, mit fleiß mercken vnd verzeychen lassen.“

zwar eine Legal-Besichtigung; allein, nach der richtigern Meinung geht diese Verordnung, wie die des römischen Rechts, bloß auf die bey Händeln mehrerer Personen vorgefallenen Tödtungen; und es ist daher die Meinung mehrerer Rechtsgelehrten allerdings gegründet, daß die Nothwendigkeit der Legal-Besichtigung bey Tödtungen aus allgemeinen Gesetzen nicht erweislich sey. Nach der Praxis und Gewohnheit von Deutschland aber wird dieselbe für nothwendig gehalten, wenn nur der getödtete Körper noch vorhanden, und also eine Besichtigung möglich ist; im Fall aber, wenn der Leichnam nicht mehr vorhanden ist, muß der Richter sich bemühen, durch Zeugen-Aussagen, Geständnisse und Vermuthungen ein sogenanntes präsumtives Corpus delicti aufzustellen. Eine bestrittene Frage ist es besonders, ob auch alsdann die Legal-Inspection nothwendig sey, wenn jemand sogleich auf der Stelle auf die empfangenen Wunden und Schläge gestorben ist, so, daß kein vernünftiger Zweifel darüber entstehen kann, daß die Wunden und Schläge die Ursache seines Todes gewesen seyn? Der Richter muß allerdings auch in diesem Falle die Legal-Inspection nicht unterlassen, um alle mögliche Einwendungen abzuschneiden; wenn z. B. der Vertheidiger behaupten will, daß der Verstorbene vom Schrecken einen Schlagfluß bekommen, oder daß er durch einen ungefähren Fall auf einen Stein sein Leben verloren habe. Man hat auch Beyspiele, daß eine verborgene Krankheit oder Fehler des Körpers solche Personen eben zu der Zeit, da sie eine tödtliche Wunde bekamen, ihres Lebens beraubet hat; oder es kann auch ein Mensch an einem gefährlichen Theile einen Schlag mit einem Stocke oder einem andern Instrumente bekommen haben, so, daß sich stark vermuthen ließ, er sey so plötzlich daran gestorben, und bey der Leichen-Besichtigung doch eine andere und wahrere

rere Ursache seines Todes gefunden werden. Allein, wenn auch in diesem Falle die Legal-Inspection wirklich unterlassen worden wäre, so muß doch das Corpus delicti für richtig angenommen werden, so lange eine andere Ursache des Todes nicht mit Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann.

Zu denen Rechtsgelehrten, welche in dem Falle, wenn der Verwundete schnell gestorben ist, die Nothwendigkeit der gerichtlichen Besichtigung läugnen, weil zu vermuthen sey, der Erblichene wäre an seiner Wunde gestorben, gehören Brunnemann, Oldekop, Menoch und Mascard (2), welche man sämmtlich bey Stryck (3) antrifft; ihren Irrthum aber beweisen Bohn (4) und Valentyn (5).

Bey

(2) S. 105, nach Hrn. Kanzler Koch in Giessen Hand-Ausgabe.

(3) De iure sensuum, diss. 1, c. 3, n. 23. Noch mehrere findet man bey Bohn, de offic. med. P. 2, c. 4, p. 587.

(4) Nolo equidem dogmata et sententias tantorum Virorum in dubium vocare, eo ipso tamen, dum, qui ab illata plaga breui moritur, quamvis non per errorem in diaeta aut Chirurgi incuriam aut imperitiam decedat, aliquando tamen mox a vulnere inflicto (*non propter vulnus*) per morbum quendam latentem, si huius terminus ultimus seu mortalis forte fortuna cum tempore illius coincidat, aut hoc brevi post excipiat, obire valet: praesumtioni, a repentina morte petitae, soli in causa eiusmodi ardua inniti, nimis durum videtur, cum mens provida semper dubia maneat, annon in praesente cadavere eiusmodi mortis, quam immò, aetiologia concipienda sit? Ne alios casus huc referam, v. g. si ascitius vulneratus aquam confertim nimis et cum anima profundat, aut apostema internum ad exitium vsque sauciati subitaneum perforetur; vtpote qualia vulnera an lethalibus adscribenda sint, olim et nunc ambigo. Ad minimum inspectio cadaveris lethalitatem ac non lethalitatem vulneris, qualem ex aliis phaenomenis coniicimus, confirmabit, aut dubiam reddet; vel in tantum saltem, quod nihil aut aliquid vitii mortiferi praeter vulnus reperiatur: etiam in eiusmodi casibus, vbi non ipsius laesionis formalitas cernitur, quam effectus seu symptomata graviora lethalitatem concludere faciunt, v. g. in diaphragmatis concussione suffocatoria et com-

Bey dieser Legal-Inspection erfordern die Rechts-Gelehrten, nach Vorschrift des Art. 149 der Karolinischen Halsgerichts-Ordnung, mehrere Formalitäten, von welchen Folgendes vorzüglich zu bemerken ist. Der Richter muß sich zwar sorgfältig angelegen seyn lassen, sie alle auf das genaueste zu beobachten; wenn er aber die eine oder andere Formalität ausser Acht gelassen hat, so ist deswegen nicht immer die ganze Legal-Inspection ungültig, oder von aller rechtlichen Glaubwürdigkeit entblößt, sondern es ist zu unterscheiden: ob die unterlassene Formalität eine solche war, welche nothwendig ist, um dem bey der Legal-Inspection Befundenen Glaubwürdigkeit zu verschaffen, wenn z. B. keine Aerzte und Wund-Aerzte zugezogen, oder dieselben nicht vereidet worden sind; oder ob die unterlassene Formalität auf die Glaubwürdigkeit des bey der Legal-Inspection Befundenen keinen Einfluß habe, als z. B. wenn die Gegenwart des Rich-

commotione cerebri, sine vaforum huius sensibili ruptura, cum sensuum nihilomnius omnium ac motus vitalis praecipiti prostratione. Immo nobilissimus *Strykius* (de iure sens. L. 2, c. 2.) ex sententia C. C. C. artic. 149. accuratissimam cadaveris inspectionem urget, sectione adornandam, quae cetiores reddat Medicos, quale de lethalitate ferre debeant iudicium, oculis exhibens, quodnam interaneorum et quomodo laesum? *Bohn*, l. c. p. 588.

(5) In seinen *Pandect. med. legal. P. alt. Introd. thes.* 8, erzählt er den Fall, daß einer den andern mit vorstehendem Daumen auf die Brust stieß, und der Gestoßene gleich todt niederfiel. Es wäre ungereimt, diesen Tod dem Stoße des Daumens zu zuschreiben; aber bey der Section fand man ein Brust-Geschwür, welches schon Jahre lang mußte im Leibe des Gestorbenen gewesen seyn, und durch diesen Stoß geplatzt war.

Nach eb. Dems. a. ang. O., S. 36, starb ein altes Weib schnell nach einem empfangenen Peitschen-Hiebe. Man öffnete sie, und fand, daß sie am Schlagflusse gestorben war; und das Collegium der Aerzte zu Augsburg suchte mit Recht in diesem, und nicht in jenem, die Ursache des Todes.

Richters oder der Schöppen abgeht. Im ersten Falle ist die Besichtigung ganz ungültig, oder verliert wenigstens einen Grad ihrer Glaubwürdigkeit; im andern Falle aber bleibt sie immer noch gültig und glaubwürdig, indem jene Formalitäten in keinem Gesetze bey Strafe der Nichtigkeit vorgeschrieben sind. Die in der Praxis aufgestellten Erfordernisse der Legal=Inspection sind folgende:

1. Sie muß auf Veranstaltung und unter Autorität des Richters vorgenommen werden; würde sie also der Arzt oder Wundarzt für sich allein unternehmen, so würde sie viel von ihrer Glaubwürdigkeit verlieren.

2. Sie muß durch Kunstverständige geschehen, und zwar nach dem Ausdrucke der Karolin. Halsgerichts=Ordnung, durch einen oder mehr Wund=Aerzte, so man die haben, und solches geschehen kann. Dieses Gesetz erfordert also nicht Aerzte, sondern Wundärzte, weil man an jenen damahls noch großen Mangel hatte, sie allein mit innerlichen Curen, nicht aber mit der Anatomie oder Chirurgie sich abgaben, und das Zerschneiden der Leichname allein den Wundärzten überlassen wurde (6). Von jener wört=

(6) Die peinliche Halsgerichts=Ordnung gedenkt nur der Wund=Aerzte nahmentlich, weil, zur Zeit ihrer Entwerfung, die Aerzte sich keine blutige Finger machen durften; denn in jenen Zeiten waren sie allen Kloster=Regeln der Ordens=Geistlichen unterworfen, mußten im ehelosen Stande leben, und man glaubt im Corpore iuris canonici ein Gesetz zu haben, welches ihnen untersagte, mit blutigen Dingen umzugehen. Hieraus entstand vor 200 Jahren ein heftiger Streit unter den französischen Aerzten und Wundärzten, der damit seinen Anfang nahm, daß *Charles Etienne*, ein Arzt, und *de la Riviere*, ein Wundarzt, sich darum stritten, daß jeder von ihnen verlangte, bey vorkommenden Gelegenheiten das anatomische Messer allein zu führen. Man schlichtete den Streit endlich in den Ausdrücken: die Figur gehöre dem Wundarzte, aber der Text oder die Auslegung derselben dem Arzte. Noch in unsern Zeiten ist es gesetz=

mäßig,

wörtlichen Verordnung des Gesetzes ist man daher in der heutigen Praxis ganz abgegangen, weil heut zu Tage Anatomie und Chirurgie als Theile der Arzeney-Wissenschaft angesehen werden, deren Kenntniß man von jedem Arzte erwartet, und dagegen der Wund-Aerzte, welche ihre Kunst wissenschaftlich erlernt haben, und welchen man die nöthige Kenntnisse zutrauen kann, nicht sehr viele sind. Es wird daher, nach der Praxis, zur Legal-Inspection gemeiniglich ein graduirter und geschworner Arzt (7), und ein Wund-Arzt

mäßig, daß der Arzt einen Wundarzt bey sich haben muß, der die Leichen-Oeffnung vornimmt, und demonstrirt. Daher auch die französischen Wundärzte, die Aerzte ihrer Nation sehr von der Höhe herab zuweilen ansehen. Weil sich aber in der Folge zuweilen eräugnete, daß man nicht immer Wundärzte haben konnte, welche dem Geschäfte der Leichen-Oeffnung und den Obductionen gewachsen waren, so that man auch in Frankreich, wie anderswo, die Aerzte hinzu, ohne sie bloße Zuschauer seyn zu lassen, und ihre Aufsätze mußten gemeinschaftlich abgefasset und unterzeichnet werden.

(7) Ein solcher Arzt muß ein rechtmäßiger Doctor der Arzeney-Wissenschaft (legitime promotus), und zugleich Physikus, entweder im Orte, oder in dem Kreise, seyn. Beydes ist weislich angeordnet, damit den Sachwaltern die Ausflucht benommen werde, zu sagen, der Arzt sey nur ein Bullen-Doctor (Doctor bullatus) und kein rechtmäßiger gewesen. Auch kann, ohne dem Gesetze zu nahe zu treten, eine mehrere Anzahl von Aerzten bey der Legal Besichtigung zugegen seyn. Wo eine Universität ist, wird auch der öffentliche Lehrer der Anatomie dazu gezogen. Immer mehr werden die Creaturen der Pfalz-Grafen, nähmlich die Doctores bullati, in solchen Fällen verworfen, da jene öfters die Pflicht, keinem das Diplom zu ertheilen, der nicht von einer Facultät dazu geprüft worden ist, ausser Augen setzen; und wenn sie dies auch nicht thun, haben ihre Doctoren doch in gerichtlichen Handlungen kein vollgültiges Gepräge. Ausser denen aber, welche auf einer deutschen Universität den Gradum angenommen haben, sind auch die auf niederländischen Universitäten promovirten gültig. Es kann zwar der Fall eintreten, daß ein graduirter Arzt in der Anatomie sehr unwissend, und ein Nicht-Arzt darin sehr erfahren ist; indessen wird von Ersterm immer vermuthet, er habe seinen rechtmäßigen akademischen Cursus gemacht, und es habe ihm nicht an Gelegenheit, das Nöthige zu lernen, gefehlt.

Arzt (8), genommen; und wenn Lezterer seine Kunst nicht wissenschaftlich erlernt hat, ist er in der Haupt-Sache nur der Handlanger des Arztes. Wenn es übrigens an brauchbaren Männern fehlt, so ist kein Zweifel, daß auch die von Einem Arzte, oder Einem Wundarzte, vorgenommene Legal-Inspection gültig sey; kann man aber von jeder Classe einen haben, so thut der Richter immer besser daran, wenn er beyde gebraucht, obgleich sich nicht behaupten läßt, daß die Legal-Inspection ungültig sey, wenn der Richter nur Einen Kunstverständigen gebraucht hat, indem die Glaubwürdigkeit derselben nicht auf der Anzahl, sondern auf dem Eide und der Geschicklichkeit der Kunst-Verständigen beruhet; auch ist eine Competenz des Arztes oder Wundarztes nicht erforderlich, sondern der Richter kann in der Regel wählen, welchen er will, ohne an den, welcher ihm der nächste ist, gebunden zu seyn, damit nicht der Arzt oder Wundarzt, welche den Verstorbenen in der Cur gehabt haben, ihr Visum repertum und Gutachten so einrichten, daß sie dadurch alle Schuld von sich entfernen. Damit sie nicht in dieser Rücksicht unrichtige Dinge angeben, oder unrichtig urtheilen, so haben Viele dafür gehalten, daß der Arzt oder Wundarzt, welche den Verstorbenen in der Cur gehabt haben, zur Legal-Besichtigung nicht zu zulassen seyn. Indessen, wenn sie auch die Legal-Besichtigung vorgenommen haben, wird sie immer

(8) Den Wundärzten allein, geben die Rechte keinen Glauben. S. *Ludovici* Comm. ad C. C. C. art. 147. Einem Arzte wird mehr in solchen Sachen geglaubt, als zehn oder zwanzig Nicht-Aerzten. S. *Carpzov.* Prax. crimin. P. 1, qu. 26, n. 43. Auch die bloßen Bartscherer und die Apotheker werden zu diesen gerichtlichen Handlungen so wenig zugelassen, als die Bader. S. *Stryk* de iure fenf. diff. 1. c. 2, n. 20. Hauptsächlich macht die graduirten Aerzte ihr Doctor-Eid so vorzüglich gültig. S. *Welsch* de renunc. vuln. lethal. und Zittmann Med. forens. c. 2, cas. 34 und 61.

immer gültig seyn, so lange nicht bewiesen wird, daß ihr Bericht und Gutachten aus den bemerkten Gründen unrichtig oder verdächtig sey; ja, sie sind um so weniger von der Besichtigung zu entfernen, weil sie wegen der Cur des Verstorbenen vielleicht manches erklären können, was andern noch dunkel ist (9); und es wird immer der Vorsicht gemäßer seyn, nebst ihnen noch einen dritten Arzt oder Wundarzt zu zuziehen, als sie auszuschließen.

3. Die Aerzte und Wundärzte müssen besonders auf die Legal-Besichtigung vereidet seyn; ohne dieses hat die Legal-Besichtigung keine rechtliche Glaubwürdigkeit, wenn gleich dieselben an Eides Statt angelobet hätten; wenn aber der Arzt oder Wundarzt bey Antritt seines Amtes, z. B. als Stadt-, oder Land- und Kreis-Physikus, überhaupt darauf vereidet worden ist, alle ihm aufgetragene Legal-Besichtigungen mit Sorgfalt und Treue vorzunehmen, so hat er in folgenden einzelnen Fällen, in welchen ihm eine Legal-Besichtigung aufgetragen wird, immer rechtlichen Glauben, ohne daß für jeden Fall wieder eine besondere Vereidung nöthig wäre; er müßte denn ausser dem Districte, in welchem er als Arzt oder Wundarzt angenommen ist, eine solche verrichten. Der bey der akademischen Promotion geschworne Doctorat-

(9) Den Satz, daß der Arzt, der einen Verwundeten in der Cur gehabt hat, bey der gerichtlichen Besichtigung desselben nicht auszuschließen sey, hat Heister, im J. 1741, in einer eigenen Dissertation, de Medico vulneratum curante a sectione cadaveris non excludendo, mit guten Gründen vertheidigt. Es ist auch ganz natürlich, daß dieser am besten beurtheilen und angeben kann: wie Umstände, die vor der Besichtigung sich gefunden haben, mit solchen, die sich bey der Besichtigung zeigen, übereinstimmen oder nicht. Ein Arzt kann z. B. einem venerischen Kranken Einschnitte an den Leisten gemacht haben; wie kann man, ohne sein Zeugniß, bey der Section wissen, ob es diese sind, oder ob sie von einer beygebrachten Wunde herrühren?

ctorat-Eid ist nur alsdann hinreichend, wenn er besonders und ausdrücklich auf getreue und genaue Verrichtung der Legal-Besichtigung gerichtet ist. Wenn ein unvereideter Arzt sie vorgenommen hat, so wird er zwar zugelassen, daß er nachher sein Visum repertum und Gutachten mit einem Eide bestärke; allein, sein Bericht und Gutachten hat alsdann nicht so vielen Glauben, als wenn er vorher vereidet worden wäre, weil er nun immer einigen Verdacht wider sich hat, daß er wegen des nachfolgenden Eides seine vorige Aussage nicht zurück nehmen werde (10). Der vereidete Arzt und Wundarzt müssen sodann

4. den Leichnam nicht allein von aussen, sondern auch, besonders in Rücksicht auf natürliche Ursachen des Todes, von innen genau besichtigen, besonders die verletzten Theile desselben, die Größe, die Weite, die Tiefe, die Stelle und Anzahl der Wunden, die Schläge, Sugillationen, verletzte Knochen, u. s. w. aufs genaueste untersuchen, bey Vergiftungen besonders diejenigen Theile, welche durch das Gift am leichtesten angegriffen werden, als: Schlund und Magen,

(10) Der Gebrauch, die Aerzte zu einem jeden solchen Actus aufs neue zu vereiden, ist heut zu Tage nicht mehr; denn der Physikus ist schon bey der Einführung in sein Amt vereidet worden; und einer, der nicht Physikus ist, kann eben so wohl des Eides überhoben werden, wenn er ein rechtmäßig promovirter Arzt ist. Andere Zeugen aber werden nicht zugelassen, ohne daß ihnen der Eid auferlegt wird.

Daß der Gebrauch, die Aerzte zu einer jeden Legal-Inspection aufs neue zu vereiden, unnöthig war, bewies Teichmeyer aus *Classen.* und *Ludovici* Not. ad C. C. C. art. 147. 149. *Brunnemann* Proceſſ. de teſtibus, c. 20, n. 93. *Carpzov.* l. c. n. 40. *Stryk*, l. c. n. 30. Mit Recht sagt übrigens Bohn, l. c. p. 444, daß dies nur von erfahrnen Aerzten und Wundärzten gelte. Natürlicher Weise ist einem Unwissenden und Unerfahrnen in solchen Sachen nicht zu glauben, wenn er auch hundert Eide abgelegt hätte. Denn der Eid macht weder den Dummen klug, noch den Unwissenden gelehrt; und was man falsch oder irrig sieht, kann dadurch nicht wahr werden.

gen, genau besichtigen, und die im Magen gefundene Gift-Materie untersuchen; bey Kinder-Morden ihr Augenmerk nicht nur auf Erforschung der Todes Art des Kindes, sondern auch darauf, ob das Kind gelebt habe, richten, u. s. f.; alles, was sie gefunden haben, müssen sie in dem so genannten Visum repertum, oder im Sections-Bericht, aufs genaueste beschreiben, und diesem ihr Gutachten beyfügen, in welchem sie ihre Meinung von der Tödlichkeit der Wunde, von der Todes-Art des Verstorbenen, von dem Leben eines neugebornen Kindes, u. s. w. eröffnen.

Ehe eine gerichtliche Besichtigung und Section vorgenommen wird, muß vorher die Schicklichkeit der Zeit untersuchet werden; denn es kann Fälle geben, wo sie zu früh, und wieder andere, wo sie zu spät geschieht. Bey Verwundeten kann die Untersuchung sehr bald nach dem Tode angestellet werden; denn wenn die Fäulniß schon vorhanden ist, so verändert sie die Gestalt und Verwundung des Todten, und der Arzt kann kein genaues Urtheil über die Tödlichkeit der Wunde fällen; überdies ist unter solchen Umständen dieses Geschäft äusserst beschwerlich, und kann für die Gesundheit des Arztes, oder der übrigen Anwesenden, schädliche Folgen haben. Indessen kann es doch gewisse Fälle geben, wo ein schon begrabener Leichnam wieder heraus genommen und untersucht wird, z. B. um zerschlagene Knochen, zumahl am Kopfe, zu besichtigen. Ferner ist ein zu dieser Verrichtung tauglicher Platz zu wählen; dieser muß hell genug seyn; wenn es möglich ist, lieber in freyer Luft, als in einem verschlossenen Zimmer; auch ist es gut, wenn kein großer Zulauf von größtentheils müßigen und vorwitzigen Zuschauern sich dabey einfindet. Auch können und müssen noch verschiedene Umstände, ehe man zum Haupt-Geschäfte schreitet, untersucht werden; dahin gehören: der Nahme und das Alter des

Ge-

Getödteten, seine natürliche und ausserordentliche Leibes-Beschaffenheit vor oder nach der Verwundung; die Waffen, mit welchen er verwundet worden ist; die Heftigkeit des Stoßes, oder Schlages, wie auch die Stellung des Körpers zur Zeit der Verwundung; ferner, die Diät vor und nach der Verwundung; die Cur-Art und Beflissenheit der Wundärzte und der Aerzte, die den Entleibten in der Cur gehabt haben; und endlich ist auch noch die Zeit, wann der zu Besichtigende gestorben ist, wohl zu erforschen. Um Zweifel zu vermeiden, ist es gut, wenn der Arzt dafür sorgt, daß der Wundarzt nicht eher anfängt, zu besichtigen, und noch weniger zu zerlegen, als bis er selbst dabey ist; und niemahls muß vor der Section mit irgend einem Instrumente geforschet werden, wie tief eine Wunde sey, damit nicht neue Wunden entstehen, die vorhin noch nicht da waren; hingegen wäre es unvorsichtig, wenn man unterließe, die Wunde mit dem Instrumente, das sie gemacht hat, zu vergleichen.

Hierauf kann zur Besichtigung selbst geschritten werden. Soll aber diese von gehörigem Nutzen seyn, so ist, wie ich bereits erinnert habe, eine bloße Betrachtung der äusserlichen Theile und Sondirung der Wunde nicht hinlänglich, sondern es wird auch noch eine nach den Regeln der anatomischen Wissenschaft eingerichtete Section erfordert. Zuförderst muß der verwundete Theil geöffnet, untersucht, ausgespühlt, mit Schwämmen gereiniget, den Gerichts-Personen gezeiget, und dann sogleich niedergeschrieben werden, wie man denselben befunden hat. Es ist aber nicht genug, hierbey es bewenden zu lassen, sondern es müssen auch die übrigen Höhlen des Körpers zerleget und geöffnet werden, weil man nicht immer wissen kann, ob der Verwundete an der Wunde, oder an einer andern verborgenen Krankheit, gestorben ist. Auch hier

muß der Arzt von Stück zu Stück bemerken, was er wahrgenommen hat, und es sogleich von dem Actuario niederschreiben lassen. Man bediene sich übrigens keiner unschicklichen, d. h. keiner andern als anatomischen Messer und übriger Instrumente.

Mit welcher Genauigkeit ein Arzt bey der Besichtigung eines verwundeten Leichnames, und besonders der Höhlen desselben, zu verfahren habe, lehrt Hr. v. Haller, im 2 B. seiner Vorlesungen über die gerichtliche Arzeneywissenschaft, Cap. 21, der deutschen Uebersetz. des ungedruckten Originales (Bern, 1784, 8.); und die nöthigen Instrumente giebt Plenk, in seinen Anfangsgr. der gerichtl. Arzney- und Wundarzneykunst, nach der v. Wasserbergischen Uebersetzung, (Wien, 1782, 8.) S. 15, f. an.

Die zur gerichtlichen Leichen-Oeffnung nöthigen Instrumente, giebt Lezterer also an: Ein Scheer-Messer; 2 größere Bistouris; 3 kleinere Bistouris; 2 zweyschneidige Bistouris; eine gerade Schere; eine krumme Schere; 2 Korn-Zängechen; 2 Häkchen, ein einfaches und ein doppeltes; ein Rohr mit einem Schließhahn und 3 kleinen Röhrchen; 2 Sonden; 2 gefurchte Sonden; eine Bogen-Säge mit Blättern; ein Instrument, die Hirnschale in die Höhe zu heben; ein Ablöser der harten Hirnhaut; ein Messer zum Zerschneiden des Gehirnes; 2 Meißel; ein Hammer; eine Sprütze zum Einsprützen; 2 große und gerade Nadeln; 2 große und krumme Nadeln, den Leib zusammen zu nähen; eine dünne schwarze Seiden-Schnur. Haller giebt noch Schwämme zum Abwaschen, und eine genugsame Menge reinen Wassers, an.

Bey der Section muß genug Licht seyn. Die Besichtigung muß langsam geschehen, und nach jeder Operation muß der Gerichts-Schreiber erinnert werden, auch hin zu sehen. Vor allen Dingen muß der Leichnam abgewaschen werden; man muß ferner zusehen, ob eine Blut-Ergießung, ein blauer Fleck, u. d. gl. vorhanden ist, denn alle diese Data sind von der größten Wichtigkeit, weil sie öfters Anleitung geben, den Verletzungen der innern Theile genauer nachzuforschen, auch Verdacht auf Bein-Brüche u. d. gl. erwecken. Ferner muß man auch auf innere und äussere Geschwulsten, auf Brüche und andere

solche Leibes-Gebrechen, Achtung geben. Ist eine Wunde vorhanden, so muß sie nach ihrer Lage, Ausmessung und Richtung genau beschrieben werden, besonders wenn es eine Kopf-Wunde ist. Ist die Wunde eine Bauch-Wunde, so müssen alle Theile, durch welche sie hindurchgeht, genannt werden. Man fängt in diesem Falle mit der Haut an, nennt hierauf den verwundeten Muskel, und beschreibt genau den Theil desselben, worin die Wunde sich befindet. Man sagt z. B. die Wunde sey durch den oder jenen Theil des quer aufsteigenden Bauch-Muskels und des Quer-Muskels (obliquus ascendens und transversalis) gegangen, u. s. w. Hierauf legt man alles noch einmahl dem Gerichts-Schreiber zur Einsicht vor. Hernach öffnet man das Darm-Fell (Peritonaeum). Da die Wunden entweder gleich fortlaufend (aequalia), oder keilförmig zusammenstoßend (conice convergentia), sind, so kann man davon die Muthmaßung auf die Art des Instrumentes, womit dieselbe beygebracht worden ist, hernehmen, und auf diese Art den Thäter auch noch entdecken, wenn das Corpus delicti schon verscharret war. Kann man das Werkzeug der Verwundung selbst zur Hand bekommen, so muß es gleichfalls genau betrachtet und beschrieben werden. Wenn nun das Darm-Fell gleichfalls geöffnet, und der Unterleib offen hingelegt ist, muß man auf alles sorgfältig Acht geben, und auch das ergossene Blut, wenn solches zugegen ist, nicht vergessen in das Protokoll zu bringen. Zuweilen finden sich Nahrungs-Mittel oder Unrath im Unter-Leibe, und da muß untersuchet werden, ob beydes durch die Wunde eingedrungen ist, oder nicht. Schon die Direction der Wunde kann oft lehren, was für ein Eingeweide möchte verwundet worden seyn. Ist ein solches verletzt, so muß man alles daran genau bemerken. Ist es z. B. die Leber, so muß man untersuchen, ob die Wunde in ihrem convexen, oder in ihrem hohlen Theile, ob sie in der Gegend der Pfort-Ader, ob sie zugleich der Gallen-Blase beygebracht worden, da dies leztere äusserst tödlich ist. So muß ebenfalls, wenn die Verwundung zum Magen eingedrungen ist, Acht gegeben werden, ob eine Entzündung, eine Blut-Ergießung vorhanden, ob die Wunde einfach, oder ob sie durch und durch gegangen ist, und an welchem Theile des Magens man dieselbe gefunden hat. Gleichfalls ist nöthig zu

untersuchen und anzumerken, wenn die Wunde durch das Zwerch-Fell in die Brust-Höhle gegangen ist, ob sie durch den rechten oder linken Fortsatz desselben ꝛc. ging. Bey Verwundungen eines Darmes muß vor allen Dingen bemerket werden, ob er zu den dünnen oder dicken Därmen gehört; denn die Verwundungen von jenen sind gefährlicher. Ist es ein dicker Darm, so muß der Theil bestimmet werden, ob es das rechte oder linke Colon, oder das querliegende (transversum), ist; denn an lezterm ist die Wunde auch gefährlicher. Gleichfalls, ob das Nerven-Geflechte im Innern des Beckens (Plexus iliacus) verwundet worden, weil da die Tödlichkeit der Wunde größer ist. Bey den dünnen Därmen muß angegeben werden, ob die Wunde an den Anfang des Leer-Darmes (ieiunum), wo inwendig Klappen (valvulae), viele Blutgefäße, und kleine Drüsen sind; oder, ob sie sich nahe bey dem Colon befindet, und keine Klappen, aber viele Drüsen, sind. Um dieses alles besser zu erforschen, muß man den verwundeten Theil heraus nehmen, in Wasser legen, und wohl abwaschen. Ist die Urin-Blase verwundet, so muß man untersuchen, ob ein Harn-Gang verletzt ist; denn auch dieses ist sehr gefährlich. Man hat Verdacht auf einen verletzten Harn-Gang, wenn sich in dessen Gegend viel ergossener Urin, und an einer gesunden Stelle desselben eine Entzündung findet. Ferner gehören unter die gefährlichen Verletzungen im Unter-Leibe: 1) alle Wunden der größern Blut-Gefäße der Leber, der Hohl-Ader, der Leber-Schlagader, des gemeinschaftlichen Gallen-Ganges; 2) am Magen die Wunden der linken Kranz-Schlag-Adern, und der Schlag-Adern die das Netz mit dem Magen gemein hat (gastro-epiploicae); 3) die Wunden der Hohl-Ader allein; 4) der Nieren-Arterie und Vene; 5) des Milchsaft-Ganges (Ductus thoracicus); denn wenn dieser gleich ein kleiner Theil ist, so kann der Zergliederer doch dessen Verwundung leicht aus der Direction der Wunde selbst erkennen, wenn dieselbe nähmlich durch den rechten Fortsatz vom Zwerch-Fell bis zu den Lenden-Wirbeln hinab gedrungen ist, als in welchem Falle von dieser Verwundung kein Zweifel bleibt.

Bey einer Kopf-Wunde muß man Achtung geben: 1) auf ihre äussere Direction, auf die Geschwulst, auf die Blut-Ergießung und Sugillation; 2) muß bloß die Haut

abge-

abgelöset werden, damit man zeigen kann, was dem Stirn-Muskel wiederfahren ist; 3) nachdem auch dieser weggenommen worden, was der Bein-Haut des Schedels (pericranium) durch Quetschungen, Bisse, u. s. w. geschehen ist; 4) muß man diese von den Knochen abschaben, und sehen, ob am Schedel ein Ritz sich findet oder nicht, und ist einer vorhanden, so muß seine ganze Direction genau beschrieben, auch angemerket werden, ob sich ein Hirnschalen-Bruch, eine Bein-Fäule, u. d. gl. hat finden lassen. In der Ungewißheit, ob nicht mehrere Kopf-Wunden vorhanden sind, muß man 5) die ganze Kopf-Schwarte wegnehmen; alsdann 6) mit der Kopf-Säge den Schedel öffnen, aber langsam und mit Verhütung einer Verletzung des Gehirnes. Wenn man nun 7) die harte Hirn-Haut sieht, so ist zu untersuchen, ob sie ganz, oder zerrissen, oder mit Blut oder Eiter unterlaufen ist, und noch aufmerksamer muß man auf alles dieses bey der weichen Hirn-Haut seyn. Nach diesem werden 8) die zwey Hälften des Gehirnes (hemisphaeria cerebri) aus einander gebracht, und 9) die Hirn-Kammern geöffnet, wobey man untersucht, ob Eiter, oder Wasser, oder ausgetretenes Blut, darin enthalten ist; sodann 10) wird das Gehirn heraus genommen, und auf der Grundfläche des Hirnschedels nachgesehen, ob auch da Blut, oder Eiter, u. dgl., ergossen ist, weil diese Umstände das meiste zur Tödlichkeit beytragen.

Ist eine Wunde in der Brust-Höhle zu untersuchen, so muß 1) die Haut weggenommen, 2) der große Brust-Muskel abgelöset, 3) der kleinere abgesondert, 4) die Rippen-Muskeln (intercostales) aufgeschnitten, und wohl angemerket werden, durch welche von diesen Theilen die Wunde durchgedrungen ist. Sodann wird 5) die Brust-Höhle selbst geöffnet, und zwar durch Ablösung des Brust-Beines und der Schlüssel-Beine, damit man in die ganze Brust-Höhle hinein schauen könne. Man muß aber 6) bey dieser Oeffnung sich so verhalten, daß die Wunde in ihrer gleichen Lage bleibe, und man derselben weiter nachgehen könne. Es muß 7) bestimmet werden, was für ein Eingeweide in der Brust-Höhle verletzt worden ist. Sind es die Lungen, ob es die rechte oder die linke, ob es ein Lungen-Flügel, ob es die Lungen-Arterie oder Vene, ob es der Herzbeutel, ob es die Rippen-Arterie

oder die Brust-Arterie (mammaria) ist, ob ausgetretenes Blut in der Brust-Höhle gefunden worden ist, u. s. w.

Nach der Karolinischen Halsgerichts-Ordnung, wird bey der Legal-Besichtigung, die Gegenwart des Richters, zweyer Schöppen und des Gerichts-Schreibers erfordert, so wie diese Anzahl Personen meistens zu den Zwischen-Handlungen des Criminal-Gerichtes vorgeschrieben ist. Doch ist, z. B. bey den Patrimonial-Gerichten der Edelleute, welche gemeiniglich keine Schöppen haben, oder bey denjenigen, welchen von den Regenten in einer Criminal-Sache die Commission übertragen worden ist, die Besichtigung gültig, wenn der Gerichts-Halter oder Commissarius ohne Schöppen gegenwärtig ist; der Gerichts-Schreiber aber ist bey dem Actu unentbehrlich, damit er alles, was dabey vorgegangen und gefunden worden ist, genau in sein Protokoll aufzeichne; auch muß derselbe, wie sonst, vereidet seyn, und weder der Richter, noch ein Schöppe, noch der Arzt oder Wundarzt, können seine Stelle versehen. So gewiß es aber ist, daß der Richter und zwey Schöppen bey der Legal-Inspection gegenwärtig seyn sollen, damit sie die Wunden einsehen, über die Wahrheit des Berichtes urtheilen, den Arzt und Wundarzt beobachten, und nöthigenfalls ihrer Pflichten erinnern können, damit überhaupt diese wegen der Gegenwart des Richters desto genauer verfahren: so ist doch ausser Zweifel, daß die von vereideten Aerzten und Wundärzten unter der Autorität des Richters vorgenommene Legal-Inspection, wenn gleich kein Richter oder Schöppe zugegen war, gültig und glaubwürdig sey, und selbst zur Erkennung der ordentlichen Strafe hinreichend seyn könne, indem die Glaubwürdigkeit der Inspection mehr von dem Eide und der Geschicklichkeit der Besichtigenden, als von allen übrigen Formalitäten, abhängt, der Richter und die Schöppen ohnedies selten

ten die Wunden ansehen, wenigstens nicht darüber zu urtheilen im Stande sind, sondern sich doch auf die Treue der Aerzte und Wundärzte verlassen müssen, und wenn je die Glaubwürdigkeit dieser Besichtigenden verdächtig ist, solcher durch die Gegenwart des Richters und der Schöppen nicht aufgeholfen wird, sondern die Besichtigung, wo möglich, wiederhohlt, oder, wenn dies nicht möglich, und kein anderer Beweis vorhanden ist, im Zweifels-Falle für den Inquisiten gesprochen werden muß. Einige Rechts-Gelehrte haben auch die Gegenwart des Inquisiten selbst bey der Legal-Besichtigung für nothwendig gehalten, aus dem scheinbaren Grunde, daß ihm am meisten an einem richtigen Verfahren bey derselben gelegen sey; allein, nicht zu gedenken, daß man zu der Zeit der vorzunehmenden gerichtlichen Besichtigung oft den Thäter noch nicht weis, oder noch nicht in gefängliche Haft gebracht hat, daß er in den wenigsten Fällen, von dem, was bey derselben zu beobachten ist, zu urtheilen vermag, so wird in keinem Gesetze seine Gegenwart erfordert, und für seine Sicherheit, daß dabey nichts ihm Nachtheiliges vorgehe, ist theils durch die übrigen Vorschriften, theils aber dadurch gesorgt, daß alles, was zur Legal-Besichtigung gehört, nachher dem Vertheidiger mitgetheilt, und diesem, seine Einwendungen dawider vorzubringen, frey gelassen wird.

Ausserdem, daß der Gerichts-Schreiber ein Inspections-Protocoll verfertigt, übergeben die Aerzte und Wundärzte, nach verrichteter Besichtigung, dem Richter ein sogenanntes Vilum repertum, d. i. ihren Bericht über alles das, was sie bey der Besichtigung gefunden haben. Hier sind, um die Rechts-Gelehrten in ihrer umständlichen Deutlichkeit nachzuahmen, die Puncte anzugeben, worauf es damit in gegenwärtigem Falle ankommt. Sie sind: 1. die

Requisition, nähmlich, daß, und von wem der Arzt und Wundarzt dazu berufen worden sind. 2. Die Zeugen des Augenscheines, oder wer dabey zugegen gewesen ist. 3. An welchem Orte oder Platze, und zu welcher Zeit die Besichtigung vorgenommen worden ist. 4. Es sind der Nahme und das Alter des Entseelten, und bisweilen ist auch seine Leibes-Gestalt (Statur) anzumerken. 5. Es ist die Zeit der Verwundung und des Todes zu benennen. 6. Es ist die Lebens-Ordnung, oder Diät, und was für Mittel, und in welcher Zeit sie gebraucht worden sind, nicht mit Stillschweigen zu übergehen. 7. Wie der Leichnam von aussen vor der Section befunden worden ist, in Ansehung der Schläge, der Geschwulsten, der Quetschungen, der Beinbrüche, u. dgl. 8. Was für Theile, und wie dieselben verletzt, zerrissen, gebrochen, oder zerschnitten sind. 9. Von was für Art die Wunde ist; ihre Gestalt, Länge, Weite und Tiefe. 10. Was für innerliche Theile, Eingeweide oder Gefäße verletzt sind. 11. Die Menge des ergossenen Blutes mit geschätzt, oder, welches noch besser ist, gewogen, und andere Materien, die man in den Höhlen gefunden hat, benannt werden. 12. Wo Blut oder Splitter im Kopfe gefunden worden sind. 13. Auch der Zustand der übrigen Eingeweide muß, wie man ihn fand, angegeben werden. Und endlich 14. ist ein Gutachten oder Urtheil beyzufügen, in welchem der Arzt und Wundarzt ihre Meinung von der Ursache des Todes, Tödlichkeit der Wunde ꝛc. mit anatomischen, physiologischen, pathologischen und chirurgischen Gründen anzeigen (*). Dieses Gutachten,

(*) Genauigkeit ist eine Haupt-Erforderniß von jedem Visum repertum; daher muß gewogen werden, was sich wägen läßt, und das übrige muß man mit bekannten Maßen messen, und diese Maße angeben. Sonderbar ist es immer, daß bey der heut zu Tage im Schwange gehenden Spitzfünd-

ten, welches wohl überlegt, nicht zweydeutig, nicht dunkel und nicht weitläuftig seyn muß, wird nach Carpzov (*), bey der richterlichen Entscheidung zum Grunde gelegt: der Richter hat demselben in der Regel völligen Glauben beyzumessen, und kann nach demselben sprechen.

Der Republik Bern Vorschrift

an die Land- und Wund-Aerzte, wie sie in Criminal- und andern Fällen über todtgefundene oder gefährlich verwundete Personen ihre Untersuchungen anstellen, und den Bericht darüber verfertigen sollen.

Vom 7 Jan. 1789.

Es haben meine gnädige Herren ersehen müssen, wie unvollständig und mangelhaft, die von Wundärzten in Criminal- und andern Fällen aufgenommenen Visa reperta beschaffen seyen, und dabey in Betrachtung gezogen, welchen wichtigen Einfluß dieselbe auf das Schicksal eines Delinquenten haben, demnach dann auf den von meinen gnädigen Herren den Sanitätsräthen meinen gnädigen Herren abgestatteten Bericht nöthig gefunden, den Wundärzten eine Vorschrift zu ertheilen, nach welcher sie in Aufnahme von Visis repertis und Verfertigung des Berichts darüber zu Werke gehen sollen; Hochdieselben verordnen daher was folget:

§. I.

fändigkeit der Herren Rechtsgelehrten, dieselben in solchen Fällen doch kein Bedenken tragen, den Physikus zur ersten Instanz zu machen, und von ihm die Entscheidung verlangen, ob eine Wunde absolut tödlich sey, oder nicht? Heut zu Tage bemühen sich die Aerzte nicht oft mit dieser Entscheidung, erzählen bloß das bey ihrer Besichtigung bemerkte, nach den oben angeführten Regeln, und hängen gar kein Urtheil an, oder allegiren nur einen dahin gehörigen Schriftsteller, wie z. B. den Galen, bey Wunden des Magens.

(*) Prax. crimin. P. 1, qu. 29.

§. I.

Wenn einem Wundarzte vom Richter eines Orts befohlen wird, über den einen oder andern von obigen Fällen ihm einen schriftlichen Bericht und Gutachten abzustatten, wozu hauptsächlich eine sehr genaue anatomische und physiologische Kenntniß erfordert wird, ohne die er niemahls mit Gewißheit bezeugen kann, welche Wunden schlechterdings tödtlich, und welche von zufälliger Weise tödtlich genennt werden muß, so soll er

1. In seinem Berichte anzeigen, von welchem Richter er zu dieser Verrichtung beordert worden.
2. Welche Personen dabey, vom Richter geordnet, zugegen gewesen.
3. Soll er sich des Nahmens, oder wenigstens des Alters und Geschlechts des Subjects erkundigen.
4. Die Zeit und den Ort anzeigen, wo er die Besichtigung angestellt hat.
5. In welcher Beschaffenheit, natürlichen oder widernatürlichen, der Mensch vor und nach der Verletzung gewesen; mit welchem Instrument er verwundet worden; wie die Zufälle gewesen da er gestorben; ob er gleich nach der Verletzung kunstmäßig besorget worden sey, oder nicht; was für eine Lage er bey Erhaltung der Wunde gehabt; ob er vor und nach der Verletzung eine gute Diät beobachtet; wie sein Gemüthszustand vor und nach der Verletzung beschaffen gewesen sey.

§. II.

Hierauf soll der geordnete Wundarzt anfangen, die unmittelbare Ursache des Todes des vorhandenen Subjects auszuspähen, wenn ihn nicht eine allgemeine und im höchsten Grade sich befindliche Fäulniß desselben hieran verhindert, — oder eine giftige und ansteckende Krankheit, womit der Mensch vor seiner Ermordung behaftet gewesen, oder die Entäußerung einiger Haupt-Theile und Eingeweide ꝛc. Kann diese unmittelbare Ursache des Todes nicht sogleich entdeckt, und gründlich bewiesen werden, wie sie z. E. bey solchen Personen,

nen, die in einem engen und wohl verschloßnen Raum vom Schwefel und Kohlenrauch, vom Dampf eines frischen Weins, Biers, nasser Wäsche, Leders u. d. gl. oder vom Blitz plötzlich getödtet werden, entdecket wird, weil man sogleich aus den äußerlichen Kennzeichen sehen kann, daß sie an einer Erstickung gestorben sind: so soll also der Wundarzt dem Todten alle seine Kleider ausziehen lassen, und seine ganze äußere Haut vom Kopf bis zu den Füßen besichtigen, und anmerken, was vom natürlichen Zustande abweicht und in selbigem nicht gefunden wird; als z. E. Blutaustretungen in und unter der Haut, und der Fetthaut; scorbutische und andere Krankheitsflecken, Geschwülste, Wunden, andere Verletzungen, wie auch Verrenkungen der Glieder und Zeichen einer anfangenden Fäulung des Körpers.

Sind an der Haut starke Quetschungen geschehen, daß das Blut in selbige ausgetreten ist, so muß der Ort, wo sie sich befinden, ihre Breite, Länge und Anzahl, in dem Bericht angezeigt werden.

Sind Geschwülste vorhanden, so soll untersucht werden, ob selbige von einer äußern Gewalt, oder von innerlichen Krankheiten, entstanden sind.

Bemerket man Kennzeichen der Fäulung, nemlich: wenn sich die Epidermis von der Haut absondert, unter derselben eine gelbe Feuchtigkeit sich erzeugt, die Haut schwarzblau aussieht, der Körper aufgedunsen und übelriechend ist, die Nägel von schwarzer Farbe sind ꝛc.

Sind Wunden, Stiche oder Hiebe in der Haut, so werden die Oerter, Länge, Tiefe und Breite derselben angemerkt, eine jede Verletzung genau abgemessen und beschrieben.

Hierbey soll der Wundarzt noch nachsehen, ob aus den Wunden oder einer andern Oeffnung, als: dem Munde, der Nase, den Ohren, der Harnröhre, dem Mastdarm und der Mutter, Blut, Wasser, Harn oder andere Unreinigkeiten fließen, — ob der Körper fett oder mager, die Muskeln stark oder schwach, und die Blutgefäße groß oder klein seyn. Von allem diesem soll er in seinem Bericht die erforderliche Anzeige machen.

Nach dieser äußerlichen Besichtigung des Körpers schreitet der Wundarzt zur Eröffnung desselben.

Das erste, so er hierbey zu thun hat, ist, die Wunde genau zu untersuchen, zu durchschneiden, das darunter liegende Fett und Muskeln abzusondern, um bis an das Ende derselben gelangen zu können.

Zweytens: eröffnet er diejenige Höhle oder Gegend zuerst, wo die Wunde gemacht worden ist, und untersucht darin jedes Eingeweide nach seiner Lage, Verbindung, gesunden oder kranken Beschaffenheit und erlittenen Verletzung, der Länge, Breite und Tiefe nach.

Drittens: wenn er eine offene Höhle oder offenbare Erweiterung in einer weichen Gegend antrifft, so soll er nachsehen, ob feste und fremde, oder flüssige Sachen darin enthalten, und anzeigen, von welcher Natur, Größe, Menge und Figur sie seyn, und an welchem Orte sie gestecket.

Viertens: soll er untersuchen, ob in der eröffneten Höhle große Schlagadern, oder andere beträchtliche Blut-Gefäße zerschnitten, oder ob sie mit vielem Blut angefüllt, oder leer seyn; wie auch, ob Hauptnerven und einige innere Theile verletzt worden.

Fünftens: soll er bey Eröffnung der Hirnschale, nachdem er die äussere Haut weggenommen, die darunter liegende Muskeln, das Beinhäutlein und die Knochen genau untersuchen, ob die erstere Quetschungen, das Beinhäutlein Blutaustretungen, und die Knochen Eindrücke, Risse oder Brüche haben; und ihre Anzahl, Länge, Figur und Fortlauf beschreiben.

Bey der Absägung der Hirnschale muß er sich in Acht nehmen, daß er mit der Säge nicht etwann die harte Hirnhaut verletze, und Blutgefäße, die untersucht werden müssen, zerreisse.

Sechstens: nachdem die Hirnschale abgenommen worden ist, untersucht er, ob auf oder unter der Hirnhaut ausgetretenes Blut vorhanden, die Blut-Gefäße derselben leer von Blut oder Wasser, oder voll, stark aufgetrieben, oder mit Polypen

angefüllt seyn; wie die Substanz des Hirns, der Boden der Hirnschale nach weggenommenem Hirn beschaffen sey; ob auf demselben ausgetreten Blut, Wasser oder fremde Körper sich befinden, und ob die Hirnschale ausserordentlich dick oder dünn sey.

Siebentens: ist eine Brustwunde vorhanden, die in die Höhle derselben geht, so soll der Wundarzt wohl anmerken und anzeigen, zwischen welchen Rippen, von unten oder oben gezählt, sie gemacht worden, und bey Eröffnung der Brust sich wohl in Acht nehmen, daß er beym Ablösen des Brust-Beins von den Schlüsselbeinen, die großen Schlüssel- und Armgefäße nicht zerschneide. Hierauf betrachtet er die Menge des in der rechten oder linken Brusthöhle ausgetretenen Bluts, zieht solches vermittelst eines Schwamms heraus, und untersucht, ob die Verblutung von zerschnittenen Blutgefäßen der Lungen oder des Herzens entstanden; ferners, ob alle in der Brust enthaltene Theile sich neben der Wunde in einem gesunden Zustande befunden, und in den Herzgefäßen, in der Herzkammer, oder im Sack der Hohl- oder Lungenader keine Polypen gewesen seyn.

Achtens: ist die Verwundung am Bauch geschehen, so soll der Wundarzt nach Eröffnung desselben eine gleiche Untersuchung anstellen, den tödtlich verwundet wordenen Theil aufs genaueste beschreiben, und anzeigen, in welchem Zustande er die übrigen Eingeweide angetroffen habe.

In Fällen, wo die wahre Ursache der Tödtlichkeit von der Verletzung eines Theils in dieser oder jener Höhle des Leibes gründlich bewiesen werden kann, ist der Wundarzt nicht allemahl verpflichtet, die übrigen Höhlen zu eröffnen; als z. E. in tödtlichen Verletzungen des kleinen und großen Gehirns, des Rückgradmarks, der Lungen, des Herzens und der großen Blutgefäße in der Brust, des Zwerchfells, der Leber, Milz, Magens, der Gedärme, Gekröses, der Nieren, Harnblase und großen Blutadern des Unterleibes. Doch wird er jedesmahl einen vollkommenen Bericht von den wahren Ursachen des Todes dem Richter des Orts eingeben, um sich wider alle zweifelhafte Vorwürfe schützen

zu

zu können, wenn er die Eingeweide in allen drey Höhlen genau untersucht.

§. III.

Es ist auch oben §. II. bemerkt worden, daß ein Wundarzt es nicht nöthig habe, ertrunkene Personen, an denen keine äusserliche Zeichen einer gewaltthätigen Verletzung gefunden worden, oder solche, die vom Kohlenrauch, Schwefel, Wein, Bier und Dampf, oder vom Blitz getödtet worden, und er davon vollkommen überzeugt ist, legalisch zu eröffnen, weil man schon durch eine genugsame Menge hierüber gemachter Untersuchungen und Beobachtungen versichert ist, daß sie dadurch alle an einem Schlag- oder Steckfluß gestorben sind. Da aber auch erwürgte Personen von gleicher Ursache sterben, so soll der Wundarzt selbige ohne Anstand öffnen, wenn er an ihnen nur die geringsten Merkmahle der Erwürgung an der äussern Haut des Halses oder an der Brust entdecket; zuerst eröffnet er den Kopf, in welchem er ausgetretenes Blut, und sowohl die Schlag- als rückführenden Adern vom Blut ausserordentlich ausgedehnt, und das Hirn drückend finden wird; in der Brust wird er auch die Lungengefäße von übermäßigem Blut angeschwollen, die Lungen braunroth und die Herzkammer gleichfalls von vielem Blut ausgedehnt antreffen.

§. IV.

Ist das todtgefundene Subject ein frischgebohrnes Kind, an welchem keine äusserliche Merkmahle einiger Verletzung bemerkt werden, hingegen aber dessen Nabelschnur nicht unterbunden worden ist, durch die es sich hat verbluten können, und es noch ungewiß ist, ob es todt oder lebendig gebohren sey, so soll der Wund-Arzt dessen Brust zuerst öffnen, von den Lungen einige Stücke abschneiden, dieselben ins Wasser werfen, und (obschon es zu keiner gänzlich entscheidenden Probe dienen soll,) dennoch in seinem Bericht anzeigen, ob selbige obgeschwommen, oder zu Boden gesunken.

Anbey wird er auch anzeigen: ob es bis zur gewohnten Geburtszeit gelanget sey? ob sich an seinen innerlichen Hauptheilen etwas unnatürliches oder krankes erzeugt habe, welches seinen Tod schon nach dem Lauf der Natur hätte verursachen können, und insonderheit von der eigentlichen Beschaffenheit der Lunge eine umständliche Beschreibung beyfügen.

§. V.

Ein Arzt oder Wundarzt, von dem ein gründliches Gutachten über Todesfälle gefordert wird, die von Vergiftungen entstanden sind, kann ohne genaue Kenntnisse aller giftartigen Dinge, die den Menschen plötzlich oder langsam zu tödten fähig sind, nur selten und bestimmt eines vorlegen. Deswegen werden die Land-Aerzte ermahnt, die hierüber von gelehrten Männern mitgetheilte Beobachtungen und Anweisungen fleißig zu lesen, damit sie in Criminalfällen dem Richter über alles, was den verursachten Tod eines vergifteten Menschen angeht, einen deutlichen und entscheidenden Bericht abstatten können. Es ist jedermann bekannt, daß von jedem eingenommenen ätzenden Gift, wie z. E. vom Grünspan, Arsenic, Sublimat, Vitriolöl, Scheid-Wasser, und so vielen andern Dingen mehr, aus dem Mineral- als Pflanzenreich, ein Mensch plötzlich getödtet werden kann, und hievon immer, sogleich die heftigsten Zuckungen, Gichter, Schmerzen im Gaumen (Rachen) und Magen, und der heftigste Reiz zum Erbrechen bis zum Tode in ihm erregt werden, welches kein andrer im Leibe entwickelt wordener Stoff von verderbten Säften und Krankheit jemahls so plötzlich hervorzubringen vermögend ist. Es mag nun eine solche Wirkung von dieser oder jener Ursache entstanden seyn, daß ein Mensch davon getödtet wird, so giebt dieses eine sehr starke Vermuthung von Vergiftung, und in solchem Falle soll der Wundarzt, nachdem er sich aller Umstände und der Zufälle halber, die sich an selbigem vor seinem Tode eräugnet haben, genau wird erkundiget haben, den Körper eröffnen, und dabey fürnemlich die innere Beschaffenheit des Gaumens, der Speisröhre, des Magens und der Därme untersuchen, welche, wenn sie entzündet, zerfressen und

mit dem Brand behaftet sind, deutlich anzeigen, daß der Mensch, der eine kurze Zeit vorher gesund gewesen, von einer eingeschluckten scharfen und ätzenden Materie vergiftet, und damit getödtet worden sey.

Es ist meiner gnädigen Herren Wille und Befehl, daß sich alle Aerzte und Wundärzte gegenwärtige Instruction, wovon jedem ein Doppel zugestellt werden wird, in Vorfallenheiten zur Vorschrift dienen lassen, und damit Hochdieselben wissen mögen, ob diesem Befehl ein Genügen geschehe; so soll von jedem aufgenommenen Viso reperto, ein Doppel dem Herrn Amtsmann, zu Handen meiner wohlgebohrnen Herren den Sanitäts-Rathen von dem Verfasser desselben, übergeben werden, wie bereits durch den 7 §. der Verordnung für Wund-Aerzte, und 6 Art. der Verordnung für Aerzte vorgeschrieben ist.

Gegeben den 7 Jänner 1789.

Canzley Bern.

Als Muster von einem Visum repertum, führe ich hier eines der neuern an, welches von Meister-Händen kommt.

Nachdem das herzogliche Amt allhier, uns den Amts-Physicum und Amts Chirurgum ersuchen lassen, die gerichtliche Section des entleibten Studiosi Medicinae, Nahmens *Assum*, aus Wertheim gebürtig, vorzunehmen, so haben wir heute dato, Nachmittags 2 Uhr, in der Heßlingischen Apotheke diese gerichtliche Section, in Gegenwart des Herrn Land Richter *Hellbach* und des Herrn Amts-Actuarii *Bielke*, gehörig unternommen, wobey wir denn Folgendes sogleich angemerkt:

1. Den Leichnam fanden wir in seinen Kleidern in einem Sorgestuhl sitzend, die Weste aufgeknöpft, und das Hemde voller Blut. Nachdem wir nun den Leichnam behutsam auf den Tisch gelegt, das Hemde zerschnitten, und den Leib von Blute abgewaschen, so fanden wir

2. in dem Winkel neben der linken Seite an der linea alba, wo sich die lezte wahre Rippe mit dem cartilagine ensiformi vereinigt, und recht dicht in diesem Winkel, einen engen Stich von einem sogenannten Schläger oder Stoßdegen. Als hierauf die allgemeine Bedeckungen nebst dem Brustbein behutsam hinweggenommen worden,

3. so sahen wir alle sehr deutlich, wie der Stich über dem Zwerchfell, ohne solches zu verletzen, hinweg geglitscht.

4. Sogleich bemerkten wir auch, daß die ganze Lunge, sowohl in der linken als rechten Brusthöhle, völlig zusammengefallen und ganz von Blute leer.

5. Ueber dem Diaphragma befand sich eine Menge extravasirtes Blut. Nachdem wir nun den Herzbeutel besonders betrachteten, so fanden wir denselben ganz entsezlich strotzend vergrößert, und von mehr als einem Nößel Blut angefüllt. So wie nun der Herzbeutel näher untersucht war, so fand sich, daß der in bemeldtem Winkel befindliche Stich durch den Herzbeutel durchgegangen. Wir öffneten daher nach der Länge oberhalb in gerader Linie, vom Stich bis gegen das Kinn gerechnet, den Herzbeutel, worauf das noch nicht geronnene Blut in die Brusthöhle lief; gegen die Spize des Herzens zu, welche gerade unter dem Stich lag, befand sich ein großer Klumpe geronnenes Blut, und nachdem auch dieses hinweggenommen, so lag das Herz in seiner natürlichen Lage mit der Spize gerade unter dem Stich, welcher auch unten einen Zoll breit von der Spize nach der Basi des Herzens, dicht über dem margine nach vorne, gerade durch die vordere Herzkammer, oder, wie sie auch heißt, die rechte Herzkammer, dergestalt penetrirt war, daß der Stich auf der hintern und untern Fläche der hintern oder linken Herzkammer ganz tief durch den dicksten fleischichten marginem dieser Kammer durchgegangen war.

6. Ferner penetrirte der nemliche Stich auf der hintern Fläche des Herzbeutels, dicht am Zwerchfell, und

7. penetrirte auch hier der gleiche Stich das Zwerchfell durchaus nach dem Unterleibe; und wie wir bey Oeffnung des Unterleibes fanden, so war derselbe Stich

8. in den hohlen Unterleib dergestalt penetrirt, daß er hinter dem margine des linken lobi der Leber, so über den Magen sich legt, und ihn zum Theil bedeckt, sein Ende hatte, ohne daß der gewölbte Theil oder Rand dieses Theils der Leber im mindesten wäre verletzt gewesen. Nachdem nun das Herz mit allen seinen Gefäßen ganz herausgenommen wurde, so ging durch den ganzen Stich ein tubulus in der Dicke einer Federspule von einer Gans bequem und ohne Gewalt durch. Als wir nun die vordere oder rechte Herzkammer nach der Länge in der Mitte in geraumer Entfernung vom Stich aufgeschnitten, so sahen wir deutlich, daß der Stich durch die vordere Herzkammer ganz unten durch penetrirt; da wir nun auch an der linken oder hintern Herzkammer den Stich auf gleiche Art untersuchten, so fanden wir, daß derselbe hier, nicht wie in der vordern Kammer, durch die Höhle derselben, sondern bloß durch den fleischichten Theil der Spitze der hintern Herz-Kammer, und die äussere Wand gedrungen. Da also die vordere Herzkammer ganz durchstochen, so ist es sehr deutlich, wie die Lungen ganz zusammen gefallen, und ihre Gefäße von Blut ganz leer seyn können, und wie das Blut über dem Zwerchfell in der Brusthöhle extravasiren können, und sich daselbst anhäufen.

Die Natur dieser Verletzung ist also diese, daß durch sie der Kreislauf des Blutes völlig zerstöret worden, und noch nie hat die chirurgische und medicinische Kunst eine solche Wunde heilen können, als welches ganz unmöglich. Wir erkennen daher die Wunde für absolute lethal, dergestalt, daß keine menschliche Kunst den Tod hätte abwenden und verhindern können. Welches alles

wir

wir getreulich und pflichtmäßig durch dieses visum repertum und angehängtes Gutachten hochlöbl. Judicio unter unsrer Unterschrift und Petschaft benachrichtigen sollen. Jena, Freytags den 29 December 1769.

(L. S.)

D. Ernst Gottfried Baldinger,
Jenaischer Amtsphysicus. *P. P. O.*

Sind der Arzt und Wundarzt unterschiedener Meinung, so übergiebt jeder ein besonderes Gutachten; sind sie gleicher Meinung, so stellen sie es gemeinschaftlich aus, und unterschreiben es. Uebrigens ist dieses Gutachten immer nur eine Meinung, ein Rath, und geht daher niemahls in Rechts-Kraft über; es ist also dem Ankläger sowohl, als dem Vertheidiger, immer erlaubt, es anzufechten; und wenn sie aus scheinbaren Gründen dasselbe bestreiten, so kann der Richter nicht geradezu darauf urtheilen, sondern, so wie in dem Falle, wenn der Arzt und Wundarzt ungleicher Meinung sind, verschickt er alsdann die Acten an eine ganze medicinische Facultät, oder an ein medicinisches Collegium; und wenn dieses bestimmt entscheidet, spricht er nach dieser Entscheidung. Wenn aber nach diesem Gutachten der Facultät oder des Collegii die Sache zweifelhaft bleibt, oder Mängel in der Legal-Besichtigung bemerket werden, weshalb nicht mit Sicherheit entschieden werden kann, so wird, wegen der daraus entstehenden Ungewißheit im Corpore delicti, eine gelindere ausserordentliche Strafe erkannt.

Bey dem Schlusse dieses Artikels muß ich noch eines Streites gedenken, welchen der berühmte Rechts-Gelehrte Polycarp Leyser veranlasset hat. Dieser

wollte in einer eigenen Dissertation: De frustranea cadaueris inspectione, Helmst. 1731, beweisen, daß die gerichtliche Section ein unnützes Geschäft sey; Sam. Fr. Böhmer aber hat ihn in seiner Dissert. de legitima cadaueris sectione, Hal. 1747, hinlänglich widerlegt. Ich will die vornehmsten Gründe, welche Leyser für seine Meinung angeführt hat, kürzlich anzeigen. Erstlich sagt er, laufe es wider die Ehre der Rechtsgelehrten, Leute, wie die Aerzte, in gerichtlichen Dingen um Rath zu fragen. Zweytens, geschähe es mehr aus Gewohnheit, als aus Nothwendigkeit, daß man getödtete Menschen, um die Strafe des Thäters zu bestimmen, besichtige und öffne. Drittens, aus den Umständen der Mordthat, und den Folgen der Verwundung, erhelle genugsam, ob eine Wunde tödlich gewesen sey. Viertens machten die Gesetze keinen Unterschied darin, ob der Tod von einer Verwundung selbst, oder von einer gelegentlich hinzugekommenen Ursache herrühre; und sie bestraften einen Menschen-Mord ohne Unterschied. Fünftens habe man in ältern Zeiten gar nichts von der Leichen-Besichtigung gewußt, uud sie sey auch in dem Rechte der Natur nicht gegründet; man brauche nicht über die Tödlichkeit einer Wunde zu streiten, denn wo kein Dolus sey, findet die Todes-Strafe nicht Statt, so gut als bey andern zureichenden Entschuldigungs-Gründen, als da seyn: das Alter des Mörders, die Nothwehr (moderamen inculpatae tutelae), und der gerechte Verdruß. Wenn, siebentens, die Gesetze schon demjenigen den Tod zuerkennen, der, in der Absicht zu morden, mit Gewehr einher geht, so seyn diejenigen um so mehr des Todes schuldig, welche wirklich getödtet hätten, und da fänden keine Entschuldigungs-Gründe Statt, sondern man könne sie, ohne daß ein Arzt vorher die Leichen-Besichtigung angestellt habe, hinrichten lassen. Marcian sage ad

legem

legem Corneliam de sicariis: Kaiser Hadrian mache unter denen, die getödtet haben, und denen, die in der Absicht zu tödten eine Wunde beygebracht hätten, gar keinen Unterschied, und verurtheile beyde als Todschläger; es sey genug zur Hinrichtung, daß man die Absicht des Angreifenden zu tödten, aus der Beschaffenheit der That (Species facti), aus der Schädlichkeit des gebrauchten Instrumentes, und aus der unmittelbar erfolgten tödtlichen Wirkung, klar einsehe. Achtens, die peinliche Halsgerichts-Ordnung handle, im 149 Art. nur von der Besichtigung, nicht aber von der Oeffnung der Leichen, und man habe leztere erst nachher hinzugethan. Neuntens, verleite die Nachsicht von Richtern, die Entschuldigungs-Gründe von der Beschaffenheit der Wunde genommen gelten ließen, und die Mörder nicht mit Schärfe straften, auch andre, einen Mord zu wagen. Zehntens, beruft er sich noch auf das Ansehen der Ausleger der Gesetze, worunter er vor allen die juristische Facultät in Leipzig und Wittenberg rechnet, welche sich um diese Art von Leichen-Oeffnung gar nicht bekümmerten, und es für hinreichend hielten, die Todes-Strafe zu zuerkennen, wenn die Absicht des Thäters, das tödliche Werkzeug, und der unmittelbar darauf erfolgte Tod, bekannt seyn.

Der erste von diesen insgesammt schwachen Gründen, verdient gar keine Antwort, und die Mühe ist zu bedauern, welche Seger und Behrisch (*), zu seiner Widerlegung, mit vieler Gelehrsamkeit angewendet haben. Daß diese Gewohnheit kein bloßes Herkommen sey, sondern gesetzlichen Grund, anfänglich im kanonischen Rechte, sodann auch in andern habe, hat Böhmer gründlich bewiesen. Auf den dritten, vierten und fünften Grund läßt

(*) De sectione cadaueris occisi, §. 2, wo er nebst vielen andern, auch den §. 6. aus Böhmer's erwähnter Dissertation anführt. Ferner eb. das. §. 4, wo die römischen Alterthümer dieser Sache vorkommen. Und endlich §. 8. 9, die alles kürzer zusammen fassen.

sich mit Hebenstreit und Carpzov (*) antworten. Der sechste Grund fällt dadurch von selbst. Den siebenten beant-

(*) Non solum nobis de homicidio constare debet, sed etiam de omnibus qualitatibus et circumstantiis homicidii, et praecipue, occisum ex percussione aut vulnere inflicto obiisse, illudque fuisse lethale et mortiferum, hoc est tale, quod plus tendit ad mortem, quam ad euasionem. CARPZOV. *Pract. rer. criminal.* p. 134.

Und Hebenstreit sagt, Sect. II. Membr. 2, c. 1, §. 18: Jus naturae vult, vitam homicidae et occisi aequali stare pretio, et illam amissam huius morte luendam esse. Quodsi ergo dubium superesse potest, an vitae vulnerati iactura ad rationes aggressoris referenda sit, an illa, alia potius ex causa, quae aggressorem nihil attinet, non autem ex eius actu mortifero, immediate fluit, sed aliunde factum est, quo defunctus sit, qui seruari poterat, quodsi porro lex naturae tutelam vitae vnicuique permittit, qui in periculo mortis versatur; adeoque et delinquenti defensio denegari nequit. Ast, sine sectione cadaueris, nulla defensionis momenta anima concipi possunt; neutiquam ergo, ex solo legis praeiudicio, quia, ita fieri oportere, *Imperator* iusserit, sed ex obligatione et aequitate naturali erga delinquentem, cuius potissimum causa ille actus celebratur, sectio legalis medica necessario requiritur. Neglecta sectio in quibusdam casibus dubium esse fineret, an homicidium commissum sit; posset enim in cadauer actus crudelis commissus esse, veluti infanticida animum occidendi habere potuit, et praecidit iugulum partui, ast ille ante partum, aut durante illo, defunctus est; hic nulla vita pessundata fuit, nulla ergo locum habet compensatio; sed vnde scias, in viuum saeuiisse matrem, nisi secueris? Ecquis haud videt, funeris sectionem totius inquisitionis in causa homicidii fundamentum plerumque esse? Deinde lex diuina, naturalis ac ciuilis non decernit supplicium illi, qui in vitae periculum aliquem adduxit, sed illum, qui occidit, damnat. Vnde autem resciscas, abfuisse periculum, abfuisse vitae seruandae fiduciam, nec tam *propter*, quam potius *post* vulnus occubuisse, quem, quo minus conualesceret, non tam actus aliquis mortifer, quam potius peregrina forte causa, ad rationes aggressoris haud referenda, impediuit? Vnde intelligas, vitae formam, laesione vitalium viscerum facta, ab homicida destructam fuisse, nec coincidisse mortis causam aliam? Qualis actus forensis poterit huius certitudinis normam statuere, si a sectione funerum recesseris? Lex naturae vitae ruinam vitae iactura compensandam statuit, illius qui mortem intulit. Quodsi ergo duo vulneraueriut, altero obtu-

sum

beantwortet Hebenſtreit (*). Der achte, neunte und zehnte Grund ſind eben ſo fehlerhaft: der erſte von dieſen

 dreyen

ſum inſtrumentum applicante ad latus ſiniſtrum, vbi coſtae finiunt, vnde lien ruptus ſit, altero pectus transfodiente, videbitur ille, qui vulnus apertum fecit, mortis cauſa eſſe, altero qui lienem rupit, quoniam vulnus non apparet, impuni abeunte. Quis modus ſupereſt, verum occiſorem detegendi, ſi medicos ex foro abigis? Lex naturae multorum vitas pro vna compenſanda haud poſtulat. Quo medio cognoscendi poteris ex multis vulneribus illud detegere, quod mortem intulit? ſique duo percuſſores in quaeſtionem veniunt, vnde ſcias, huius aut illius gladio confectum hominem eſſe, ſi funus haud diſſecas? Superueniente morbo, qui ex natura laeſionis haud fluit, eryſipelate, propter vulnerati incontinentiam, inducto, extinguitur afflictus homo, quis te docebit, an ad aegroti, an ad percuſſoris rationes cauſa mortis referenda ſit? Dicis, niſi vulneraſſet Caius, Sempronio eryſipelas cauſa mortis futura non erat. Largior: ſed cauſam proximam mortis puniendam leges volunt, non accidentalem: *qui occidit, morte poenam luat.* Quis autem occiderit, an ipſe aegrotus, an qui male medicatus ſit, niſi funus ſectum eſt, conſtabit neutiquam. Clandeſtina committuntur homicidia, venenis inſidioſe mixtis; aufugiet veneficus, ſi ſectionem funerum ex foro relegabis. Lex adeoque naturae inſpectionem funeris non abnuit, quin imperat, et diuina lex non impedit fieri. Nam illa, ex euentu homicidium aeſtimandum eſſe, pronuntiat. Ita enim ſonant verba diuina *Num.* cap. 34, v. 16, ſq. Wer jemand mit einem Eiſen ſchlägt, daß er ſtirbt, der iſt ein Todtſchläger ꝛc. adeoque de laeſione, quae mortem, tanquam cauſa proxima, intulit, vt mortem mereri delinquens poſſit, agitur, neque iſta particula conditionalis animum aggreſſoris, ſed euentum et laeſionis effectum, nulla interueniente peregrina mortis cauſa inductum, denotat,

(*) Eb. daſ. Denique, quando ſententiarum arbitri, etiamſi ſectio cadaueris omiſſa fuit, argumentis aliis inducti, a rigoroſiore decreto detineri ſeſe quandoque haud patiuntur, hoc ipſo equidem ſectionum omiſſionem haud laudant, vel eam tamquam futilem expungunt, ſed defectum illius aliis circumſtantiis ſuppleri quandoque poſſe ſtatuunt. *Nempe defenſionum momenta furripienda delinquentibus haud ſunt, neque illis iudices tanquam ira commoti poenas ſtatuunt;* duci te iubeo quia damnatus es, *ſed aequali iuſtitia et verſus criminis punitionem, et verſus reum, feruntur, cui defenſionis media,*

licet

dreyen, thut der gesunden Auslegung Gewalt; der zweyte besteht in einer überflüssigen Besorgniß; und der dritte in einem Vorurtheile des Ansehens.

Legale oder Legitimum Impedimentum, siehe Ehehaften, im X Th., S. 168. f.

Legalisiren, Legalität; siehe oben S. 693.

Legat, Legatum; siehe Vermächtniß.

Legat, Legatus; siehe Gesandte, im XVII Th., S. 454. fgg.

Legat. (Päpstlicher) Zu den Zeiten der altrömischen Kaiser, wurden Legati diejenigen genannt, welche im Nahmen der Kaiser die Armeen, bey denen sie nicht selbst gegenwärtig seyn konnten, commandirten, und von niemand als von ihnen abhingen. Siehe im I Th., S. 742, und 744. Als der Papst anfing, sich als das geistliche Oberhaupt der ganzen Christenheit anzusehen, belegte er ebenfalls nicht nur seine Bevollmächtigten mit dem Nahmen Legat, um auch durch diesen Titel die Welt immer mehr zu gewöhnen, ihn für den Herrn, der über alle erhaben wäre, zu halten, sondern er ertheilte auch diesen Titel verschiedenen Erz-Bischöfen, die man alsdann so ansehen mußte, als ob sie nicht aus eigener Gewalt, sondern nur als Bevollmächtigte des Papstes, der nicht überall zugegen seyn, und für das Beste der Kirche sorgen könnte, für das Wohl der Kirche zu sorgen hätten.

So erhielt schon Bonifacius, der erste Apostel der Deutschen, den Titel eines Missi et Legati des heiligen Peter's, von dem es noch zweifelhaft ist, ob er ihm, oder dem päpstlichen Stuhle, den mehresten Vortheil verschaffet hat. Gewiß ist es, daß der erz-

licet haud expectari posse visa, tamen tanquam possibilia *non praescindunt*, ne noua sanguinis crimine prouincia oneretur; cum tantum sit, nocentem inaudita causa ad supplicium duci, quantum est, innocentem occidere.

erzbischöfliche Stuhl zu Mainz diesem Titel, den auch des Bonifacius Nachfolger erhielten, seinen Vorrang zu verdanken hat, denn er wollte und konnte diesen dem nunmehrigen Stellvertreter des Papstes streitig machen; aber gewiß ist es auch, daß eben dadurch der Grund zu der großen Unterwürfigkeit der deutschen katholischen Kirche unter den päpstlichen Stuhl gelegt ist.

Bald suchten auch die Erz-Bischöfe von Trier, Cölln und Salzburg, diesen Titel zu erhalten, nicht nur der zeitlichen Ehre halber, sondern auch in der Hoffnung, daß sie alsdann der ausserordentlichen päpstlichen Nuncien los werden würden. Der Papst fand seinen Vortheil dabey so sehr, daß er den Supplikanten nicht nur ihre Bitte für ihre Personen bewilligte, sondern selbst den Titel eines Legaten des apostolischen Stuhles mit dem Besitze ihrer Erz-Bisthümer dergestalt verband, daß ein jeder erwählter und bestätigter Erz-Bischof von Trier, Cölln und Salzburg, auch seitdem zugleich päpstlicher Legat ist.

Auf diese Art entstand ein Unterschied zwischen gebornen Legaten, Legati nati, und abgeordneten, Legati missi. Die gebornen Legaten verrichten keine Gesandtschaften, und führen diesen Titel nicht wegen ihrer Person, sondern wegen ihrer geistlichen Würde. Dergleichen Legati nati sind die Erz-Bischöfe zu Trier, Cölln, Salzburg, Prag, Rheims, Arles, Toledo, u. a. Dieser Charakter wird auch einigen, nicht wegen gewisser geistlicher Beneficien, sondern als ein besonderes Vorrecht, beygelegt. Ueber die Rechte der gebornen Legaten giebt der Ausspruch Alexander's III. in Decret. ad Archiep. angl. C. I. X. de Officiis Legati Aufschluß, indem es daselbst heißt: „sane licet idem archiepiscopus metropolitico iure audire non „debeat causas de episcopatibus vestris, nisi per appellatio„nem deferuntur ad eum, *legationis tamen obtentu, vniuer-*

sas

„sas, quae per *appellationem* vel per *querimoniam* veniunt „ad suam audientiam, audire potest ac debet, sicut „qui in *prouincia sua vices nostras* gerere comprobatur.“ Allein nach dem neuern Kirchen-Recht finden diese Rechte nicht mehr Statt, und sie werden nicht weiter den gebornen Legaten von den Bischöfen zugestanden (*). Jezt halten die deutschen Erz-Bischöfe die Würde eines gebornen Legaten sich nicht mehr zur Ehre.

In Ansehung der päpstlichen Gesandten, wird ein ähnlicher Unterschied, als unter den Gesandten der weltlichen Mächte, gemacht. So wie diese sich in Gesandte vom ersten und zweyten Range theilen, so findet auch ein gleiches bey den Gesandten des Papstes Statt. Die vom ersten Range heißen Legaten von der Seite, Legati a latere, und sind gewöhnlich Cardinäle, als welche des Papstes ordentliche geheime Stats-Räthe, und demselben stets zur Seite sind; daher sie, wenn er sie verschickt, gleichsam von seiner Seite genommen werden. Sie sind die vornehmsten unter allen, führen die Zeichen (Insignia) der päpstlichen Würde, haben also einen vorstellenden Charakter (Characterem repraesentativum), und es ist die höchste Gesandtschaft und Ehre, welche gekrönte Häupter von dem Papste erhalten können. Die Ernennung eines solchen Legati a latere geschieht ordentlich im Consistorio, und es wird ihm, um seine Gesandtschaft desto ansehnlicher zu machen, von dem Papste ein gewisses Kreuz übergeben, dessen er sich, wenn er 40 Meilen von Rom entfernt ist, bedient, solches in die Höhe richtet, und damit, an statt des Papstes, den Segen ertheilt. Ueberdies hat er allerley ansehnliche Privilegien, z. B. in gewissen vorbehaltenen Fällen (casibus reseruatis) die Absolution zu ertheilen, die Resignation der Kirchen-Beneficien zu ver-

(*) *Engel* in Colleg. Jur. Canon. L. I. Tit. 30, n. 11.

verstatten, und andere Handlungen (Actus) der päpstlichen Gewalt auszuüben. Sollte ein solcher Legat noch nicht Cardinal seyn, und doch für einen Legatum a latere betrachtet werden, so muß er vor seiner Abreise den Saum des päpstlichen Kleides berühren. Dergleichen Legaten hatten ehemahls in Frankreich den Vorsitz vor den Prinzen vom Geblüte, wenn der König sein Lit de justice im Parlamente hielt.

Die päpstlichen Gesandten der zweyten Ordnung, die an sich schon einen hohen Stand und Rang haben, werden Nuncien genannt. Internuncien sind noch geringer, und mit den Residenten zu vergleichen. Es wird davon im Art. Nuncien gehandelt werden.

Nic Boerius de legati a latere officio et autoritate; in *Tract.* Tractat. XIII

Petr. Andr. Gammarus de *Casali* de officio et autoritate legati a latere; ibid. et ab *Augustino Ferentillo* recognitus. Venet. 1571. 1572. fol.

Gabr. Wagenseil diss. de legato a latere. Alt. 1696.

Jo. Schott diss. de legatis natis. Bamb. 1778.

Mosers deutsches Staatsrecht, Th. 11, Cap. 36.

Jos. von Sartori Staatsrecht der deutschen Erz- Hoch- und Ritterstifter, B. 1, Th. 1, §. 196, f.

Chr. Heinr. v. Römer Versuch einer Einleitung in die Grundsätze über die Gesandtschaften, (Gotha, 1788, 8.) S. 73. 98. 129, f.

Legati werden auch diejenigen genannt, welche der Papst abschickt, um bey einem allgemeinen Concilio seine Stelle zu vertreten.

Endlich heißen auch Legati die päpstlichen Statthalter, Gouverneurs oder Verweser in den fünf sogenannten Legationen in dem Kirchen-State, Bologna, Urbino, Romagna, Ferrara und Avignon, welche durch päpstliche Legaten regiert werden, wiewohl, zur Ersparung der Kosten, keine wirkliche, sondern nur Vice-Legaten daselbst angestellt sind. Der Vertreter des Legaten zu Urbino hat den Titel eines Präsidenten der Legation. Die übrigen Landschaften in dem Kirchen-State werden durch andere Gouvernatoren

natoren regiert. Das Amt eines Legaten dauert 3 Jahr.

Legati obedientiae, werden am päpstlichen Hofe diejenigen Gesandten genannt, welche von dem römischen Kaiser und andern katholischen Mächten, bey dem Antritte ihrer Regierung, an den Papst geschickt werden, um dem apostolischen Stuhle, im Nahmen ihrer Principalen, allen Schutz und geistlichen Gehorsam zu versprechen.

Legatarius, siehe unter Vermächtniß.

Legatine, ein schlechter französischer Zeug, der aus Floret-Seide, Haaren, Zwirn, Wolle oder Baumwolle vermengt, gemacht ist. Er hat dreyerley Breite. Einige liegen eine halbe Elle weniger $\frac{1}{16}$ breit; andere, eine völlige halbe Elle; die breitesten aber sind eine halbe Elle und $\frac{1}{16}$ breit.

Legationen, im Kirchen-State; s. auf der vorhergehenden Seite.

Legations-Casse, Legations-Rath, Legations-Secretair; s. im XVII Th., S. 462, 465 und 466.

Legatum, siehe Vermächtniß.

Legatur, in der Chemie; siehe Legiren.

Legature, ein Zeug; siehe *Ligature*.

Legatus, siehe Gesandte, im XVII Th., S. 454, sqq.

Legau, ein Marktflecken in der fürstlichen Abtey Kempten, im schwäbischen Kreise, der 1485 vom K. Friedrich III. Markt-Gerechtigkeit erhalten hat.

Legde, im Wasserbau, die Schwelle einer Schleuse, auf welcher die Ständer oder Stiele einer Wand zu stehen kommen.

Lege, (das) der kalte Brand beym Hornvieh; s. im VI Th., S. 409.

Lege-Angel, bey den Fischern, eine Art Angeln, welche aus bloßen Angel-Haken und Schnüren bestehen, und in das Wasser geleget werden, damit die durchgehenden Fische daran anbeißen mögen; Nacht-Schnüre, weil

weil sie gegen die Nacht-Zeit geleget werden; zum Unterschiede von der Angel-Ruthe. Siehe im II Th., S. 113, f.

Lege-Bank, siehe Legge-Bank.

Lege-Bret, bey den Papier-Machern, dasjenige Bret, worauf der Leger das Papier legt.

Lege-Büchse, siehe Selbst-Geschoß.

Lege-Eisen, im Bergbaue, Stücke Eisen, welche auf der einen langen Seite scharf wie ein Keil, auf der andern 4 Zoll dick und breit sind, und in den gemachten Riß geleget werden, um große eiserne Keile dazwischen zu setzen, um das Gestein und die großen Wände damit los zu gewinnen.

Auch die durchlöcherten Eisen, welche die Pfoed-Eisen, worin die Walzen der großen Schwingen an einem Kunst-Gestänge, als in Pfannen liegen, bedecken, werden eben daselbst Lege-Eisen genannt. Sie sind deswegen durchlöchert, um Fett hinein gießen zu können, damit die Walzen sich darin bequem herum drehen können.

Lege-Feuer, siehe Leit-Feuer.

Lege-Filz, bey den Papier-Machern, diejenigen Filze, zwischen welche das Papier gelegt wird.

Lege-Henne, in der Haus- und Land-Wirthschaft, eine Henne, welche wirklich Eyer legt; zum Unterschiede von einer Brüt-Henne.

Lege-Meiler, beym Kohlenbrennen; s. im XLIII Th., S. 26.

Lege-Meister, Lege-Ordnung; siehe Legge-Bank.

Lege-Reuse, bey den Fischern, eine Reuse, welche auf den Grund eines Wassers gelegt, und auch eine Fang-Reuse genannt wird. Siehe im XIII Th., S. 655, f.

Lege-Schuß, siehe Selbst-Geschoß.

Lege-Stachel, bey verschiedenen Insecten, z. B. den Bienen, Bremsen ꝛc. ein besonderer Stachel, vermittelst dessen die Weibchen ihre Eyer in das Fleisch anderer

derer Thiere, in die Erde oder in das Holz der Pflanzen legen; bey einigen der Nachstachel. Siehe im XXX Th., S. 161, f.

Lege=Stadt, Leg=Stadt, überhaupt, eine Stadt, in welche etwas gelegt wird. Besonders,

1. In der deutschen Reichs=Verfassung, ist eine Lege=Stadt diejenige, in welcher die Reichs=Anlagen und Steuern, als: die verwilligten Römer=Monathe ꝛc. von den Reichs=Ständen der benachbarten Kreise nieder geleget, d. i. bezahlet, und worüber sie von den Räthen dieser Stadt quittiret werden. Solche sind: Frankfurth am Main, Nürnberg, Regensburg, Augsburg und Leipzig. Siehe im XXXIII Th., S. 295. In einigen Provinzen führen daher auch diejenigen Städte diesen Nahmen, in welchen gewisse landesfürstliche Abgaben entrichtet werden müssen.

Zu Erhebung der Römer=Monathe (s. Th. XLIX, S. 611, und Th. LXII, S. 265), pflegte man sonst in den verschiedenen Kreisen mehrere Lege=Städte zu bestimmen, und gewisse Reichs=Pfennig=Meister, welche die Einnahme und Berechnung der Gelder zu besorgen hatten, anzustellen. Im siebenjährigen Kriege wurde diese Erhebung der Stadt=Kämmerey zu Regensburg überlassen, und von derselben auf gehörige Anweisung wieder ausbezahlt. Die Berechnung geschahe hernach durch einen von Zeit zu Zeit bekannt gemachten Extract Stadt Regensburgischen Cassebuchs, worin sich jede Einnahme nach Ordnung der Zeit verzeichnet fand (*). Die Ausgabe war nur in ganzen Summen angeführt; nicht die Berechnung einzelner Posten, welche nach der Wahl=Capitulation (**) erforderlich scheinen könnte.

Auch

(*) Teutsche Kriegskanzley, 1757. Th. 3, S. 15.

(**) Art. 5, §. 4.

Auch zu Erhebung der Kammer-Zieler (s. im XXXIII Th., S. 294), wurden, im R. A. 1548, §. 32, die Reichs-Städte Nürnberg, Augsburg, und Frankfurth am Main, leztere abwechselnd mit Speyer, zu Lege-Städten ernannt. Daß sie zur Zeit der vorlezten Visitation noch in Uebung waren, erhellet aus dem V. S. v. 17 May 1713, worin verordnet wurde: „zu prospiciren, damit die Gelder in den Legstädten von „den Statibus erlegt, und von dannen, den Reichscon„stitutionen nach, in die Frankfurther Messe gebracht, „und allda von dem Pfennigmeister erhoben würden.“ Nachher aber sind sie fast gänzlich ausser Gebrauch gekommen. Einige Ueberbleibsel findet man noch in Nürnberg, welche die kursächsisch-henneberg-schleusingische Zieler einschickt, mit dem Vermelden, daß nichts weiter eingegangen sey. Die Haupt-Zahlungen geschehen nunmehr in Frankfurth und Wezlar, wie denn auch der Vis. Schluß v. 23 Apr. 1773, Frankfurth als die einzige Lege-Stadt bezeichnet, wo, zu Folge des Reichs-Schlusses von 1775, §. 34, die Bezahlung der Zieler, auf jeden Standes Kosten, frey von allem Porto, Wechselgeld, und anderer Auslage, oder unmittelbar an die Pfennigmeisterey-Casse zu Wezlar, geschehen soll.

2. Im Oestreichischen sind Lege-Städte diejenigen Städte einer Provinz, in welchen Waren, welche in beträchtlicher Menge aus fremden Ländern kommen, niedergeleget und vollständig verzollet werden müssen.

3. Zuweilen wird auch eine Stapel-Stadt, in welcher die in einem gewissen Bezirke vorbey gehenden Waren auf eine gewisse Zeit zum Verkaufe ausgeleget und feil gebothen werden müssen, eine Lege-Stadt genannt.

Lege-Stuhl, bey den Papier-Machern, eine Bank mit vier Füßen, welche bey dem Gebrauche schräge steht, weswegen zwey Füße kürzer sind als die andern

beyden, worauf der Leger die Bogen einzeln auflegt, und mit der hölzernen Schleppe ausstreicht.

Lege-Tisch, siehe Legge-Bank.

Lege-Zeit, im gem. Leben, diejenige Zeit, da das Federvieh und Geflügel seine Eyer zu legen pflegt.

Legel, siehe Lägel, im LVIII Th., S. 707, f.

Legen, Fr. poser, ein Zeit-Wort, welches von dem Bey- und Neben-Worte leg, niedrig, [s. am Ende gegenwärt. Theiles (*)] abstammet, und eigentlich niedrig machen bedeutet, da es denn das Activum von dem Neutro liegen ist. Da nun ein Körper unter andern auch niedriger gemacht wird, wenn man seine größte Seite zur Grund-Fläche macht, so bedeutet dieses Wort heut zu Tage,

1. Im eigentlichsten Verstande, einen Körper liegen machen, d. i. ihn in eine solche Stellung brinnen, daß er auf seiner größten Seite ruhe, welches zugleich den Begriff des Vorsatzes und der Bedachtsamkeit mit einschließt. Das Buch wird auf den Tisch geleget, wenn man es auf seine größte Fläche in Ruhe bringt; zum Unterschiede von dem setzen und stellen. Man legt sich in das Bett, wenn man seine ganze Länge zur Grund-Fläche macht, zum Unterschiede von dem stellen und setzen. Man legt sich zu Bette, wenn man sich in das Bett legt, um zu ruhen oder zu schlafen. Alles ordentlich legen. Etwas hinter den Ofen, unter den Tisch, in den Schrank, an die Luft, an die Sonne legen. Etwas beyseit legen. Holz an das Feuer legen. Sich auf die Erde legen. Sich schlafen legen, welches zugleich der einzige Fall ist, da dieses Zeit-Wort den Infinitiv eines andern zu sich nimmt. Er hat sich schlafen gelegt. Sich zu jemanden legen, nähmlich in das Bett. Sich legen, bedeutet im gem. Leben

oft,

(*) Dieser Artikel ist oben, S. 692, übergangen worden; ich werde ihn aber am Schlusse gegenwärtigen Theiles hinzufügen.

oft, theils, sich zu Bette legen, theils aber so krank werden, daß man sich in das Bett legen muß, bettlägerig werden. Ein Pferd legen, es wallachen, reissen, weil es dabey auf die Erde geleget wird.

In vielen Fällen verschwindet der Begriff der größten Fläche mehr oder weniger, und da bedeutet legen oft weiter nichts als ein Ding an einen gewissen Ort, in eine gewisse Richtung bringen. Fallstricke, Fallen, Schlingen legen. Schuhe an die Füße legen. Das Kleid an-, den Mantel um-, die Kleider ablegen. Geschmeide an den Arm legen. Ein Schloß vor die Thüre legen. Wein in den Keller legen. Feuer legen, d. i. anlegen. Eyer legen, oder nur legen, schlechthin, von dem Federviehe und Vögeln, welches im Oestreichischen dienen genannt wird, von dien, don, niedrig, wie legen von leg, niedrig. Besatzung in eine Stadt legen. Soldaten in das Quartier legen. Sich vor eine Stadt legen, sich vor dieselbe lagern.

In der Haus-Wirthschaft, heißt Legen oder Auftreiben der Wäsche, die getrocknete Wäsche in gehörige Form zusammenschlagen, über einander legen, und in gewisse Stöße oder Haufen sortiren, damit man sie rollen könne. Wohin auch viele figürliche Arten des Ausdruckes gehören, worin das Zeit-Wort bald in der engern, bald aber auch in der leztern weitern Bedeutung steht. Einem etwas in den Weg legen, ihm ein Hinderniß, einen Anstoß verursachen, ihn beleidigen. Hand an das Werk legen, das Werk anfangen. Hand an jemanden legen, ihn thätlich, mit gewaltsamer Hand beleidigen, sich an ihm vergreifen. Hand an sich selbst legen, sich selbst umbringen. Einem etwas sehr nahe legen, theils es ihn deutlich merken lassen, theils auch ihn sehr reizen, besonders zum Zorne. Ein Feld in den Grund legen, eine Zeichnung im Kleinen machen, welche dem

Felde ähnlich ist, es aufnehmen. Mit jemanden heben und legen; s. im XXII Th., S. 570, f. Sich darein legen, sich ins Mittel legen, eine Sache zu vermitteln, zwey Personen zu vergleichen suchen. Seinen Feind zu Boden legen, sowohl ihn überwinden, als auch ihn tödten, ihn erlegen. In beyden Fällen braucht man auch das in vielen Bedeutungen aus diesem Zeit-Worte gebildete schlagen; so wie lägga im Schwed. und das Lat. legere, bey dem Plautus, gleichfalls schlagen, ferire, bedeutet. Sich auf die faule Seite legen, faul, träge zur Arbeit werden. Etwas an den Tag (im Oberd. zu Tage) legen, es merklich machen, andern merken lassen. Seine Gesinnung, sein Vergnügen, sein Mißvergnügen an den Tag legen. Einem die Worte in den Mund legen, die Worte, welche er sprechen soll, deutlich merken lassen. Einem etwas zur Last legen, es ihm als einen Fehler, als ein Versehen auslegen; s. im LXV Th., S. 185. Sich zum Ziele legen, sich nach des andern Absichten bequemen. Die Hand auf den Mund legen, aus Ehrerbiethung, aus Achtung schweigen. Die Schuld auf jemand legen, wofür doch schieben üblicher ist, ihm die Schuld von etwas zuschreiben. Ein Haus, eine Stadt in die Asche legen, sie anzünden und abbrennen. Sich wider jemanden legen, Hiob 9, 4. sich ihm widersetzen.

2. Im figürlichen Verstande.

(1) Bey den Schiffern bedeutet es, den Lauf nach einem Orte richten, dahin steuern. Worauf zu legen. Mit dem Schiffe von dem Ufer legen. Schwed. lägga. Von Land-Reisen braucht man dafür im g. L. oft schlagen; sich rechter, linker Hand schlagen.

(2) Mit dem vorzüglich vorstechenden Neben-Begriffe der Dauer, sowohl in Ansehung der Zeit, als auch der Festigkeit. Die dauerhafteste Lage eines Körpers ist, wenn er auf seiner größten Seite ruhet.

Den

Den Grund zu etwas legen. Einen Fußboden legen, ihn verfertigen. Ein Steinpflaster legen. In welchen Fällen zugleich der Begriff der Tiefe mit vorscheinet. In der Bau-Kunst und bey den Mäurern wird dieses Wort auf verschiedene Art gebraucht; denn man sagt, einen Stein an seinen Ort, wo er bleiben soll, legen, und trocken legen, d. i. den Stein ohne Mörtel legen, nähmlich, wo man keinen Mörtel zwischen die Fugen bringt. Auch sagt man: einen Pfeiler oder eine Stütze ohne Unterlage legen. Den Stein auf die schmahle Seite oder Kante legen, ist, wenn ein Mauer-Stein auf seine schwächste Seite gestellet wird; auf die breite Seite legen, ist das Gegentheil davon. Sich zu jemanden in das Haus legen, im g. L., auf lange Zeit bey ihm einkehren. Einen Missethäter in Ketten und Banden legen. Jemanden in das Gefängniß legen. Einen Hund, einen Rasenden an die Kette legen, s. Th. XXXVII., S. 109. Eisen legen, bey den Jägern, wenn die Wolfs-, Fuchs- und Marder-Eisen, die Raub-Thiere darein zu fangen, in den Wäldern und Feldern aufgestellet werden. Ein Schiff vor Anker legen, sich vor Anker legen, oder auch nur, vor Anker legen, das Schiff vermittelst der Anker befestigen. Die Menschenliebe, welche die Natur in unser Herz gelegt hat.

In engerer Bedeutung. (a) Auf eine bleibende Art, wenigstens auf eine gewisse Zeit, zu etwas anwenden, die Kosten zu Erreichung einer Absicht hergeben. Geld in die Lotterie legen, oder nur schlechthin, in die Lotterie legen. Sein Geld auf Zinsen, auf Leibrenten legen. Wer Landgüter kauft, hat sein Geld wohl angelegt. Sein Geld an Waren legen. Ein Capital in die Handlung legen. (b) Sich auf etwas legen, sich einer Sache mit Ernst befleißigen. Sich auf das Studieren, auf die Dicht-

Kunst, auf die Handlung, auf das Zeichnen legen. Sich auf das Trinken, auf den Müßiggang, auf das Fluchen legen. Da diese ganze R. A. sich höchstens für die vertrauliche Sprech-Art schickt, so nimmt sie sich in der edlern und höhern nur schlecht aus. Er legt sich nun aufs Bitten, er fängt nun an zu bitten. In der vertraulichen Sprech-Art auch zuweilen ohne Reciprocation:

Der Hase legt es nun aufs Flehen.
Haged.

(c) Bestimmen, erklären, doch nur im Niedersächsischen. Einen Verbrecher friedelos legen, ihn in die Acht erklären. Einen Tag legen, ansetzen, bestimmen. Schwed. lägga.

(3) Mit dem merklichern Neben-Begriffe der Ruhe, des Aufhörens von der Bewegung. Ein Körper, welcher auf seiner größten Seite ruhet, ist der Bewegung am wenigsten fähig. Einem das Handwerk legen, im g. L., ihm verhindern, sein Handwerk zu treiben, und in weiterer Bedeutung und im verächtlichen Verstande, ihn an Erreichung einer Absicht, an Vollziehung einer gewohnten Handlung hindern. Am häufigsten als ein Reciprocum. Die Wellen legen sich, hören auf zu toben. Der Wind hat sich gelegt. Wenn der Sturm sich legen wird. Die Kälte wird sich bald legen. Wenn sein Zorn sich legen wird. Die Schmerzen fangen an sich zu legen. Das Griech. ληγειν, bedeutet gleichfalls aufhören, sich legen.

Daher die Legung, statt dessen aber doch auch ausser den zusammengesetzten Zeit-Wörtern am häufigsten das Legen, und im Abstracto die Lage gebraucht wird.

Bey dem Kero leccen, bey dem Ottfried leggen, bey dem Ulphilas lagjan, im Niederf. liggen, in den gemeinen oberdeutschen Mund-Arten mit Ausstoßung des

Gau-

Gaumen-Lautes leien, im Dän. und Schwed. lägga, im Angelf. lecgan, im Engl. lay, im Isländ. leggia, im Wallis. llehau, im Griech. λεγομαι; wohin auch das Lat. locare, von Locus, gehört. Siehe Leg, niedrig, am Ende gegenwärtigen Theiles; Loch, Lache, Th. LVIII, S. 158, f. u. f. f.

Mit legen zusammengesezte Zeit-Wörter, und davon abstammende Haupt-Wörter und deren Bedeutung.

Ablegen, Niederf. afleggen, ein Zeit-Wort, welches sowohl in der thätigen, als in der Mittel-Gattung, üblich ist.

I. Das Activum bedeutet

1. durch Legen absondern. In diesem Verstande sagt man im Gartenbaue, Nelken, Baumreiser, Pflanzen ablegen, wenn man einen Zweig davon umbiegt und mit Erde beschüttet, damit er Wurzel schlage, und zu einer eigenen Pflanze oder Baume werde; eine Verrichtung, welche man auch absenken, senken, einsenken und einlegen nennet.

Daher der Ableger, derjenige Zweig einer Pflanze, oder eines Baumes, welcher zur künftigen Fortpflanzung abgelegt worden ist.

Im Weinbaue, wird die Art, von welcher die Weinstöcke als Senker abgeleget worden sind, das Gelege genannt. Die märkischen Weine sind ursprünglich von fränkischem und rheinischem Gelege, die Weinstöcke stammen aus Franken und von dem Rheinstrohme her.

2. Herablegen. So sagt man, ein Geschütz ablegen, d. i. es von den Laffeten legen. Imgleichen in den Buchdruckereyen, die Schriften ablegen, eine Form ablegen, wenn von den abgedruckten Formen die Buchstaben (Lettern) aus einander genommen, und ein jeder wieder in sein Fach des Schrift-Kastens geleget wird; Fr. rompre une forme, distribuer la

lettre. Daher der Ablege-Span, ein schmahles Lineal, womit der Schrift-Setzer die Lettern ablegt.

3. Von sich weglegen; eine Bedeutung, welche von weitem Umfange ist, und viele sowohl eigentliche als uneigentliche Unter-Arten in sich fasset. Die vornehmsten sind folgende.

a) Von sich weglegen im eigentlichsten Verstande, ohne Beziehung auf einen Entschluß in Ansehung des Künftigen. So sagt man: die Kleider, die Schuhe, den Mantel, den Degen, den Hut, die Trauer ablegen. Legen Sie ab! eine höfliche Einladung, den Hut und andere entbehrliche Kleidungsstücke von sich wegzulegen. Imgl. die Sterblichkeit ablegen, im figürl. Verstande für sterben. Hierauf folgt

b) die figürliche Bedeutung, sich einer Schuld entledigen. Seine Schuld ablegen, ein Capital ablegen, d. i. bezahlen. Hierher gehört auch die in den Rechten übliche Bedeutung, wo ein Kind ablegen so viel anzeigt, als es in Ansehung der künftigen Erbschaft abfinden, so daß es keinen Anspruch mehr daran hat. Daher die Ablage; s. weiter unten. Siehe auch Abtheilen. Aus einigen beym Haltaus unter Ablegen angeführten Beyspielen erhellet, daß dieses Zeit-Wort ehedem in mehrern Fällen in der Bedeutung des Bezahlens gebraucht worden ist.

c) Bezahlen und seiner Dienste entlassen. So sagt man im Bergbaue, dem Forstwesen, u. s. f. die Arbeiter ablegen, d. i. sie ihrer Arbeit entlassen; im Gegensatze des Anlegens. Diese Bedeutung ist mit der vorigen genau verbunden.

d) Eine Sache, ein Geschäft verrichten, und sich dadurch desselben entledigen. Eine Rede, eine Predigt ablegen, d. i. halten. Einen Gruß von jemanden ablegen, d. i. überbringen. Ein Bekenntniß, ein Zeugniß, eine Probe, einen Besuch ablegen. Eine

Rechn-

Rechnung ablegen, d. i. Rechnung thun. Einen Eid ablegen.

e) Eine Sache auf immer von sich weglegen, mit dem Entschlusse, sie nie wieder anzulegen. So sagt man in eigentlicher Bedeutung, ein Kleid, ein Par Schuhe ablegen, d. i. als minder brauchbar nicht mehr tragen wollen. Die Kinderschuhe ablegen, d. i. nach Ablauf der Kinder-Jahre gesetzter werden. Noch mehr aber

f) in figürl. Bedeut. sich einer Sache entwöhnen. Sorgen, Laster, eine Gewohnheit ablegen. Legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab!

4. Einem ablegen, d. i. ihn verlassen, ihm Unrecht geben. Er wird ihm niemahls ablegen, d. i. ihm niemahls Unrecht geben. Das Gedächtniß legt ihm ab, d. i. verläßt ihn. Es wird schwer auszumachen seyn, woher diese figürl. Bedeut. mit der ungewöhnlichen Wort-Fügung des Dativs entstanden ist. Sie ist zwar eigentlich nur in Ober-Deutschland üblich; allein man hört sie doch auch zuweilen anderwärts. Der Ungerechtigkeit ablegen, d. i. entsagen.

5. Etwas mit einem andern ablegen, d. i. heimlich verabreden, ist eine im g. L. gewöhnliche Redens-Art.

6. In der Bienenzucht, heißt ablegen, aus einem alten Stocke einige Honig-Scheiben, worin dreyfache Brut befindlich ist, herausnehmen, und diese, nebst ein Par Händevoll Bienen, in einen neuen Stock thun. Sie erzeugen in demselben einen neuen Weisel, und formiren eine neue Republik. Daher wird ein durch das Ablegen erlangter neuer, mit Bewohnern angefüllter Bienen-Korb ein Ableger genannt. Siehe im IV Th., S. 606, fgg.

II. Das Neutrum, welches mit dem Hülfs-Worte haben verbunden wird, bedeutet:

1. Entbunden werden. Besonders sagt man es in Nieder-Sachsen von dem Kalben der Kühe. Sie hat abgelegt, sagt man auch wohl aus Verachtung von einer unverheuratheten Person, wenn sie heimlich entbunden worden ist.

2. In der Schiffahrt bedeutet, mit dem Schiffe ablegen, so viel als vom Lande absegeln, so wie anlegen sich dem Lande nähern bezeichnet.

Daher die Ablegung, in den eigentlichen Bedeutungen des Activi.

Bey den Gürtlern, heißt die Ablegung, wenn die ankommenden Gesellen, bey Haltung ihrer Zusammenkünfte dreyer Gutwehrungen, und so vieler Ablegungen sich zu erinnern wissen müssen, sollten sie auch aus dem Grabe gezogen werden. Wie denn dergleichen bey eines Jungen oder Gesellen Daseyn so viele nicht vorzugehen pflegen, und oft der bereits Verstorbenen Beyspiele angeführt werden müssen, wodurch sie solchen jungen Leuten eine Aufsicht und Sorgsamkeit ihrer Begebenheiten und Gerechtsamen einbinden wollen.

Der Ableger, eigentlich, im Gartenbaue; s. oben, S. 743; figürlich, bey der Bienenzucht; s. oben, S. 745.

Die Ablage, die Handlung des Ablegens, und das was abgeleget wird; besonders in den Rechten eine Handlung zwischen Aeltern und Kindern, da jene diese durch eine Aussteuer von aller künftigen Erbschaft ausschließen.

Anlegen, ein Zeit-Wort, welches in zwiefacher Gestalt üblich ist.

I. Als ein Activum, eine Sache nahe an die andere legen, in mancherley sowohl eigentlichen, als figürlichen Bedeutungen des einfachen Zeit-Wortes.

1. In eigentlicher und weiterer Bedeutung. Eine Leiter anlegen, d. i. an die Wand. Den Backen an

ein

ein Gewehr anlegen. Das Gewehr anlegen, d. i. an den Backen, anschlagen. Ein Kind anlegen, d. i. an die Brust, es zu säugen. Einen Reif anlegen, d. i. dem Fasse. Einem Ketten, Fessel anlegen. Einen Hund, einen rasenden Menschen anlegen, d. i. an eine Kette legen. Holz anlegen, d. i. an das Feuer. Feuer anlegen, d. i. an ein Haus, es in Brand zu stecken. Es ist diese Nacht wieder Feuer angeleget worden. Einen Rocken anlegen, d. i. den zum Abspinnen nöthigen Flachs um den Rocken legen, welches in Franken auch anferben genannt wird. Eben daselbst bedeutet auch die Anlegte, so viel Flachs, als auf ein Mahl an den Rocken angeleget wird. Die Garben anlegen, in der Land-Wirthschaft, die Garben zu beyden Seiten der Scheun-Tenne so legen, daß man sie bequem dreschen könne; s. im IX Th., S. 577. Einem Pferde den Zaum, die Halfter, den Zügel anlegen. Einem Inquisiten die Daum- oder Bein-Schrauben anlegen, bedeutet in der preußischen Criminal-Ordnung, sie bloß anlegen, ohne zu zuschrauben, in Sachsen aber, anlegen und zuschrauben, doch gleich wieder nachlassen; im Gegensatze des völligen Zuschraubens, welches in Sachsen mit den Daum- oder Bein-Schrauben vorstellen oder angreifen, genannt wird.

Auf eben diese Art wird anlegen auch, als ein anständigerer und edlerer Ausdruck für anziehen gebraucht, sowohl von der ganzen Kleidung, als auch von verschiedenen einzelen Kleidungsstücken, von denen ankleiden nicht gesagt werden kann. Ein Kleid anlegen. Schuhe, Strümpfe, den Degen anlegen. Man legte ihm den Mantel an. Sich anlegen, d. i. sich ankleiden. Sich anders anlegen, d. i. sich umkleiden. Imgleichen von der Veränderung der Kleidung einer ganzen Gesellschaft, zu einerley Absicht. Der Hof hat die Trauer angelegt.

In dieser Bedeutung ist dieses Zeit-Wort bereits sehr alt, denn Ottfried und Notker brauchen analegan nicht allein für anziehen, sondern analegi bedeutet bey ihnen auch ein Kleid. Im Theuerdank, Cap. 54, kommt anlegen in einer sonderbaren Wort-Fügung vor. Tewrdank legt sich in sein Zeug an, d. i. legte sein Turnier-Zeug an. Die figürliche Bedeutung: Wer einem Narren Ehre anlegt, das ist ꝛc. Sprichw. 26, 8. Und lasse sich auf die Backen schlagen und ihm viel Schmach anlegen, Klagel. 3, 30. in welcher auch Hofmanswaldau singt:

Der Himmel legt sie selbst mit neuen Kräften an,

ist, wenigstens außer der Poesie, im Hochdeutschen veraltet.

Bey den Mahlern bedeutet anlegen so viel als illuminiren, mit Farbe belegen. Die Berge braun, einen Wald grün anlegen.

Hierher gehört auch das Reciprocum sich anlegen, welches von verschiedenen leblosen Körpern gesagt wird, wenn sie auf der Oberfläche eines andern Körpers zum Vorschein kommen, oder sich an dieselbe anhängen. So legt sich die Speise an den Topf an. Die Krystallen legen sich an, wenn sie an dem Rande des Gefäßes entstehen, welches in der Sprache der Kunst noch häufiger anschießen genannt wird. Auch, der Rost legt sich an das Eisen an, und figürlich auch der Neid an das Glück und an die Verdienste. Du weißt, daß der Neid sich jederzeit an das Glück anzulegen pflegt.

Die Redens-Art Hand anlegen, welche man auch wohl aufzulösen pflegt, Hand an etwas legen, ist alt, und wird sowohl von dem gewaltsamen Angriffe einer Person und Sache, als auch von der thätigen Beschäftigung mit etwas, gebraucht. In der ersten Bedeutung sagt schon Tatian, Capitel 184. *inti legitun iro hant in then heilant ana inti habetun inan;* aber heut zu Tage braucht man in derselben lieber das ein-

einfache Zeit-Wort, Hand an einen legen. In der lezten Bedeutung sagt man auch noch jezt häufig, Hand anlegen, mit Hand anlegen, d. i. arbeiten helfen, die lezte Hand anlegen, d. i. einer Sache die lezte Gestalt geben, sie zur Vollkommenheit bringen, ausbessern.

2. In verschiedenen figürlichen Bedeutungen, welche sich vornehmlich auf den vielfachen Gebrauch des einfachen Zeit-Wortes legen gründen, bedeutet dasselbe:

(1) So viel als anweisen, anstellen, d. i. zu einer gewissen körperlichen Arbeit bestimmen, im Gegensatze des Ablegens. In diesem Verstande wird anlegen sowohl in dem Bergbaue, als auch in dem Jagd- und Forstwesen, und verschiedenen andern Lebens-Arten gebraucht, wo Arbeiter zu etwas anlegen, so viel bedeutet, als ihnen eine gewisse Arbeit aufgeben; s. Th. II., S. 194.

(2) Zu einem gewissen Gebrauche bestimmen, anwenden. Geld an oder zu etwas anlegen. Sein Geld wohl anlegen. Sein Geld an Eitelkeiten, sein Vermögen an Landgüter anlegen. Seine Wohlthaten gut, schlecht, anlegen. So auch, seine Zeit wohl, übel anlegen, d. i. anwenden. Wohl angelegte Zeit. Mit andern Haupt-Wörtern möchte dieses Zeit-Wort in diesem Verstande, wenigstens im Hochdeutschen, wohl eben nicht sehr gewöhnlich seyn; denn die R. A. Fleiß an etwas anlegen, ist mehr Oberdeutsch.

(3) Die erste Einrichtung, den ersten Anfang zu etwas machen. Ein Gebäude, eine Stadt, ein Dorf, einen Garten anlegen. Einen Weinberg anlegen, welches in den Rhein-Ländern anrotten, vielleicht für anreuten oder anroden, und in Franken wenden genannt wird. Einen Jahrmarkt anlegen. Imgl. in weiterer Bedeutung für anfangen. Die das durch ihre Unart zerstören, was durch das Gehör des

Wor-

Wortes bey ihnen angeleget war, Mosheim. Ehedem wurde dieses Wort in noch weiterer Bedeutung für eine jede Verfertigung, Veranstaltung, gebraucht. So heißt es z. B. in der 74sten Fabel, unter den Fabeln der Minnesinger:

Ich kan das angelegen wol.
Wie uns der kuoche werden sol.

(4) Eine gewisse Absicht durch die dienlichen Mittel zu erreichen suchen, doch nur im gem. L., und im nachtheiligen Verstande. Er hat es darauf angelegt. Es ist darauf angelegt. Imgl. verabreden, doch gleichfalls nur in nachtheiligem Verstande. Sie haben es mit einander angelegt. Es ist ein angelegter, d. i. heimlich verabredeter, Handel, wofür man in Ober-Deutschland sagt, es ist ein angelegter Karren. Sich mit bösen Buben anlegen, d. i. einlassen, abgeben, wie man gleichfalls in Ober-Deutschland sagt, ist den Hochdeutschen unbekannt. Das einfache legen, bedeutete ehedem auch nachstellen, sich gleichsam in einen Hinterhalt legen, und hierauf wird vermuthlich mit dieser Bedeutung des Wortes anlegen gezielet.

(5) Auflegen, besonders von Steuern und Abgaben. Einen Zoll anlegen. Neue Steuern und Abgaben anlegen. Man könnte diesen Gebrauch füglich zu dem dritten rechnen, wo der Begriff der ersten Einrichtung der herrschende ist. Allein, da man auch sagt, einen mit Steuern und Abgaben anlegen, er ist in der Steuer sehr hoch angelegt, einen nach seinem Vermögen anlegen, und in Ober-Deutschland, einen mit einer Geldbuße anlegen, d. i. belegen, so kann man dieses Wort hier entweder als eine buchstäbliche Uebersetzung des Lat. imponere ansehen, oder es zu derjenigen Bedeutung des einfachen legen rechnen, nach welcher es auch bestimmen, ansetzen, bedeutet.

Stefno legga im Isländischen, und Dag lägga im Schwedischen, bedeuten noch jezt, einen Tag ansetzen.

II. Als ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert. In dieser Gattung ist es nur in der Schiffahrt üblich, wo anlegen, mit dem Schiffe anlegen, Niederf. anleggen, Dän. anlegge, so viel bedeutet, als nahe an das Ufer fahren, sich an die Küste legen, im Gegensatze des Ablegens. Die Schiffe müssen hier anlegen, d. i. anlanden.

Bey Böttchern, heißt anlegen, ein Faß mit den dazu verfertigten Reifen versehen.

In Glas-Hütten, nennt man Anlegen diejenige Arbeit bey dem Glasblasen, da die Glas-Masse mit der Pfeife auf dem Walz-Bleche hin und her gewalzet wird, um die Glas-Blase nicht allein zu ründen, sondern auch an die Pfeife fest anzudrücken, daß sie im Schwunge und in der Arbeit nicht abfahre.

In Hüttenwerken, nennt man anlegen, auf den Treib-Herd feuchte Asche bringen, und gerade ziehen.

Des Ausdruckes anlegen, oder anschlagen, bedienen sich auch die Bereiter, und es geschieht dasselbe auf der Reit-Bahn auf mancherley Weise. Man legt nähmlich einem jungen Pferde in der Abrichtung öfters die Schenkel, Waden oder Ferse an den Leib, damit es zuerst dieselben nur gewohnt werde, und hernach die Schenkel-Hülfen und die Sporen annehmen lerne, um solchen zu folgen.

Anlege-Klöße, werden in den Salz-Kothen zu Halle die Steine genannt, womit man die Kluft zwischen dem Herde und der Pfanne ausfüllet, damit kein Feuer heraus schlagen kann. Das Anlege-Schloß, ein Schloß, welches nach Belieben angeleget und weggenommen werden kann, und welches noch häufiger ein Vorlege-Schloß genannt wird.

Der Anlege-Steg, bey den Buchdruckern, ein Steg, der an den Umkreis der Form gelegt wird; Fr. Bois de marge. Es sind vier, wie ein Lineal gestaltete, schmahle Bretterchen, welche der Schrift-Setzer gebraucht, alle Columnen einer Form nach ihrem Umfange einzuschließen, welches bey dem Abdruck die weißen leeren Stellen um den ganzen Bogen, und zwischen den Columnen hervorbringt. Siehe Form-Steg im XIV Th., S. 475, fgg. und Kreuz-Steg, im XLIX Th., S. 259.

Das Haupt-Wort die Anlegung, kann für die Handlung des Anlegens in allen eigentlichen und den meisten figürlichen Bedeutungen des Activi, in denen Anlage nicht gewöhnlicher ist, gebraucht werden.

Die Anlage, das Haupt-Wort von dem Zeit-Worte anlegen, sowohl diese Handlung, als auch die angelegte Sache, zu bezeichnen.

1. Die Handlung des Anlegens, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen des Zeit-Wortes, besonders die Vertheilung einer Abgabe auf die einzelnen Glieder einer Gemeinde oder Gesellschaft, ingl. die Verfertigung des Entwurfes zu einer Sache. Die Anlage eines Gebäudes, eines Gartens, u. s. f. übernehmen. In dieser Bedeutung der Handlung, in welcher doch das Haupt-Wort Anlegung schicklicher und gebräuchlicher zu seyn scheint, ist der Plural nicht gebräuchlich. Wohl aber

2. in der Bedeutung derjenigen Sache, welche angeleget wird, sowohl in dem eigentlichen als figürlichen Verstande dieses Zeit-Wortes. Hier bezeichnet Anlage:

1) in den Kanzelleyen, so viel als Beylage, was einer Schrift beygeleget oder beygefüget wird. Aus welcher Anlage zu ersehen seyn wird, u. s. f.

2) Das Erdreich, welches ein Fluß oder Wasser an einen Ort anlegt, oder anspühlet, und welches

sonst

sonst auch die Anschütt und der Anwurf genannt wird. Siehe im II Th., S. 191, f.

3) In den Bergwerken, zusammengeschmiedete Berg-Eisen.

4) An den Schieß-Gewehren, denjenigen Theil, welchen man bey dem Abfeuern an den Backen legt, und der auch der Anschlag heißt.

5) An einem Kasten-Schlosse dasjenige Eisen oder Blech, durch dessen Oehr der Bogen geht, worin das Schloß hängt; in Regensburg die Anleg, in Nürnberg eine Klammer, in Wien die Narb, in Steiermark die Arb, und in Nieder-Sachsen die Krampe.

6) Dasjenige Geld, welches sowohl Unterthanen zu den allgemeinen Bedürfnissen des States hergeben müssen, die Auflage, als auch welches besondere Zünfte und Gesellschaften unter sich aufbringen. Bürgerliche Anlagen, Wein-Anlagen, Bier-Anlagen, u. s. f. d. i. Abgaben von dem Weine, dem Biere. Eine Anlage auf etwas machen, ausschreiben, u. s. f. Ein Land, das von vielen und schweren Anlagen gedrückt wird.

7) Dasjenige Geld, welches man zu dem Anfange eines Nahrungs-Geschäftes widmet, und es dazu anlegt. Seine Anlage besteht aus 1000 Reichsthalern; wofür man doch häufiger das Wort Capital braucht.

8) Den Entwurf und ersten Anfang einer Sache. Die Anlage eines Gebäudes, eines Gartens, eines Festungswerkes. Eine Anlage zu etwas machen.

Imgl 9) den Grund eines Gebäudes, die Grund-Lage. Besonders in dem Festungsbaue, den Fuß oder die untere Breite eines Walles oder einer Brustwehr. So auch in dem Deichbaue, die untere Grundfläche von dem Durchschnitte eines Deiches oder einer Höhe.

Am Pfluge, werden die zwey eisernen Schienen zu jeder Seite des Pflug-Hauptes, die Anlagen genannt.

10. Figürlich, der Anfang, der Grund einer Sache. Ihr Mißtrauen ist die erste Anlage zum Menschenfeinde.

11) Natürliche Geschicklichkeit oder Fähigkeit zu etwas. Er hat eine gute natürliche Anlage hierzu. Einige haben dieses Wort in dieser Bedeutung für das französische Genie einführen wollen, allein es erschöpft doch dasselbe bey weitem nicht.

Auflegen, ist in doppelter Gestalt üblich.

I. Als ein Activum, und zwar,

1. Eine Sache auf die andere legen.

(1) Eigentlich, sowohl absolute, als auch mit der dritten Endung der Person. Ein Pflaster auflegen, d. i. auf die Wunde. Das Tischtuch auflegen, d. i. auf den Tisch. Den Ellbogen auflegen, d. i. auf den Tisch; und sich mit dem Ellbogen auflegen. Dem Pferde den Sattel auflegen. Einem die Hände auflegen. Einem eine Last auflegen. Sich selbst eine Last auflegen, beydes im figürlichen Verstande.

(2) Figürlich.

a) Zu etwas verpflichten, anbefehlen. Dem Volke Steuern auflegen. Einem eine Strafe, eine Buße, einen Eid auflegen. Man hat ihm ein Stillschweigen aufgelegt. Man legt sich eine Verpflichtung auf, wenn man Geschenke nimmt. Siehe weiter unten Auflage 3, und legen, oben, S. 742. In dieser Bedeutung ist auch, obgleich ohne Noth, auferlegen üblich.

b) Anordnen, bestimmen. Im Hochdeutschen ist in dieser Bedeutung nur allein das Mittel-Wort aufgelegt, für geschickt, doch nur von der Fassung des Gemüthes, üblich. Siehe Legen, oben, S. 741, f. Ich bin dazu heute nicht aufgelegt.

c) Be-

c) Beschuldigen. Wenn jemand ein Weib nimmt, — — und legt ihr was schädliches auf, 5 Mos. 22, 13. 14. Diese Bedeutung ist im Hochdeutschen veraltet; nur das Haupt-Wort Auflage erhält dieselbe noch in den gemeinen Sprech-Arten.

d) Ein Schiff auflegen, in der Schifffahrt, es in den Hafen bringen, und den Winter über daselbst liegen lassen.

2. In die Höhe legen, d. i. auflehnen, in der figürlichen Bedeutung der Widerspänstigkeit. Sich wider einen auflegen, wofür doch auflehnen üblicher ist.

3. Von neuem drucken. Ein Buch auflegen, d. i. es nach dem ersten Drucke nochmahls drucken oder drucken lassen. Auflage wird zwar auch von dem ersten Drucke eines Buches gebraucht, so fern die Anzahl der gedruckten Exemplare darunter verstanden wird; allein das Zeit-Wort auflegen ist nie anders als von dem wiederhohlten Drucke üblich. Siehe Legen, oben, S. 741, wo gezeigt worden ist, daß dieses Zeit-Wort auch die Kosten zu etwas hergeben bedeutet, welche Bedeutung auch noch in verlegen üblich ist.

Beym Strumpfstricken oder Strumpfwirken, heißt die Maschen eines Strumpfes auflegen, wenn die erste Reihe Maschen mit den Fingern, auf einer Nadel, ohne Mitwirkung einer andern Nadel, aus freyer Hand gebildet wird.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, aber nur in der gemeinen R. A. Fett auflegen, d. i. fett werden. Das Thier legt zu viel Fett auf, will nicht auflegen.

So auch die Auflegung, in allen obigen Bedeutungen.

Die Auflage, das Abstractum des Auflegens, in den figürlichen Bedeutungen des Zeit-Wortes,

und in einigen Fällen auch dasjenige, was aufgeleget wird, auszudrücken.

1. Der Abdruck eines Buches, und die abgedruckten Exemplare selbst. Die erste, die zweyte, die dritte Auflage. Eine neue Auflage veranstalten. Wie stark ist die Auflage? d. i. wie viel Exemplare werden abgedruckt? Die ganze Auflage hat sich vergriffen. Eine unächte Auflage, heißt ein falscher Nachdruck.

2. Die Anordnung eines Beytrages zu gemeinschaftlichen Bedürfnissen, und dieser Beytrag selbst; Impost. Eine Auflage auf das Volk. Eine Auflage auf das Getränk, auf Eß-Waren, auf Waren, u. s. f. welche aus einem andern Gesichtspuncte eine Abgabe heißt. Das Volk mit Auflagen drücken, beschweren. In den Lehn-Rechten heißt zuweilen auch die Lehn-Ware, oder was der Kanzelley bey einer Belehnung bezahlt wird, eine Auflage. Auch die Handwerker belegen den Beytrag an Gelde, den die Meister und Gesellen in ihren Zusammenkünften zu ihren gemeinschaftlichen Ausgaben entrichten müssen, mit diesem Nahmen.

3. Ein Befehl. Diese Bedeutung kommt nur noch in den Gerichten vor, wo der Befehl eines Richters auf bloße Anzeige des Imploranten darunter verstanden wird; wodurch er sich von einem Urtheil hinlänglich unterscheidet. Einem Auflage thun.

Das einfache Lage war ehedem in dieser Bedeutung von einem weit größern Umfange, und bedeutete nicht nur einen jeden Befehl, sondern auch ein Gesetz, wovon unter andern auch noch das Lat. lex, legis, das Franz. Loi, und das Englische Law, zeugen.

4. Eine Beschuldigung, besonders eine falsche ungegründete Beschuldigung, doch nur im g. L. Ich kann dergleichen Auflagen nicht auf mir sitzen lassen.

Das

Das Zeit-Wort auflegen ist in dieser Bedeutung nicht mehr üblich.

5. Eine Zusammenkunft. In dieser Bedeutung kommt Auflage nur noch von den Zusammenkünften der Handwerker vor. Eine Auflage halten. In der Auflage ist beschlossen worden, daß u. s. f. Imgl. in verächtlichem Verstande von den Zusammenkünften müßiger und liederlicher Leute. Das dienstlose Volk hat täglich seine Auflage daselbst.

Auch in dieser Bedeutung ist das einfache Lage schon alt, indem es ehedem nicht nur eine jede Gesellschaft, sondern auch einen Schmaus bedeutete. Siehe Gelag, im XVI Th., S. 723, f. Das Schwedische Lag hat noch jezt beyde Bedeutungen.

6. Dasjenige, was aufgeleget wird, in der eigentlichen Bedeutung des Zeit-Wortes, aber nur in einigen wenigen Fällen. So nennt man z. B. im gem. Leben dasjenige, was bey Sammlung einer Collecte auf den Teller geleget wird, eine Auflage.

Auslegen. 1. Hinaus legen.

1) In eigentlicher Bedeutung. Seine Waren auslegen, d. i. zum Verkauf oder zur Schau. Siehe im III Th., S. 237, f.

2) Figürlich, so fern legen ehedem auch für bezahlen gebraucht wurde, an einen andern bezahlen, doch mit den Neben-Begriffen, daß solches für einen andern, und als ein Darlehn geschieht. Für jemand auslegen, d. i. bezahlen. Ich will es indessen auslegen. Es ist mein ausgelegtes Geld. Hierher gehört auch die R. A. sein Geld auf Wucher auslegen, d. i. an andere verleihen.

2. In etwas Vertieftes legen, und es gleichsam damit ausfüllen. Etwas mit Silber, Gold, Elfenbein, Bernstein ꝛc. auslegen. Ausgelegte Arbeit, die auf solche Art gezieret ist.

3. Aus einander legen, doch nur in der figürlichen Bedeutung, den Sinn einer Rede, die Absicht einer Handlung erforschen und anzeigen. Eine Schrift, einen Satz auslegen. Das wird ihm übel, gut ausgeleget. Etwas zum besten, zum schlimmsten, oder auf das beste, auf das schlimmste auslegen. Einem etwas als einen Hochmuth auslegen, welche Wort-Fügung mit als der mit für und zu vorzuziehen ist: einem etwas für einen Hochmuth, oder zum Hochmuthe auslegen.

In dieser lezten Bedeutung ist auslegen eine bloß buchstäbliche Uebersetzung des Latein. explicare. Ehe die Gewohnheit den Gebrauch des deutschen Zeit-Wortes festgesetzt hatte, suchte man den Sinn des Latein. auf andere Art auszudrücken. Kero brauchte dafür kefaldan, gleichsam entfalten; Ottfried antfristan, über dessen Bedeutung die Sprach-Forscher noch nicht einig sind; und Tatian, arreckin, erreichen.

Der Ausleger. 1. Der eine Schrift, oder Stelle in derselben auslegt. Die Ausleger der h. Schrift.

2. Eine Art Wach-Schiffe, s. Auslieger, im L Th., S. 392, und im LVII Th., S. 219.

Die Auslegung. 1. Die Handlung des Auslegens, besonders in der dritten Bedeutung dieses Zeit-Wortes, die Erforschung des Sinnes einer Schrift oder Rede. Daher die Auslegungs-Kunst, die Kunst, eines Andern Reden oder Schriften zu erklären; die Hermenevtik.

2. Der erforschte Sinn einer Rede oder Schrift selbst. Eine richtige, falsche, gezwungene Auslegung. Alle diese Auslegungen erreichen den Sinn der Rede nicht.

3. Diejenige Schrift, worin die Rede oder Schrift eines Andern ausgeleget wird.

Die Auslage. 1. Das Auslegen, oder das Abstractum dieses Zeit-Wortes, doch nur so fern es von dem

dem Gelde gebraucht wird. Die Auslage thun, d. i. Geld für einen Andern auslegen.

2. Was ausgeleget wird. a) Ausgelegtes Geld. Einem die Auslage wieder erstatten. Alle Auslagen vergüten. b) In den Marsch-Ländern ein Deich, der weiter hinaus gegen das Wasser zu geleget oder gezogen wird.

3. Der Ort, auf welchen etwas ausgeleget wird. So pflegen die Kaufleute einen Tisch, auf welchem sie ihre Waren zur Schau auslegen, eine Auslage zu nennen, in Hamburg die Toonbank, von dem Niederf. tonen, zeigen.

Belegen, eine Sache auf die andere legen.

1. Eigentlich. Einen Boden mit Bretern, den Tisch mit Gelde belegen. Einen Sahl mit Steinen, ein Gesicht mit Schönpflästerchen belegen. Eine Pflugschar belegen, neues Eisen daran schmieden. Ein Kleid mit Schnüren belegen, d. i. dieselben darauf befestigen. Ein Spiegelglas belegen, foliiren.

2. Figürlich.

a) Zur Fortpflanzung befruchten, von einigen Thieren. Der Hengst belegt die Stute, der Hund die Hündinn, der Ochs die Kuh. Siehe Belaufen, im LXVI Th., S. 40. Ingleichen als ein Factitivum, eine Stute, eine Kuh belegen, den Hengst, den Ochsen zu ihr lassen. So auch eine Hündinn belegen, bey den Jägern.

b) Mit Beweis-Schriften versehen, besonders von Rechnungen. Eine Rechnung belegen. Ich kann alles belegen, d. i. mit Scheinen, Quittungen beweisen.

c) Mit Leuten versehen. Eine Stadt mit Truppen, ein Haus mit Soldaten belegen. Ein Bergwerk, einen Steinbruch mit Arbeitern belegen, d. i. die Arbeiter dazu annehmen und anweisen.

d) Zuerkennen, zutheilen, auflegen, größtentheils nur von unangenehmen Dingen. Jemanden mit einer schweren Strafe, mit einer Geldbuße belegen. Das Volk mit Steuern und Abgaben belegen.

So auch die Belegung.

Die nunmehr ungewöhnlichen Bedeutungen dieses Zeitwortes sind:

1. Belagern, welche das Schwedische belaegga, und Niedersächs. beleggen, noch hat.

Als Troja ward belegt, o Mars von allen Seiten.
Opitz.

In der deutschen Bibel kommt diese Bedeutung noch mehrmahls vor. Jos. 11, 31. 34. 2 Sam. 11, 1. Pred. 9, 14.

2. Beschuldigen.

Nicht einer ist zu finden
Der ihn belegen kann mit den geringsten Sünden.
Opitz.

3. Beschönigen, bemänteln, und

4. vergüten, ersetzen; welche beyde nur noch im Niedersächsischen vorhanden sind.

Das Beleg, dasjenige, womit etwas beleget wird, doch nur in einigen besondern Fällen. Bey den Schneidern, heißt dasjenige das Beleg, womit der Saum eines Kleides verstärkt wird.

Die Belege im Plural, heißen in Rechnungs-Sachen ꝛc. diejenigen Schriften oder Scheine, womit eine Rechnung oder ein anderer Aufsatz beleget wird, Belege-Scheine, Belege-Zettel. In diesem Verstande braucht Gellert dieses Wort einmahl nicht nur im Singular, sondern auch als ein Masculinum. Ich will die Abschrift als einen Beleg zu der Rechnung bringen. Endlich werden auch diejenigen Kennzeichen, welche man unter die Gränz- oder Mark-

Stei-

Steine leget (s. Th. XIX, S. 637, fgg.) Belege, noch häufiger aber Beylagen, genannt.

Beylegen. 1. Eine Sache bey oder neben der andern legen.

a) In eigentlicher Bedeutung. Einer Klag-Schrift die Beweisstücke, einer Ausführung die Urkunden, einem Briefe eine Rechnung beylegen.

b) Figürlich.

(1) Jemanden seine Tochter beylegen, sie ihm zur Ehe geben; welche R. A. aber im Hochdeutschen größtentheils veraltet ist.

(2) Eine Sache von der andern behaupten. Man legt ihm viel Verstand bey. Er hat ihm die größten Lobsprüche beygelegt. Einem Geiste menschliche Bildung beylegen, sich ihn unter einer menschlichen Bildung vorstellen. Ich lege dir die Schuld davon nicht bey. Einem ein Verbrechen beylegen. Indessen wird dieses Zeit-Wort doch lieber in einem guten, wenigstens gleichgültigen Verstande, als in nachtheiliger Bedeutung, gebraucht.

(3) Einem beylegen, eine am häufigsten im Oberdeutschen übliche R. A. für ihm beyfallen, ihm Recht geben, wofür auch zulegen üblich ist; Nieders. bislaan, beyschlagen.

2. Bey Seite legen.

(a) Eigentlich, welche Bedeutung aber im Hochdeutschen nicht üblich ist. Doch sang Opitz zu seiner Zeit:

Wer dich im Kriege sieht, der lege die Waffen bey.

(b) Figürlich.

1) In der Seefahrt, ein Schiff beylegen, d. i. es gegen den Wind halten, oder drehen, so daß es langsamer geht, es mit Fleiß nicht vor dem Winde segeln lassen, welches in der Sprache der Schiffer auch beystechen und beydrehen genannt wird. Auch abso-

lute: Das Schiff wurde, weil es nicht beylegen wollte, in Grund gebohret. Beylegen mit einem Segel, wenn man die untern Segel aufwindet, in Band legt. Ein hohes Segel ist in den Wind gesetzt, das andere gegen denselben; daher wird das Schiff durch ein Segel vor-, durch das andere zurück getrieben, und bleibt folglich gewisser Maßen auf der Stelle liegen.

2) Verwahrlich beylegen, bey Seite legen und aufheben. Geld im Gerichte beylegen. Daß er den Leuten das Ihre, so sie an den Ort zu treuen Händen beygeleget hatten, wollte erhalten, 2 Macc. 3, 15. Um der Hoffnung willen, die euch beygelegt ist, im Himmel, Coloss. 1, 6. Hinfort ist mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit, 1 Tim. 4, 8. Welche Wort-Fügung mit der dritten Endung der Person aber im Hochdeutschen ungewöhnlich ist. Imgl. aufsammeln, sammeln und verwahren.

Der Schatz, den die guten Alten
Aus Einfalt beygelegt.
Can.

3) Endigen, von Streitigkeiten oder streitigen Sachen, schlichten, doch mehr durch gütliche Vermittelung, als durch Urtheil und Recht. Einen Streit beylegen. Die Sache ist längst beygelegt.

So auch die Beylegung, in allen obigen Bedeutungen.

Die Beylage, was beygeleget wird.

1. Was einer Sache mit beygeleget wird. Die Beylagen einer Schrift, einer Deduction, die zum Beweise oder zur Erläuterung dienen, und auch Anlagen genannt werden.

2. Was beygeleget, d. i. verwahret wird, besonders so fern es einem Andern gehört, in welcher Bedeutung dieses Wort aber wenig mehr gebraucht wird, weil es von dem Lateinischen Depositum verdränget worden ist. So wird 2 Macc. 3, 15. das Geld, wel-

welches andere zu treuen Händen in den Tempel geleget hatten, eine Beylage genannt. Und bin gewiß, daß er mir kann meine Beylage bewahren bis an jenen Tag, 2 Tim. 1, 12. 14.

In dem 1523 zu Basel nachgedruckten neuen Testamente Lutheri wird dieses Beylage als ein fremdes Wort durch vertrawt, hindergelegt Gut, erkläret.

Darlegen, ein im Oberdeutschen einheimisches, im Hochdeutschen aber zuweilen nur in der höhern Schreib-Art vorkommendes Wort, vorlegen, hinlegen. Lege das dar, vor meinen und deinen Brüdern, daß sie zwischen uns beyden richten, 1 Mos. 31, 37. In dem weiten und fetten Land, das du ihnen dargeleget hast, Nehem. 9, 35. Und legt dar alles Gut in seinem Haus, Sprichw. 6, 31. Ich aber will fast gerne darlegen und dargeleget werden für eure Seelen, 2 Cor. 12, 15. Mit Gründen darlegen, im Oberdeutschen, beweisen, darthun.

So auch die Darlegung.

Die Darlage, ein oberdeutsches Wort, eine Sache, welche dargeleget wird, besonders aber Geld, welches bezahlt wird, zu bezeichnen.

In den Gerichten wird die Bezahlung der aufgelaufenen Unkosten, und in dem Bergbaue die Zubuße zuweilen die Darlage genannt.

Einlegen, siehe im X Th., S. 436, f.

Die Einlage, s. eb. das. S. 431, f.

Entlegen, ein Reciprocum, welches nur im Oberdeutschen für sich entbrechen, umhin können, üblich ist. Wir haben uns also nicht entlegen können, u. s. f.

Erlegen, siehe im XI Th., S. 365.

Herlegen, nahe zur redenden Person legen, im Gegensatze des hinlegen. Lege es mir her.

Daher die Herlegung.

Hinlegen, von der redenden Person im Legen entfernen, imgl. überhaupt, von sich legen. Lege es hin.

Daher die Hinlegung.

Hinterlegen, siehe im XXIII Th., S. 575, f.

Nachlegen, zu dem was schon hingeleget worden ist, noch etwas legen. Holz nachlegen, zu dem brennenden Feuer.

So auch die Nachlegung.

Niederlegen, niederwärts legen, aus der Höhe nach unten zu legen, auf den Boden, zu Boden legen.

1. Eigentlich. Eine Last niederlegen, welche man trägt, sie auf die Erde legen. Einen Stuhl niederlegen, auf die Erde.

2. In engerer Bedeutung, legt man ein Kind nieder, wenn man es in das Bett legt. So auch das Reciprocum, sich niederlegen, sich zu Bette legen, sich schlafen legen.

3. Figürlich. Ein Amt niederlegen, im g. L. abdanken. Die Regierung, die Krone, eine Würde, eine Ehrenstelle niederlegen, sich derselben freywillig begeben. Geld oder eine andere Sache bey jemanden niederlegen, es ihm in Verwahrung geben, im Oberdeutschen hinterlegen, daher man zuweilen auch eine solche in Verwahrung gegebene oder genommene Sache, ein Depot, eine Niederlage, und im Oberdeutschen eine Hinterlage zu nennen pflegt. Luther nennt sie eine Beylage. Waren an einem Orte niederlegen, sie bis zu weiterm Gebrauche daselbst verwahren. Siehe Niederlage 2, auf der folgenden Seite. Einem die Straße niederlegen, ihm die Bereisung derselben verwehren, ihm das Handwerk niederlegen, ihm die Ausübung desselben verbiethen, ihm das Handwerk legen, sind nur in einigen Gegenden üblich.

So auch die Niederlegung.

Die Niederlage. 1. Die Handlung, da ein Ding niedergeleget wird. Besonders figürlich bey Krieges-Heeren, der Zustand, da ein Krieges-Heer geschlagen wird. Eine beträchtliche, ansehnliche, gänzliche, völlige Niederlage leiden. Die Niederlage läugnen. Nach der Niederlage nahm der Ueberrest des Feindes die Flucht. Im Niederſ. wird Underlage auch von dem Unterliegen einzelner Personen in einem Gefechte oder in einer Schlägerey gebraucht, Unterlage leiden, den Kürzern ziehen; in welchem Verstande im Hochdeutschen weder Niederlage, noch Unterlage üblich ist. Siehe Niederliegen, im Art. Liegen. So fern die Niederlage zu verschiedenen Zeiten oder Mahlen Statt findet, kann auch der Plural gebraucht werden. Zwey Niederlagen leiden.

2. Der Ort, wo Waren oder andere Sachen in Menge niedergeleget, d. i. auf eine Zeitlang verwahret werden. So haben die Kaufleute außer ihren gewöhnlichen Gewölben und Läden noch besondere Niederlagen, welche, wenn sie aus ganzen Häusern bestehen, oft Magazine, Vorraths-Häuser, und in Nieder-Sachsen Speicher genannt werden. In der Schifffahrt werden auch zuweilen diejenigen Plätze, welche zum Ein- und Ausladen gewisser Waren allein und ausschließungsweise bestimmt sind, Niederlagen genannt. Solche Niederlagen sind für die spanischen nach West-Indien segelnden Schiffe: Callao in Amerika, und Cadix in Spanien; Span. Embarcados. Siehe Embarcadero, im X Th., S. 781. Auch Stapel-Städte, wo gewisse Waren niedergeleget werden müssen, heißen zuweilen Niederlagen oder Niederlage-Städte.

3. Das Recht, die Befugniß, etwas an einem Orte nieder zu legen, imgl. die Verbindlichkeit, etwas an einem Orte niederlegen zu müssen; ohne Plural.

So

So werden sowohl das Stapel-Recht, als auch das Krahn-Recht (s. Th. XLVI, S. 603) sehr häufig die Niederlage genannt; und oft ist es streitig, ob unter diesem Worte das Stapel-Recht, oder nur das Krahn-Recht, verstanden werden müsse. In Wien, ist die Niederlage eine Befugniß eines Kaufmannes, im Großen handeln zu dürfen, daher solche Kaufleute, oder Kaufleute im engern Verstande daselbst Niederläger und Niederlage-Verwandte heißen; s. auch im XXXVI Th., S. 489.

Der Niederleger, Fämin. die Niederlegerinn; siehe das Vorige.

Ueberlegen.

1. Ueberlegen, (den Ton auf der ersten Sylbe,) ich lege über, übergelegt, über zu legen, über ein anderes Ding legen, ohne Nennung dieses andern Dinges. Ein Pflaster überlegen, über die Wunde. Ein strafbares Kind überlegen, über den Stuhl, um es zu züchtigen.

Daher der Ueberlege-Baum, bey den Webern, derjenige Baum, welcher über den Stuhl gelegt wird, und woran die Kolben hangen, worin die Räderchen gehen.

Die Ueberlage, dasjenige, was über ein anderes Ding gelegt wird, doch nur in einigen Fällen. So sind in den Salz-Kothen die Ueberlagen, geschmiedete Eisen, welche über die Thüren und andere Oeffnungen geleget werden, die Mauer-Steine zu unterstützen.

2. Ueberlégen, (den Ton auf der dritten Sylbe), ich überlege, überlegt, zu überlegen.

(1) Zu stark belegen, mehr ein- oder auflegen, als ein Ding tragen oder ertragen kann. Ein Haus mit Einquartierung überlegen. Die Unterthanen sind mit Abgaben überlegt.

(2) Von

(2) Von einer jezt veralteten Bedeutung des einfachen Zeit-Wortes legen, wovon sich doch noch einige Spuren finden; s. oben, S. 738, ist eine Sache überlegen, figürlich, sie sich in ihrem ganzen Zusammenhange vorstellen, um sein Verhalten darnach zu bestimmen, durch welche lezte Einschränkung es sich von überdenken, nachdenken, betrachten, u. s. f. unterscheidet, aber mit erwegen so ziemlich gleichbedeutend ist. Ich habe die Sache reiflich überlegt. Man muß es besser überlegen. Ueberlegen Sie meine Umstände. Niederf. averleggen.

Ueberlégsam, ein Bey- und Neben-Wort, überlegsamer, überlegsamste; Fertigkeit besitzend, jede Sache im Zusammenhange zu überdenken, um sein Verhalten darnach zu bestimmen. Ein fleißiger überlegsamer Mann. Daher die Ueberlegsamkeit, diese Fertigkeit.

Ueberlégt, von eben dieser Bedeutung des Zeit-Wortes überlégen (2), dessen Mittel-Wort es eigentlich ist, seinem ganzen Zusammenhange nach überdacht; im Gegensatze des unüberlegt. Ein überlegter Entschluß. Sehr überlegt handeln, wo das Mittel-Wort der vergangenen Zeit für die gegenwärtige Zeit überlegend steht.

Die Ueberlégung, das Ueberdenken einer Sache in ihrem ganzen Zusammenhange, sein Verhalten darnach zu bestimmen. Ohne Ueberlegung handeln. Sich erst nach reiflicher Ueberlegung entschließen. Im Niederf. Averleg.

Umlegen.

1. Úmlegen, (den Ton auf der ersten Sylbe,) ich lege um, umgelegt, um zu legen.

1) Als ein Activum.

a. Aus dem stehenden Zustande in den liegenden legen oder bringen. Einen Schrank umlegen. Das Schiff

Schiff legt sich um, wenn es sich mit der Seite auf das Wasser legt.

b. Aus dem geradlinigen Zustande in den gebrochenen versetzen, umbiegen. Ein Blatt Papier umlegen. Die Schärfe eines schneidenden Werkzeuges legt sich um, wenn sie sich biegt. Eben so legt sich eine Nadel, eine Spitze um. Das Schiff umlegen, in der Schifffahrt, nach einer andern Richtung steuern, oder lenken. Ist diese der vorigen ganz entgegen gesetzt, so heißt es umwenden. Eben daselbst sagt man auch: der Wind, das Schiff legt sich um, wenn sie eine andere Richtung nehmen.

c. Um sich oder um etwas legen. Einen Verband umlegen, um ein krankes Glied. Auch von solchen Kleidungsstücken, welche man um sich thut, legt oder bindet. Einen Mantel umlegen. Eine goldene Kette, den Degen umlegen.

d. Anders legen. Die Häringe in der Tonne umlegen, auch aus einer Tonne in die andere legen. Die Waren umlegen. Die Soldaten umlegen, sie in andere Quartiere legen.

2) Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, wo es nur in der Schifffahrt für das vorige Reciprocum sich umlegen üblich ist. Der Wind legt um, wenn er sich drehet, eine andere Richtung nimmt. Das Schiff legt um, wenn es sich drehet.

2. Umlegen, (den Ton auf der zweyten Sylbe,) ich umlege, umlegt, zu umlegen, um ein Ding her legen, mit dessen Meldung in der vierten Endung. Den Rand einer Schüssel mit Eyern umlegen. Eine Stadt mit Truppen umlegen, rings um sie her Truppen legen.

So auch die Umlegung, von dem Activo, und die Umlegung.

Unterlegen.

1. Unterlegen, (den Ton auf der ersten Sylbe,) ich lege unter, untergelegt, unter zu legen; unter etwas legen, sowohl absolute mit Verschweigung dieses Etwas. Der Schrank steht nicht fest, man muß etwas unterlegen. Holz unterlegen, nähmlich unter den Kessel. Etwas unterlegen oder darunter legen, unter ein anderes Ding, damit es höher zu stehen komme. Einen Text unterlegen, nähmlich unter die Noten, d. i. zu einer alten Composition einen neuen Text verfertigen. Als auch mit Meldung dieses Etwas in der dritten Endung. Einem Kranken ein Bett unterlegen, für, ein Bett unter den Kranken legen. Dem Huhne Eyer zum Brüten unterlegen. In einem andern Verstande sagt man, einem Pferde unterlegen, noch häufiger aber, mit untergelegten Pferden reisen, mit in gewissen Entfernungen in Bereitschaft gehaltenen frischen Pferden.

Daher das Unterlegen.

2. Unterlégen, (den Ton auf der dritten Sylbe,) ich unterlege, unterlegt, zu unterlegen; unter etwas legen, mit Meldung dieses Etwas im Accusativ. Ein Stück Zeuges, einen Theil der Kleidung unterlegen, bey den Schneidern, es durch eine Unterlage verstärken. Die Schriften unterlegen, in den Buchdruckereyen, Späne unter die niedrigen Schriften legen, damit sie höher zu stehen kommen.

So auch die Unterlégung, und zuweilen auch das Unterlégen.

Die Unterlage, dasjenige, was man unter ein anderes Ding zu legen pflegt, damit es höher zu stehen oder zu liegen komme, besonders so fern es keinen andern eigenen Nahmen hat. Die Unterlage an Wägen, s. Boden-Bret, im VI Th., S. 55. Die Un-

terlage bey Holz-Klaftern, s. im XXIV Th. S. 622. Die Unterlage unter dem Fasse, ein Stück Holz unter demselben, damit es nicht unmittelbar auf der feuchten Erde liege. Die Unterlage unter dem Hebe-Baume, damit er nach einem spitzigern Winkel wirke, Gr. und Lat. Hypomochlium. Die Unterlage an einem Gitter, s. im XVIII Th. S. 551. Im Hüttenbaue werden die dicken eisernen Platten auf dem Boden des Poch-Troges Unterlagen genannt. Siehe auch das Folgende.

Der Unterléger, ein für Unterlage in einigen Fällen übliches Wort. So wird in der Zimmermanns-Kunst, ein kurzer Balken oder Klotz, worüber die langen Lege-Balken gelegt werden, ein Unterleger genannt.

Verlegen, wird, nach Maßgabe der Bedeutung der Partikel vor, in einem verschiedenen Verstande gebraucht.

1. An einen andern Ort legen; doch nur in einigen Fällen. Die Messe von Frankfurth an der Oder nach Posen verlegen. Eine Universität von einem Orte nach dem andern verlegen. Die Handlung eines Schauspieles nach Rußland verlegen. Ingl. von der Zeit. Einen Festtag, einen Jahrmarkt verlegen, auf eine andere Zeit ansetzen, bestimmen. Den Termin verlegen.

Daher die Verlegung.

2. An einen andern Ort legen. Ich habe meinen Hut verlegt. Es ist verlegt worden.

Daher das Verlegen, und die Verlegung.

3. Durch ein gelegtes Hinderniß versperren, verschließen, wie in ähnlichem Verstande auch verhauen, verlaufen, versetzen, u. s. f. gebraucht werden. Jemanden den Weg nach der Stadt verlegen. Wo es

oft

oft von einem jeden Hinderniſſe gebraucht wird, wodurch man jemanden ſowohl im Fortgange, als auch in der Fortſetzung eines Geſchäftes, hindert. Ich habe bedacht, was Amalek Iſrael thät, und wie er ihm den Weg verlegte, da er aus Egypten zog, 1 Sam. 15, 2. Figürlich bedeutet es in einigen oberdeutſchen Gegenden auch ſowohl verkümmern, mit Arreſt belegen, als auch verbiethen, unterſagen. In der Jägerey werden die Feldhühner verlegt, wenn man das Treibezeug um ſie herlegt, oder ſtellt.

Daher das Verlegen und die Verlegung.

4. Mit etwas belegen, doch nur in einigen in Handel und Wandel üblichen figürlichen Bedeutungen. Ein Land mit Waren verlegen, verſehen. Sachſen verlegt ganz Europa mit blauer Farbe. Einen Kaufmann mit Waren verlegen, ihm die zur Handlung nöthigen Waren verſchaffen; auch ohne den folgenden Neben-Begriff des Vorſchuſſes. Einen Handwerksmann mit Arbeit verlegen.

In engerer Bedeutung verlegt man jemanden, wenn man ihm die zu einem Nahrungs-Geſchäfte nöthigen Koſten vorſchießt. Jemanden mit den Koſten, mit Gelde verlegen. Auch mit der vierten Endung der Sache. Ich muß es verlegen, die Koſten dazu vorſchießen. Wo ſich der Begriff des Vorlegens oder Auslegens mit einſchleicht. Jemanden mit Waren verlegen, ihm die Waren vorſchußweiſe reichen.

Dahin gehört auch die bey den Buchhändlern übliche Bedeutung dieſes Wortes, wo ein Buch verlegen ſo viel heißt, als die Koſten zum Drucke eines Buches, als ſeiner Ware, als ſeines Handlungs-Artikels, vorſchießen. Wer ein ſolches Buch nicht als ſeine Ware anſieht, von dem ſagt man auch nicht, daß er es verlege, wenn er gleich die Koſten zu deſſen Drucke hergiebt.

In dieser vierten Bedeutung sagt man zwar auch die Verlegung, aber noch häufiger der Verlag.

Was man bey Brunnen eine Verlegung nennt, s. im VII Th., S. 99, f.

Der Verlag, von dem Zeit-Worte verlegen, doch nur in der Bedeutung der Vorausbezahlung der Kosten zu einer Unternehmung.

1. Die Handlung des Verlegens, wo es doch nur im engern Verstande, von der eigenen Uebernahme der Kosten zum Drucke und zur Herausgabe eines Buches, als einer Ware, üblich ist. Den Verlag eines Buches übernehmen, es verlegen. Es in Verlag nehmen. Bey der Theurung des Papieres kommt der Verlag jezt hoch zu stehen. Daher das Verlags-Recht, Verlags-Bücher, die Verlags-Kosten.

2. Die zu einer Unternehmung, besonders zu einem Handels-Geschäfte und Nahrungs-Gewerbe voraus nöthigen Kosten. Einem Handwerker den Verlag thun, hergeben, ihm das Geld zur Anschaffung seines Geräthes, auch der Materialien in einzelnen Fällen, geben. Der Juwelenhandel erfordert einen starken Verlag. So auch von dem Verlage der Bücher. Ein Buch kommt in jemandes Verlag heraus, wenn er die Kosten zum Drucke hergiebt, und sich dadurch zugleich das Eigenthums-Recht über dasselbe, als eine Ware, erwirbt.

3. Das auf solche Art entstandene Product, wo es doch nur von verlegten Büchern gebraucht wird. Das ist nicht mein Verlag, sagt ein Buchhändler von einem Buche, welches er nicht verlegt hat. Paulischer Verlag. Horvathischer Verlag. Seinen ganzen Verlag verkaufen, alle von ihm selbst verlegte Bücher, zum Unterschiede von dem Sortiment.

Der

Der Verleger, Fämin. die Verlegerinn, doch nur in der lezten Bedeutung des Zeit-Wortes verlegen, eine Person, welche die Kosten zu einem Nahrungs-Geschäfte verlegt, d. i. vorschießt. In diesem Verstande werden im Bergbaue die Gewerken, so fern sie die Kosten zu dem Bergbaue herschießen, Verleger genannt, welchen Nahmen auch ihr Factor bekommt, der die Kosten in ihrem Nahmen verlegt. In der Handels-Sprache, ist ein Verleger derjenige, welcher den Arbeitern Geld und Materialien vorschießt, und die von ihnen verfertigten Waren hingegen an sich nimmt, und verkauft; s. Th. XXXVI, S. 498. Am üblichsten ist es von Buchhändlern, so fern sie Bücher als ihre Ware und auf ihre Kosten drucken lassen. Siehe das Vorhergehende.

Vorlegen, vor ein anderes Ding legen.

1. Eigentlich. Ein Schloß vorlegen, ein bewegliches Schloß vor die Thür legen und hängen; da dann ein solches bewegliches Schloß ein Vorlege- oder Vorhänge-Schloß genannt wird. Einen Recipienten vorlegen, vor den Brenn-Kolben. Pferde vorlegen, sie vor den Wagen spannen. Soll das Ding, vor welches etwas gelegt wird, ausgedrückt werden, so gebraucht man das einfache Zeit-Wort mit dem Vor-Worte (der Präposition). Ein Schloß vor die Thür, die Pferde vor den Wagen legen.

2. In engerer und figürlicher Bedeutung, ein Ding vor jemanden legen, damit er eine Veränderung damit vornehme, in welchem Falle die Person in der dritten Endung steht.

1) Den Gästen die Speisen vorlegen. Jemanden den Braten, ein Stück Fisch vorlegen. Wo man auch vorlegen absolute gebraucht, die Speisen bey Tische unter die Speisenden austheilen. Daher

der Vorlege-Löffel, ein großer Löffel, die Speisen damit vorzulegen; und der Vorleger, eine Person, welche die Speisen vorschneidet; s. Vorschneider.

2) Jemanden eine Frage, einen Zweifel vorlegen, zur Beantwortung, zur Auflösung. Ihm einen Aufsatz vorlegen, zur Durchsicht, zur Beurtheilung.

3) Zur Wahl, zur Annahme vorlegen. Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse, 5 Mos. 30, 15.

Daher die Vorlegung, und das Vorlegen.

Die Vorlage, dasjenige, was vor ein anderes Ding geleget wird, doch nur in einigen einzelen Fällen. Damit eine Tonne nicht fortrolle, werden Steine, als eine Vorlage unter dieselbe geschoben. Bey dem Destilliren, ist die Vorlage ein Gefäß, welches vor die Retorte, den Kolben, Destillier-Blase, u. s. f. gelegt wird, in welches dasjenige tröpfelt, was man destilliret oder übertreibt; der Recipient. Auch ein Gespann frisch vor- oder untergelegter Pferde, Fr. eine Relai, wird zuweilen eine Vorlage genannt.

Weglegen, an einen andern Ort legen.

Widerlegen, (den Ton auf der dritten Sylbe,) ich widerlege, habe widerlegt, die Unrichtigkeit einer Sache mit Gründen beweisen. Ein Vorgeben widerlegen. Jemanden widerlegen, ihn von einem Irrthume überführen.

Daher die Widerlegung, sowohl die Handlung, als auch die Schrift, welche sie enthält.

Widerleglich, was sich widerlegen läßt; im Gegensatze des unwiderleglich.

Die Widerlage, (den Ton auf der ersten Sylbe,) 1. Ein Ding, welches widerhält; nur noch in einigen Fällen.

Fällen. So wird in der Baukunst eine Mauer, ein Pfeiler ꝛc. welcher dem Drucke eines Gewölbes oder eines Bogens widersteht, eine Widerlage genannt.

2. In den Rechten, dasjenige, was der Frau in Ansehung ihres Brautschatzes, zu dessen Sicherheit, von dem Manne ausgesetzt wird; das Gegenvermächtniß; s. im XVI Th., S. 621, fgg.

Der Widerläger, im Bergbaue, ein Arbeiter, der den Raum zu den Widerlagen in dem Gesteine aushauet.

Zerlegen, aus einander legen. Eine Uhr, eine Maschine zerlegen. In weiterer Bedeutung, einen zur Speise bestimmten thierischen Körper zertheilen; sowohl bey den Jägern, wie zerwirken, als auch von dem Zerschneiden, oder Tranchiren bey Tische. Ein Huhn, einen Braten zerlegen.

So auch die Zerlegung.

Zulegen, ist in doppelter Gestalt üblich.

1. Als ein Activum.

1) Durch Legung eines andern Dinges verschließen. Eine Grube mit Bretern zulegen. In einem etwas andern Verstande, legt man einen Brief zu, wenn man ihn durch Umbiegung einiger Theile verschließt.

2) Durch Beyfügung eines Theiles eben derselben Art vermehren. Jemanden 100 Thaler zu seiner Besoldung zulegen. Der Käufer legt noch 10 Thaler zu, wenn er zu seinem vorigen Geboth noch 10 Thaler hinzu thut.

3) Beylegen, zuschreiben; doch nur selten. Sich große Verdienste zulegen; besser, beylegen.

4) Anschaffen; in der vertraulichen Sprech-Art. Sich ein Pferd, einen Garten, eine Frau zulegen.

5) Zurecht legen, zusammen legen; nur in einigen Fällen. Die Zimmerleute legen ein Gebäude zu, wenn sie das Zimmerwerk auf der Erde so zurichten, daß es nachmahls sogleich aufgerichtet werden kann. Siehe weiter unten, Zulage.

6) Bey den Markscheidern ist, einen Riß, einen Grubenzug zulegen, ihn auf das Papier in einen Riß bringen, welches vermittelst des Zulege-Compasses oder Zulege-Instrumentes geschieht.

2. Als ein Neutrum mit haben. Einem zulegen, seine Partey nehmen, ihn mit Worten vertheidigen; nur im gem. Leben.

Die Zulage. 1. Die Handlung des Zulegens; ohne Plural, und nur in einigen Fällen. Bey den Zimmerleuten ist die Zulage die Zusammenlegung und Verzimmerung des Zimmerwerkes auf der Erde, damit es sogleich zusammen gelegt werden kann.

2. Was zugelegt wird; mit dem Plural. Z. B. Was an jemandes Besoldung zugeleget wird. Zulage bekommen, um Zulage anhalten. Bey den Fleischern werden die Stücke geringern Fleisches, welche sie dem bessern zulegen und sich gleich diesem bezahlen lassen, die Zulage genannt; in einigen Gegenden die Beystücke.

1. Legénde, (die) (der Ton auf der zweyten Sylbe,) die Lebens-Beschreibung eines Heiligen, oder die Erzählung, welche die Römisch-Katholischen von ihren Heiligen und andern Personen mittheilen, um das Ansehen ihrer Religion zu unterstützen; aus dem mittlern Lat. Legenda, orum, so fern sie an gewissen Tagen in den Kirchen öffentlich vorgelesen wurden. Weil diese Lebens-Beschreibungen sehr häufig aus frommen Erdicht-

dichtungen bestehen, so pflegt man im gemeinen Leben auch wohl ein jedes Mährchen, oder erdichtete Erzählung, was man nicht gern geradezu eine Lüge nennen will, eine Legende zu nennen.

Anfänglich war die Legende, ein in den alten römischen Kirchen üblihes Buch, welches die Lectiones enthielt, die bey dem Gottesdienste vorgelesen wurden. Daher fing man an, die Leben der Heiligen und Märtyrer Legenden zu nennen, weil man aus solchen in den Metten und in den Speise-Sälen der Klöster Capitel las.

Die Märtyrer-Tage waren anfangs nicht allgemeine Feste der Christenheit, sondern jede Kirche feyerte das Gedächtniß ihrer eigenen Märtyrer, wie die von Smyrna ihrem h. Polycarpus, und Karthago ihrem h. Cyprian, ein Gedächtniß-Fest begieng. Jede Kirche hielt daher ihre Jahrbücher, ihre Martyrologia, und hatte ihre Notarien, welche die Reden, den Lebenswandel und die Leiden der Märtyrer, um sie der Vergessenheit zu entreißen, aufzeichnen mußten (*). Diese aufrichtigen Acten, die Lebens- und Leidens-Geschichten der Märtyrer, wurden jedes Mahl an ihren Gedächtniß-Tagen, an welchen das Volk häufiger, als sonst, in der Versammlung zu erscheinen pflegte, zur Erbauung abgelesen. Dies war nicht nur die Gewohnheit der Kirchen in Afrika, welche die karthaginensische Kirchen-Versammlung (**) billigte, und wobey, wenn der Aufsatz zu lang war, Augustin (***) der Gemeinde, welche sonst stehend alles

(*) *Valesi.* de Martyrolog. Rom. *Tertullian.* de coron. mil. c. 13. *Cyprian.* Ep. 37. ad Clerum.

(**) Concil. Carthagin. III. c. 47.

(***) Homil. 26. in T. X. p. 476, ed. Basil.

anhören mußte, die Erlaubniß, sich niederzusetzen, gab; sondern Mabillon (*) führt unterschiedene Beyspiele aus dem *Alcimus Avitus*, *Caesareus Arelatensis* und *Ferreolus* an, woraus man ersehen kann, daß in den Kirchen Galliens eben diese Gewohnheit gewesen ist. Nur in der Kirche zu Rom allein hatte es Gelasius in einer Versammmlung von 70 Bischöfen verbothen (**). Der Vorwand war, daß man oft die Verfasser dieser Acten nicht kennete, auch einige, wie das Leben eines gewissen Cyricus, des Julitas und des Georgius, von Ketzern aufgesetzt sey. Vermuthlich haben die Lebens-Geschichten der Märtyrer und Heiligen von dieser Gewohnheit, sie dem Volke vorzulesen, den Nahmen Legenden bekommen. Doch, als in den folgenden Zeiten die Mönche das Leben ihrer Heiligen mit den lächerlichsten und gröbsten Fabeln anfülleten, so verlor auch das Wort Legende seine ehemahlige gute Bedeutung, und man versteht, bereits erwähnter Maßen, jezt nur erdichtete und lügenhafte Erzählungen darunter. Selbst vernünftige Schriftsteller der römischen Kirche (***) klagen mit Recht über die thörichten Fabeln der Legenden, die ein vernünftiger Mensch ohne Ekel nicht könne öffentlich in der Kirche ablesen hören. Vornehmlich thut sich *Pagi* über die Geschichte der Ursulen mit ihren 11000 Jungfrauen was zu gute, und führt an, daß das römische Martyrologium diese unglaubliche Zahl der Gefährtinnen der Ursulen weggelassen habe (†).

Vom

(*) De Curs. Gallic. p. 403.

(**) *Gelas.* decret. ap. Crab. T. I, p. 992.

(***) *Papebroch.* conat. hist. chronol. p. 43. *Ant. Pagi* Critic. in Baron. Annal. ann. 302 et ann. 383.

(†) Doch hat *Herm. Crombach* ein ganzes Buch, Ursula vindicata, diese abgeschmackte Fabel zu vertheidigen, zusammen geschmiert, womit auch der Jesuit *Alfordus*, sonst *Griffith*

Vom Ursprunge der Legenden berichtet Augustin Valerius, Cardinal und Bischof von Verona, im 16ten Jahrhundert, in seiner geistlichen Redekunst Folgendes: „Sonst hatte man die Gewohnheit, die jungen „Mönche in lateinischen Ausarbeitungen zu üben, wozu „man ihnen zum Stoff das Märtyrerthum irgend eines „Heiligen gab, und ihnen die Freyheit ließ, die Tyrannen „sowohl als die Heiligen auf eine solche Art redend einzu„führen, die ihnen am wahrscheinlichsten vorkam, woraus „dann mehr zierliche und erdichtete als wahre Historien „der Heiligen entstanden. Die sinnreichsten und schönsten „dieser Ausarbeitungen wurden besonders gelegt, und „nach langen Zeiten fand man sie unter den Manuscripten „der Kloster-Bibliotheken. Jezt war es schwer, das Er„dichtete von der darin enthaltenen wahren Geschichte der „Heiligen zu unterscheiden. Die Mönche, die sich nur „üben wollten, hatten freylich nicht daran gedacht, daß „die Nachkommenschaft von ihren Arbeiten Gebrauch ma„chen und diese Fictionen für wahr halten würde. Nach„her lieferte der griechische Schriftsteller, *Simon Metaphra„stes*, im 9ten Jahrh. zuerst die Leben der Heiligen auf je„den Tag der Monathe des Jahres, worin aber Derselbe, „wie *Bellarminus* anmerkt, selbst vieles erdichtet hatte."

Bayle histor. krit. Wörterb. IV. S. 427, unter Augustin Valerius. A.

Die goldene Legende, ist eine Sammlung der Leben der Heiligen, welche *Johannes de Voragine*, Vicarius generalis der Dominicaner und nachmahliger Erz-Bischof zu Genua, der 1298 gestorben ist, zusammen getragen hat. Die Kirche nahm sie mit großem Beyfalle an, und sie behielt dieselbe 200 Jahr; aber sie ist wirklich mit so romanhaften Geschichten angefüllt, daß die Anhänger der römischen Kirche sich derselben geschämet haben.

Un-

Griffith genannt, in Annal. Eccles. Brit, T. I. ad ann. 453, wo er weitläuftig von der heil. Ursul und ihrem Heer Jungfrauen handelt, nicht völlig übereinstimmet.

Unter den Lebens-Beschreibungen der Heiligen, hat insonderheit die Legende des Papstes Gregorius VII., welche 1729 unter dem Titel: Officium ecclesiasticum, herauskam, das von denen, die sich des römischen Breviarii bedienen, am Feste des Papstes und Bekenners Gregorius, am 25 May, gelesen werden soll, nicht nur in Deutschland, sondern vornehmlich in Frankreich, großes Aufsehen gemacht, wo einige Bischöfe nachdrückliche Mandements dawider herausgaben, und einige Parlamente solche zu lesen verbothen.

Die römischen Breviaria sind voll von Historien aus den Legenden, welche an den Tagen der Heiligen gelesen werden sollen; und da die leztern fast der Anzahl der Tage im Jahre gleich kommen, so ist kaum die Andachts-Uebung eines Tages von dergleichen Geschichten frey. Indessen hat man wichtige Veränderungen in dieser Materie vorgenommen, indem man unterschiedene Legenden nach und nach weggelassen hat, daß solcher Gestalt der Gottesdienst der römischen Kirche jezt viel mehr davon gereinigt ist, als vormahls.

Ausser diesen geschriebenen Legenden aber giebt es noch andere, welche man Traditionen (Ueberlieferungen) nennt, worunter diejenigen Geschichten zu verstehen sind, welche mündlich fortgepflanzet werden, und womit jeder Reisende in den römisch-katholischen Ländern unterhalten wird. Ich will etwas davon beybringen.

Zu Mainz verschwört sich ein trunkener Gesell, den ersten Menschen, den er antreffen würde, zu ermorden. Es begegnet ihm ein Crucifix, in welches er mit seinem Degen hauet, und es fängt an zu bluten. Der Thäter fällt auf die Knie, und bleibt in dieser Stellung liegen, bis die Obrigkeit ihn einziehen läßt.

Zu Landsberg in Bayern zeigen die Franciscaner in ihrer Kirche über dem Altare ein Crucifix, welches, nach ihrem Vorgeben, ein Gesell mit seinem Speichel befleckte, welchen aber der Teufel sogleich durch die südliche Mauer mit sich hinweggeführt hat; und man sieht an dem Orte, wo sonst das Loch war, ein rundes Fenster.

In Aachen erblickt man in der Kirche U. L. F. an der südlichen Seite ein Par große eherne Thüren, wovon eine einen Riß hat, welchen die Legende folgendem Vorfalle zuschreibt. Als Karl der Große diese Kirche zu bauen anfing, kam der Teufel, und fragte ihn, was er machen wollte. Der Kaiser antwortete ihm: „er wolle ein Spiel„Haus aufführen," womit der Teufel sehr wohl zufrieden war und wieder fortging. Da aber der Kaiser einige Altäre errichten ließ, erkundigte sich der Teufel nochmahls, was seine Absicht dabey sey? Karl versetzte, sie sollten zu Spiel-Tischen dienen, wodurch der Teufel angereizt wurde, den Bau befördern zu helfen. In dieser Absicht schleppte er auf seinen Schultern ein Par große eherne Thüren herzu. Als ihm aber ein Crucifix in die Augen fiel, begab er sich auf die Flucht, und ließ die Thüren fallen; und dadurch bekam die eine den Riß, den man noch sieht.

Als zu Mailand ein Gefecht zwischen den Rechtgläubigen und den Arianern vorgefallen war, bat der dasige Bischof, der h. Ambrosius um die Offenbarung eines Mittels, wodurch er die Körper beyder Parteyen von einander unterscheiden könnte. Er wurde erhört, und fand die erstern alle mit in die Höhe gekehrten, und die leztern mit niederwärts gerichteten Angesichtern.

Zu St. Agatha, einer Stadt in Calabrien, zeigt man in einer Capelle ein Stück von einem Pfeiler in einem gläsernen Gehäuse, welcher gefunkelt haben soll, wenn der h. Paulus daselbst gepredigt hat. Er wurde von den Türken, die diesen Ort eroberten, zerbrochen, und man verwahrte dieses Stück so lange zu Messina, bis es hierher gebracht wurde. Die Jesuiten wollten es in ihr Collegium führen, aber viele Personen konnten es nicht von der Stelle bringen; nachdem man sich aber entschlossen hatte, dasselbe in diese Capelle zu setzen, reichten die Kräfte Eines Mannes zu.

In Malta erzählt man Folgendes. Die Türken bekamen drey Malteser-Ritter gefangen, und stellten sie dem Groß-Sultan vor, welcher sich Mühe gab sie von der christlichen Religion abzuziehen, und deswegen Priester zu ihnen schickte, aber sie blieben beständig. Die Tochter des Groß-Sultans sahe sie, und verliebte sich in sie. Sie bat sich von ihrem Vater die Mühwaltung für ihre Bekehrung aus. Hierauf entdeckte sie ihnen ihre Zuneigung; allein sie unterrichteten sie von ihrer Verbindlichkeit zur Keuschheit, von der christlichen Religion und ihrem Orden, und versprachen ihr das eigentliche Bild der Jungfrau Maria. In dieser Absicht fingen sie an, an einem Stücke Holz zu schnitzen; weil aber keiner von ihnen die Bildhauer-Kunst verstand, so baten sie um Hülfe; und hierauf erschien ihnen plötzlich ein Bild, welches der Jungfrau völlig ähnlich war. Dieses Gesicht veranlassete die Prinzessinn, die christliche Religion anzunehmen; und nachdem sie ein Mittel zu entkommen gefunden hatte, so reisete sie mit den Rittern ab, und ging in ein Nonnen-Kloster.

2. Legende, die Schrift oder Aufschrift, welche man auf Münzen, Medaillen und Jettons lieset, und welche zur Erklärung und Erläuterung der Figur oder des Bildes beygesetzt worden ist.

Legenich, siehe Lechenich, oben, S. 580.

1. Leger, (der) Fämin. die Legerinn, eine Person, welche etwas legt, wo es doch in den Zusammensetzungen am häufigsten ist.

Bey den Papier-Machern, ist der Leger, ein Gesell, der die geschöpften, geformten und gepreßten Bogen Papier, jeden besonders, in die Hand nimmt, solchen auf den geneigten Lege-Stuhl (s. oben, S. 737, f.) leget, mit der hölzernen Schleppe ausstreicht, jeden Bogen über den andern leget, und diese Arbeit so lange fortsetzt, bis 3 Rieß zusammengelegt sind, die dann stoßweise auf den Trocken-Boden gebracht, und zum Trocknen auf Leinen gehänget werden.

den. Siehe auch Lege-Bret, und Lege-Filz, oben, S. 735.

2. Leger, Legger, oder Waſſer-Legger, Holl. Leggers, Water-leggers; Dän. Læggers; Schwed. Vattenliggare; Engl. Large Water-Caſks; Fr. Boutes; Ital. Botti, Barrili d'acqua; Span. Barriles de agua; Port. Toneis da agua, in der Schifffahrt, große Tonnen, die unten im Raum liegen, und das friſche Waſſer für die Mannſchaft enthalten.

Leger-Wall, Lee-Küſte, Holl. Lagerwal; Dän. Lægerval; Schwed. Lägervall; Engl. Lee-ſhore; Fr. Terre ou Côte ſous le vent du vaiſſeau; Ital. Coſta di ſottovento; Span. und Port. Coſta de ſotavento, in der Schifffahrt, ein Ufer oder eine Küſte, deren Richtung, gegen die Richtung eines auf dieſelbe zu ſtehenden Windes, rechte Winkel, oder wegen einer Bugt der Küſte noch ſpitzigere Winkel macht.

Ein Schiff hat einen Leger-Wall, oder befindet ſich auf Leger-Wall. Holl. Een ſchip op Lagerwal; Dän. et Skib paa Lægerval; Schwed. et Skepp pä Lägervall; Engl. the Ship embayed on a Lee-ſhore with a hard wind; Fr. Vaiſſeau chargé en Côte; Ital. Nave alla Coſta di ſottovento; Span. Navio empenado en la Coſta; Port. Navio empenhado na Coſta de ſotavento, wenn es durch die Stärke des Windes oder Strohmes ſo nahe an einen Leger-Wall getrieben worden iſt, daß es Gefahr läuft, ſich durch Lavieren nicht wieder abarbeiten zu können.

Legerig, wird, bey dem Deichbaue, von einem weichen, ſchlammigen oder Kley- und mohrigen Grunde geſagt, worin die Pferde bey dem Anfahren der Deich-Erde in den Sturz-Karren (Wippen) keinen feſten Fuß haben, ſondern durch denſelben treten, ſtrau-

straucheln und fallen, ohne sich wieder heraus heben zu können.

Leggge-Bank, (Lege-Bank) oder Leggge-Tisch, (Lege-Tisch,) ist ein in einigen vornehmen Handels-Städten, insonderheit in Nieder-Sachsen, von der hohen Landes-Obrigkeit verordneter Tisch oder Bank, worüber die verfertigten Stücke Leinwand ausgespannet, und sowohl deren Länge als Breite nach, gemessen werden, um solchergestalt zu erkennen, ob sie das gehörige Maß haben, oder für was Art von Leinwand dieses oder jenes Stück zu halten und zu achten sey, worauf sodann diese Leinwand gezeichnet und gestämpelt wird. Derjenige, der diese Messung und Zeichnung der Leinwand verrichtet, heißt der Leggge-Meister. Die Stadt Hameln hat eine solche Legge-Bank, und eine eigene, im J. 1688, von dem Herzoge Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg publicirte Leggge-Ordnung. Das gedachter Stadt ertheilte Privilegium, eine öffentliche Legge-Bank zu errichten, und die Legge-Ordnung selbst, lauten also:

Von Gottes Gnaden, Wir ERNST AUGUSTUS, Bischof zu Osnabrück, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, vor Uns, Unsere Erben und Nachkommen an der Regierung, urkunden hiermit und bekennen, daß Wir Unsere Stadt Hameln zu deren Aufnahm und insonderheit zu Beförderung des Linnen-Handels mit einer Legge privilegiret und begnadet haben.

Thun dasselbe auch hiermit und Kraft dieses dergestalt und also, daß Schultheisse, Bürgemeister und Rath, eine Legge-Bank auf dem Rathhause oder an einem andern bequemen Ort in der Stadt anordnen, einen Legge-Meister und andere zum Linnen-Messen, Zeichnen und Packen benöthigte Leute bestellen und verdingen, und alle dasjenige sonsten thun, anordnen und zu Werke richten mögen, was Unsere hierbey ihnen zugestellte Legge-Ordnung mit sich bringt, und sonsten

zu

zu Beförderung des Linnen-Handels gereichet und izt besagter Ordnung und Legge-Gerechtigkeit gemäß ist. Urkundlich Unsere eigenhändige Unterschrift und angehängten großen Insiegels. So geschehen und gegeben in Unser Residenz-Stadt Hannover, d. 28 Sept. 1688.

Ernst Augustus.

Unsers von Gottes Gnaden Ernst Augusti, Bischofen zu Osnabrück, Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg Legge-Ordnung vor Unser Stadt Hammeln.

Erstlich, sollen Schultheissen, Burgemeister und Rath, Unserer Stadt Hammeln eine Legge-Bank oder Legge-Tisch, auf Maße und Weise wie an andern Orten, wo dergleichen Linnen-Leggen seyn, gebräuchlich ist, verfertigen lassen, worüber das Linnen zu ziehen, und sowohl die Länge als Breite nachzumessen.

2. Zu Messung des Linnens, wie auch zu Erkennung, was es vor Art Linnen sey, und dessen Zeichnung, sollen von Schultheissen, Burgemeistern und Rath, und deren Ambts-Nachfolgern, ein Legge-Meister und zwey andere dazu tüchtige und des Werks verständige Leute bestellet und in eydliche Pflicht genommen, auch nebst dem, und

3. aus Mittel des Raths zwey Personen, so sich auf das Linnen und den Linnen-Handel verstehen, verordnet werden, welche die Aufsicht zu haben, auch wenn beym Messen, oder vor was Art Linwand dieses oder jenes Stück zu halten und zu passiren sey, und dergleichen mehr Streit oder Zweifel vorfället, solches zu ermeßigen und zu entschuldigen, es wäre denn,

4. daß die Sache so beschaffen, daß dabey mehrer Untersuchung nöthig, welchen Falls zwar dieselbe an die Justitz zu verweisen, gleichwohl aber soll darinnen ohne einige Weitläuftigkeit und ordentlichen Procels, schleunigst verfahren werden.

5. Des Legge-Meisters und der beyden übrigen zu Meß- und Zeichnung des Linnen bestellenden Leute Eyd soll darauf vornemlich gerichtet seyn, daß sie das Linnen recht messen, auch, wovor dasselbige zu halten und zu passiren, nach ihren besten Wissen und Gewissen zu erkennen, und die Zeichnung darnach unpartheyisch thun, untaugliches Linnen aber, oder das seine gehörige Breite nicht hat, gar nicht zeichnen, im übrigen die Leute zur Ungebühr nicht aufhalten, von niemanden ein mehrers als verordnet ist, weder fordern, noch auch, da es ihnen gleich gutwillig angeboten werden sollte, nicht nehmen, einen jeden nach der Ordnung, wie er sich angiebet, ohne Unterscheid, er sey Bürger oder Bauer, er bringe viel oder wenig zur Legge, abfertigen, und männiglichen glimpflich und wohl begegnen, damit also die Leute so viel mehr bewogen werden, ihr Linnen nach der Legge zu bringen.

6. Das Linnen und Drell, so ausser Landes verfahren werden soll, ist durch beeydigte Packer, zu Verhütung alles Unterschleifes, und damit die Hammelsche Legge und von da kommendes Linnen in desto besser Credit kommen möge, einzuballen und zu packen.

7. Wegen des Sortiments oder Art Linnen bleibet es zwar bey dem insgemein so genannten Ober- und Unterbande. Wann noch besser Linnen oder Drell als Oberband, oder auch geringer als Unterband zur Legge gebracht wird, und nicht zu einem von beyden izt gedachten Sorten gehört, so soll dasselbe gleichfalls angenommen, gemessen und gezeichnet werden.

8. Es soll aber die Zeichnung folgendergestalt geschehen. Wenn nemlich das Linnen Oberbändig ist, soll dasselbe auf beyden Seiten mit einer Corde festgebunden, und die Zahl der Ellen nebst dem Stadt-Wapen vor der Corde oder Binde, gesetzet werden. Wenn es aber vor Unterband æstimiret wird, ist die Zahl der Ellen, und das Stadt-Wapen hinter der Corde zu setzen. Ist das Linnen aber besser als Oberbändig, soll dasselbe an statt des Stadt-Wapens mit einem Pferd gezeichnet, das ganz schlechte Linnen aber, so nicht vor unterbändisch, im übrigen aber der Breite halber sonsten nicht gar untauglich zu halten ist, soll nur in der Mitte gebunden, und dabey die Ellen-Zahl, nebst dem Stadt-Wapen gesetzet werden.

9. Wann eine Parthey Linnen oder Drell zur Legge gebracht wird, soll von 100 Ellen Linnen mehr nicht als 3, und vor 100 Ellen Drell 4 Mgr. gegeben werden. Da aber nur ein oder zwey Stück gebracht werden, ist von 20 Ellen Linnen 6 Pf. und von Drell 7 Pf. zu geben.

10. Von diesem Gelde sollen die Legge-Meister und übrige Bediente besoldet, auch übrige Legge-Kosten gestanden werden, und führet davon der Legge-Meister die Rechnung, worauf dessen Eyd in specie mit zu richten.

11. Sollte ein Ueberfluß mit der Zeit davon zu erheben seyn, so soll selbiger denen Stadt-Cammer-Intraden und dem Stadt-Credit-Wesen zum besten angewandt werden.

12. Damit auch dieser Linnen-Handel so viel besser von statten gehe, so verordnen, setzen und wollen Wir, daß, wenn ein Bürger Unser Stadt Hammeln einem Leinweber in oder ausserhalb der Stadt Geld auf Linnen oder Drell vorgeschossen, oder Leinsaamen auf Credit gegeben, der Creditor nicht allein respective den näher Kauf des Linnen oder Drells, nach seinem rechten und billigen Werth, so lange nemlich dasselbe einem andern Käufer nicht allbereit würklich abgefolget und traditet ist,

haben, sondern ihm auch sonsten, durch schleunige rechtliche Hülfe zu seinem Vorschuß wieder verholfen werden soll.

13. Wir behalten uns darneben vor, diese Ordnung zu ändern, zu vermehren und zu erläutern. Signatum in Unser Residenz-Stadt Hannover, den 28 Sept. Anno 1688.

Ernst Augustus.

Auszug aus der Legge-Ordnung für die Stadt Göttingen, v. 18 März 1777.

Niemand soll inländisches Leinen verkaufen oder kaufen, wenn es nicht mit dem Legge-Zeichen versehen ist. Alle flächsene Kauf-Leinen sollen nur zu zweyerley Breiten, nähmlich vom Stuhl oder ungebleicht $1\frac{5}{16}$ und $1\frac{1}{16}$ Elle breit, gemacht werden. Die Länge soll allemahl $20\frac{1}{2}$, 41, $61\frac{1}{2}$, 82, $102\frac{1}{2}$ oder 123 Ellen halten, damit ein solches Stück, wenn es zur Legge gebracht wird, zu mehrerer Verkäuflichkeit, in Stücke von 20 Ellen getheilt, und auf jede solche Stiege, wegen des nachherigen Verlustes in der Bleiche, eine halbe Elle zugegeben werden könne. Die Ellen, die ein Stück über die vorerwähnte Ellen-Zahl hält, werden auf der Legge abgeschnitten, und dem Eigenthümer zurück gegeben. Auf der Legge wird jedes Stück mit dem landesherrlichen Wapen, und der Umschrift: Göttingische Legge, gezeichnet. Die erste und beste Sorte erhält Nro. 1; dann folgen Nro. 2, 3, 4, 5. Was noch schlechter ist, wird in der Mitte des Stückes mit Nro. 0, und das, was nicht $\frac{3}{4}$ oder $\frac{4}{4}$ E. breit ist, noch ausserdem mit S. B, das ist, Schmal-Band, bedruckt. Die hedener Leinen sollen ebenfalls nur zu zweyerley Breiten, nähmlich zu $1\frac{5}{16}$ und zu $1\frac{1}{16}$ Elle breit, gewebt werden. Die Länge aber bleibt der Willkür des Webers überlassen. Sie werden, nach ihrer Güte, von Nro. 1 bis Nro. 4 bezeichnet. Alle Weber sollen die Weber-Kämme von angesetzten und beeid-

igten

igten Kamm-Machern kaufen. Auf der Legge wird jedes Stück, nachdem es geplandert ist, durch Hülfe eines besondern Werkzeuges ordentlich und dicht zusammen gerollet und benähet.

Legge-Ordnung für das Amt Ravensberg.

De dato Berlin, d. 20 Sept. 1791.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preussen ꝛc. Thun kund und fügen hiermit zu wissen: Um bey der schon seit alten Zeiten in Unserer Grafschaft Ravensberg und zwar in dem Amte gleiches Nahmens vorhandenen Manufactur von sogenannten Löwend-Linnen einige sich eingeschlichene Mißbräuche abzustellen, und eine solche Ordnung dabey einzuführen, welche sowohl den Fabrikanten als Kaufleuten zum wahren Vortheil gereicht und bey Ausländern Zutrauen erwirbt, haben Wir für nöthig erachtet, die in der allgemeinen Legge-Ordnung für die Grafschaft Ravensberg vom 7ten May 1719. in Ansehung des Löwend-Linnens enthaltene Vorschriften näher zu bestimmen, und nachstehende besondere Legge-Ordnung für das Amt Ravensberg ausfertigen zu lassen. Es soll also

I.

bey der Verfertigung des Linnens Folgendes beobachtet werden:

Was bey Verfertigung des Linnens und in Ansehung der Weber-Kämme zu beobachten.

1. Diejenigen welche sich damit abgeben, müssen das Garn gehörig sortiren, und zu jedem Stücke ein gleiches Gespinnst nehmen, auch bey Strafe von 10 Rthlr. kein Garn mit Kalk oder Kreide weiß machen, oder sonst im heißen Backofen verdorbenes Garn zum Wirken des Löwend-Linnens brauchen.

Auch wird bey gleicher Strafe der Gebrauch des Heeden-Garns zur Schierung verbothen.

Schlechte Enden sollen auf der Legge abgeschnitten werden; jedoch steht dem Weber frey, solche zu behalten oder zu verkaufen.

2. Die Kamm-Macher sollen vereidet werden, daß sie keine Weber-Kämme unter 22 Gingen zu der vorschriftsmäßigen Breite anfertigen, noch die zu 22 Gingen eingerichteten Weber-Kämme weiter stellen wollen, wenn ihnen solches auch von den Webern zugemuthet würde, um mit seinem Garne die vorschriftsmäßige Breite mit 22 Gingen herauszubringen.

Bey den von einländischen vereideten Kamm-Machern verfertigten Weber-Kämmen bedarf es keiner besondern Wroge. Es muß aber ein jeder Kamm-Macher ein eigenes beym Fabriken-Commissarius, oder bey der Legge-Kammer anzugebendes Zeichen einbrennen, damit man in dem Falle, wenn bey einem Weber-Kamm eine Unrichtigkeit verspürt wird, sogleich wissen kann, wer solchen verfertigt hat.

Die von unvereideten Kamm-Machern oder ausser Landes verfertigten Weber-Kämme dürfen nicht eher gebraucht werden, bevor sie nicht auf einer Legge-Kammer des Amts Ravensberg gewroget, und die ausländischen mit 2 Ggr. 4 Pf. pro Stück versteuert sind.

Sollten sich bey denen von Zeit zu Zeit anzustellenden Untersuchungen der Weber-Kämme welche finden, die nicht mit einem von einer Legge-Kammer oder einem vereideten Kamm-Macher eingebrannten Zeichen versehen sind, so sollen solche confisciret, und diejenigen Weber, welche sich unrichtiger Weber-Kämme bedient haben, noch besonders bestraft werden. Dagegen sollen die Legge-Bedienten die schon vorhandenen Weber-Kämme nach befundener Richtigkeit mit dem Wroge-Zeichen versehen.

3. Ein Stück Löwend-Linnen muß gerade 27 Zoll, oder eine brabander Elle, halten; an dieser Breite darf nichts fehlen.

Die Schierung muß nach Beschaffenheit des Garns zu 22 und 23 Gingen, aber nicht darunter, geschehen.

Die-

Diejenigen Fabrikanten, welche Linnen, so dem osnabrückschen in der Schierung und Güte gleich ist, liefern, sollen von den Kaufleuten 2 bis 3 Pfennige auf jede Elle über den gewöhnlichen Preis erhalten. Obgleich in der alten Legge-Ordnung auf die falsche Schierung eine Strafe von 25 Goldgulden gesetzt ist, so wollen Wir doch solche hierdurch bey der ersten Contravention auf 5 Thaler für einen fehlenden ganzen Ging, und auf 2½ Rthlr. für einen halben Ging, bestimmen. Läßt sich aber ein Weber die falsche Schierung öfter zu Schulden kommen, so soll die Strafe verdoppelt, und nach Befinden noch mehr verhöhet werden.

4. Kein Stück Linnen soll über 105 Ellen lang seyn, und das Uebermaß auf der Legge abgeschnitten werden.

II.

Was den Verkauf des im Amte Ravensberg verfertigten Linnens betrifft, so soll

Vom Verkauf des Linnens.

1. kein Weber das Linnen gleich vom Weberstuhle an Vorkäufer oder an andere Fabrikanten, oder wer er sonst seyn mag, überlassen, sondern es muß ein jeder Weber, oder jeder Unterthan, welcher weben läßt, das Linnen nach einer von den drey Leggen des Amts bringen, daselbst leggen lassen, und den Legge-Impost entrichten, bey Strafe der Confiscation.

Derjenige Ein- oder Ausländer, welcher eines Vorkaufs des Linnens, ehe solches nach der Legge gebracht worden, überführt wird, soll eine Geldstrafe von 20 Rthlr. für jedes Stück erlegen, oder, wenn er nicht des Vermögens ist, die Geldstrafe zu entrichten, mit vierzehntägiger Gefängniß bey Wasser und Brod bestraft werden.

2. Der Weber ist schuldig, mit dem Linnen selbst zur Legge zu kommen, oder doch seine Frau oder denjenigen von seinen Hausgenossen, welche er zum Weben braucht, zur Legge zu schicken, damit ihm die Feh-

ler, welche beym Weben begangen seyn möchten, gezeigt werden können.

3. Jeder Unterthan, der Linnen webt, oder weben läßt, soll vom Fabriken-Commissarius mit einem Buche versehen werden, worin er die zur Legge gebrachten Stücke verzeichnen lassen muß.

4. Kein Weber oder Unterthan darf, bey Strafe von 5 Rthlr., sein Linnen unter fremden Nahmen, als z. B. auf den Nahmen seiner Mägde, Backhäuser, Leibzüchter, Heuersleute, u. s. w. zur Legge bringen und zeichnen lassen, damit sich nicht ein und der andere auf solche Art der Berichtigung der darauf genommenen Vorschüsse entziehen kann.

Sollte ein Unterthan, der sich von einem Kaufmanne Geld auf abzuliefernde Linnen hat vorschießen lassen, überführt werden, von einem andern Kaufmanne gleichfalls auf abzuliefernde Linnen Geld geborgt zu haben, bevor der erste Gläubiger befriedigt ist, so soll er eine Strafe von 10 Rthlr. entrichten, oder nur mit einer verhältnißmäßigen Leibesstrafe belegt werden.

Auch der Kaufmann, der wissentlich Linnen an sich kauft, welches auf einen fremden Nahmen zur Legge gebracht, oder schon an einen andern gegen einen Vorschuß versagt ist, soll eine Strafe von 10 Rthlr. entrichten.

5. Die Legge-Bedienten müssen bey den Webern ihres Bezirkes monathlich wenigstens ein Mahl Nachfrage halten, und nachsehen, wie viel Werke oder Stöcke ein jeder aufgenommen oder in der Arbeit hat, und wie weit er damit gekommen ist. Das davon zu haltende Verzeichniß sollen sie nach Ablauf jedes Monaths bey dem Fabriken-Commissarius abgeben.

III.

Würdigung des Linnens nach 4 Classen.

Da bisher das Löwend-Linnen des Amts Ravensberg auf den Leggen keinen festen Preis gehabt, sondern jedes Stück vom Kaufmanne nach einem willkürlichen Preise erhandelt worden ist: so haben sich die Legge-Bedienten um die Güte des Linnens nicht bekümmert, sondern deren Beurtheilung lediglich dem Kaufmanne überlassen. Künftig sollen sie aber, bey Vermeidung scharfer Ahndung, auf alle Mängel genau Acht haben, und diejenigen Stücke welche davon frey sind, nach Beschaffenheit der Güte, mit No. 1. 2. 3. und 4. zeichnen, wovon der auf auswärtigen Leggen und Handels-Plätzen übliche Preis auf eine auszuhängende Tafel angeschrieben werden soll. Und liegt dem Fabriken-Commissarius ob, von diesen Preisen Nachricht einzuziehen und solche den Legge-Officianten bekannt zu machen.

Um die Weber noch mehr aufzumuntern, tüchtiges Linnen zu verfertigen, werden Wir für diejenigen, welche die ersten Stücke, und in der Folge die meisten Stücke von No. 1 und 2 zur Legge bringen, besondere Prämien aussetzen, und deshalb das Erforderliche besonders verfügen.

In Ansehung derjenigen Stücke Linnen, welche unter keine von den vier Classen gebracht werden können, bleibt es auf den bisherigen Fuß.

Wenn der Weber sein Linnen auf der Legge nicht zu einem annehmlichen Preise anbringen kann, steht ihm frey, solches ausser Landes zu verkaufen; jedoch muß er in solchem Falle doppelte Legge-Gebühren entrichten, wogegen ihm die Legge-Kammer einen Schein zur Ausfuhre zu ertheilen, und auf dem Stücke selbst das Ellen-Maß ganz genau zu bemerken schuldig ist.

IV.

Bestimmung gewisser Legge-Tage.

Um bey den Leggen eine Concurrenz von mehrern Käufern zuwege zu bringen, soll künftig die zu Versmold, 4 Tage in der Woche, die zu Halle 3 Tage, und die zu Borgholzhausen 2 Tage in der Woche offen seyn, und zwar von Ostern bis Michaelis von 7 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags, und von 1 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr Abends; von Michaelis bis Ostern aber von 8 Uhr Morgens bis 12 Uhr, und von 1 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags.

V.

Bestimmung der Accise- und Legge-Gebühren.

Die Accise- und Legge-Gebühren sollen nicht erhöhet werden, sondern es bleibt bey dem bisherigen Imposte von 2 Ggr. 8 Pf. für jedes Stück ohne Unterschied, welches bis 100 Ellen hält.

Ausserdem erhalten die Legge-Bedienten das hergebrachte Emolument von 8 Pfenn. für jedes Stück, wogegen sie den Kaufleuten in Binden und Packen des Linnens Hülfe leisten müssen.

VI.

Den Legge-Bedienten wird, bey Verlust der Bedienung und anderer empfindlicher Bestrafung, untersagt, von den Kaufleuten oder Webern Geschenke an Wein, Tobak, oder worin sie sonst bestehen mögen, zu nehmen. Vielmehr müssen sie sich bey der Messung sowohl als der Zeichnung, jederzeit unparteyisch bezeigen, und den Webern die etwa begangenen Fehler mit Glimpfe vorhalten, so wie auf der andern Seite die Kaufleute und Weber sich gleichfalls ordentlich betragen, den Vorgesetzten der Legge nicht widerreden, noch weniger schelten oder fluchen, keinen Tobak rauchen, noch Wein oder Branntwein trinken sollen, worauf der Fabriken-Commissarius mit zu sehen hat.

Kein Weber, oder wer sonst Linnen zur Legge bringt, darf solches beym Vermessen selbst streichen oder ankreiden, sondern dies ist die Obliegenheit der Legge-Bedienten.

VII. Uebri-

VII.

Wie es mit ausländischen Linnen zu halten.

Uebrigens bleibt den Linnen Händlern frey, auswärtiges Linnen in Parteyen anzukaufen und weiter zu versenden, ohne daß sie solches zur Legge zu bringen oder etwas davon zu entrichten brauchen. Wäre aber den Linnen-Händlern daran gelegen, daß dergleichen Linnen als einländisch mit No 1. 2. 3. oder 4. gezeichnet wird, so müssen die Legge-Bedienten solches im Beyseyn des Fabriken-Commissarius auf das genaueste untersuchen, und sich bey Verlust ihres Dienstes darunter keine Parteylichkeit zu Schulden kommen lassen.

Wir befehlen also Unserer Krieges- und Domainen-Kammer, Land- und Steuer-Räthen, nicht weniger den Beamten des Amts Ravensberg und dasigem Fabriken-Commissario, mit allem Ernst über diese Legge-Ordnung zu halten, und dahin zu sehen, daß die Contraventiones gesetzmäßig bestraft werden.

Der Fabriken-Commissarius, oder die Legge-Kammer, soll von jeder Contravention ein Protokoll aufnehmen, und solches an den Steuer-Rath, dieser aber an die Krieges- und Domainen-Kammer einsenden.

In wichtigen und erheblichen Fällen soll dem Amte oder einem Fiscal die Untersuchung aufgetragen, und von der Kammer-Justiz-Deputation das Erkenntniß abgefasset werden.

Urkundlich unter Unserm beygedruckten Königlichen Insiegel. Gegeben zu Berlin, den 20 Sept. 1791.

(L.S.)

Auf Sr. Königlichen Majestät allergnädigsten Special-Befehl.

v. Blumenthal. v. Heinitz. v. Mauschwitz.

Leg-

Legger, Wasser-Legger; siehe Leger 2, oben, S. 783.

Leghorn, siehe Livorno.

Legieren, Legierung; siehe Legiren.

Legion, aus dem Lat. Legio, eine gewisse Schaar römischer Soldaten zu bezeichnen, welche anfänglich nur aus 3000 Mann zu Fuße bestand, bis sie endlich nach und nach, und stufenweise, bis auf 6000 Mann stieg. Figürlich, auch oft so viel als eine große unbestimmte Menge.

Das lateinische Wort Legio, welches eigentlich eine bestimmte Anzahl von Soldaten bey den Römern bedeutet, Matth. 26, 53. Marc. 5, 9 (1), kommt von legere her, welches bey den römischen Schriftstellern oft an statt eligere, wählen, gebraucht wird, indem die Römer, bey Errichtung einer Armee, gemein-

(1) In der Stelle, Matth. 26, 53: „Oder meinest du, daß „ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zu„schickte mehr denn zwölf Legionen Engel? sieht Christus vermuthlich auf die römische Miliz, und versteht unter den zwölf Legionen, deren er hier gedenkt, so viele Legionen, als dazu gehörten, eine vollständige Armee auszumachen (*). Vermuthlich sieht er damit auch auf die Zahl seiner Jünger. Petrus hatte dem Knechte des Hohenpriesters das Ohr abgehauen (Marc. 14, 47.), und die Jünger Christi befanden sich damahls in großer Noth; daher sagt Christus, er könne gar wohl seinen Vater bitten, daß er seinen eilf Jüngern, und ihm selbst als dem Zwölften, eine Legion zum Schutz schicken könnte, weil Christus mit seinen damahligen Jüngern, ausser dem Judas, der sich von ihm getrennet hatte, eine Anzahl von zwölf Personen ausmachte.

Aus

(*) S. *Westhovii* Observation. ad passion. Christi, p. 293.

meiniglich die besten Leute auslasen. Die Stärke einer solchen Legion bey den Römern wird sehr verschieden angegeben. Schon Romulus errichtete dieselbe, und zwar machte er jede 3000 Mann Fußvolk und 300 Mann Cavallerie stark (2). Nachdem aber die Sabiner mit in die Stadt aufgenommen wurden, wurde jede Legion 6000 Mann Infanterie stark gemacht, und ihr 600 Mann Cavallerie zugegeben (3); welches aber Einige nicht glauben, sondern meinen, daß, wenn ja einige Veränderung vorgegangen sey, die Legion auf 4000 Mann gesetzt, und daher auch quadrata genannt worden sey. Wenigstens geschahe dieses von dem *Valerio Poplicola* (4). Allein, im J. 542, wurde sie auf 5000 Mann zu Fuße, und 300 Reiter, eingerichtet (5), und im J. 583 auf 6000 Mann zu Fuße, wobey die 300 Reiter blieben (6). *Marius*, als er nach Afrika übergehen wollte, setzte sie auf 6000 Mann zu Fuße, und 200 zu Pferde (7). Wofür es doch auch wieder bey 5000 Mann blieb, und also alle Aenderungen damit kaum anzumerken sind. Indessen wurde sie doch wieder in 60 Centurien, 30 Manipulos und 10 Cohortes eingetheilet, sie mochte sonst so stark seyn, als sie wollte. Es begriff also eine Cohors 3 Manipulos, und ein Manipulus

Aus der andern Stelle, Marc. 5, 9: „Und er fragte „ihn, wie heißest du? Und er antwortete und sprach: „Legion heiße ich, denn unser sind viel," sieht man offenbar, daß zu einer römischen Legion sehr viele gehört haben (*).

(2) *Plutarch.* Rom. c. 9. (3) Eb. das. c. 15.

(4) *Dion. Halic.* L. 5, c. 4. *Liv.* L. 6, c. 22. L. 7, c. 25.

(5) *Liv.* L. 26, c. 28. (6) *Liv.* L. 43, c. 14.

(7) *Festus* ap. *Sigon* de Ant. Jur. C. R. L. 1, c. 15.

(*) S. *Köcheri* Analecta ad Marc. V. 9, p. 567.

nipulus 2 Centurien; allein, nachdem die Legion z. B. 3000 Mann stark war, bestand eine Centuria auch nur aus 50 Mann; war sie aber 6000 Mann stark, so bestand die Centurie aus 100 Mann, als woher sie auch den Nahmen hat. Nach dem also die Legion stark oder schwach war, waren auch die Cohortes, Manipuli und Centurien schwach oder stark (8). Jede Centurie commandirte ihr Centurio, die ganze Legion aber bald nur der Primipilus, oder oberste Hauptmann, bald aber auch ein Tribunus, oder Legatus (s. im I Th., S. 730, und 743), welchen doch sonst, wie unsern Stabs-Officieren oder Generalen, keine gewisse Truppen angewiesen waren. Um die Legionen von einander unterscheiden zu können, nannte man sie insgemein nach der Zeit, wie sie errichtet worden, Prima, Secunda, Tertia, u. s. f., und das bis auf Trigesima Septima, so viel unter dem Vespasiano waren (9); doch bekamen sie auch Nahmen von denen Ländern, wo sie standen, und von den durch ihre Beyhülfe besiegten Nationen, z. B. Legio Germanica, Britannica, Parthica, Scythica, Gallica; theils von den Göttern, als: Legio Venerea, Apollinaris; theils von denjenigen, welche sie angeworben und errichtet hatten, als: Augusta, Claudia; theils endlich von einer oder der andern Begebenheit, und dem Ausgange einer Schlacht, als: fidelis, victrix, rapax, fulminatrix, u. s. f. (10). Siehe auch im I Th. S. 728, fgg.

Was die Legio fulminatrix betrifft, so bezieht sich dieses auf die gewöhnliche Erzählung eines Wunders, welches im Jahr 174 nach Christi Geburt mit einem Trupp christ-

(8) *Poeschel.* ad *Polyb.* de Milit. Rom. c. 1, §. 9.

(9) *Dio*, L. 38.

(10) *Belus* Rom. restit. L. 4, c. 5.

christlicher Soldaten geschehen seyn soll, und deren um deswillen unter dem Nahmen der donnernden Legion (Legio fulminatrix) von heidnischen und christlichen Schriftstellern der damahligen Zeit gedacht wird. Es ist von ältern und neuern Gelehrten sehr viel über die Zuverlässigkeit dieser Sache gestritten worden; und noch bis jezt ist es unmöglich, die ganze Begebenheit in ein solches Licht zu stellen, daß man Wahrheit und Erdichtung genau von einander scheiden könnte. Hier ist eine kurze Erzählung von dieser sonderbaren Benennung.

Marcus Aurelius Verus Antoninus, mit dem Beynahmen Philosophus, der vierte Kaiser im 2ten Jahrhundert nach Christi Geburt, setzte den Krieg mit den Marcomannen und Quaden fort, den er bald nach Antritt seiner Regierung anfangen mußte, weil diese im heutigen Böhmen und Mähren wohnenden Völker, in Pannonien (dem heutigen Ungarn) eingedrungen waren. Er war öfters schon glücklich gegen dieselben gewesen; dieses machte ihn, wie es oft mit dem klügsten Feldherrn der Fall ist, hitzig und weniger vorsichtig, als er bey dem so sehr veränderlichen Kriegs-Glücke hätte seyn sollen. Als er sie einstmahls unweit dem Flusse Gran fast gänzlich geschlagen hatte, ließ er so unbehutsam nachsetzen, daß diese, der Gegend kundige Feinde ihn tief in eine gebirgige Gegend lockten, aus welcher er sich nicht anders, als mit dem sichtbarsten Verluste retten konnte, und wodurch alle seine vorigen Siege auf einmahl fruchtlos gemacht worden wären. Hier stand er nun mit seinem Heere, und wartete auf einen geschickten Zeitpunct, wo ihm vielleicht der schon triumphirende Feind selbst Blöße geben würde, und er sich mit Ehren aus der gefährlichen Lage ziehen könnte. Der Feind war zwar genug geschwächt, daß er sogleich keinen Angriff wagen durfte,

aber

aber seine Stellung war doch auch so, daß die Römer nie anders, als durch einen Zufall, gerettet werden konnten. Der Feind hatte den Rücken frey, und Antoninus war eingeschlossen, so, daß seine Armee Hungersnoth litt, und besonders durch die brennendste Hitze und den gänzlichen Mangel an Wasser in die äusserste Noth kam. Ganz natürlich war es dann, daß alles gen Himmel um Rettung seufzte, die Heiden zu ihren Götzen, und die unter der Armee befindlichen Christen zu dem einigen wahren Gott. Plötzlich fiel ein ungemein starker Regen, welcher von den Römern begierig aufgefangen wurde, und sie ungemein erquickte. Gleich darauf entstand auch ein fürchterliches Gewitter mit schrecklichen Schloßen. Unter währendem Gewitter glaubten die Marcomannen, daß es Zeit sey, etwas zu unternehmen, und fielen die Römer in ihren trübseligen Umständen an, wurden aber wider alle Erwartung glücklich geschlagen; und der Hagel, welcher sie am meisten traf, half treulich dazu, sie zu Grunde zu richten. Als die Schlacht gewonnen war, schrieb im römischen Heere, jede Religions-Partey den Regen, das Gewitter und den Sieg, ihrem Gebete zu. Die Heiden opferten ihren Göttern, und die Christen glaubten, daß der Gott, dem sie jezt dankten, Glück und Sieg in ihre Hände gegeben hätte. Von der Zeit an lieset man in den heidnischen und christlichen Schriftstellern Nachrichten von dem Wunder der donnernden Legion; und Einige behaupten, daß der Kaiser selbst einer Anzahl christlicher Soldaten diesen Nahmen gegeben habe. So schreiben es *Apollinaris*, *Tertullianus* und *Eusebius*, und gleichwohl weis man schon von der Zeit des Augustus her eine Legion in Cappadocien, die den Nahmen der donnernden führt. Einige Geschichtschreiber haben es unwahrscheinlich gefunden, daß bey dem Hasse der Heiden gegen die Christen, und bey der Abneigung der Christen

zu Kriegs-Dienſten, eine ſolche Schaar, als eine Legion ausmachte, in der heidniſchen Armee aus Chriſten beſtanden hätte. Man weis ja aber, daß die Kaiſer nach den Triumviraten nicht ſtets die Einrichtung der vorigen Zeiten beybehielten, und daß Legion, Cohorten ꝛc. von den Feldherren beſtimmet wurden, wie ſtark ſie ſeyn ſollten. Es mußte ja alſo eine Legion unter dem Antonin nicht gerade ſo ſtark ſeyn, als zu den Zeiten der Conſuls und des kriegeriſchen Dictators; daher iſt es ja wohl möglich, eine ſolche Anzahl Chriſten in der Armee zu finden, die, wie man es damahls rechnen wollte, eine Legion ausmachten, und die eben aus Haß zuſammengeſtellet worden waren, damit man deſto leichter ihr Verſehen rügen, oder dies und jenes auf ſie ſchieben könnte. Ueberdies war der Chriſten-Haß mehr unter den Procuratoren der vom Hofe entfernten Provinzen und unter dem Pöbel, als am Hofe des Antoninus; und ob er gleich zugab, daß die vierte Haupt-Verfolgung gegen die Chriſten erging, ſo ſcheint doch dieſes die Möglichkeit noch gar nicht aufzuheben, daß nicht eine chriſtliche Legion unter ſeiner Armee habe ſeyn können. Werden nicht in vielen römiſch-katholiſchen Ländern die Proteſtanten verfolget? und doch ſind ihrer mehr, denn eine Legion in der Armee, und genießen dort im Militair-Stande die Freyheit, die ſie im Civil-Stande aus allerley Urſachen entbehren.

Tertullianus gedenkt in ſeinem Apologetico, c. 5, eines Schreibens des Kaiſers, (und beym *Juſtinus Martyr* findet man es ſeiner Schutzſchrift beygedruckt,) an den Senat in Rom, in welchem er ſeinen Sieg, Regen und Donner-Wetter dem Gebete der Chriſten zugeſtehen ſoll. *Dio Caſſius* hingegen verſichert, ein ägyptiſcher Zauberer in dem Gefolge des Kaiſers, habe durch ſeine Künſte und Beſchwörungen das Wetter hervorgebracht. *Capitolinus Themiſtius*

miſtius und *Claudianus* ſchrieben es dem Gebete des Kaiſers und ſeiner Soldaten zu, durch welches die Götter bewogen worden wären, ihnen Sieg gegen ihre übermächtigen Feinde zu geben. *Euſebius*, ein chriſtlicher Schriftſteller, ſagt aber Hiſt. eccl. L. 5, c. 5, ausdrücklich, daß bey der großen Gefahr des römiſchen Heeres, die Legion, welche Melitina hieß, und welche wegen ihres Glaubens bis auf ſeine Zeit geblieben ſey, ſich auf ihre Knie geworfen, und zu Gott ernſtlich um Hülfe gerufen hätte. Einige hundert Jahr nach allen dieſen Nachrichten vermehrte *Xiphilinus* den ſchon angeführten Bericht des *Dio Caſſius* in den Auszügen, die er aus dieſem Schriftſteller machte, und ſetzt ſogar hinzu, daß der Oberſte der Leib-Wache dem Kaiſer gemeldet hätte, die Chriſten könnten, wie man ſagte, alles ausrichten, und er habe eine chriſtliche Legion unter ſeinem Heere; darauf habe der Kaiſer ihnen befehlen laſſen, zu ihrem Gott um Hülfe zu rufen; die Chriſten wären glücklich erhört worden, und der Kaiſer habe ihnen, zu ewigem Andenken, den Nahmen Legio fulminatrix beygelegt. In Rom ſteht noch heut zu Tage die Ehren-Säule des M. Aurel. Antonin's, und die Geſchichte befindet ſich auf derſelben (*). Man ſieht nähmlich Soldaten, die ſich emſig bemühen, den fallenden Regen aufzufangen; aber nichts kommt vor, woraus man ſchließen könnte, daß dieſe Begebenheit den Chriſten oder einer chriſtlichen Legion zugeſchrieben worden wäre. Es läugnen nun wohl Clericus, Baumgarten und Mosheim, daß dieſe Begebenheit den Chriſten Vortheil verſchaffet habe; ja, Hr. Prof. Schröckh

(*) Man hat folgendes Werk davon: La Colonna di Marco Aurelio, ove é ſcolpita l'Hiſtoria della guerra e vittoria Marcomannica intagliata in acqua ſorte da *P. S. Bartoli*, e ſpiegata da *G. P. Bellori*. 78 Blätter in Noten-Format.

Schröckh sagt im 3 Th. seiner Kirchengeschichte, S. 151: „Hätte der Kaiser den Christen einen Antheil an diesem „Regen, Gewitter und Siege zugestanden, er würde sie zu„gleich für Erretter des Reichs erkannt haben, ihre so all„gemein bekannte und unläugbare Wohlthat müßte die „ausnehmendsten Wirkungen zu ihrem Vortheil gethan ha„ben, aber die Geschichte sagt von keiner einzigen etwas, „sie hat vielmehr ganz widrige aufbehalten."

Daraus folgt aber nur so viel, daß die Heiden ihren Sieg nicht den Christen zugeschrieben haben, und daß man nach diesem Siege die Christen nicht glimpflicher behandelt habe, als zuvor. Wie oft aber läßt man einem Menschen nicht Gerechtigkeit wiederfahren, bloß weil man in hohem Grade wider ihn eingenommen ist, und eben so oft ist auch Undank der Welt Lohn. Alles was man etwan daraus mit Gewißheit folgern könnte, wäre, daß der Nahme Legio fulminatrix nicht ein Ehren-Prädicat des Kaisers selbst sey, sondern vielleicht ein Arrogat der Christen, oder ihrer Schriftsteller. Ist es ziemlich wahrscheinlich, daß in so großer Noth die ganze Armee um Errettung seufzte, warum kann nicht das Gebet der Christen, unter welchen es gewiß Gerechte gab, wirklich erhört worden seyn? denn des Gerechten Gebet vermag ja viel, wenn es ernstlich ist, und warum könnte denn nicht, ohne etwann aus Leichtgläubigkeit dieses anzunehmen, Regen, Wetter und Sieg eben so wohl eine Folge des Christen-Gebetes gewesen seyn, wie dort der Sieg Israels, wenn Moses seine Hände zum Herrn aufgehoben hielt. Ein wahrer Christ nimmt gewiß nicht Rücksicht auf die Religion seiner Obrigkeit, sondern er ist gleich gehorsam dem Gütigen und dem Wunderlichen, dem Herrn seines Glaubens und dem Fremden; denn er weis, jede Obrigkeit, die über ihn gesetzt ist, ist Gottes Ordnung. Er betet also ge-

wiß mit Inbrunst für seine Vorgesetzten, für das Wohl seines Landesherrn, in so weit es mit Gottes gutem gnädigen Willen übereinstimmt. So haben gewiß auch die christlichen Soldaten im Heer Antonin's, (wenn es nur wahrscheinlich ist, und dies dünkt mich, daß sich unter denselben solche befunden haben, weil die Gründe davon auf Zeugnissen und Aeusserungen der Schriftsteller beruhen,) für das Wohl des Kaisers gebetet; und warum soll der Herr, der Gott von Macht und Kraft, nicht auch auf ihr Gebet ihnen gleichsam ein Patent gegeben haben, aus welchem die Heiden, wenn sie nicht vorsetzlich blind blieben, lesen konnten, daß die Christen sein Volk wären, und daß selbst die heidnischen Verfolgungen seine Kirche nur desto fester gründen würden?

Ende des sieben und sechzigsten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie bequem herausgeschlagen werden können, angekleistert.

Zusatz zu S. 692.

zwischen Leg und Leg-Penninge.

Leg, oder **Lege**, ein Bey- und Neben-Wort, leger, legste, welches nur in einigen gemeinen Mund-Arten üblich ist, wo es eigentlich niedrig bedeutet, in welchem Verstande es vorzüglich im Niederdeutschen vorkommt. Das Wasser ist leg, niedrig. Leges Wasser ist daselbst besonders der niedrigste Wasserstand bey der Ebbe. Leges Land, niedrig, tief gelegenes Land, im Gegensatze des hohen. Das Leg-Mohr, ein niedriges Mohr-Land, im Gegensatze des Hoch-Mohres. Figürlich wird es daselbst auch theils für kraftlos, unschmackhaft gebraucht, leges Bier, ein leger Mensch, der keine Kräfte hat; theils für kränklich, leg aussehen; theils für schlimm, böse, wo auch Leger als ein Haupt-Wort für Noth, schlechte Umstände üblich ist, theils aber auch für verächtlich, niedrig, jemanden sehr leg halten.

Im Danischen für niedrig lav, im Schwed. läg, im Holl. laeg, im Engl. low, im Isländ. lagr. Im Schwed. ist Lugd ein niedriger Ort, im Holl. Leeghde. Die Nieder-Sachsen sprechen es gemeiniglich mit einem geschlossenen oder scharfen, die gemeinen oberdeutschen Mund-Arten aber mit einem offenen e aus. Es ist das Stamm-Wort von dem Zeit-Worte legen. (s. S. 738, fgg.) In dem zusammengesetzten Donlege, abhängig, scheint lege mehr die Bedeutung des Zeit-Wortes zu haben, weil dön gleichfalls tief bedeutet, gleichsam sich niederwärts legend, d. i. neigend; so wie im Theuerdank in eben diesem Verstande, aber in anderer Betrachtung, anleg vorkommt, d. i. sich aufwärts legend oder erstreckend.

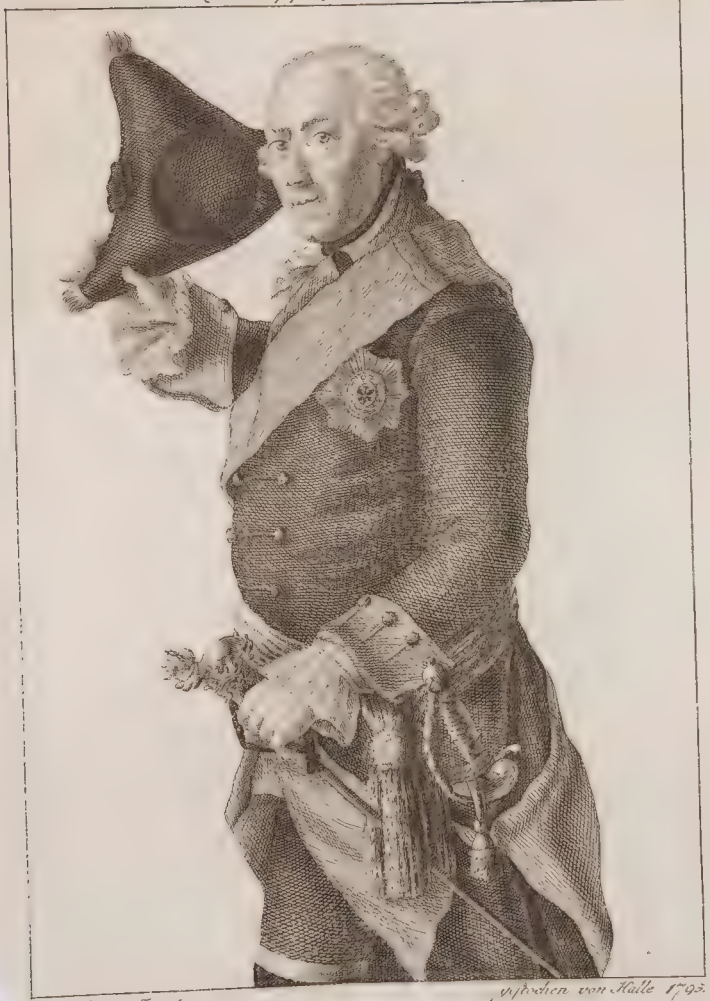
Das dahin ist ein böser weg
Stickel und gar wenig anleg.
Cap. 47.

Im Hochdeutschen muß man beyde Richtungen durch abhängig ausdrucken, welches man in den Mund-Arten nicht nöthig hat.

Anmerkung

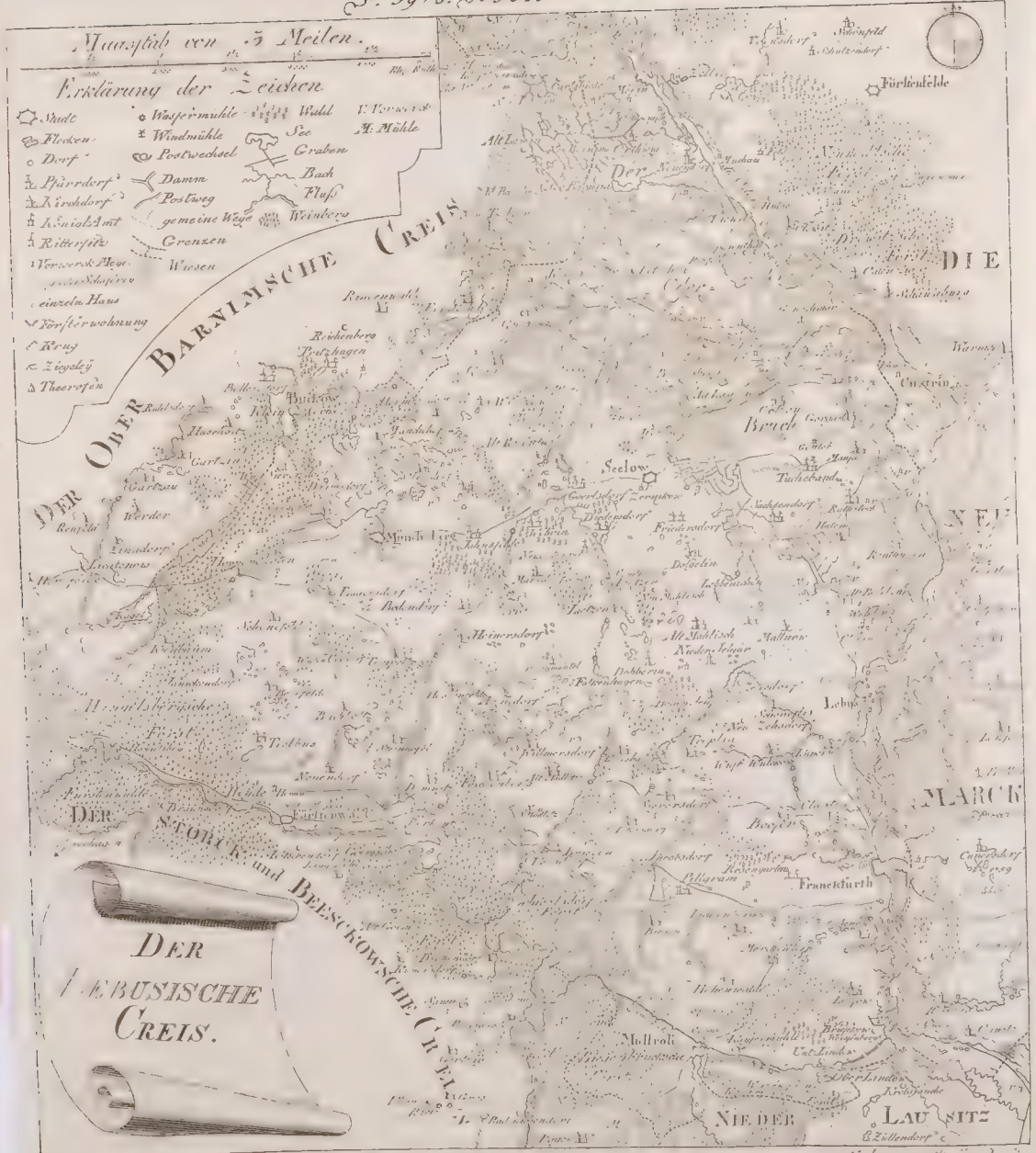
wegen des dem gegenwärtigen Theile vorgesetzten Bildnisses.

Die allegorische Verzierung des gegenwärtigem Theile vorgesetzten Bildnisses des verehrungswürdigen Herrn Reichs-Grafen von Burghauß, bezieht sich auf zwey wichtige oekonomische Anstalten und Geräthschaften; nähmlich: die auf Dessen Veranlassung, wegen Einführung der Stall-Fütterung und Ersparung der Siede- und Häcksel-Schneider errichtete, durch Wasser getriebene Häcksel-Mühle, und den, zum Umackern des Getreides erfundenen sechs- und vier-scharigen Pflug, deren Beschreibung und Abbildung, nebst vorangeschickten Ergänzungen zum Art. Häckerling, (im XX Th. gegenwärtigen Werkes,) im J. 1793, auf 2 Bog. in groß Octav, nebst 2 Kupfer-Tafeln, bey meinem Herrn Verleger erschienen ist.



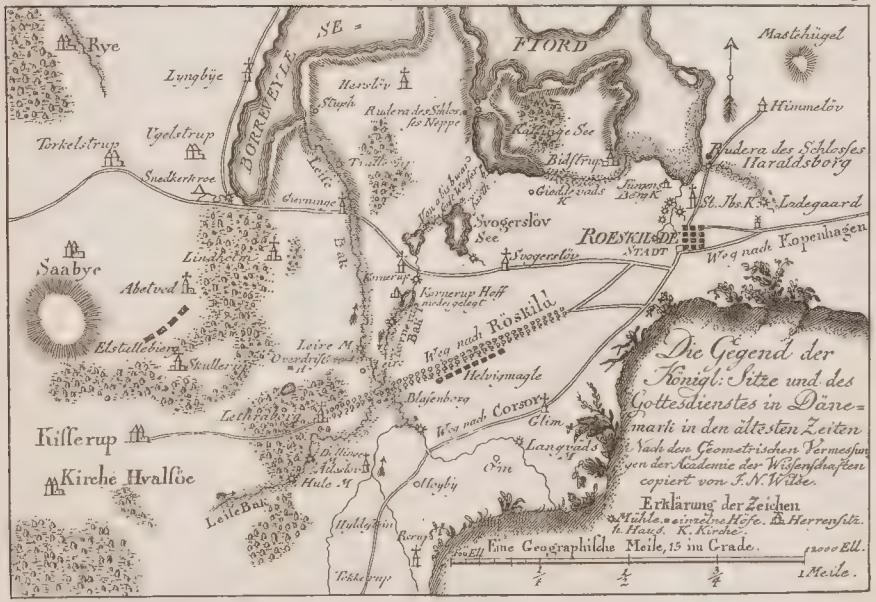
gemahlt von Franke. gestochen von Hülle 1793.

Oec. Tech. Enc. LXVII Th.



gezeich: von C. L. v. Oesfeld.
Oec. Tech. Enc. LXVII Th.

...rstechen von Nolle Berlin.



Oec. Enc. LXVII Th.

GRUNDRISS des Gräflich Rolsteinschen Rittersitzes Lethraborg ohnweit Rösceild in Dännemark, in welcher Gegend ehemals der Hauptsitz der Dänischen Regierung und des Gottesdienstes in den heidnischen Zeiten war.

Geometrisch aufgenommen v. Chrtph: Hammer Kö: Dän: Just: Rath und Gen: Conducteur 1751. Maasstab von 300 Dänischen Ruthen zu 12 Rheinländische Fuß. Im Kleinen copiert von J: N: Wilse Professor Theologiae extraordin. 1784.

Erklærung der Zahlen und Buchstaben.

A das Schloß Lethraborg.
B. gerade Alleen.
C zwey Wesher.
D ein Hügel mit Bäumen besetzt.
E. die Mühle Dellinge.
F. der kl: Fluß Lethra: dessen Ufer mit Pappelbäumen bepflanzt sind.
G. das kl: Haus Börsen
H. die Pfarrey Allesherd.
J. Wege.
K. Wald.
L. Felder.
M. die Mühle Hvide.
N. das kl: Haus Rörup.
O. der Streitsumpf Stridsmose.
Q. der Sumpf Glarkytte.
R. der Sumpf Brandsvad Torremoose.
S. der alte See.
T. der lange Sumpf.
V. die Ebene Brandsvad.
Z. der grose See Knap.
Æ. der kl: See Knap.
1. des Jägers Haus.
2. das kl: Haus Elerup.
3. der heilige oder weise See, Vithe See.
4. der alte See oder Hennings Grube.
5. das Thal der Hertha.
6. die Felder des Städtchens Lethra.
7. das Heiligthum der Hertha.
8. Tinghöy.
9. der Schiess-Platz.
10. angenehmer Hügel.
11. Säulen Hügel.
12. das kl: Haus Litgedt.
13. die neue Brücke.
14. der Königl: Stall Hestebierg.
15. Folehöy.
16. der Meyerhof Blasenborg.
17. eine Tuch-Fabrik
18. der See Haglebro, itzt Styrtedam
19. das Städtchen Leire.
20. Harald's Grab Hyldedand.
21. die Mühle von Leire.
22. der Königin Stuhl Dronning Steenen und des Königs Stuhl.
23. ein von Kiernerup herfliessender Bach
24. Hyldehöy.
25. Stenhöy, Hügel mit Steinen umgeben.
26. Kirkehöy.
27. Frishöy.
28. Mosethöy.
29. Osterhöy.
30. der Ort wo ehemals das Königl: Schloß war.
31. Ravnshöy.
32. das Königl: Brukshaus.
33. Olufshöy.
34. der Königl: Pallast gemeiniglich Königsgaarden.
35. ein Damm gegen das Austreten des Sees in das Thal.
36. ein mit Zäunen besetzter Weg der nach dem Heiligthum der Hertha führet.

Oec. Enc. LXVII Th.